



Gez. u. lith. v. W. Diez.

DIE NATIONEN VOR HEINRICH II.



Druck v. Dr. C. Wolf u. Sohn München

NACH EINEM GLEICHZEITIGEN BILDE.

Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Zweiter Band.

Blüthe des Kaiserthums.

Vierte Auflage.

Mit einer Kunstbeilage von W. Diez

Braunschweig,
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.)
1875

Vorrede.

Dieser zweite Band hat in der neuen Auflage zahlreichere Aenderungen erfahren, als der erste. Eine genaue Revision war erforderlich, weil einmal erst jetzt die großen Altaicher Annalen, eine der wichtigsten Quellen für die hier behandelte Periode, nach ihrem Wortlaut benutzt werden konnten, dann weil eine größere Zahl von gründlichen Untersuchungen in dem letzten Decennium erschienen sind, welche einzelne Theile dieser Periode betreffen. Mit besonderem Danke habe ich zu erkennen, daß mir die Herren Dr. H. Breßlau und Professor E. Steindorff ihre Arbeiten über Heinrich II. und III. schon vor der Veröffentlichung zugänglich machten. Die beiden neuen Bände von Waitzs Deutscher Verfassungsgeschichte kamen mir leider so spät zu, daß ich den fünften nur noch für die Anmerkungen, den sechsten auch für diese nicht mehr zu verwerthen vermochte.

Ungeachtet vielfacher Berichtigungen und einzelner Ergänzungen der früheren Darstellung ist das Bild, welches ich von der Blüthezeit des deutschen Kaiserreichs entworfen habe, in seinen Grundzügen unverändert geblieben. Auch die spätere Forschung, wie viel sie im Einzelnen näher bestimmen mag, wird kaum, wenn sie nicht mit den Quellen willkürlich verfahren will, zu wesentlichen Correcturen dieser Grundlinien führen.

Es sind über das Wesen jener Zeit, in welcher nach der allgemein herrschenden und gewiß richtigen Ansicht die deutsche Reichsgewalt sich im Mittelalter am kräftigsten entwickelte und geltend machte, jetzt unschwer klare Vorstellungen zu gewinnen,

und mit der richtigeren Einsicht in die Bedeutung jener Zeit wird auch die Erkenntniß wachsen, wie die neue deutsche Reichsgewalt, die wir vor unseren Augen haben entstehen sehen und deren Dasein sich uns nach allen Seiten energisch fühlbar macht, zwar die mannigfachsten Vergleichungspunkte mit der des elften Jahrhunderts bietet, aber doch auf durchaus verschiedenen Grundlagen ruht und wesentlich andere Zielpunkte verfolgt und verfolgen muß. Wollte das neue Reich jemals auf die Bahnen des alten einlenken, so würde jeder Versuch alsbald seine ganze Existenz gefährden.

Stolze und erhebende Erinnerungen unsres Volkes werden sich immer an jene Blüthezeit des alten Reichs knüpfen, wo in den Händen unsrer Kaiser eine weithin geachtete Macht lag, wo der deutsche Name im Abendlande in erster Stelle stand. Klarer als früher erkennen wir jetzt, wie viel jene Kaiser für die engere Verbindung der deutschen Stämme zu einer Volksgemeinschaft gewirkt, wie sie eine große civilisatorische Aufgabe nicht allein für Deutschland, sondern auch für einen großen Theil der Nachbarstaaten gelöst haben. Aber nicht minder klar stellt sich heraus, wie wenig es ihnen gelang, die Macht des Reichs durch Recht und Gesetz zu festigen, wie sie vielmehr die Zukunft desselben in Frage stellten, indem sie die Fortbildung des Rechtes und einer geordneten Verwaltung hauptsächlich der Kirche und den einzelnen Territorien überließen, während sie ihre Autorität vornehmlich durch äußere Erfolge und den Gehorsam eines reichen, klugen und welterfahrenen Klerus zu stützen suchten. Als die Waffenerfolge fehlten und die Geistlichkeit den Gehorsam weigerte, zeigte sich sogleich der Welt, daß jene anspruchsvolle und gefürchtete Kaisermacht nur zu viele verwundbare Stellen hatte, und die Welt hat damals, wie zu allen Zeiten, bald tiefe Wunden geschlagen, wo Blößen offen lagen.

München, den 1. August 1875.

W. v. Giesebrecht.

Inhalt.

Viertes Buch.

Befestigung des Reichs durch Heinrich II.
1002—1024.

Fünftes Buch.

Das Kaiserthum auf seiner Machthöhe unter Konrad II. und Heinrich III. 1024—1056.

Quellen und Beweise.

Register.

Kunstbeilage: die Nationen vor Heinrich II.
Nach einem gleichzeitigen Bilde (vergl. S. 95. 609).

Viertes Buch.

Befestigung des Reichs durch Heinrich II.

1002 – 1024.

1.

Das Reich nach dem Tode Ottos III.

Wie die niederdeutschen Stämme einst die Freiheit, den Glauben, die Sprache der Väter vor römischer Bewältigung geschützt hatten, so waren sie es wiederum, die nach einem Jahrtausend, nachdem sie das Christenthum und die Ordnungen des fränkischen Reichs angenommen, die Kirche Christi und das Erbe Karls des Großen vor der Zerstörungswuth heidnischer, barbarischer Stämme durch rühmliche Kämpfe retteten. Den Siegern fiel nach Gebühr der Kampfspreis zu. Das Kaiserthum Karls ging von den Franken auf die Sachsen über; einen sächsischen Edling schmückte der Papst in Otto dem Großen mit der Kaiserkrone. „Auf eure Treue bauend, ihr felsenfesten Sachsen, siegten unsere Vorfahren, wurden Könige und aus Königen Kaiser zum Heile der Welt!" so sprach einst Heinrich II., der Letzte des sächsischen Kaisergeschlechts.

Mitten in das Herz Europas verlegte Otto der Große den Sitz seines sächsisch-fränkischen Reichs, in dem er die deutschen Stämme zuerst zu einem deutschen Volke verband. Dieses deutsche Volk wurde der Kern, das deutsche Land der Mittelpunkt des römischen Reichs deutscher Nation. Eine kolossale Feste inmitten Europas, schützte das deutsche Kaiserreich die gesammte germanisch-romanische Welt, die Hüterin aller Ueberlieferungen einer höheren Gesittung im Abendlande, vor dem Ansturm der Feinde und wurde alsbald zu einer Zwingburg für diese selbst. Unter dem Schutz desselben erhoben sich die Italiener und Franzosen zuerst zu einem deutlichen Bewußsein ihrer Nationalität, entstanden unter ihnen nationale Institutionen, welche die Keime einer unendlichen Entwicklung in sich trugen; in der Abhängigkeit von ihm gediehen die skandinavischen und westslawischen Stämme zu kirchlichen und staatlichen Ordnungen, die sie den Kulturvölkern des Abendlandes näher und

näher brachten. Selbst die Magyaren konnten sich dem Einfluß des Kaiserreichs nicht mehr entziehen; unter dem Beistande desselben kam das Königthum unter ihnen auf, gewann der christliche Glaube bei ihnen den Sieg. Die römisch-katholische Kirche, wie sie sich weithin über die abendländische Welt verbreitete, erweckten die Ottonen aus langem Schlafe zu neuem Leben; die Mission erstand wieder und hatte die schönsten Erfolge. So war das deutsche Kaiserthum der Eiche gleich, die von dem Boden aus, wo ihr mächtiger Stamm himmelwärts aufsteigt, die knorrigen Wurzeln unter der Erde nach allen Seiten treibt und zugleich weithin die Menschen mit ihren laubreichen Aesten beschirmt.

Das neue Kaiserreich war, wie vordem das Reich Karls des Großen, Kriegsstaat und geistlicher Staat in Einem; der Kaiser der große Heeresfürst Europas und zugleich der Statthalter Christi, mit dem Schwerte zur Rache über alle Uebelthäter, zur Vernichtung „aller Heiden und schlechten Christen“ belehnt. Eine ungeheure, kaum noch durch die alten Rechtsgewohnheiten der deutschen Stämme beschränkte Gewalt schien in seine Hand gelegt. Wie hätte da nicht auch der Versuch gewagt werden sollen, das Kaiserthum über jede Schranke menschlicher Macht zu erheben, eine absolute Monarchie auf dasselbe zu gründen und ihr eine universelle Anerkennung im ganzen Abendlande zu gewinnen? Die Nachkommen des ersten Otto steuerten auf dieses Ziel hin. Wie sie den Mittelpunkt der Herrschaft von Deutschland mehr und mehr nach Italien verlegten, so faßten sie auch ein Regiment in das Auge, das mit der begrenzten fürstlichen Macht, wie sie von Alters her unter den Deutschen bekannt war, wenig gemein hatte und an den Despotismus des alten römischen Kaiserthums und Constantinopels gemahnte. Nicht allein die Erblichkeit der Krone, nicht allein die Ausbreitung und einheitlichere Verbindung des Reichs erstrebten sie: Otto III., der Sohn einer griechischen Kaisertochter, begann den Grundstein zu legen zu einem abendländischen Imperium, welches dem von Byzanz in seinen Ansprüchen mindestens gleich kam.

Fernliegenden Zielen jagten der Sohn und der Enkel Ottos des Großen nach, aber die Kräfte schwanden, ehe sie zu denselben gelangten. Und schlimmer noch, daß sie über dem Fernen meist das Nächste versäumten! Bald zeigte sich, daß sie weder die inneren Gegensätze im Reiche zu bewältigen, noch die äußere Stellung des ererbten Reichs



zu behaupten vermochten. Ueberall, außen und innen, geriethen sie in endlose Verwicklungen; überall sahen sie sich von Widersachern umgeben. Otto III. starb verlassen von der Welt, die er mit der heraufbeschworenen Macht der alten Imperatoren zu beherrschen geträumt hatte. Das Kaiserreich ging deshalb nicht unter; es erhielt sich als eine von Gott selbst geordnete Macht von den Völkern gefürchtet und verehrt. Aber schon trat klar an den Tag, auf wie unsicherem Grunde dieses Reich ruhte. Zu großen gesetzlichen Ordnungen hatten es die Ottonen niemals gebracht, niemals auch nur den Versuch einer umfassenden Reichsgesetzgebung gewagt, wie sie einst in den Karolingischen Capitularien bestanden hatte. Das geschriebene Recht verlor immer mehr seine Geltung; wir wissen, daß mit dem Ausgang der Ottonen auch der Gebrauch der geschriebenen Volksrechte abkam. So zeigte sich Alles nur auf die persönliche Kraft des Kaisers, auf die Macht der Thatsachen und unsichere Traditionen gestellt. Und um so gefahrvoller war diese Stellung, als eine neue Zeit die Ueberlieferungen der Vergangenheit mit Gewalt zurückdrängte.

Man stand mitten in einer Epoche gewaltigster Gährung im Abendlande. Alle Elemente des europäischen Staatslebens aus der Karolingerzeit hatten sich aufzulösen begonnen; die Dinge arbeiteten eine neue Gestalt zu gewinnen, deren äußerste Umrisse bereits zu erkennen waren. Die Machtverhältnisse der Reiche hatten sich verschoben, die Stammesunterschiede an ihrer früheren Bedeutung verloren. Das ganze Leben erhielt zugleich durch die Allgewalt, mit welcher die Ideen des Lehnswesens vordrangen, eine andere Richtung. Das Vasallenthum vollzog seinen Lauf um die Welt; die alte Gemeinfreiheit wich überall ohnmächtig vor ihm zurück. Eine neue Zeit hob an, und der Umschwung der Dinge machte sich gerade in den deutschen Ländern um so bemerklicher, je tiefer hier die uralten Verhältnisse gewurzelt und je mehr Reste der alten Freiheit sich noch im Volke erhalten hatten. Von der Kaiserpfalz bis zu dem Heerde des freien Bauern verspürte man überall die Geburtswehen der neuen Epoche. Die Gauverfassung löste sich auf: geistliche und weltliche Herrschaften theilten sich in den alten Gaubezirk. Die freien Gaugenossen wurden zum größten Theil Hintersassen der Bischöfe, Aebte und Grafen, nur einer Minderzahl gelang es sich als reichsfreie Leute zu retten. Nicht mehr der Grad der Freiheit bestimmte fortan den Stand, sondern die Waffenehre, der ritterliche Dienst,

die Stellung im Reichsheere; immer größer wurde die Kluft zwischen dem Ritter im Sattel und dem Bauer am Pfluge. Und schon schlossen sich die Deutschen, vordem auf ihren Fluren und Feldern, in freiliegenden Dörfern oder waldbeschatteten Weilern wohnend, sich in großer Zahl hinter den Mauern der Burgen und Städte ein. Es begann das städtische Leben, mit ihm die städtischen Gewerbe; auch der Städter schied sich mehr und mehr von dem Bauer und sah bald vornehm auf ihn herab.

Eine der folgenreichsten Umwälzungen war im Zuge, welche jemals unser Volk erfahren hat. Und sie vollzog sich nicht durch eine allgemeine Gesetzgebung geregelt, nicht durch eine Alles beherrschende Persönlichkeit geleitet, sondern lediglich nach den lokalen Machtverhältnissen, oft genug unter Zwang und Gewalt. Die Kaiser haben diese Umwälzung nicht gehemmt — sie hätten es auch bei dem festesten Willen nicht vermocht —, sie haben sie vielmehr auf alle Weise gefördert. Nicht daraus kann ihnen ein Vorwurf erwachsen; wohl aber hätte die Sicherung des Reichs erfordert, daß sie diesen Umschwung der Verhältnisse besser nutzten, als sie es thaten. Denn nicht die Krone zog aus ihm den größten Gewinn, sondern der Adel und Klerus. Alles baute, Alles gründete, Alles schuf in den deutschen Landen: aber während Otto III. Nebelschlösser auf Wolken baute, gründeten die Bischöfe und Aebte, die Grafen und Herren ihre Felsenburgen auf fester Erde und brachten die Ernten der reichen Ebenen in ihre Scheuern. Der Trieb nach der Macht und dem Besitz war bei den deutschen Herren erwacht; mit unwiderstehlicher Kraft beherrschte er alle Gemüther. Es war nicht mehr der Platz auf der Bärenhaut, den diese Herren am liebsten suchten: vielmehr war unter ihnen eine Thätigkeit ohne Gleichen, ein Hadern und Reiben, ein Ringen und Kämpfen um Reichthum und Gut ohne Maß und Grenze; kaum ein Fußbreit deutschen Landes war unbestritten. Mit ihren Kriegen im Süden beschäftigt, haben die Ottonen der Hitze dieses Wettstreits sich wenig ausgesetzt und deshalb auch nur knappen Lohn aus demselben gewonnen.

Durch ihr zahlreiches, stets schlagfertiges und kampflustiges Vasallenheer hatten Heinrich und Otto der Große vor Allem ihre Herrschaft begründet; auf dieser Vasallenschaft beruhte die Stärke ihres Reichs in den Kämpfen der Zeit, zugleich aber auch die Schwäche seiner inneren Entwicklung. Die deutschen Reichsvasallen — „Saft und



Kraft des Reichs", wie sie ein Mann jener Zeit nennt, — hatten ihren reichen Antheil an den errungenen Siegen gehabt, doch auch ihren vollgemessenen Lohn aus der Beute gewonnen. Zu dem ererbten Allodialbesitz hatten sie Lehen über Lehen, nicht selten auch große Schenkungen von Reichsgut davon getragen. Die Kriege hatten sie erstaunlich bereichert, und mit ihrem Reichthum unterhielten sie zahlreiche Dienstgefolge, bauten sie Burgen an Burgen und ummauerten ihre Wohnsitze, mehr schon zu ihrer eigenen Wehr als zur Sicherung des Landes. Mit der Macht der Kaiser war so ihre eigene gestiegen, und stieg von Tag zu Tag. Aber diese Macht, so stattlich sie war, schien ihnen wenig befestigt, so lange die Lehen nicht erblich waren, so lange der Grundsatz galt, daß alle Verleihungen vom Reichsgut nur für die Dauer der jeweiligen Regierung Gültigkeit hätten. Es lag in dem natürlichen Gange der Dinge, daß sie in gleicher Weise, wie die Kaiser, ihre Macht zu befestigen, zu erweitern, ihre Gebiete in sich abzurunden suchten. Trachteten jene nach der Erblichkeit der Krone, so sie nach der Erblichkeit ihrer Lehen; gingen jene auf Eroberungen für das Reich aus, so faßten sie die Abschließung ihres Gebietes, das sie kaum noch als einen Amtssprengel ansahen, scharf in das Auge. Was die französischen und burgundischen Kronvasallen längst erlangt hatten, glaubten sie mit mindestens gleichem Rechte beanspruchen zu dürfen. Daß sie Beamte des Reichs waren, fingen diese Herzoge, Markgrafen und Grafen schon an zu vergessen; nicht der König mache sie, meinten sie, sondern sie den König. Sie sahen nicht ein, weshalb sie weniger gelten sollten, als die großen Herren in den westlichen Ländern, welche dort die Könige nach ihrem Willen lenkten. Treu und hold dem Kaiser als ihrem Lehnsherrn, so lange ihr Interesse mit dem seinen gleichen Schritt ging, traten sie, ein kraftvolles und stolzes Geschlecht, bei der leisesten Verletzung ihrer vermeintlichen Rechte dem Gesalbten des Herrn keck gegenüber. Nur auf Bedingungen hin glaubten sie sich ihm zu herkömmlich begrenzten Diensten und zum Gehorsam verpflichtet: darüber hinaus sahen sie sich als seines Gleichen, gleich ihm als hochfreie Männer an.

So fehlte es nie an Zündstoff für innere Kriege. Eine lange Reihe derselben geht durch die Geschichte der Ottonen, und meist erwuchs den mißvergnügten Großen ein Haupt aus der herrschenden Familie selbst. Die fränkische Sitte der Erbfolge hatte einst allen



Gliedern des königlichen Hauses einen gewissen Antheil an dem Erbe der Väter gesichert; das deutsche Reich fiel durch die Wahl ungetheilt in die Hand eines Einzigen. Die Brüder und Vettern, die Oheime und Schwäger des Königs standen dem Rechte nach nur den anderen Großen des Reichs gleich, aber sie waren unter ihnen meist die mächtigsten, überdies die anspruchvollsten und trotzigsten, nur zu oft bereit, ihr vermeintliches Anrecht am Regiment mit Gewalt zur Geltung zu bringen. Wie oft ist den Ottonen gerade von ihren nächsten Verwandten die Krone bestritten worden! Und welche gefahrvolle Wendungen für den Bestand des Reichs selbst nahmen gemeinhin diese Kämpfe! Durch glückliche Fügungen waren freilich noch immer die Empörungen niedergeworfen worden, aber sie hatten nichtsdestoweniger das Reich geschwächt und traurige Folgen zurückgelassen.

Noch andauernder, als die Prärogative und Macht der Krone, wurden die Privilegien und der Grundbesitz der Kirche von dem hohen Adel angefochten. Krone und Episcopat, in gleicher Weise von einem und demselben Feinde bedrängt, hatten deshalb einen Bund geschlossen, der beiden Theilen unermeßliche Vortheile gewährte. Den Bischöfen gelang es erst so, sich in dem Besitzthum ihrer Kirchen einigermaßen zu sichern, und sie erhielten zugleich einen unmittelbaren, fast unbegrenzten Einfluß auf alle Reichsgeschäfte. Dem Reiche dagegen kam die Bildung, die Klugheit und Geschäftskenntniß des Klerus auf tausendfache Weise zu gut; es gewann, wie ein Schriftsteller jener Zeit sich ausdrückt, „die Lootsen, die allein in jenen Tagen das Staatsschiff ohne Verlust in den sicheren Hafen zu führen vermochten.“

Die Bischöfe jener Epoche, meist vornehmen Häusern entsprossen, mitten in den weltlichen Geschäften des Reichs lebend, in Person oft ihre Vasallen dem Heere der Kaiser zuführend und die Schlachten ihres Volkes mitschlagend, waren nicht gerade geistliche Hirten, wie sie das Evangelium fordert. Aber es fanden sich unter ihnen Männer von hochherzigen Gesinnungen, großartigen Anschauungen und klarer Erkenntniß der Weltlage. Geistige Kraft, Rührigkeit und Erfahrung waren im deutschen Episcopat damals in höherem Maße vereinigt, als in irgend einem anderen Stande. Wie unähnlich die Glieder desselben auch sonst den ersten Jüngern des Herrn sein mochten, sie waren dennoch das Salz der Erde. Unsterbliche Verdienste erwarben sich diese Kirchenfürsten unfraglich um das deutsche Volk, unberechenbare Wohl-



thaten verdankte ihnen das Reich. Aber auch sie dienten ihm nicht ohne hohen Lohn, wenn nicht für sich und ihre Familien, so doch für ihre Kirchen. Von Jahr zu Jahr wuchsen ihre Immunitäten, in die schon ganze Grafschaften aufgingen; unaufhörlich erhielten sie neue Privilegien und neue Schenkungen; mit verschwenderischer Gunst theilten die Kaiser die Regalien an sie aus. Es ist richtig, daß der hohe Klerus diese Gunst meist durch Treue und Opferwilligkeit lohnte: aus bischöflichen Vasallen bestanden größtentheils jene glänzenden Heere, die immer von Neuem die Alpen überschritten, durch den Beistand der Bischöfe wurden vor Allem die inneren Kriege bewältigt. Aber wie sehr würde man irren, wenn man sie lediglich für dienstbeflissene Beamte der Krone hielte! Das Wohl ihrer Kirchen stand ihnen zuletzt doch höher, als das Interesse des Reichs. Was ihnen der heilige Martin, Moritz, Andreas, oder wer sonst ihr Schutzpatron war, zu gebieten schien, fiel ihnen meist schwerer in die Wage, als Wort und Gebot der Kaiser. Mit Unwillen sahen sie es, wenn der Nachfolger auf dem Throne, wie es häufig geschah, ihrem Heiligen wieder entzog, was der fromme Vorgänger willig geopfert hatte, wenn die Kaiser im Interesse des Reichs über das Gut ihrer Kirchen verfügten. Sie wußten es recht wohl, daß die Besetzung der Bisthümer nach kaiserlicher Gunst nicht den alten kirchlichen Bestimmungen entsprach. Auch hatten sie nicht vergessen, daß sie noch einen anderen Herrn auf Erden hatten als den Kaiser. Das Band, mit dem sie einst der angelsächsische Mönch an den heiligen Petrus und dessen Nachfolger geknüpft hatte, war nicht gelöst; die pseudoisidorischen Decretalien waren bei Seite gelegt, nicht verschwunden. Noch lebte Papst Sylvester II., und die Mönche von Cluny zogen eines nach dem anderen von jenen verstaubten Kirchengesetzen wieder an das Tageslicht.

An weltlicher Macht standen die Bischöfe den Herzogen und Grafen kaum nach. Auch sie hatten bereits große Vasallenheere, befestigte Städte und starke Burgen, überdies durch die bessere Bewirthschaftung ihrer Güter meist sicherere Einkünfte und einen gefüllteren Schatz. Diese Macht der Kirche schien und war in der That noch ein Bollwerk der Krone gegen den Uebermuth der weltlichen Fürsten: aber sie konnte nicht minder dereinst der Geistlichkeit auch als Wehr gegen die Gewalt der Krone dienen. Schon zeigte sich deutlich, daß nicht immer und überall die Kaiser auf die Ergebenheit des Klerus zu zählen hatten.

Wie hartnäckig hatte nicht Willigis von Mainz sein Recht gegen seinen kaiserlichen Zögling vertheidigt! Wenige Jahre nach Ottos III. Tode geschah es, daß ein Magdeburger Dompropst dem Könige erklärte, Volksfreiheit sei mit Herrscherwillkür unvereinbar, nur ein leerer Schein der Freiheit bliebe übrig, wenn man sich allen Geboten des Königs zu fügen habe. Und nicht so viel später wagte ein Bischof von Metz seinen König beim römischen Papste zu belangen. So fand die Krone auch in der hohen Geistlichkeit schon eine neue Schranke ihrer Gewalt.

Nur eine imponirende Stellung in den außerdeutschen Ländern hätte dem Kaiser da noch im Innern des Reichs einen ähnlichen Einfluß zu sichern vermocht, wie ihn einst Otto I. geübt. Aber seit jener unheilvollen Schlacht in Calabrien war die Herrschaft der Kaiser über die fremden Nationen gelähmt, Schritt für Schritt ging der errungene Principat über die abendländischen Völker zurück. Die Dänen erkannten die Abhängigkeit vom Kaiser nicht mehr an; die von Otto I. begründeten Bisthümer bestanden fast nur dem Namen nach. Die Mehrzahl der wendischen Stämme hatte das Joch der Deutschen und mit ihm den Zwang des Christenthums abgeschüttelt; in zwanzigjährigen Kämpfen hatten sie ihre Freiheit behauptet. Nur die Abodriten und Wagrier bewahrten mit dem Christenthum noch eine gewisse Abhängigkeit vom Reich, aber man mußte sich hüten ihnen das Joch zu fühlbar zu machen. Dann waren in Osten von zwei immerdar ruhmreichen Fürsten gewaltige Reiche begründet worden, nicht ohne Beihülfe des dritten Otto, der die Macht des Kaiserthums, indem er sie auf eine unerreichte Höhe zu heben suchte, in Wahrheit untergrub. Das polnische und ungarische Reich, wie sie von Boleslaw Chabry und Stephan dem Heiligen errichtet waren, schwächten oder vernichteten vielmehr den Einfluß der deutschen Herrschaft und der deutschen Kirche in Gegenden, wo er bereits festen Fuß gefaßt oder wo sich ihm doch ein weites Feld für die Zukunft eröffnete. Indessen war auch im Westfrankenreiche der letzte Schimmer deutscher Oberherrschaft erblichen. Der Stamm der Karolinger, der sich lange nur durch den Schutz der Ottonen auf Frankreichs Thron erhalten, war aus der Herrschaft verdrängt und starb alsbald auf deutscher Erde aus, und das neue Geschlecht der Capetinger gründete von Anfang an seinen Thron auf die Selbstständigkeit der französischen Nation. Und schon erhob sich auch Italien abermals zu dem Gedanken eines freien, einheimischen Königthums. Unter den Großen

des Landes fand sich in Arduin ein Mann, der den Versuch wagte, die Rolle Hugo Capets für Italien auf sich zu nehmen und ein neues Königshaus dort zu gründen. Als Otto III. starb, stand ganz Italien in Aufruhr; alle Verbindungen Deutschlands mit Rom waren für den Augenblick unterbrochen. Ueberall begannen die Nationen sich ihrer eigenen Kraft bewußt zu werden und wollten sich selbstständig und nach ihrer Art regiert sehen. „Jedes Volk" — meint im Eingange seines Decrets der heilige Stephan — „wird am besten nach seinen eigenen Gesetzen regiert."

Wie beengt war da der weite Wirkungskreis, den Otto der Große dem deutschen Volke eröffnet hatte! Das Feld des Ruhmes war überall geschmälert; kaum irgendwo zeigte sich dem Adel, dessen Kampflust mehr als je erregt war, eine Gelegenheit zu glorreichen und gewinnverheißenden Unternehmungen, und der Geistlichkeit wurde jene segensreiche Arbeit an der Mission behindert, die sie mit so edlem Eifer angegriffen hatte. Schon traten die traurigen Folgen der schwindenden äußeren Macht auch im Innern des Reiches hervor. Die kriegerische Kraft des Adels warf sich, seitdem sie außerhalb des Reichs keine Befriedigung mehr fand, aufs Neue in innere Fehden. Der Landfriede konnte in keinem deutschen Lande mehr streng gehandhabt werden. „Unsere Vorfahren" — so klagt Thietmar, der in der Merseburger Chronik seiner Zeit einen treuen Spiegel vorhielt, — „unsere Vorfahren, die wackeren Ritter, allezeit getreu ihren Königen, ließen ihre Kampflust an den fremden Völkern aus, aber wütheten nicht gegen das Reich, wie es jetzt die Sitte." In diesen inneren Fehden verwilderte von Neuem der Adel, während die Geistlichkeit, seitdem ihre Missionsthätigkeit gelähmt war, mehr und mehr ihren höheren Beruf aus den Augen verlor und nur allzusehr in weltliches Treiben versank. „Unsere Vorfahren, die heiligen Väter," — schrieb Bischof Arnulf von Halberstadt — „verwandten ihren ganzen Fleiß darauf die Seelen zu retten, wir denken nur daran die Leiber zu pflegen; sie stritten um den Himmel, wir streiten um irdisches Gut." Nicht allein daß das Sinken der kaiserlichen Macht der Krone das Uebergewicht über die Reichsfürsten nahm, es lösten sich zugleich auch die Bande, welche das Reich im Innern zusammenhielten, allmählich auf. An die Stelle des Rechts und der Ordnung traten Uebermuth und Gewaltthat.

So bedrohlich diese Anzeichen für die Zukunft des Reichs waren,

so mußte doch den tiefer Blickenden vor Allem der Verfall der alten Volkssitte, der sich gleichzeitig ankündigte, mit ernster Besorgniß erfüllen. Die Deutschen hatten in Italien alle Genüsse des Lebens, alle Laster einer verwilderten Nation kennen gelernt. Mit dem wachsenden Reichthum und gesteigerten Handelsverkehr war auch das Gefallen an dem äußeren Schmuck des Lebens gestiegen. Der Hang zur Ueppigkeit und Prunksucht griff weiter um sich und hatte namentlich die höheren Kreise des Volkes erfaßt. Die Liebe zum Besitz steigerte sich zu unersättlicher Habgier; das Gold fing an eine unwiderstehliche Macht über deutsche Herzen zu üben. Die Verderbniß ergriff die Weiber nicht minder schnell als die Männer. Die einst so tugendsamen Edelfrauen schmückten sich jetzt hoffährtig mit eitlem Tand, lernten die Künste der Gefallsucht und überließen sich nur zu oft dem üppigsten Leben. Unzucht und Ehebruch galten vielen von ihnen bereits als erläßliche Sünden, und auf dem abschüssigen Wege der Sünde geriethen sie schnell von Gräuel in Gräuel. Schon gaben deutsche Frauen dem Mordstahl die eigenen Gatten, die eigenen Kinder preis. Wir werden alsbald von der Gräfin Adela, einer deutschen Medea, zu erzählen haben. Ihr Beispiel stand nicht allein. Thietmar von Merseburg klagt seine Zeit vor Allem an wegen der Menge der verführten Mädchen und jener ehebrecherischen Frauen, „die dem holden Abo und dem sanften Jason zu Liebe ihre rechtmäßigen Ehegatten verschmähen und endlich der mörderischen Hand des Buhlen überliefern.“ Auf einer Synode zu Frankfurt im Jahre 1027 wurde über zwei edle Frauen, Goderun und Willekuma, Gericht gehalten: der einen wurde der Mord des Grafen Siegfried, der anderen der Tod ihres eigenen Sohnes vorgeworfen. Je größer von jeher der Zauber war, den Frauenliebe und Frauenwort auf die Deutschen übten, desto tiefer mußte solcher Verfall weiblicher Sitte verderblich in das innerste Leben der Nation eingreifen.

Die Sitte eines Volkes ist freilich von härterem Stoff, als daß sie sich so schnell zersetzte, wie der Schnee auf den Fluren bei den ersten Lüften des Frühlings schmilzt. Die markige Kraft der alten Germanen war mit Nichten gebrochen; kein Volk war noch an ritterlichen Tugenden reicher als die Deutschen; Heldenmuth, Standhaftigkeit, Tapferkeit waren mit ihrem Namen verwachsen. Es gab andere hohe sittliche Eigenschaften, die sich sogar erst jetzt in unserem Volke mit seinen höheren Aufgaben entwickeln konnten und entwickelten. Aber zu leugnen



ist nicht, daß jene zartesten und doch stärksten Tugenden der Reinheit und Keuschheit, der Wahrheit und Schlichtheit, der Treue und Liebe — jene Tugenden, um die einst vornehmlich Tacitus die Germanen bewundert und beneidet hatte, — in bedenkliche Abnahme geriethen, und zwar zuerst und zumeist in den höheren Ständen, welche über das Schicksal des Volkes fast schon ausschließlich entschieden. Je gewisser aber es vor Allem die sittliche Tüchtigkeit und Reinheit unseres Volkes waren, auf denen als auf ihrem innersten Grunde die Herrschaft und Weltstellung der Kaiser beruhte, desto drohender mußten diese Anzeichen sittlicher Fäulniß für den Bestand des Kaiserreichs, für die Zukunft Europas erscheinen.

Noch stand der Kaiserthron, von Glanz umstrahlt, aber er ruhte nicht auf dem sichersten Grunde. Der trügerische Schimmer, der um das phantastische Römerreich Ottos III. spielte, hat die Nachwelt mehr geblendet als die Zeitgenossen. Diese erkannten recht wohl, in wie gefährdeter Lage das Reich war, als der letzte Sproß vom Mannsstamm Ottos des Großen ein unglückliches Ende fand. Wer auch sein Nachfolger werden sollte, die schwierige Aufgabe fiel ihm zu, das Reich auf dem einmal gelegten Grunde neu zu befestigen. Und fürwahr unter den ungünstigsten Umständen war diese Aufgabe zu lösen. Bisher war die Macht unverkürzt von dem Vater auf den Sohn übergegangen; jetzt zum ersten Mal seit einem Jahrhundert konnten die Reichsfürsten, die im Wesentlichen das Wahlrecht des Volkes übten, daran denken, dieses Recht zu benutzen, um dem Fürsten ihrer Wahl Bedingungen zu stellen, und die Meisten von ihnen waren nicht gewillt sich diese Gunst des Geschicks ohne Gewinn entgehen zu lassen. Bald zeigten sich überdies mehrere Bewerber um die Krone, mit ihnen die Gefahren innerer Spaltungen, selbst die Einheit des Reichs wurde noch einmal in Frage gestellt. Die Ehre des deutschen Volkes, das Heil der Welt lag auf der Wage!

2.

Die Thronbesteigung Heinrichs II.

Kaum hatte sich die Nachricht vom Tode Ottos III. durch die deutschen Gaue verbreitet, als auch schon drei edle Männer begierig die Hand nach der Krone des Reichs ausstreckten. Es waren der Herzog Heinrich von Baiern, der nächste Blutsverwandte des verstorbenen Kaisers; der Markgraf Eckard von Meißen, der tapferste Kriegsmann der Zeit, die Blüthe des deutschen Adels; der reiche Herzog Hermann von Schwaben, ein weichherziger Mann, der mehr den Einflüsterungen Anderer als der Stimme des eigenen Herzens folgte.

Heinrich von Baiern trat zuerst und am offensten mit seinen Absichten an den Tag; die ehrgeizigen Bestrebungen seines Vaters und Großvaters nahm er unter Umständen auf, die ihm einen glücklicheren Erfolg verhießen. Unter den Augen des trefflichen Bischofs Wolfgang von Regensburg hatte er eine ausgezeichnete Erziehung genossen und seine guten Gaben günstig entwickelt. Von früh an der Kirche aufrichtig ergeben, galt er viel bei der Geistlichkeit. Auch bei dem Volke seines Landes hatte er sich Ansehen gewonnen, da er sein Herzogthum seit mehreren Jahren rühmlich verwaltete. Der letzten Ermahnung seines Vaters eingedenk, hatte er gegen die Sitte seines Hauses seinem kaiserlichen Vetter unverletzt die Treue, selbst unter schweren Anfechtungen, bis an dessen Ende bewahrt; den Gehorsam, den er von Anderen forderte, bewies er zuerst. Bei seiner Jugend — er hatte noch nicht das dreißigste Jahr erreicht — konnte man eine energische Regierung von ihm erwarten; um so mehr, als er im hohen Maße jene Klugheit, Gewandtheit und Entschlossenheit kundgab, die seinen Vater und Großvater ausgezeichnet hatten. Auch ihren Ehrgeiz besaß er. Aber nicht besondere Verdienste, die er sich bereits erworben, waren es und konnten es sein, auf die er seine Ansprüche gründete, es war vielmehr lediglich seine nahe Verwandtschaft mit den Ottonen. Nachdem der Mannsstamm Ottos des Großen ausgestorben war, glaubte er sich als der

älteste Enkel des zweiten Sohnes Heinrichs I. jetzt nach Erbrecht zum Throne berufen.

Und in der That, wenn man die deutsche Krone als ein Erbgut des sächsischen Hauses ansah, waren Heinrichs Ansprüche unbestreitbar. Nur einen Mann gab es, der sie vielleicht hätte anfechten können. Es war der alte Herzog Otto von Kärnthen, der Sohn der Liutgarde, der ältesten Tochter Ottos des Großen. Aber Herzog Otto zeigte nicht die geringste Neigung auf den Wahlplatz herabzusteigen. Sobald Heinrich mit ihm in Unterhandlungen trat, erklärte er, daß er nicht gewillt sei, die schwere Last der Reichsregierung auf seine Schultern zu nehmen, daß er vielmehr Heinrichs Wahl auf alle Weise befördern werde. Dies Versprechen hielt der alte Herzog; selbst als sein Sohn Konrad, der Eidam Herzog Hermanns von Schwaben, die Partei seines Schwiegervaters ergriff. Von dieser Seite gesichert und ermuthigt durch die Zustimmung der baierischen Grafen und Bischöfe ging Heinrich geraden Wegs auf sein Ziel los und säumte nicht von dem Reiche wie von einem Erbgut Besitz zu ergreifen.

Schon als Heinrich den Leichenzug seines kaiserlichen Vetters bei Polling empfing und dann über Augsburg nach Neuburg an der Donau begleitete, legte er unverhohlen den Fürsten an den Tag, daß er sich als den rechtmäßigen Erben der Krone ansah. Er verlangte von jedem sofort das Versprechen der Wahl; er bemächtigte sich der Kaiserleiche, gleich als ob ihm allein die Sorge für ihre Bestattung obläge; er brachte die Reichsinsignien in seine Hand und setzte Erzbischof Heribert von Köln in Haft, weil er heimlich die heilige Lanze vorausgeschickt hatte. Nicht eher entließ er den Erzbischof, als bis er ihm die Auslieferung der Lanze angelobte und zum Unterpfand seines Wortes seinen Bruder als Geisel stellte. Erst als er im Besitz aller Reichsinsignien war, gab er auf Bitten seines Schwagers Heinrich die Kaiserleiche frei und schied von dem Trauergeleit, doch nicht ohne sich von jedem der Fürsten besonders zu verabschieden und jedem seine Wahl noch einmal dringend ans Herz zu legen.

Dennoch hatten Heinrichs Bewerbungen damals geringen Erfolg. Der Bischof von Augsburg allein ging bestimmte Verpflichtungen gegen ihn ein; Erzbischof Heribert und die anderen Fürsten ließen sich nur zu der Erklärung bewegen, sie würden sich gern dem fügen, was die Mehrzahl beschließe. Wir hören, sie fanden Vieles an Heinrich auszusetzen;

vor Allem gewiß, daß er auf sein Erbrecht pochte, während sie frei ihr Wahlrecht zu üben gedachten. Ueberdies war er kränklich: ein angeborenes, von seinen Vorfahren ererbtes Leiden, das man als Kolik bezeichnete, verhinderte ihn oft wochenlang an jeder angestrengten Thätigkeit. Er lebte in kinderloser Ehe mit Kunigunde, der Tochter des Grafen Siegfried im Moselgau, einer weitläufigen Verwandten des kaiserlichen Geschlechts. Graf Siegfried hatte eine große Anzahl von Kindern, aber ohne ein reiches Erbe hinterlassen. Das ganze Haus, bald nach der Lützelburg oder Luxemburg genannt, die es erst seit einem Menschenalter erworben hatte, erwartete seinen Glücksstern von dem reichen und mächtigen Baiernherzog, dem Kaiser der Zukunft, und gab sich, je größer Kunigundens Einfluß auf ihren Gemahl war, um so schrankenloseren Hoffnungen hin. Diese Sippe schien und war ein übles Geleit des jungen Heinrich.

Indessen war auch Markgraf Eckard als Heinrichs Mitbewerber hervorgetreten. Kein Erbrecht konnte er geltend machen, aber um so mehr empfahl ihn der Glanz seiner Thaten. Schon in den Kämpfen Ottos II. gegen die Araber hatte er sich hervorgethan und dann wesentlich dazu beigetragen, daß Otto III. als Knaben die Krone erhalten blieb; damals stritt er gegen den Vater dieses Heinrichs, als dessen Nebenbuhler er sich jetzt erhob. Zum Lohn seiner Dienste hatte er die Markgrafschaft Meißen, die seinem Vater einst entzogen war, zurückerhalten und hier in siegreichen Schlachten gegen die Wenden und Böhmen um so größeren Ruhm gewonnen, je weniger Erfolge man in den anderen Marken erzielte. In heißen Kämpfen nahm er die Feste Meißen den Böhmen ab und stellte das von Otto I. errichtete Bisthum her; die Milzener in der Oberlausitz unterwarfen sich seinem Schwerte; glückliche Kriegszüge führten ihn bis in das Herz des Böhmerlandes; Herzog Boleslaw II. mußte sich vor ihm beugen, dann dessen Sohn Boleslaw III., „der Rothe“, ein böser und unfähiger Fürst, ihm den Lehnseid schwören. Der streitbare Polenfürst Boleslaw Chabry war Eckard durch nahe Verwandtschaft verbunden, die dieser noch durch eine Verbindung seines Sohnes Hermann mit einer Tochter des Polen erneuerte und verstärkte; gegenseitige Achtung knüpfte außerdem einen festen Freundschaftsbund zwischen den beiden ausgezeichneten Fürsten.

An glänzender Anerkennung hatte es Eckard weder vom Kaiser noch von dem Volke gefehlt; dieses hatte ihn durch seine Wahl zum Herzog



von Thüringen erhoben, jener ihm den größten Theil seiner Lehen als Eigenthum überlassen. Nachdem Eckard zu Rom Crescentius und die Engelsburg zu Fall gebracht hatte, gab es keinen der weltlichen Großen des Reichs, der mehr am Hofe und unter dem Volke gegolten hätte, als er. „Eckard war," wie Thietmar sagt, „eine Zierde des Reichs, eine Säule des Vaterlandes, die Hoffnung der Seinigen, ein Schrecken der Feinde — ein vollendeter Mann, wenn er sich selbst zu beherrschen vermocht hätte." Unzweifelhaft würde Eckard, der noch in den Jahren rüstiger Manneskraft stand, wäre er an die Spitze des Reichs gestellt worden, demselben den kräftigsten Aufschwung gegeben haben.

Auf die Thüringer konnte Eckard bei seiner Bewerbung um die Krone unbedingt zählen. Auch der Fürsten des östlichen Sachsens glaubte er sicher zu sein, da er mit den Einflußreichsten unter ihnen in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Er war mit Swanehild, der Tochter Hermann Billings und Wittwe des Markgrafen Thietmar, vermählt und somit der Schwager Herzog Bernhards und Stiefvater des jungen Markgrafen Gero, unter dem die Ostmark stand. Bei den Sachsen war bisher die Herrschaft gewesen, wollten sie dieselbe bei ihrem Stamme erhalten, so war Niemand derselben würdiger als Eckard. Als sich daher die Großen des östlichen Sachsens auf die Kunde vom Abscheiden Otto III. zu Frosa*), unweit Magdeburg, versammelten und über die Lage des Reichs beriethen, wandten sich sogleich Aller Blicke auf ihn, und ungescheut trat er selbst mit seinen Ansprüchen hervor. In der Versammlung waren außer anderen Bischöfen und Großen des Landes Herzog Bernhard, Erzbischof Gisiler und die Markgrafen Gero und Lothar. Sie alle waren außer dem Letzten Eckard geneigt.

Markgraf Lothar, aus dem Geschlecht der Stader Grafen und mit der Nordmark belehnt, war vor geraumer Zeit mit Eckard in erbitterte Feindschaft gerathen. Sie hatten sich früher nahe gestanden und sogar ein Eheverlöbniß zwischen ihren erstgeborenen Kindern geschlossen: Eckards Tochter Luitgarde wurde Werner, dem Sohne Lothars, verlobt. Als aber Eckard dann von Ehren zu Ehren stieg, mochte die Verbindung der Tochter mit einem Stader Grafen seinen Anforderungen an die Zukunft nicht mehr entsprechen; ohne genügenden Grund suchte er den in aller

*) Frosa war ein Königshof, den Eckards Bruder Gunzelin zu Lehen trug. Die Versammlung scheint von Eckard selbst veranstaltet zu sein.

Form geschlossenen Vertrag zu lösen. Der junge Werner, um die Braut bekümmert, wagte sie mit Einwilligung seines Vaters zu entführen, sah sich aber alsbald genöthigt sie auszuliefern und in erniedrigender Weise für sein Vergehen um Verzeihung zu bitten. Dies war drei Jahre zuvor geschehen; seitdem hatte Lothar den ihm angethanen Schimpf nicht vergessen, und die Stunde der Vergeltung war jetzt gekommen. Als er die Bereitwilligkeit der sächsischen Fürsten Eckards Bewerbungen um die Krone zu unterstützen sah, berief er die Angesehensten derselben zu einer geheimen Unterredung und wußte sie hier zu dem Versprechen zu bewegen, weder im Besonderen, noch gemeinschaftlich eine Verpflichtung wegen der Königswahl einzugehen, ehe sie nicht auf einem neuen Tage zu Werla zusammenträten. Nur Eckard weigerte sich eines solchen Versprechens und brach, da er sah, wohin Lothars Absichten gingen, unmuthig in die Worte aus: „Markgraf Lothar, weshalb bist du mir entgegen?" „Merkst du nicht," antwortete Lothar, „dir fehlt das vierte Rad am Wagen?" So wurden Eckards Hoffnungen zu Frosa vereitelt. Der günstige Augenblick verstrich, ohne daß Eckard zu einem sicheren Ziele gelangte, und bald trübten sich seine Aussichten in bedenklicher Weise.

Markgraf Lothar begab sich sogleich mit seinem Oheim Rikbert, den Otto III., wir wissen nicht aus welchem Grunde, seiner Grafschaft im Harzgau entsetzt hatte, heimlich nach Bamberg zu Herzog Heinrich und unterrichtete ihn von Eckards Absichten und der Lage der Dinge in Sachsen. Heinrich empfing den Markgrafen auf das Beste, verbürgte Rikbert die Rückgabe seiner Grafschaft und fesselte Beide an sein Interesse. Sie riethen ihm schleunigst einen Vertrauten nach Werla zu senden, um dort die sächsischen Großen auf seine Seite zu ziehen und vornehmlich die Schwestern Ottos III., Sophie und Adelheid, die unter dem Volke das größte Ansehen genossen, für sich zu gewinnen. Ihrem Rathe folgsam, sandte Heinrich eilig einen seiner Vasallen nach Werla, der sich sehr geschickt seines Auftrages entledigte. Glänzende Belohnungen versprach er Allen, die Heinrichs Wahl unterstützen würden, und mit zum Himmel erhobener Rechten gelobten feierlich die anwesenden Fürsten in allen Dingen Heinrich ihre Dienste zu widmen und ihm zum Reich zu verhelfen, das ihm „nach Erbrecht" gebühre. Auch die Schwestern Ottos III. wurden für Heinrich gewonnen, so daß nun fast die ganze kaiserliche Familie auf seiner Seite stand.



Eckard war bei diesen Vorgängen nicht zugegen gewesen, aber er erhielt schleunigst davon Kunde. Im ersten Augenblicke unterdrückte er seinen Unmuth, aber ein Mann wie er konnte den Grimm nicht lange bemeistern. Vor Allem war er auf die kaiserlichen Schwestern erbittert, und auf rohe Weise ließ er sie seinen Zorn verspüren. Sie hatten nämlich für den Abend desselben Tages, wo sich die Sachsen für Heinrich erklärten, ein festliches Mahl ihren Anhängern bereitet; ehe aber die Gäste eintrafen, drang Eckard mit Herzog Bernhard, Bischof Arnulf von Halberstadt und anderen seiner Freunde in den Saal; schamlos ließen sie sich an der reichbesetzten Tafel nieder und verzehrten, was für Andere zugerichtet war. Dieses eines ritterlichen Mannes unwürdige Benehmen erbitterte allgemein gegen Eckard; schon sah er seine Sache unter den Sachsen zu Werla verloren. Er beschloß deshalb sich nach Duisburg zu begeben, wo er mit Herzog Hermann und dessen Anhängern zusammentreffen und sich mit ihnen gegen Heinrich verständigen wollte.

Denn inzwischen war auch Herzog Hermann von Schwaben offen mit seinen Bewerbungen um die Krone hervorgetreten. Er war Heinrich verwandt; seine Gemahlin Gerberga, eine burgundische Königstochter, war die Stiefschwester von Heinrichs Mutter Gisela. Gerberga, eine Nichte der Kaiserin Adelheid, hatte ihren Gemahl zugleich in verwandtschaftliche Beziehungen mit dem Kaiserhause gebracht, und diese waren noch verstärkt worden, als Hermann seine Tochter Mathilde dem fränkischen Konrad, dem Sohne des Herzogs Otto von Kärnthen, vermählte. Aber weder Erbansprüche an die Krone konnte Hermann gegen Heinrich geltend machen, noch nennenswerthe Verdienste gegen Eckard in die Wagschale legen. Trotzdem hatte er sich von mehreren rheinischen Bischöfen und einigen jüngeren Herren Schwabens verleiten lassen seine Augen auf den Thron zu richten. Vor Allem empfahlen ihn Milde, Nachgiebigkeit und Frömmigkeit seinen Anhängern; sie hofften einen nachsichtigen König in ihm zu finden, der ihnen freien Spielraum für ihre eigennützigen Bestrebungen ließe. Dazu war Hermann reich an Geld und Gut; Schwaben und der Elsaß boten ihm große Hülfsquellen dar, und auch auf den Beistand seines burgundischen Schwagers, des Königs Rudolf, mochte er zählen. Hermann hatte die Leiche Ottos III. nach Aachen geleitet; dort hatten ihm die bei der Bestattung (5. April 1002) anwesenden Großen Schwabens und Unter-

lothringens ihren Beistand zugesagt und besonders Heribert von Köln eifrig Hermanns Erhebung betrieben. Bald danach erreichte ihn Markgraf Eckards Aufforderung nach Duisburg zu kommen, aber er wies sie zurück, wie denn in der That eine Verhandlung mit diesem Nebenbuhler ihm keinen Nutzen gewähren konnte.

Eckard war inzwischen gen Duisburg aufgebrochen. Er reiste, als sei ihm die Krone sicher. Zu Hildesheim wurde er von Bischof Bernward mit königlichen Ehren empfangen. Weniger festlich war freilich der Empfang zu Paderborn, wo man ihm zuerst die Thore schloß und wo ihn Bischof Rethar dann durch eindringliche Ermahnungen von seinem verwegenen Unternehmen abzubringen suchte. Hier erreichte ihn überdies die absagende Antwort Herzog Hermanns. So sah er sich abermals in seinen Berechnungen getäuscht und trat den Heimweg an, der sein Todesgang werden sollte.

Als Eckard in Nordheim, einer Besitzung des Grafen Siegfried, einkehrte, warnte ihn bereits die Gräfin Ethelinde auf seine Sicherheit Bedacht zu nehmen. Sie theilte ihm mit, daß ihre Stiefsöhne Siegfried und Benno mit Heinrich und Udo von Katelenburg und anderen angesehenen Herren sich gegen ihn verschworen und ihm auf dem Wege Nachstellungen bereiten wollten. Sie bat ihn in Nordheim zu übernachten oder mindestens nicht die Straße nach Pöhlde zu nehmen, die er zu ziehen beschlossen hatte. Aber Eckard ließ sich nicht schrecken; er verfolgte den bezeichneten Weg, indem er nur seine bewaffneten Begleiter vorsorglich zusammenhielt. Die Verschworenen harrten in der That seiner auf der Straße, aber es fehlte ihnen eine günstige Gelegenheit ihm beizukommen; deshalb folgten sie ihm heimlich nach Pöhlde, entschlossen hier in der Nacht ihren Anschlag auszuführen. Nach der Abendmahlzeit begab er sich in ein Gemach zu ebener Erde, wo ihm das Lager bereitet war. Einige der Seinen begleiteten ihn, die Anderen lagerten in einem nahen Saale. Kaum waren die Letzteren vom Schlafe überwältigt, so brachen die Verschworenen in den Saal und überfielen die Schlaftrunkenen. Ein gewaltiger Lärm erhebt sich. Eckard springt vom Lager, wirft seine Kleider in den Kamin, um bei der hochaufschlagenden Flamme deutlicher um sich schauen zu können, und öffnet das Fenster. Aber schon wird er selbst von den Feinden umringt, welche das Fenster ersteigen und die Thür erbrechen, an der sein treuer Diener Hermann blutend niedersinkt. Die



wenigen Gefährten Eckards werden leicht überwältigt; er allein leistet noch Widerstand, bis ihn ein Lanzenstoß Siegfrieds in den Rücken trifft. Da sinkt auch er und haucht den letzten Athem aus. Die Mörder plünderten den Leichnam und hieben das Haupt ab. Am 30. April wurde die blutige That vollführt.

So endete Eckard, der ausgezeichnetste Kriegsmann seiner Zeit, dessen Verlust man bald genug schmerzlich empfand. Siegfrieds und seiner Genossen Beweggründe waren schon den Zeitgenossen dunkel. Einige meinten, sie hätten die den kaiserlichen Fürstinnen angethane Schmach rächen und sich deren Dank verdienen wollen. Andere sahen Herzog Heinrich als den geheimen Anstifter des Mordes an; abgesehen von dem Vortheile, der gerade ihm aus dem Tode seines Nebenbuhlers erwuchs, meinten sie, habe er schon längst auf eine blutige Rache gegen Eckard gebrütet, da er einst auf Betrieb desselben von Otto III. gegeiselt sei. Soviel scheint gewiß, daß die Mörder Eckards straflos ausgingen, und nahe liegt allerdings der Verdacht, daß Herzog Heinrich dem Morde nicht fern stand. Dieses Ereigniß füllt eins der dunkelsten Blätter in seiner Geschichte.

Der Tod Eckards machte sich sogleich nicht nur im Reiche, sondern noch mehr in den wendischen Marken, in Böhmen und Polen fühlbar. Boleslaw, der kühn aufstrebende Pole, betrauerte nicht so sehr den Tod des Freundes, als er über den Untergang des tapfersten Grenzhüters im deutschen Reiche frohlockte. Jetzt, glaubte er, sei seine Stunde gekommen; er sammelte sofort sein Heer, bemächtigte sich der ganzen Ostmark auf dem rechten Elbufer, nahm Bautzen im Lande der Milzener ein und gewann die Feste Strehla, die durch den Elbübergang ihm besonders wichtig war. Durch Boleslaws Geld gewonnen, empörte sich darauf die wendische Einwohnerschaft von Meißen gegen die deutsche Besatzung und öffnete dem Polen die Thore; kaum erlangte der Burggraf mit den Seinen freien Abzug aus der Feste. Alles Land bis zur Elster fiel in Boleslaws Hand, und überall legte er polnische Besatzungen in die deutschen Burgen. Der größte Theil der Ostmark und die ganze Mark Meißen waren bereits in seinem Besitz, als die sächsischen Fürsten endlich Maßregeln gegen sein weiteres Vordringen zu ergreifen anfingen. Aber der schlaue Pole wußte diese zu hintertreiben, indem er den Fürsten Boten entgegensandte und sie überredete, er habe im Einverständniß mit Herzog Heinrich gehandelt: Heinrichs Entscheidung werde er sich unter-

werfen, wenn derselbe zur Krone gelange; sollte dies nicht der Fall sein, so verspreche er, sich dem Willen der sächsischen Fürsten zu fügen. Die Fürsten glaubten diesen trügerischen Worten und erwiesen ihm sogar eine unziemliche Unterwürfigkeit.

Der Verlust der wendischen Gegenden, die Eckard dem Reiche vordem wiedergewonnen hatte, war nicht allein für dieses empfindlich; er bedrohte zugleich den Böhmenherzog, dessen Land mehr und mehr von den eroberten Gebieten des Polenherzogs umspannt wurde. Schon hatte dieser Schlesien, Chrobatien und Mähren in seiner Gewalt und setzte sich nun auch in den Elbgegenden fest, die ihm den bequemsten Eingang in das Innere des böhmischen Landes erschlossen. Der Böhmenherzog begriff, daß es auf die Vernichtung seiner Herrschaft abgesehen war, und schloß sich deshalb auf das Engste an Heinrich an.

Heinrichs Anhang wuchs von Tag zu Tag. Die Baiern, die Kärthner und die Ritter der südöstlichen Marken waren mit ihm, der Böhme unterstützte ihn, die Sachsen hatten sich theils schon zu Werla für ihn entschieden, theils gingen sie nach Eckards Tode zu ihm über. Vor Allem erklärten sich jetzt auch Herzog Bernhard und die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt für seine Wahl und ließen es ihn leicht verschmerzen, daß sich Erzbischof Gisiler und einige andere Herren auf Hermanns Seite wandten. Als Heinrich im Anfange des Juni mit einem baierischen Heere in Franken erschien, fand er auch hier Anhänger.

Aber wie das Glück auch Heinrichs Sache zu begünstigen schien, Hermann hatte deshalb die seine noch keineswegs aufgegeben. Er hatte ein Heer gesammelt und mit demselben die Gegend von Worms besetzt, entschlossen Heinrich den Uebergang über den Rhein zu versperren. Seine Absicht mißlang. Durch einen verstellten Rückzug bis nach Lorsch täuschte Heinrich den Schwaben, ging unerwartet über den Rhein und fand in Worms eine günstige Aufnahme. Hier traf er mit Erzbischof Willigis zusammen, mit dem er ohne Zweifel sich bereits früher verständigt hatte. Von größter, ja fast entscheidender Wichtigkeit wurde es für ihn, daß der erste Kirchenfürst und Erzkanzler des Reichs sich auch diesmal für die Besetzung des Thrones nach Erbrecht entschied. Willigis wurde jetzt ein eifriger Beförderer der Sache Heinrichs, nachdem er einst als der thätigste Widersacher seines Vaters aufgetreten war und diesen zu Fall gebracht hatte. Des Erzbischofs Einfluß wirkte auf die geistlichen und weltlichen Großen Frankens und weit über die



Grenzen Frankens hinaus bestimmend ein. Auch der kluge Bischof Burchard von Worms schlug sich auf Heinrichs Seite, nachdem er das Versprechen erhalten hatte, daß ihm die volle Herrschaft in seiner Stadt zufallen solle, die er bis dahin mit den Grafen, den Nachkommen des auf dem Lechfelde gefallenen Konrad, hatte theilen müssen. Nicht ohne schwere persönliche Opfer brachte Heinrich dieses Versprechen zur Erfüllung, gewann sich aber dadurch einen treuen Anhänger von großem Einfluß.

Von Worms eilte Heinrich nach Mainz. Hier wurde er von den anwesenden fränkischen, oberlothringischen und baierischen Großen am 7. Juni zum König erwählt und von Erzbischof Willigis noch an demselben Tage — es war ein Sonntag — gesalbt und gekrönt. Alle anwesenden Fürsten leisteten ihm den Lehnseid und wurden von ihm als Vasallen des Reichs neubelehnt. Seitdem Heinrich so, nur von einzelnen Stämmen erwählt, an ungewohnter Stelle auf ungewöhnliche Weise gekrönt war, nahm er den königlichen Namen an und betrachtete sich als im vollen Besitz des ererbten Reichs. Aber er war es mit Nichten. Die Sachsen grollten, daß Wahl und Krönung ohne ihr Wissen und ohne ihre Betheiligung geschehen waren; Herzog Hermann stand noch in den Waffen, und sein Anhang war außer in Schwaben und dem Elsaß auch in Niederlothringen weit verbreitet. Selbst in Sachsen hatte Hermann einen Parteigänger in dem mächtigen Grafen Brun, einem Verwandten des Königshauses und der Billinger; er war oder wurde doch wenig später der Eidam Hermanns, indem er sich mit dessen Tochter Gisela vermählte, jener Gisela, die als Kaiserin enden sollte.

Alsbald nach der Krönung verließ der neue König Mainz; schon am 10. Juni war er wieder in Worms und ging über den Rhein zurück. Gleich darauf brach er in Schwaben ein, das er vom Norden bis zum Süden verheerend durchzog. So drang er bis zum Bodensee vor. Indessen hatte sich Hermann — den Vorschlag zu einer Reichstheilung, den er machte, wies Heinrich entschieden zurück — mit seinem Heer gegen Straßburg gewandt, da der Bischof dieser Stadt die Wahl seines Gegners begünstigt hatte. Straßburg wurde belagert und konnte sich nicht behaupten. Mit Hülfe seines Eidams Konrad nahm Hermann die Stadt ein, die fürchterlich litt; selbst die bischöfliche Kirche wurde ihres Schatzes beraubt und eingeäschert. Nach diesem Zerstö-

rungswerk wollte Hermann, wie das Gerücht meldete, sich nach dem Bodensee ziehen, um hier mit Heinrich im offenen Kampfe zu entscheiden. Heinrich wartete mehrere Tage des Gegners, aber vergeblich; endlich brach er um den 1. Juli zum Rückzuge auf. Den Rath seiner Freunde, die Gräuel von Straßburg an den Hermann geneigten Bischöfen von Konstanz und Chur zu rächen, wies er mit Abscheu zurück und begnügte sich auf dem Rückwege nach Franken alle Güter des Herzogs, auf die er stieß, schonungslos zu verwüsten.

Am 10. Juli war Heinrich zu Bamberg, seinem Lieblingsaufenthalt. Aber nur kurze Zeit verweilte er hier, denn es trieb ihn nach Thüringen und Sachsen. Als er die Grenzen Thüringens betrat — am 20. Juli war er zu Kirchberg unweit Jena — kam ihm der alte Graf Wilhelm, nach Eckards Tode der angesehenste Mann im Lande, mit den anderen thüringischen Großen entgegen. Sie alle huldigten willig dem neuen Könige, der ihnen dagegen den verhaßten Schweinezins, den sie seit undenklichen Zeiten dem Fiscus bezahlten, für die Folge erließ. Gleich darauf brach der König nach Merseburg auf, der Stadt seiner Väter.

Die sächsischen Großen hatten sich insgesammt zu Merseburg eingestellt und empfingen hier am 24. Juli festlich den König. Sie waren gewillt ihm zu huldigen, aber freilich nicht ohne sich ihr Wahlrecht und ihre Landesrechte zu wahren. Der folgende Tag war zur Huldigung bestimmt. Da trat Herzog Bernhard als Sprecher der Sachsen auf und legte dem Könige die Absicht und zugleich die Forderungen des Volkes vor. Heinrich, dem die Gabe gewinnender Rede in seltener Weise beiwohnte, belobte die Treue der Sachsen gegen ihre früheren Könige und versprach ihnen zum Lohn dafür seinen besonderen Schutz; er erklärte ihnen sodann auf ihren ausdrücklichen Wunsch — „unbeschadet der Würde des Reichs", fügte er jedoch hinzu —, daß er nicht wider ihren Willen, sondern auf ihre besondere Einladung und unter ihrer Zustimmung als König nach Sachsen gekommen sei, und erkannte damit ihr Wahlrecht an; ferner versprach er ihre Landesrechte in allen Stücken zu bewahren und auf ihre verständigen Wünsche, soweit es in seiner Macht stehe, aller Orten zu achten. Darauf erfolgte unter allgemeinem Jubel die Anerkennung der Wahl, und Herzog Bernhard übertrug unter Ueberreichung der heiligen Lanze Heinrich die Regierung des Landes, worauf ihm die Vasallen des Reichs den Lehnseid leisteten. Nie hatte eine



ähnliche Huldigung in Sachsen, nie in den deutschen Ländern stattgefunden. Bedingung war gegen Bedingung abgewogen, Recht gegen Recht gestellt, in förmlichster Weise hatten die Sachsen die Regierung ihres Landes dem neuen König aus freiem Entschluß übergeben.

Auch Herzog Boleslaw von Polen war in Merseburg zur Huldigung erschienen und stellte, seinem Versprechen getreu, die Entscheidung über die eroberten Marken dem neuen König anheim. Er hoffte sie als Reichslehen von ihm zu erlangen; namentlich lag ihm an der Burg Meißen, für die er unermeßliche Summen dem Könige bot. Aber Heinrich erkannte, welche Gefahren die Marken in den Händen des Polen über das Reich heraufbeschwören würden, und wies alle Anerbietungen desselben hartnäckig ab. Boleslaw mußte das Land der Milzener und Lausitzer dem Könige ausliefern und erlangte nur soviel, daß mit der Mark und Burg Meißen sein Stiefbruder Gunzelin*), ein Bruder des ermordeten Markgrafen Eckard, belehnt wurde.

In seinen Erwartungen getäuscht und rachesinnend, verständigte sich der Pole noch zu Merseburg mit einem Manne, der bei dem König in nicht geringem Ansehen stand, aber nichtsdestoweniger tiefen Groll gegen ihn im Herzen hegte. Es war der Babenberger Heinrich, ein trefflicher, ritterlicher Mann, der die Mark auf dem Nordgau verwaltete und bis dahin die Erhebung des Königs trotz der alten Feindschaft ihrer Familien auf alle Weise gefördert hatte. Aber nur durch große Versprechungen war er gewonnen worden; die bestimmteste Zusicherung hatte er von Heinrich erhalten, daß dieser als König ihn mit dem Herzogthum Baiern belehnen würde. Bald nach der Krönung hatte er den König an sein Versprechen erinnert, aber dieser war seinem Drängen ausgewichen, indem er sich auf das alte Wahlrecht der Baiern berief, die Belehnung auf eine unbestimmte Zeit verschob und von der Zustimmung der baierischen Großen abhängig machte. Markgraf Heinrich sah hierin eine beschönigte Abweisung, zugleich eine freventliche Verletzung des ihm gegebenen Wortes; er konnte den Treubruch des Königs nicht verwinden, fühlte sich bitter gekränkt und lieh um so eher den verführenden Reden des Polenherzogs sein Ohr. Die Anschläge, mit denen Beide umgingen, scheint man am Hofe sogleich geahnt und gefürchtet zu haben und dadurch ein Ereigniß

*) Die Verwandtschaft ist unklar; Gunzelin und Eckard waren vielleicht ebenfalls Stiefbrüder.



herbeigeführt zu sein, welches das größte Aufsehen erregte und dessen traurige Folgen man noch lange nachher beklagte.

Als Herzog Boleslaw, vom König entlassen und reich beschenkt, vom Markgrafen Heinrich geleitet aus der Hofburg ritt, fand er unvermuthet durch eine bewaffnete Schaar das äußere Thor gesperrt. Der Ausgang wurde ihm mit Gewalt gewehrt, und nur mit Lebensgefahr gelang es dem Markgrafen seinem Freunde Bahn zu brechen. So entkam der Herzog; das bewaffnete Gefolge desselben wurde aber am Thore überfallen und einzelne Ritter im Handgemenge verwundet. Nur durch die Dazwischenkunft Herzog Bernhards kamen die Polen endlich noch mit dem Leben davon.

Ein unerhörtes Begegniß, auf dessen Urheber abermals ein undurchdringliches Dunkel ruht! Der Geschichtschreiber Thietmar, dem wir die besten Nachrichten über diese Dinge verdanken, versichert hoch und theuer, der König selbst sei an Allem unschuldig gewesen. Aber gewiß ist, daß Boleslaw nicht von der Meinung abzubringen war, der König habe ihm bei diesem Anschlag nach dem Leben getrachtet. Von diesem Augenblicke an wurde er der unversöhnlichste Feind desselben; wuthschäumend beschloß er der Rache freien Lauf zu lassen. Er verabschiedete sich vom Markgrafen mit der Zusage treuer Hülfe, wenn derselbe je solcher bedürfen sollte. Als er auf seinem Heimwege an die Elbe kam, steckte er Strehla in Brand, führte die Bewohner der Umgegend massenweise in die Gefangenschaft und entsandte heimlich Boten nach Sachsen, um die einflußreichsten Männer des Landes gegen den König aufzuwiegeln.

Gegen Ende des Monats Juli verließ der König Merseburg und ging nach Grona, wo ihm seine Gemahlin Kunigunde begegnete. Mit ihr begab er sich nach Paderborn, wo sie am 10. August feierlich von Erzbischof Willigis als Königin gekrönt wurde. Noch an demselben Tage wurde auch Ottos III. Schwester Sophie als Aebtissin von Gandersheim geweiht, und zwar vollzog Willigis die Weihe, indem sich der Bischof von Hildesheim klug in die Zeitumstände zu schicken wußte. Große Festlichkeiten fanden bei dieser Gelegenheit in Paderborn statt, die aber auf eine bedauerliche Weise gestört wurden. Zwischen dem baierischen Gefolge des Königs und der sächsischen Bevölkerung kam es zu schlimmen Händeln, die selbst die Königsburg mit Blut erfüllten. Ohne die Dazwischenkunft des Herzogs Bernhard wäre ein furchtbares



Gemetzel entstanden, das leicht für Heinrichs Regiment bedenkliche Folgen hätte nach sich ziehen können.

Gleich darauf begab sich der König nach Duisburg am Rhein (18. August), wo er die Großen Niederlothringens zur Huldigung erwartete. Aber nur wenige Bischöfe stellten sich ein; zögernd kam endlich auch Heribert von Köln, nicht allein wegen seiner Gefangenschaft dem Könige zürnend, sondern auch über dessen übereilte und ungewöhnliche Krönung zu Mainz erbittert, doch dem Zuge der Dinge wider Willen weichend. Der König entschloß sich die lothringischen Großen, die sich ihm nicht stellen wollten, im eigenen Lande aufzusuchen. Er durchzog Niederlothringen und gewann allmählich die Meinung der Meisten für sich *). Am 8. September wurde ihm von den Großen des Landes zu Aachen gehuldigt und er feierlich auf den Kaiserstuhl Karls des Großen erhoben. Nicht Alle sahen es mit freudigem Herzen: Mancher vergoß bittere Thränen, indem er Ottos III., des Wohlthäters Aachens, gedachte. Noch wußte man nicht, wessen man sich von Heinrich zu versehen hatte.

Der König kehrte alsbald an den Rhein und nach Franken zurück. Er war Willens hier zu überwintern und mit dem Beginn des Frühjahres Hermann in Schwaben zu überfallen und zur Unterwerfung zu nöthigen. Aber schon mißtraute Hermann selbst seinen Kräften und dachte an Unterwerfung. Als Heinrich über Speier nach Bruchsal kam, erschien am 1. October demüthig der Schwabenherzog vor ihm und bat um Gnade. Diese gewährte ihm Heinrich, indem er ihm auch sein Herzogthum und seine Reichslehen beließ.

Als Heinrich so seine Nebenbuhler überwunden hatte, zog er über Augsburg nach Regensburg, der Hauptstadt seines baierischen Herzogthums. Mit endlosem Jubel wurde er von dem Bischof der Stadt, der Geistlichkeit und der gesammten Bevölkerung empfangen. Er verweilte im November und December in Regensburg und bewies den Baiern, daß er über seinen neuen Unterthanen seine alten Getreuen nicht vergessen habe, sondern sie vor Allen auszeichnen und ehren wolle. Gegen

*) In andauernden Streitigkeiten lebte König Heinrich mit Pfalzgraf Ehrenfried; die Veranlassung zu denselben soll geboten haben, daß der König als Reichsgut Manches von dem ansprach, was Otto III. seiner Schwester zur Mitgift gegeben hatte und Ehrenfried als Erbe und Eigenthum seiner Gemahlin ansah.

Weihnachten begab er sich nach den rheinischen Franken und feierte das Weihnachtsfest zu Frankfurt, wo ihm Herzog Hermann nach der Sitte der Vorfahren beim Königsmahl diente.

Mit dem Anfange des Jahres 1003 eilte Heinrich, von Herzog Hermann begleitet, nach Oberlothringen, dem einzigen deutschen Lande, das ihn noch nicht als König gesehen hatte. Herzog Dietrich, der Sohn der klugen Beatrix, hatte sich während der Thronstreitigkeiten parteilos gehalten: wie hätte er sich jetzt dem Glücke Heinrichs widersetzen sollen? Zu dem allgemeinen Landtage, den der König auf die Mitte des Januar nach Diedenhofen berufen hatte, stellte er sich mit allen Großen des Landes ein. Alle erkannten hier den neuen Herrn an, der mit Ernst und Strenge auftrat und sie empfinden ließ, was sie von ihm zu erwarten hätten. Von Diedenhofen zog Heinrich nach Aachen, wohin er die Großen des niederen Lothringens beschieden hatte. Am Grabe Ottos III. feierte er den Todestag seines Vorgängers im Reiche (23. Januar), in dessen Erbe er nun völlig eingetreten war. Seinen Umritt in den deutschen Ländern hatte er vollendet, die Anerkennung aller deutschen Stämme gewonnen, die dem Reiche drohenden Gefahren innerer Spaltung beseitigt. Schneller als man es hatte hoffen können, war die Einheit hergestellt; es hatte sich gezeigt, daß menschliche Willkür nicht mehr das Band zerreißen konnte, welches die deutschen Stämme umschlang.

Es ist uns ein Lied eines italienischen Klerikers aus jener Zeit erhalten, das die Lage der Dinge nicht übel schildert. „Nicht Hoch noch Niedrig,“ heißt es dort, „vermag gegen Gottes Rathschluß zu kämpfen. Kaum in drei Monaten endete alles Leid, und ohne Blutvergießen gewann Heinrich die Herrschaft. Die Welt eilt von allen Seiten sich um seinen Thron zu sammeln. Baiern triumphirt; das tapfere Frankenland dient; Schwaben sieht seine Ränke vereitelt und beugt seinen Rücken; Lothringen huldigt; Thüringen ist treu; das streitbare Sachsen eilt herbei sich zu unterwerfen; der Slawe nimmt wieder das gewohnte Joch zu seiner Schmach auf den Nacken und zahlt seinen Tribut wie vor Zeiten. Schon erhebt auch Italia, die große Mutter der Könige, ihre Stimme: „Heinrich, eile herbei! Alles wartet deiner; so lange du regierst, wirst du niemals einen Arduin leben lassen!“ Von allen Seiten stürmt und fliegt man zu Heinrich; wie Germanien und das grimme



Belgien ihm ihre Kniee beugen, so eilt auch der Bischof Leo *) über die Alpen, und Baiern scheint ihm eine neue Heimath zu werden."

Nicht ganz so willig, wie es der schmeichelnde Dichter schildert, hatte man sich Heinrich gefügt. Doch hatte er allerdings große Erfolge errungen; an seinem Erbrecht festhaltend, hatte er sich in der That die allgemeine Anerkennung in den deutschen Ländern gewonnen. Aber wie war es geschehen? Nicht durch gemeinsame Wahl aller Stämme, wie seine Vorgänger, war er zum König erhoben: von einem Stamme war er zum anderen gezogen, und nur durch große Versprechungen und Zugeständnisse, die er zum Theil weder erfüllen konnte noch wollte, hatte er sich die Stimmen gesichert. Durch Mord und einen verheerenden Kriegszug im Reiche war er seiner Nebenbuhler entledigt. Nicht nach der geheiligten Sitte der Väter hatte er zu Aachen, sondern in neuer Weise zu Mainz die Krone empfangen. Nur gegen bestimmte Zusicherungen hatten ihm die Sachsen das Regiment in ihrem Lande übertragen. Unmöglich konnte eine so begründete Herrschaft unter einem trotzigen Volke, wie das deutsche war, sogleich festen Bestand gewinnen. Jedermann mußte voraussehen, daß es Heinrichs Regierung an inneren Kämpfen nicht fehlen würde.

3.

Kämpfe um die Machtstellung des Reichs.

Verlust der Lombardei und Böhmens.

Schon im Anfange des Jahres 1003 zeigte sich aller Welt, wie tief das Ansehen der deutschen Herrschaft unter dem unglücklichen Regiment Ottos III. gesunken war. Als sich der König in den letzten Tagen des Januar von Aachen nach Mastricht begab, ereilten ihn die betrübendsten Nachrichten aus Italien.

Arduin von Ivrea hatte, als er unmittelbar nach Ottos III. Tode wieder hervorgetreten war, schnell die ganze Lombardei in Aufruhr gegen

*) Leo von Vercelli.

die deutsche Herrschaft versetzt. Zu seinen alten Anhängern gesellten sich zahlreiche neue; selbst seine erbittertsten Gegner, die Bischöfe, konnten schutzlos dem ungestümen Manne keinen Widerstand bieten. So wurde Arduin, ehe noch in Deutschland über die Nachfolge entschieden war, schon am 15. Februar 1002 in Pavia zum König Italiens gekrönt. Arduin trat im Anfange seiner Regierung scheinbar in die Fußstapfen Ottos III. Die Münzen behielten dasselbe Gepräge, selbst der kaiserliche Name erhielt sich auf denselben. Die Kanzlei blieb in den Händen des Bischofs von Como, und in Arduins Urkunden finden sich zuweilen noch jene weitschichtigen Titel, welche die phantastische Weise des jungen Kaisers liebte. Vor Allem aber zeigte Arduin jetzt die Freigebigkeit der Ottonen den lombardischen Bischöfen: er wußte durch große Versprechungen sogar den Erzbischof von Mailand zu gewinnen, dem er zuvorkommend entgegenging, als derselbe von seiner Gesandtschaftsreise nach Constantinopel zurückkehrte. Indessen ließ sich Arduins arge und gewaltthätige Natur nicht lange zurückdrängen. Sein alter Haß gegen die Bischöfe brach bald genug wieder hervor, und der Erzbischof von Mailand, die Bischöfe von Como, Cremona, Piacenza, Pavia und vornehmlich der arg mißhandelte Bischof von Brescia sehnten sich bald genug wieder nach der Erlösung von diesem schlimmen Tyrannen.

Auch gab es noch Bischöfe und Herren in der Lombardei, die sich niemals dem neuen Gewalthaber gefügt hatten. Bischof Leo von Vercelli, der Freund Kaiser Ottos und Papst Silvesters, der unversöhnlichste Widersacher Arduins, beharrte muthig im Widerstande gegen ihn, nicht minder der Erzbischof Friedrich von Ravenna, von Geburt ein Sachse und einer nationalen Erhebung Italiens schon deshalb entgegen. Auch die Bischöfe von Verona und Modena hatten offen gegen Arduin Partei ergriffen; jener hielt sich durch den Schutz des Herzogs von Kärnthen gesichert, dieser durch den Markgrafen Tedald, in dem die deutsche Partei ihre mächtigste Stütze fand. Tedald, der Sohn jenes Atto, der einst die Kaiserin Adelheid nach Canossa geleitet hatte (ein Dienst, der ihm reichlich gelohnt wurde), war seinem Vater in der Macht gefolgt und hatte damals die Grafschaften von Modena und Reggio inne. Wie sein Haus im Anschlusse an die Herrschaft der Deutschen emporgekommen war, hielt er treu an derselben fest und erwartete sehnsüchtig mit allen Gegnern Arduins die Herstellung der

deutschen Herrschaft im Lande. Sobald daher Heinrich die Krone gewonnen hatte, ergingen an ihn die dringendsten Aufforderungen, mit Heeresmacht über die Alpen zu kommen; Bischof Leo von Vercelli eilte selbst nach Regensburg und legte die Wünsche Italiens am Throne des neuen Königs nieder.

Da Heinrich jetzt die deutschen Länder unmöglich verlassen konnte, entbot er den alten Herzog Otto von Kärnthen, dessen Mark von Arduin unaufhörlich bedroht war, mit einem Heere in die lombardische Ebene hinabzusteigen. Von dem ritterlichen Babenberger Graf Ernst, einem jüngeren Bruder des Markgrafen Heinrich von Oestreich, begleitet trat Herzog Otto in den letzten Tagen des Jahres 1002 den Zug an; aus Kärnthen, Oestreich und dem Friaul hatte sich das Heer gesammelt, das jedoch nicht sehr zahlreich war und kaum 500 Ritter faßte. Arduin hielt in Besorgniß vor einem Ueberfall alle Zugänge des Landes besetzt; er selbst warf sich auf Verona, nahm die Stadt ein und besetzte die Klausen an der Etsch. Bis nach Trient rückte er vor, wo er einem deutschen Heere zu begegnen hoffte. Aber nirgends zeigte sich hier ein Feind, so daß Arduin in die Nähe von Verona zurückkehrte, wo er das Weihnachtsfest feierte. Die Deutschen hatten ihren Weg durch das Brentathal genommen und waren bis zu einem Paß gelangt, durch den sie unbehindert in die Tiefebene hinabzusteigen gedachten. Aber auch diesen Paß fanden sie von Arduins Leuten besetzt und erfuhren, daß Arduin selbst nicht weit sei. Da schickten sie sofort Boten an ihn und verlangten entweder freien Durchzug durch den Paß, oder daß er sich ihnen diesseits desselben zu ehrlichem Kampfe stelle. Arduin hielt jedoch die Boten zurück, rückte am anderen Morgen mit einer den Deutschen weit überlegenen Streitmacht vor, erreichte am Mittag den Paß und überfiel den völlig unvorbereiteten Feind. Nach tapferer Gegenwehr mußten die Deutschen die Flucht ergreifen. Es war ein neues, die Welt in Verwunderung setzendes Ereigniß, daß deutsche Ritter vor Italienern wichen; es erhöhete Arduins verwegenen Muth und befestigte seine Herrschaft. Schwer empfand man in Deutland die Niederlage, rechnete es aber dem neuen Könige hoch an, daß er mit männlicher Fassung die schlimme Kunde aufnahm, ja sogar Herzog Otto und Graf Ernst von Oestreich, als sie bald darauf vor ihm erschienen, zu trösten suchte und durch besondere Gunstbezeugungen ehrte.

So tief Heinrich die Schmach berührte, welche dem Reiche in Italien widerfahren war, mußte er es doch für den Augenblick aufgeben sie zu rächen. Denn ein schwereres Gewitter zog am östlichen Himmel auf. Der Pole Boleslaw hatte seine Hand bereits nach Böhmen ausgestreckt und unterhielt zugleich in Deutschland selbst weitverzweigte Verbindungen mit allen Feinden des Königs.

In Böhmen entwickelten sich mit unglaublicher Schnelligkeit die Dinge in einer für den Polen nur allzu erwünschten Weise. Herzog Boleslaw der Rothe wüthete mit tyrannischer Grausamkeit gegen sein Volk und gegen seine eigene Familie. Seinen älteren Bruder Jaromir ließ er entmannen, den zweiten, Udalrich mit Namen, wollte er im Bade ersticken lassen; da der Mord vereitelt wurde, verbannte er die Brüder mit der Mutter aus dem Lande. Die Böhmen empörten sich endlich, verjagten den Herzog, riefen einen in Polen lebenden Verwandten des herzoglichen Hauses, Wlodowei mit Namen, aus der Verbannung zurück und erkannten ihn als ihren Herrn an. Wlodowei beeilte sich König Heinrich zu Regensburg zu huldigen (November 1002), um so seine Herrschaft zu sichern. Dennoch endete sie bald; ein wüster Trunkenbold, richtete er sich schnell in seinen Lüsten zu Grunde und starb zur Freude des Volkes schon in wenigen Wochen. Die Böhmen luden darauf Jaromir und Udalrich ein in das Land zurückzukehren und übertrugen ihnen, den Brüdern ihres vertriebenen Herzogs, gemeinsam die Herrschaft. Dieser hatte sich inzwischen nach Deutschland geflüchtet und Markgraf Heinrich, den Bundesgenossen und Freund des Polenherzogs, um Aufnahme gebeten. Der Markgraf war ein alter Feind des verruchten Böhmen und ließ ihn zuerst in das Burgverließ werfen; bald aber befreite er ihn nicht nur, sondern gab ihm sogar ein sicheres Geleit nach Polen. Der Markgraf sah, wie der Vertriebene seinem polnischen Freunde trefflich dienen und ihre gemeinsamen Absichten gegen den König auf das Vortheilhafteste unterstützen könne. Kaum waren Jaromir und Udalrich hergestellt, so drang auch in der That der Polenherzog mit einem starken Heere in Böhmen ein und führte Boleslaw den Rothen als seinen Schützling zurück. Aber die unsinnige Wuth des Tyrannen hatte sich durch die Verbannung nur gesteigert; in kürzester Frist empörte er abermals das ganze Volk gegen sich, das sich flehentlich an den Polenherzog wandte, um es von dem entsetzlichen Wütherich zu befreien, den

er ihm zum Herrn bestellt habe. Gern vernahm der Pole diesen Wunsch der Böhmen. Arglistig beschied er seinen Schützling zu einer Zusammenkunft; hier ließ er denselben überfallen und blenden. Der Geblendete wurde der Regierung beraubt, des Landes verwiesen; der Pole selbst aber eilte nach Prag, wo ihn die Böhmen festlich empfingen und als Herzog ausriefen. Schlag auf Schlag waren die Ereignisse gefolgt. Schon im März des Jahres 1003 war Boleslaw Chabry im Besitz Böhmens und hatte damit erreicht, wonach er seit langen Jahren getrachtet.

Im Kampfe gegen die böhmische Macht hatte sich das polnische Reich erhoben, im Anschluß an die deutschen Könige die Mittel zu jenem Kampfe gefunden, in dem es nun den vollständigen Sieg in der Hand zu halten schien. Böhmen und Polen waren in der Hand des tapfersten und kühnsten Kriegsfürsten jener Zeit vereint; er stand im Begriff ein Slawenreich zu begründen, wie es die Welt niemals gesehen hatte. Alle die slawischen Stämme, wie sie von der Ostsee bis zum adriatischen Meere, von der Elbe bis zur Wolga und zum Dniepr hundertfach gespalten wohnten, umfaßte sein Blick: er hoffte sie insgesammt seinem Schwert zu unterwerfen, sie sämmtlich zu einem Reich zu verbinden. Die glücklichen Zeiten Böhmens waren vorüber, und der Stern der Piasten erhob sich aus der Nacht der Premysliden im hellsten Glanze. Mit den Erfolgen wuchs das Selbstvertrauen Boleslaws von Tag zu Tag! Schon hatte er die Abhängigkeit vom Kaiserreich zerrissen; der siegreiche Slawe wollte dem treulosen Deutschen nicht mehr dienen. Entschlossen warf er sich sofort in den Kampf gegen die Macht, die ihn bis dahin gehoben hatte: sein eigener Herr, wollte auch er eine Königskrone tragen, wie sie Rom dem frommen Magyarenkönig verliehen hatte. War ja doch auch er ein Apostel Roms, zogen doch unter seinem Schutze die Heidenboten Roms nach dem fernsten Norden und Osten; Kirchen und Klöster erhoben sich in Ländern, die bis dahin nie einen Priester und Mönch gesehen hatten. Bald eilten seine Gesandten nach Rom; er erbot sich zu einem Zins an St. Peter, wenn ihm der Papst die Königskrone gewähre.

Und wie stand es jetzt um die Ehre des deutschen Namens? Auf den Abfall Italiens war der Verlust Polens und Böhmens mit Blitzesschnelle gefolgt; die erbittertsten Feinde des Reichs frohlockten in ihren Siegen. Die Machtstellung des Reichs nach außen war im höchsten

Maße gefährdet, und schon gährte im Innern desselben der Aufruhr. Der König wußte, wie alle seine Widersacher sich regten und die Zahl der Unzufriedenen von Tag zu Tag wuchs. Mit dem Glück wankte die Treue gegen den neuen Herrscher bei Vielen; nur Wenige gab es, auf die er sich mit Sicherheit verlassen konnte. In seiner nächsten Nähe unterhielt Boleslaw Verbindungen; die angesehensten Männer des Reichs standen mit ihm auf vertrautem Fuße. König Heinrich war, wie die Folge zeigte, kein Mann beugsamen Sinnes, aber doch entschloß er sich in dieser verzweifelten Lage zu einem schweren Opfer. Nachdem er wenige Monate vorher dem Polen jedes Zugeständniß versagt hatte, eröffnete er, als er um Ostern 1003 nach Sachsen kam, mit ihm heimlich Unterhandlungen und erbot sich ihm Böhmen als Reichslehen zu geben. Aber so bereit sich Boleslaw noch vor Kurzem zur Huldigung gezeigt, so bestimmt verweigerte er jetzt Vasall des Deutschen zu werden; stolz wies er jedes Anerbieten des Königs zurück. Er war zum Kampf gerüstet, und schon erhoben sich auch seine Bundesgenossen in Deutschland.

Die Empörung des Markgrafen Heinrich.

Der Aufstand brach im Innern des Reichs aus, ehe es der König erwartet. Baiern und die baierischen Marken vor Allem ergriff er. Es waren ritterliche und hochgepriesene Männer, welche die Fahne der Empörung aufpflanzten; Männer, die selbst dem König den Weg zum Throne gebahnt hatten. Zuerst von Allen erhob sich Markgraf Heinrich, der Führer und Mittelpunkt des Aufstands, gegen den wortbrüchigen Herrn; dann des Markgrafen Vetter, der treffliche Ernst von Oestreich, so eben noch vom Könige trotz seiner Niederlage in Italien besonders geehrt. Und offen trat zum Staunen der Welt selbst des Königs eigener Bruder, der wahrscheinlich sich gleich dem Markgrafen Hoffnungen auf das Herzogthum Baiern gemacht und in diesen getäuscht hatte, auf die Seite der Rebellen. Alles, was die Heinriche einst an den Ottonen gesündigt hatten, sollte der König jetzt durch den Bruder büßen. Heinrich, Ernst und Brun mit ihrem Anhang standen noch allein in den Waffen, aber weitverzweigt durch alle Theile des Reichs war die Verschwörung und reichte bis zu den ersten Männern am Throne hinauf.



Von Feinden rings umdrängt, übersah König Heinrich doch so=gleich mit scharfem Blick, daß es für ihn keine andere Rettung gäbe, als Italien und Böhmen für den Augenblick aufzugeben und zunächst der Empörung im Innern entgegen zu treten. Denn kam der Markgraf zu Kräften und lächelte das Glück seinen ersten Versuchen, überall wären jene geheimen mächtigen Widersacher des Königs aufgestanden, die nur Furcht noch vom Abfall fernhielt. Gleich nach Pfingsten*) eilte daher der König nach Baiern, sammelte ein Heer und rückte dem Markgrafen entgegen. Dieser hatte seine Burgen bewehrt und zog sich mit seinen Genossen hinter ihre Mauern zurück. Aber schon im August fiel eine nach der anderen in die Hände des Königs. Zuerst Ammerthal**), dann Creussen***), wohin der Markgraf Weib und Kind geflüchtet hatte und wo Burchard, der Bruder desselben, befehligte. Vergebens eilte der Markgraf zum Entsatz Creussens herbei. Seine Schaar wurde überfallen und überwältigt; Ernst von Oestreich gerieth dabei in die Gefangenschaft des Königs. Kaum rettete sich noch der Markgraf selbst nach dieser Niederlage; kaum konnte Burchard das Weib und die Kinder des Markgrafen flüchten. Ammerthal und Creussen wurden in einen Schutthaufen verwandelt.

Indessen war Boleslaw in die Marken eingefallen und rückte auf Meißen vor, von jeher sein Augenmerk, seit er im Besitz Böhmens war, ihm doppelt wichtig. Er erwartete von seinem Bruder Gunzelin die freiwillige Uebergabe der Stadt, aber dieser traute seiner Umgebung nicht und fürchtete die Strenge des Königs. Mit Heeresmacht rückte deshalb der Pole über die Elbe; die Gegend zwischen Strehla und Zehren wurde verwüstet, bis dicht vor Meißen schwärmten die polnischen Reiter. Aber plötzlich traten sie den Rückzug an; sei es daß Boleslaw von dem Mißgeschick des Markgrafen Kunde hatte, sei es daß der Widerstand der kleinen Burg Mügeln ihn entmuthigte. Er führte sein Heer über die Elbe zurück und begnügte sich jenseits das Milzenerland besetzt zu halten.

Schon erkannte Markgraf Heinrich, daß sein Spiel verloren, sein Anschlag gescheitert sei. Jene mächtigen Freunde, die mit ihm die

*) Das Pfingstfest hatte der König zu Halberstadt gefeiert.
**) Unweit Amberg.
***) Bei Baireuth.

Fäden gesponnen, zogen ihre Hände zurück; seine Burgen fielen, und Boleslaws Angriff auf die Marken mißglückte. Siegfried, der Mörder Eckards, der sich in dem Lohne seines Verbrechens getäuscht zu haben scheint, führte dem Markgrafen jetzt in der letzten Stunde noch eine Hülfsschaar zu, die aber dieser zurückwies. Er eilte nach seiner Feste Kronach*), mit eigener Hand steckte er sie in Brand, dann ergriff er mit Brun und seinen letzten Anhängern die Flucht nach Böhmen. Alle seine Burgen bis auf Schweinfurt, damals der Hauptsitz der Babenberger, waren eingeäschert oder entwaffnet. Um auch Schweinfurt zu zerstören, sandte der König den Bischof von Würzburg und den Abt von Fulda ab. Eila, die alte Mutter des Markgrafen, flüchtete sich in die Kirche der Burg und schwur, die Trümmer derselben würden ihr Grab sein. So rettete sie das Gotteshaus; aber die Wohnhäuser auf der Burg wurden zerstört, die Wälle auch hier abgetragen.

Der Sieg des Königs über die Aufständigen schien vollständig, aber damit war Boleslaw nicht vernichtet, der überdies jenen noch immer einen Rückhalt gewährte. Noch im Winter beschloß deshalb der König ihn anzugreifen und begab sich, nachdem er im Herbst der Jagdlust im Speßhart obgelegen hatte, nach Sachsen. Die umfassendsten Pläne beschäftigten ihn, um die Stellung seines Gegners gründlich zu untergraben. Nichts war ihm dabei wichtiger, als dem zwanzigjährigen Kriege mit den Wenden ein Ziel zu setzen und friedliche Verbindungen mit ihnen zu eröffnen. Und hiezu boten die Wenden jetzt unerwartet selbst die Hand.

Boleslaws wachsende Macht war ihnen nicht minder furchtbar als dem Könige. Des Polen Herrschaft, die sich bereits über Pommern ausgebreitet hatte, bedrohte unaufhörlich die noch freien Stämme jenseits der Oder. Und was hatten sie von derselben zu erwarten? Weder ihre Gemeindefreiheit, noch ihren Glauben würde Boleslaw ihnen belassen haben; war doch sein Regiment schärfer, sein Bekehrungseifer frischer und feuriger, als jetzt der der Sachsen. So hatten denn gerade die wendischen Stämme, die zu dem Aufstande des Jahres 982 das Zeichen gegeben, die am hartnäckigsten in zahllosen Kämpfen ihre Freiheit und ihr Heidenthum vertheidigt hatten, die Liutizen, schon Ostern 1003 nach Quedlinburg Gesandte zum König geschickt. Was sie gewünscht hatten,

*) Goldkronach am Fichtelgebirge.



erreichten sie: einen Freundschaftsbund mit König Heinrich gegen den Polen. „Aus Feinden der Deutschen," sagt Thietmar, „wurden die Liutizen die besten Freunde des Königs." Sie traten in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß vom Reiche zurück, räumten dem Könige mehrere Festen in ihrem Lande ein, gaben ihm Tribut und versprachen in wichtigen Fällen vor sein Gericht zu kommen; im Uebrigen überließ er ihren Landesgemeinden die Entscheidung aller inneren Angelegenheiten und gewährte ihnen selbst die freie Ausübung ihres alten Götzendienstes mit seinen blutigen Opfern. Vor Allem versprachen sie ihm Heeresfolge gegen den gemeinschaftlichen Feind; mochten sie unter der Vortragung ihrer Götzen ihm zuziehen, ihm war ihre Hülfe jetzt hocherwünscht.

Es war ein unerhörter Schritt, welchen der König wagte, als er sich mit heidnischen Stämmen gegen einen christlichen Fürsten verband. Selbst die höchste Noth konnte kaum ihn in den Augen des Klerus rechtfertigen, auf dessen Geneigtheit doch zum großen Theil seine Macht beruhte. Nur ein frommes Werk langen Wunsches mochte ihm die strengen Gemüther versöhnen, ein Werk zugleich, welches seinen Eifer für die Mission zu beweisen schien. Der König war klug genug, indem er der Kirche eine tiefe Wunde schlug, an eine alte, die nimmer verharschen wollte, die heilende Hand zu legen. So nur konnte er, der Bundesgenosse der Heiden, sich in dem Ruf der Christlichkeit erhalten. Kaum hatte er deshalb den Bund mit den Liutizen geschlossen, so entschied er sich das Bisthum Merseburg herzustellen. Noch in späterer Zeit erzählte eine weitverbreitete Legende, nur seine Verdienste um Merseburg hätten ihn den Krallen des Teufels entrissen.

Man weiß, wie alle Verluste, welche die Kirche im Wendenlande erlitten hatte, der Auflösung des Bisthums Merseburg und der Rache des heiligen Laurentius zugeschrieben wurden. Wie oft hatte Otto III. die Schuld zu sühnen versucht, aber an der Geschmeidigkeit des Erzbischofs Gisiler waren immer von Neuem seine Absichten gescheitert. Heinrich war jetzt entschlossen um jeden Preis den Heiligen zu begütigen und Merseburg herzustellen; in kürzester Zeit kam er damit zum Ziele. Obwohl er sich mit Gisiler ausgesöhnt hatte und ihm sogar zu manchem Dank verpflichtet war, nahm er doch wenig Rücksicht auf die Listen des alten Ränkeschmieds. Als er im Januar 1004 zu Dornburg*) an der

*) Damals eine oft besuchte kaiserliche Pfalz, von der sich jetzt nur wenige Ueberreste bei Barby finden.



Elbe Hof hielt, sandte er Erzbischof Willigis an Gisiler und verlangte auf das Gemessenste die Herstellung des Bisthums. Gisiler wünschte nur drei bis vier Tage Bedenkzeit. Die Frist wurde ihm gewährt, doch ehe sie noch abgelaufen war, hatte ihn schon der Tod ereilt (25. Januar), und der König zog nach Magdeburg, um dort über den erzbischöflichen Stuhl zu verfügen. Die Domherren wählten nach ihrem Privilegium der Wahlfreiheit sogleich den Propst Walthard zum Erzbischof, aber durch große Versprechungen bewog der König diesen dem Bisthum zu entsagen und überredete die Domherren auf seinen Kapellan Tagino die Wahl zu lenken. Tagino war ein Baier, gleich dem Könige ein Schüler des h. Wolfgang, von ihm seit Jahren in den wichtigsten Geschäften gebraucht und ihm ganz ergeben. Der König war sicher, daß dieser Mann der Herstellung Merseburgs kein Hinderniß entgegensetzen würde. Ehe noch Gisiler bestattet war, erhielt Tagino die Investitur und wurde inthronisirt. Sofort eilten dann der König und der neue Erzbischof nach Merseburg. Hier erhielt Tagino am 2. Februar von Willigis die bischöfliche Weihe, und gleich darauf wurde die Herstellung des Bisthums Merseburg in Angriff genommen. Magdeburg, Halberstadt, Zeitz und Meißen mußten die erforderlichen Abtretungen machen, um den alten Sprengel möglichst herzustellen; Entschädigungen, so weit sie erforderlich schienen, gab der König aus seinen eigenen Mitteln. So rasch ging man zu Werke, daß schon am 6. Februar der königliche Kapellan Wigbert zum Bischof von Merseburg geweiht und durch eine Urkunde vom 4. März die Erneuerung des Bisthums von Heinrich bestätigt wurde.

So trat die zerstörte Stiftung Ottos des Großen abermals in das Leben, und mit ihrer Herstellung schienen trotz des Bundes mit den Liutizen für die Kirche unter den Wenden bessere Tage zu kommen. Die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg kehrten in ihre Sprengel zurück, in denen vorläufig freilich Christenthum und Heidenthum neben einander bestanden; doch mochten sie den baldigen Triumph ihres Glaubens von der neu erwachenden Mission und den glücklichen Siegen des Königs erwarten. Denn auch die Mission schien wieder aufzuleben, und Magdeburg gewann noch einmal Hoffnung sich im Osten das weiteste Feld zu eröffnen. Eben damals erschien zu Merseburg Brun von Querfurt, jener sächsische Edling, der in Italien zum begeisterten Schüler des h. Romuald geworden war, um die Bahn zu verfolgen,



die ihm der Böhme Adalbert zum Märtyrertode gewiesen hatte. Von Pereum aus war Brun barfuß nach Rom gewandert und noch vom Papst Silvester II. zum Erzbischof unter den Heiden ernannt und mit dem Ehrengeschenk des Palliums begnadigt worden. Er war zunächst nach Polen bestimmt, um sich dann unter den Völkern weiter im Osten seinen Sprengel zu bilden. In der Ernennung zum Erzbischof lag vor Allem die Vollmacht, in den bekehrten Ländern nach eigenem Ermessen Bischöfe zu bestellen; ebenso hatte einst Gregor III. Winfried-Bonifacius als Erzbischof zu den heidnischen Deutschen entsendet. Aber als Brun nach Deutschland kam, war der Krieg mit Boleslaw bereits ausgebrochen: welche Aufnahme konnte er da als Deutscher und naher Verwandter des Königs bei dem Polenherzog erwarten? So begab er sich an den Hof des Königs, der ihn freundlich empfing, aber für den Augenblick in Deutschland zu bleiben rieth. Dennoch ließ er ihn vom Erzbischof Tagino weihen, unfraglich weil er Bruns neue Stiftungen, wenn ihm solche einst gelingen sollten, in einen unmittelbaren Zusammenhang mit Magdeburg setzen wollte. Wäre es Heinrich geglückt die Macht des Polen völlig zu brechen, dann würde auch das Erzbisthum Gnesen sich kaum erhalten, sondern Magdeburg noch einmal seinen Einfluß bis zu dem äußersten Osten der abendländischen Kirche erstreckt haben.

Alle Veranstaltungen des Königs in den Marken waren gegen Boleslaw gerichtet, der inzwischen noch immer das Milzenerland behauptete und zu derselben Zeit sogar einen Einfall in Baiern gewagt hatte, jedoch ohne erhebliche Folgen. Gleich nach Wigberts Weihe brach Heinrich mit einem Heere von Merseburg auf. Am 8. Februar war er in Wurzen und ging wenige Tage später, mitten im Winterfrost, über die Elbe. Er wollte zunächst die Polen aus den Marken verdrängen, aber ein plötzlich eintretendes starkes Thauwetter nöthigte ihn zu eiliger Rückkehr. Entmuthigt gab er den Zug für den Augenblick auf und begnügte sich Markgraf Gunzelin und den anderen an der Grenze befehligenden Grafen Verstärkungen zurückzulassen. Er selbst begab sich nach Merseburg. Hier erfuhr er zu seiner großen Freude, daß sein Bruder Brun bereits Böhmen verlassen und sich nach Ungarn zu König Stephan, seinem Schwager, geflüchtet habe, durch dessen Verwendung er Verzeihung zu finden hoffe. Zugleich kam die andere erwünschte Nachricht, daß auch Markgraf Heinrich seinen Fehl bereue und sich zu unter-

werfen entschlossen sei. Bald darauf erschien der Markgraf selbst bußfertig am Hofe; er wurde auf unbestimmte Zeit nach Giebichenstein in Haft gebracht, aber die Rückgabe seiner Eigengüter ihm versprochen. Noch vor Jahresfrist kehrte er wieder in seine Mark zurück und hielt fortan mit der ritterlichen Treue eines versöhnten Gemüths zum Könige. Einige Wochen nach dem Markgrafen wagte auch Brun, von ungarischen Gesandten begleitet, vor dem Könige zu erscheinen; besonders der Verwendung seiner Mutter Gisela hatte er es zu danken, daß ihm sein Vergehen straflos hinging. Brun trat wenig später in den geistlichen Stand, wurde zum Kanzler bestellt und erhielt im Jahre 1006 das reiche Bisthum Augsburg. Ernst von Oestreich hatte der König Anfangs, als er in seine Hände gerathen war, von einem Fürstengericht zum Tode verurtheilen lassen, doch wurde auf dringende Verwendung des Erzbischofs von Mainz die Strafe in eine hohe Geldbuße verwandelt. Auch dieser treffliche Jüngling bewies fortan dem Könige unverbrüchliche Treue.

Der erste Zug Heinrichs nach Italien.

Sobald der König seine Gegner in Händen hatte und damit die Gefahr, daß der innere Krieg sich von Neuem entzünden könnte, beseitigt war, richtete er seine Gedanken auf einen Kriegszug über die Alpen. Schon Weihnachten waren zu Pöhlde der Bischof von Verona und andere Große des Königreichs Italien an seinem Hofe erschienen und hatten ihn dringend zu einem Zuge über die Alpen aufgefordert. Bald darauf stellte sich auch ein Gesandter von Rom ein; denn auch hier fürchtete man bereits Arduins Macht. Heinrich zeigte sich bereit dem Rufe der Italiener zu folgen und von dem Kriege gegen Boleslaw für den Augenblick abzustehen. Nachdem der Aufstand im Innern überwältigt, galt es vor Allem Italien retten; die Kaiserkrone und mit ihr die Zukunft des deutschen Volkes stand hier auf dem Spiele.

Schon gegen Ende Februars in Merseburg erklärte Heinrich den Fürsten seinen Entschluß nach Italien zu ziehen, in Magdeburg flehte er noch den h. Moritz um eine glückliche Fahrt an, dann eilte er nach dem Süden. Auf einem großen Fürstentag zu Regensburg (21. März)



übertrug er seinem Schwager Heinrich das vielumworbene Herzogthum Baiern, welches er während der Zeit seiner Abwesenheit nicht die Beute eines Ehrgeizigen werden lassen wollte, nicht den Angriffen Boleslaws schutzlos preisgeben durfte. Dann begab er sich nach Augsburg, wo sich ein Heer von Baiern, Schwaben, Franken und Lothringern um ihn sammelte. Als die Stunde des Aufbruchs gekommen war, trennte er sich von der Königin, die nach Sachsen ging, wo die Sorge für ihre Person dem Erzbischof Tagino übertragen wurde. Heinrich überstieg die Alpen am Brenner. Am Palmsonntag (9. April) war er zu Trient, wo er dem Heere von den Anstrengungen des schnellen Marsches Ruhe gönnte.

Arduin hatte Heinrich erwartet: mit dem größten Theil seines Heeres lagerte er bei Verona und hielt überdies die Klausen an der Etsch so stark besetzt, daß es ein fast unmögliches Unternehmen für den Feind schien sie zu gewinnen. Heinrich erfuhr dies und sandte deshalb seinen Kapellan Helmiger an die ihm so eben zuziehenden kärnthnischen Truppen mit dem Befehl, Halt zu machen und einen Paß, der von den Kärnthner Alpen in das Brentathal führt, zu besetzen. Dieser Paß ist steil und schwierig; er war deshalb wenig beachtet und von Arduin nur schwach besetzt. Das Aufgebot der Kärnthner bestand zum großen Theil aus Fußsoldaten; diese erklommen im Dunkeln der Nacht die den Paß überragende Anhöhe, und in der Frühe des anderen Tages drangen die deutschen Ritter in den Paß ein. Vergebens suchten Arduins Leute sich ihnen zu widersetzen, theils wurden sie in die Brenta gestürzt, theils mußten sie ihr Heil in der Flucht suchen. Sobald Heinrich vernahm, daß der Paß eröffnet sei, brach er selbst mit Hinterlassung seines Gepäcks und des schweren Theils seines Heeres auf, folgte den Kärnthnern durch den Paß und stieg in die Ebene an der Brenta hinab, wo er im Lager den Gründonnerstag, Charfreitag und Ostern (13. bis 16. April) feierte. Nachdem er durch den Pfalzgrafen die Strafe des Königbanns allen Heeresflüchtigen hatte androhen lassen, den Tapferen aber große Belohnungen verheißen hatte, ging er über die Brenta (18. April) und schlug abermals ein Lager auf, indem er Kundschafter ausschickte, um den Standort Arduins zu erspähen.

Dieses unerwartete Eindringen Heinrichs in Italien verbreitete unter Arduins Heer einen panischen Schrecken. Wie Spreu stob es auseinander; Arduin selbst verließ flüchtig Verona, wo man Heinrich

alsbald die Thore öffnete. Das bei Trient zurückgelassene Heer fand jetzt kein Hinderniß mehr sich mit dem Könige zu vereinigen; auch der getreue Markgraf Tedald führte ihm aus der Lombardei neue Streitkräfte zu. Mit einem zahlreichen Heere setzte Heinrich seinen Weg fort. Brescia, Bergamo, endlich Pavia selbst, die Königsstadt, öffneten ihm willig die Thore. Erzbischof Friedrich von Ravenna, der sich Arduin niemals gebeugt, Arnulf von Mailand, fast alle lombardischen Bischöfe und viele weltliche Große des Landes schlossen sich Heinrich an und geleiteten ihn nach Pavia. Hier wurde er am 14. Mai nach der Michaelskirche geführt, einmüthig durch Handaufhebung zum Könige Italiens erwählt und auf den Thron erhoben; alle anwesenden Herren huldigten ihm, und der Erzbischof von Mailand salbte ihn am folgenden Tage zum König der Lombarden. Es war das erste Mal, daß ein deutscher König in Pavia gekrönt wurde, daß die Italiener besonders ihr Wahlrecht übten. Die Ottonen hatten sich als geborene Könige Italiens betrachtet; Heinrich gewann die Krone durch die Wahl der Lombarden.

Aber ob dem so war, nirgends war Heinrich auf Widerstand gestoßen. Seine Erscheinung hatte ganz anders gewirkt als jenes kärnthische Heer, das er vor Jahresfrist ausgeschickt hatte: fast ohne Schwertstreich hatte er die Lombardei erobert. Arduin, der sich auf eine kleine Bergfeste zurückgezogen hatte, wo ihn Heinrichs Leute belagerten, schien völlig vernichtet, der Besitz Italiens dagegen Heinrich und den Deutschen für immer gesichert. So dachte der König und sein Heer, aber sie trügte ein blendender Schein. Es gab wirklich eine nationale Partei in Italien, weniger unter den Großen des Landes, deren Politik meist nur der Vortheil bestimmte, als unter dem niederen Lehnsadel und in den städtischen Bevölkerungen. Diese Partei haßte die Deutschen und hatte deshalb Arduin angehangen; daß sie durch sein Mißgeschick noch nicht gebrochen war, zeigten unerwartete Vorgänge am Abende des Krönungstages.

Als es dunkelte, geriethen einige Pavesen, von Wein erhitzt, mit Deutschen in Streit. Bald ergriff die ganze Bevölkerung der Stadt gegen die Deutschen Partei, bewaffnete sich und stürmte nach der königlichen Burg. Vergeblich versuchte der Erzbischof Heribert von Köln von einem Fenster aus die Masse zu beschwichtigen; ein Hagel von Steinen und Pfeilen trieb ihn zurück. Die wenigen Ritter, welche die Leibwache des Königs bildeten, vertheidigten indessen muthig die Pfalz





gegen die anstürmende Menge, bis sich die in der Stadt vertheilten Deutschen zusammenschaarten und die Wache der Pfalz übernahmen. Da gelang es die Städter etwas zurückzutreiben, aber ein dichter und dichter fallender Hagel von Steinen und Pfeilen hinderte sie zu verfolgen und ihre Schaaren völlig zu zersprengen. Indessen war die Nacht eingebrochen, und die Deutschen steckten, um den Kampfplatz besser zu übersehen, die nächsten Häuser um die Königsburg in Brand. Der größte Theil des deutschen Heeres lagerte außerhalb der Stadt, vornehmlich die Schwaben, Franken und Lothringer; erst der Feuerschein zeigte ihnen, daß Ungewöhnliches sich in derselben begäbe. Sie traten in die Waffen und eilten nach der Stadt. Aber sie fanden die Thore versperrt, die Wälle und Mauern vertheidigt. Der Sturm begann; ein heftiger Kampf entspann sich, in dem Giselbert, ein Bruder der Königin, eine tödtliche Wunde erhielt. Die ganze Nacht wurde an der Königsburg, wie an den Wällen und Thoren gekämpft. Endlich erbrachen die Deutschen die Thore der Stadt und ergossen sich in die engen Straßen. Die Pavesen flüchteten sich in ihre Wohnungen; Steinwürfe und Pfeilschüsse aus ihnen tödteten Viele unter den Deutschen, bis diese zuletzt die Häuser in Brand steckten, um die Empörer in den Flammen zu ersticken. Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich die Feuersbrunst in der ganzen Stadt. Schon sah das große Pavia einem Flammenmeer gleich, und viele Tausende fanden in den Gluthen den kläglichsten Tod. Was die Flammen verschonten, würgte das Schwert der Deutschen. Ein fürchterliches Strafgericht war über die Stadt eingebrochen. Des Königs Sinn wurde endlich erweicht; er gebot dem Feuer und dem Morden Einhalt zu thun und gewährte den Ueberlebenden Verzeihung. Er begab sich in eine kleine Feste bei der Kirche St. Pietro in cielo d'oro, wo er noch zehn Tage bei dem Schutthaufen Pavias verweilte.

Die Flammen, welche die Königsstadt der Lombarden verzehrten, haben weithin geleuchtet. Furcht und Entsetzen beschlich ganz Italien. Von allen Städten, die noch nicht gehuldigt, strömten Gesandte herbei; unter Zittern und Zagen war man freigebig mit Versprechungen, Eiden und Geiseln. Zu Pontelungo unweit Pavia hielt der König in den letzten Tagen des Mai einen Reichstag und ordnete die Verhältnisse Italiens nach seinem Sinne. Nach einem kurzen Besuche in Mailand, um dem heiligen Ambrosius seine Verehrung zu bezeigen,

kehrte er noch einmal nach Pontelungo zurück und entließ die Versammlung; er erklärte seinen Willen über die Alpen zurückzukehren, verhieß aber seine baldige Wiederkunft. Das Pfingstfest (4. Juni) feierte er im Gebiet von Como zu Cabempino, wo ihm die Gesandten der tuscischen Städte huldigten; gleich darauf trat er den Rückweg an. Italien hielt der Schrecken im Zaum, und Heinrich wollte die Zeit des Glücks benutzen, um dem Polen das böhmische Land zu entreißen. Die Straße über den S. Gotthard verfolgend, betrat er um die Mitte des Juni das Herzogthum Schwaben.

Heinrichs Nebenbuhler, Herzog Hermann II., war bald nach seiner Demüthigung gestorben (4. Mai 1003), und das Herzogthum Schwaben auf seinen unmündigen Sohn Hermann wie nach Erbrecht übergegangen. Aber es schien unmöglich, daß der Knabe die Ruhe des Landes in der erforderlichen Weise sicherte. Deshalb traf jetzt der König selbst auf zwei Landtagen zu Zürich und Straßburg Vorkehrungen, um den Landfrieden zu wahren. Dann begab er sich über Mainz, wo er einige Tage verweilte, durch Ostfranken nach Sachsen.

Herstellung der deutschen Herrschaft in Böhmen und in den Marken.

Schon war das Aufgebot des Königs zu einem neuen Zuge gegen den Polen durch alle Theile Sachsens, Thüringens und Baierns ergangen. Am 15. August sollte sich das sächsisch-thüringische Heer in Merseburg sammeln, welches der König selbst in den Kampf zu führen gedachte. Am bestimmten Tage traf er in Merseburg ein. Sorgsam verhehlte er seinen Angriffsplan, da Boleslaw sogar in der nächsten Nähe des Königs Späher unterhielt. Eine Menge von Fahrzeugen ließ er deshalb auf der Elbe zwischen Meißen und Riesa zusammenbringen, gleich als wolle er seinen Angriff abermals auf das Milzenerland richten; indessen aber wandte er sich von der Saale aus unmittelbar gegen das Erzgebirge, das damals Miriquidui d. h. Schwarzwald genannt wurde. Starke Regengüsse behinderten jedoch den Marsch, und so fand Boleslaw Zeit, die Zugänge des Gebirges mit Bogenschützen zu besetzen. Dennoch wußten Heinrichs Krieger sich Bahn zu



brechen, und ohne sonderliche Mühen rückte das Heer des Königs in Böhmen ein.

Bald erkannte Heinrich, wie schwach befestigt Boleslaws Herrschaft in Böhmen war. Stammhaß trennte die slawischen Stämme in weit höherem Grade als die deutschen. Der Böhme war der Herrschaft des Polen, die ihm nie sonderlich behagt hatte, längst müde, und da Herzog Jaromir, der vertriebene Sproß des alten Herzogsgeschlechts, sich im deutschen Heere befand, nahm man überall freudig die Deutschen auf. Nachdem Heinrich sich mit den Baiern, die von einer anderen Seite ihm zugezogen waren, vereinigt hatte, rückte er vor Saaz; die Einwohner erschlugen sofort die polnische Besatzung und öffneten Heinrich die Thore. Es lief ein Gerücht um, auch Boleslaw sei in Prag bereits von den Seinen getödtet. Aber diese Nachricht, absichtlich verbreitet, um die Deutschen sorglos zu machen, wurde bald als trügerisch erkannt und schleunigst Herzog Jaromir mit dem besten Theil des königlichen Heeres und der böhmischen Schaar, die sich um ihn gebildet hatte, gegen Prag gesandt; lebend oder todt sollte er Boleslaw in seine Gewalt zu bringen suchen. Noch in der Nacht brach Jaromir auf, aber doch entkam ihm der Pole; flüchtig verließ er Böhmen, das er nie wieder gewinnen sollte. Prag öffnete willig Jaromir die Thore; man geleitete ihn nach der Burg Wyshehrad, wo er auf den alten Fürstenstuhl erhoben, als Herzog ausgerufen wurde und die Huldigung des Volkes empfing. Auf dem Fuße folgte ihm König Heinrich; unter dem größten Jubel der Böhmen wurde er in Prag eingeholt und nach der Kirche des St. Georgenklosters geführt, wo er feierlichst Jaromir mit dem Herzogthum Böhmen belehnte.

Am 8. September war der König noch zu Prag, dann entließ er die Baiern und führte das sächsische Heer, welches Herzog Jaromir mit den Böhmen begleitete, auf sehr beschwerlichen Wegen in das Land der Milzener. Wo die Kriege dieses Jahr begonnen hatten, sollten sie auch ihr Ende finden. Bautzen, der Hauptort des Landes, wurde belagert. Die Stadt aber leistete tapferen Widerstand, und der König selbst gerieth bei einem Sturme in Lebensgefahr. Da entbrannte die Wuth des deutschen Heeres; man wollte die Stadt an allen Ecken in Brand stecken, und nur die Dazwischenkunft Markgraf Gunzelins rettete Bautzen vor dem Schicksal Pavias. Endlich auf den ausdrücklichen Befehl Herzog Boleslaws ergab sich die Stadt. Die polnische Besatzung

zog ab, und ein deutsches Heer wurde eingenommen. Auch das Milzenerland gab Boleslaw damit verloren; die wendischen Marken standen wieder unter der Herrschaft der Deutschen. Der König führte sieggekrönt sein überaus erschöpftes Heer über die Elbe zurück. Am 9. October war er zu Magdeburg und verlebte den Winter in Sachsen, wo er der verdienten Ruhe genoß.

Ein thatenreiches Jahr hatte der König beschlossen, von der Elbe war er zum Main und zur Donau, von der Donau zum Po, vom Po zum Rhein, vom Rhein zur Saale und zur Moldau mit seinen Heeren geeilt und von der Moldau wieder zur Elbe zurückgekehrt. Die gefährlichste Verschwörung war im Innern erstickt, das königliche Ansehen hergestellt, Italien unterworfen, Böhmen und das Milzenerland Boleslaw entrissen und der hochfahrende Polenfürst zu schmählicher Flucht genöthigt. So mitten in seiner Siegesbahn mochte Heinrich Vielen der Mann scheinen, der das glückliche Werk Ottos des Großen glücklicher fortzusetzen berufen sei, der mit unbezwingbarer Kraft alle der deutschen Königsmacht widerstrebenden Gewalten zu bändigen wüßte.

Der erste Feldzug Heinrichs gegen Polen.

Boleslaw Chabry war durch die Ereignisse des Jahres 1004 gedemüthigt, nicht vernichtet. Aber ein erneuerter Angriff schien ihm den Todesstoß geben zu müssen, und schon im nächsten Jahre rüstete der König zu einem neuen Kriege, den er unmittelbar in das Land des Polen zu versetzen hoffte.

Wiederum wurde auf die Mitte des Monats August das Heer aufgeboten und zum Sammelplatz der Sachsen diesmal Leitzkau unweit Magdeburg am rechten Elbufer bestimmt. Am 16. August trat das Aufgebot zusammen, und der König selbst stellte sich an die Spitze des Heeres. Man rückte sogleich vor und kam ungefährdet bis Dobrilugk in der Lausitz, wo die Baiern und Böhmen unter ihren Herzogen Heinrich und Jaromir dem Heere zuzogen. Auf dem weiteren Marsche wurde das Heer durch von Boleslaw bestochene Wegweiser in öde Gegenden und die unwirthbaren Sümpfe des Spreewaldes verlockt. Doch fand man endlich eine Stelle am Spreeufer, wo man sich lagern

konnte. Hier kam es am 6. September zu einem Gefecht, in dem leider mehrere wackere deutsche Ritter unter den Pfeilen der Polen verbluteten. Als die Deutschen über die Spree gingen, zogen ihnen auch die Liutizen zu; sie kamen mit ihren Götzenbildern, ein grauenvoller Anblick den deutschen Bischöfen. Am Tage nach ihrer Ankunft gelangte das Heer des Königs bis an die Oder, wo sich der Bober mündet. Am Bober schlugen die Deutschen ihr Lager auf; Boleslaw lagerte mit einem starken Heere am anderen Oderufer Crossen gegenüber, um dem Feinde den Uebergang über den Fluß und das Eindringen in sein polnisches Land zu verwehren. Acht Tage bemühten die Deutschen sich vergeblich den Uebergang über die Oder auf einer Schiffbrücke zu bewerkstelligen. Endlich entdeckten Späher eine bequeme Furt, und ohne Verzug gingen sechstausend Mann auf das jenseitige Ufer hinüber. Sobald Boleslaw hiervon Kunde erhielt, ergriff er, da er jedem offenen Kampfe mit den Deutschen geflissentlich auswich, mit Zurücklassung seines Gepäcks die Flucht. Nur der verzögerte Uebergang der Liutizen über den Fluß hemmte die Deutschen an der sofortigen Verfolgung des Feindes. Als man diese begann, gelang es nicht mehr die Polen zu erreichen, die „gleich flüchtigen Hirschen" das Weite suchten.

Ohne einem Feind zu begegnen, drang Heinrich nun, Alles verheerend und verwüstend, in das polnische Land ein. Am 22. September war er in der Abtei Meseritz, wenige Tage darauf in der Nähe von Posen. Als sich hier sein Heer vertheilte, um Lebensmittel aufzusuchen, erlitt es von den Polen, die aus einem Hinterhalt hervorbrachen, große Verluste. Aber trotz des so gewonnenen Vortheils wünschte Boleslaw, mitten in seinem eigenen Lande angegriffen, den Frieden und suchte um denselben nach. Der König schickte, Boleslaws Bitten Gehör schenkend, den Erzbischof Tagino und Andere seiner Vertrauten nach Posen; hier wurde der Friede unterhandelt, abgeschlossen und beschworen. In demselben mußte Herzog Boleslaw auf Böhmen und die von ihm angegriffenen Marken Verzicht leisten und aufs Neue sein Abhängigkeitsverhältniß vom Reiche anerkennen, doch wurden ihm seine früheren Eroberungen in Chrobatien, Schlesien und Mähren belassen. Das Land der Milzener wurde nicht dem verdächtigen Gunzelin übergeben, sondern von Meißen getrennt und als Markgraf in demselben Graf Hermann, der Sohn des tapferen Eckard und Schwiegersohn des Polenherzogs, vom König bestellt.



Weiter hatte Heinrich auf diesem Zuge ein deutsches Heer gegen Osten geführt als je einer seiner Vorgänger; die Ehre des Reichs war fleckenlos behauptet; die Marken waren wieder vollständig der deutschen Herrschaft gewonnen; der Polenfürst war gedemüthigt und hatte seinen Eroberungen entsagen müssen — und doch mißfiel der Friede fast Allen! Die Böhmen und Liutizen hatten Boleslaws völlige Vernichtung gewollt, dessen Rache sie jetzt zu fürchten hatten. Unter den Deutschen hofften Manche, daß Boleslaw mindestens auf die Stufe der Abhängigkeit zurückgebracht werden würde, die er vor Ottos III. Reise nach Gnesen eingenommen hatte, als er noch ein zinspflichtiger Mann war, als er sich vor den stolzen sächsischen Herren beugte und deutsche Priester ungehindert sein Land durchzogen; Andere hielten es sogar noch immer im Geheimen mit diesem muthigen und mächtigen Gegner eines Königs, dessen Strenge und Herrschsucht sie fürchteten und dessen glückliche Thaten sie mit Bekümmerniß sahen. Auch die glänzenden Aussichten Magdeburgs waren dahin; der deutschen Mission schienen im Osten von Neuem die Wege versperrt. Was aber die Tadler des Friedens auch sagen mochten, die Folge lehrte, daß Heinrich das Erreichbare klug ins Auge gefaßt hatte, wenn er gleich seinen ursprünglichen Hoffnungen bei diesem Kriegszug entsagen mußte.

Den nächsten Winter verlebte der König in Sachsen, besonders mit der festeren Ordnung der Verhältnisse in den Marken beschäftigt. Häufig hielt er mit den Wenden zu Werben, Arneburg und Wallersleben Zusammenkünfte und wußte in den Verhandlungen mit ihnen stets sein oberherrliches Ansehen zu behaupten. Den Räubereien der Wenden, unter denen bisher Sachsen arg gelitten hatte, setzte er ein Ziel und gewann Entschädigungen für die erlittenen Verluste: zwei wendische Häuptlinge ließ er mit ihren Gefährten aufknüpfen. Auch die deutschen Burgen an der Wendengrenze wurden hergestellt und in guten Stand gesetzt.

Die Angelegenheiten des Westens.

Während der König im Osten das Ansehen des Reichs wahrte, hatte er bereits auch dem Westen seine Aufmerksamkeit zugewandt. Zuerst waren es hier die Verhältnisse Westfrieslands gewesen, die sein Einschreiten heischten.



Die Küsten der Nordsee wurden noch immer von plündernden Normannenschwärmen heimgesucht. Die Rhein- und Scheldemündungen, in welche diese Schwärme auf ihren leichten Schiffen einliefen, waren von den alten Bewohnern so gut wie verlassen und fast verödet. Loses Gesindel hatte sich in diesen Gegenden niedergelassen, welches von Seeraub und Plünderung sein Dasein fristete, ein anderer Schrecken der Kaufleute, welche die Nordsee befuhren. Diesen Plagen ließ sich um so weniger steuern, als die königlichen Grafen in diesen Landen bei der störrischen Bevölkerung selten Gehorsam fanden und die benachbarten Markgrafen von Flandern stets auf eine Gelegenheit sannen, ihr Gebiet nach dieser Seite auszubreiten und die Grenzen des Reichs zu verrücken. Diese Verhältnisse waren dem König bereits entgegengetreten, als er die Fastenzeit des Jahres 1005 zu Thiel an der Waal verlebte, einem damals bedeutenden Handelsorte zwischen Nymwegen und Dortrecht mit eigenthümlichen Rechten und Freiheiten, der besonders nach England erhebliche Schifffahrt trieb. Hier waren zu dem Könige auch die Klagen seiner Schwägerin Luitgarde gedrungen, deren Gemahl Graf Arnulf im Kampfe gegen die Friesen gefallen war und die nicht im Stande war den ererbten Besitz und die überkommenen Reichslehen für ihren Sohn Dietrich zu behaupten. Der König hatte deshalb noch im Sommer desselben Jahres die Westfriesen im heutigen Holland angegriffen und sie den gerechten Forderungen der Gräfin zu entsprechen genöthigt.

Kaum war der Krieg gegen den Polen beendigt, so mußte der König aufs Neue nach dieser Seite die Blicke richten. Denn inzwischen hatte Markgraf Balduin von Flandern die Grenzen des Reichs überschritten. Er, einer der mächtigsten Vasallen König Roberts von Frankreich, stolz auf den ererbten Besitz seines reichen Landes und gleich seinen Vorfahren auf die Ausbreitung desselben bedacht, hatte die Verwirrungen des deutschen Reichs benutzt, um die Stadt Valenciennes an sich zu reißen und den Grafen Arnulf aus derselben zu vertreiben; zu derselben Zeit oder wenig später muß er sich auch der Stadt Gent bemächtigt haben. Er mochte um so eher hoffen, daß ihm solche Anmaßungen ungestraft hingehen würden, als seine Gemahlin Otgiva eine Nichte der Königin Kunigunde war. Aber Heinrich war nicht gewillt einen Raub am Reiche ungeahndet zu lassen; als Balduin mehrmals vergebens aufgefordert war seine Beute herauszugeben, wurde der Krieg

gegen ihn beschlossen. Dieser Krieg bot andere, aber nicht geringere Schwierigkeiten als die früheren Feldzüge Heinrichs. Balduin diente ein zahlreiches, in allen ritterlichen Künsten geübtes Vasallenheer; sein Gebiet lag mit wohlbefestigten Städten und Burgen gleichsam besäet. Wenn es überdies Balduin gelang König Robert oder einige der großen und kampflustigen Kronvasallen Frankreichs für sich zu gewinnen, konnte sich leicht das alte Gelüste des Westreichs nach dem lothringischen Lande aufs Neue regen. Das Bestreben Heinrichs ging deshalb zunächst dahin, Balduin jede Verbindung von dieser Seite abzuschneiden und sich mit König Robert zu verständigen.

König Heinrich, der das Osterfest 1006 zu Nymwegen gefeiert hatte, sandte bald nachher den alten Bischof Notker von Lüttich als Unterhändler nach Paris, und es gelang diesem glücklich ein freundliches Verhältniß zwischen den beiden Reichen anzubahnen, welches durch eine persönliche Zusammenkunft der Herrscher demnächst bekräftigt werden sollte. Für Heinrich mußte dies um so wichtiger sein, als sich ihm damals Aussichten zu einer Erweiterung des Reichs eröffneten, welche die Interessen des Capetingers nahe berührten.

Das burgundische Königshaus war dem Aussterben nahe. König Rudolf III., ein überaus schwacher Fürst, der keine ehelichen Nachkommen hatte, konnte seinen übermächtigen und übermüthigen Vasallen gegenüber sich kaum noch in der Herrschaft behaupten; er bedurfte einer Stütze seiner Macht und suchte sie in Heinrich, dem Sohne seiner Schwester, zu gewinnen. Er versprach ihm die Erbfolge in den burgundischen Ländern, und wie hätte ein junger und ehrbegieriger Fürst, wie Heinrich war, nicht eifrigst die Gelegenheit ergreifen sollen, so auf friedlichem Wege ein schönes Königreich seinem Scepter zu unterwerfen? Aus den rheinischen Gegenden begab er sich daher im Juni zu seinem Oheim nach Burgund. Die Nachfolge im Reiche wurde ihm hier vertragsmäßig zugesichert und gleichsam als Unterpfand für dieselbe die Grenzstadt Basel abgetreten, deren Bischof Adalbert schon bei den Thronstreitigkeiten Heinrichs Sache nachdrücklich unterstützt hatte und auch auf die Entwicklung dieser Verhältnisse unzweifelhaft einen großen Einfluß übte. Heinrich nahm von Basel sogleich Besitz. Am 14. und 15. Juli war er in der Stadt und bewies sich freigebig gegen seine Freunde. Bald darauf verließ er Burgund und eilte nach den Maasgegenden, wo er mit König Robert nach Verabredung zusammentraf.



Wir kennen die Verhandlungen Heinrichs mit Robert nicht, aber der Verlauf der Begebenheiten zeigt, daß der Capetinger ganz in die Absichten Heinrichs einging. Er trat dessen Nachfolge in dem burgundischen Reich nicht entgegen und zeigte sich so wenig Balduin zu unterstützen geneigt, daß er vielmehr selbst gegen ihn die Waffen ergriff. Im September wurde der Flanderer in Valenciennes nicht allein von einem deutschen Heer unter Heinrichs Führung belagert, sondern auch französische Ritter unter König Robert und Herzog Richard von der Normandie rückten gegen ihn an. Der Markgraf hielt jedoch zwei Königen Stand. Wiederholentlich wurde der Sturm auf Valenciennes versucht, aber immer vergeblich. Obgleich von allen Seiten umschlossen, behauptete sich Balduin mit solcher Tapferkeit und Ausdauer, daß die Könige den Feldzug aufgeben und unverrichteter Sache heimkehren mußten.

Mit verstärkter Heeresmacht griff Heinrich im folgenden Sommer (1007) von Neuem den Markgrafen an; auch Sachsen mußten ihm diesmal bis an die äußersten Westgrenzen des Reichs folgen. Das königliche Heer ging über die Schelde; von Gent aus, welches es am 19. August besetzte, wurde Balduins Gebiet weithin verwüstet, bis er sich endlich, von der Noth überwältigt, unterwarf, Genugthuung versprach und Valenciennes zurückgab. Erst, als es bei den späteren Wirren Lothringens für den König von der größten Bedeutung war, daß Balduin nicht die Partei der Aufständigen ergriff, gab er ihm Valenciennes als Reichslehen zurück und fügte im Jahre 1012 noch die Insel Walchern hinzu. Auch Gent blieb in Balduins Hand. Seitdem besaßen die flandrischen Markgrafen auch vom deutschen Reiche bedeutende Lehen, deren Gesammtheit man in der Folge mit dem Namen Reichsflandern bezeichnete.

So hatte der König, wie im Osten, so auch im Westen unter den schwierigsten Verhältnissen das Reichsgebiet geschützt und die Ehre des deutschen Namens gewahrt. Indem er Balduins Angriffen begegnete, schloß er zugleich einen dauernden Bund mit Frankreich, der allerdings die Anerkennung vollständiger Selbstständigkeit für das Westreich in sich schloß, andrerseits aber dem Ostreich namhafte Vortheile gewährte, wie er denn schon damals ermöglichte, daß eine wichtige Stadt ohne Kampf gewonnen und ein weiterer Gewinn angebahnt wurde. Die Erwerbung Burgunds blieb seitdem das stäte Augenmerk Heinrichs. Während er

den Frieden mit Frankreich zu erhalten auf alle Weise bemüht war, bereitete er im Stillen die Einverleibung Burgunds in das Kaiserreich vor, welche dann auch schließlich erfolgte, obwohl Rudolfs Reich nach seiner natürlichen Lage und der vorwiegend romanischen Nationalität seiner Bewohner eher in das westliche Frankreich aufzugehen bestimmt schien. Freilich hat Burgund noch viele Kämpfe dem deutschen Reiche gekostet, und Heinrich selbst hat schwer in diesen Kämpfen gelitten; auch hier haben erst Andere geerntet, was er gesäet. Aber klar hatte er aller Welt gezeigt, daß er nicht allein ein Wahrer des Reichs, sondern auch dessen Mehrer sein wollte; hatte der schwärmerische Otto zerstreut, so wollte er sammeln. Aus der luftigen Höhe, in welche jener das Reich gestellt hatte, versetzte er es wieder mitten hinein in die großen Bewegungen der Gegenwart; sie wollte er leiten, sie mit den Kräften des deutschen Volkes beherrschen.

4.

Die Gründung des Bisthums Bamberg.

Mit seltener Beständigkeit hatte bisher das Glück den jungen König auf seinen gefahrvollen Pfaden begleitet. Ueber alle seine inneren und äußeren Feinde hatte er gesiegt und seine Stellung nach allen Seiten befestigt. Ein bleibendes Denkmal dieser Siege ist das Bisthum Bamberg, dessen Errichtung nicht minder folgenreich gewesen ist, als die Begründung der wendischen Bisthümer durch Otto den Großen. Denn nicht so sehr darin liegt die Bedeutung dieser Stiftung, daß sie noch einmal einen tiefen Einschnitt in die schon durch einen mehr als hundertjährigen Bestand geheiligte Diöcesaneintheilung Deutschlands machte; ihr wesentliches Interesse beruht vielmehr in dem, was sie für die Verbreitung deutschen Lebens, deutscher Sitte und Sprache nach dem Osten leistete.

Vor der Gründung des Bisthums lagen die Gegenden am oberen Main und der Regnitz zum größten Theil verödet. Die fränkischen Colonisten und nordalbingischen Sachsen, die einst dort angesiedelt waren, hatten die Stürme des zehnten Jahrhunderts großentheils wieder verdrängt; nur eine dünne Bevölkerung, meist slawischen Stammes, hatte



sich in dem unsicheren und wenig ergiebigen Lande erhalten. Die Fichtenwaldungen waren nur an wenigen Stellen gelichtet, nur hie und da ragten kleine Burgen aus ihnen hervor, fast sämmtlich den Babenbergischen Grafen gehörig und theils zur Vertheidigung der Böhmengrenze, theils zur Zwängung der slawischen Bauern im Lande bestimmt. Wie anders nachher! Das Bamberger Land erblühte zu einer dicht bevölkerten Landschaft, in der die deutsche Art allmählich vollständig die Oberhand gewann. Der ausdauernde Fleiß deutscher Bauern, welche die Kirche in das Land zog, schuf es zu einem gesegneten Erntefelde um. Und nicht allein äußeres Wohlleben gedieh hier, auch geistige Früchte reiften. Bamberg wurde für den Klerus alsbald eine der ersten Schulen, die Kunst und Wissenschaft nach allen Richtungen förderte.

Indem ein kräftiger Stamm echtdeutschen Kerns hier angepflanzt wurde, trieb er weithin seine Wurzeln und Aeste und raubte dem andersartigen Gesträuch, das bisher aufgeschossen war, die nährenden Säfte. Ueberall in den Landesstrichen zwischen dem Main, der Altmühl und dem Böhmerlande starben die Reste slawischen Wesens dahin, so daß vollkräftiges deutsches Leben Platz gewann. Damals wird zuerst Fürth, ein Menschenalter nach Bambergs Gründung zuerst Nürnberg genannt. Nach und nach verschwanden auch im Würzburger Lande die slawischen Colonisten. Im Osten von Bamberg drangen selbst über die Grenze, die der Kamm des Gebirges zieht, deutsche Sprache und Sitte in Böhmen ein. Denn auch das Egerland wurde jetzt von Deutschen angebaut, nachdem es vielleicht in Folge jenes glücklichen Kriegszuges, den der König für Herzog Jaromir unternommen hatte, zum deutschen Reiche geschlagen war. Und um ein Jahrhundert später zog ein Bamberger Bischof an die Gestade der Ostsee, um den entlegensten Stämmen der Wenden das Christenthum zu predigen und dadurch auch ihre Germanisirung vorzubereiten. Man hat oft in der Gründung Bambergs nichts Anderes sehen wollen als das Werk frömmelnder Laune eines bigotten Fürsten; aber sicherlich war es ein Werk, auf welches der Himmel seinen Segen gelegt hat.

Die Stiftung eines Bisthums war im deutschen Reiche keine geringe Sache. Welche Mühen hatte nicht der große Otto in aller seiner Kaisermacht zu bestehen, um das Erzbisthum Magdeburg in das Leben zu rufen und einige Theile der Halberstädter Diöcese für dasselbe zu gewinnen! Wenn nun Heinrich im fünften Jahre seiner Regierung

angriff, was der gewaltige Kaiser kaum in zwanzigjährigen Anstrengungen erreichte, so zeugt dies vorweg für einen Muth, der vor keiner Schwierigkeit zurückbebte, wie nicht minder für ein starkes Bewußtsein seiner gesicherten Macht. Die Wege, die er zum Ziele einschlug, enthüllen uns das innerste Wesen des eigenthümlichen Fürsten. Denn war Merseburgs Herstellung vor Allem durch politische Beweggründe veranlaßt worden, so handelte es sich hier dagegen recht eigentlich um die Befriedigung seiner persönlichsten Neigungen und Wünsche.

Nach dem gewaltsamen Sturze der Babenberger unter Ludwig dem Kinde war ein Theil ihrer Burgen und Güter nicht wieder zu Lehen ausgethan, sondern bei der Krone verblieben. Zu ihnen gehörten die Burgen Babenberg und Aurach im Gau Volkfeld, die Otto II. mit allen zugehörigen Ländereien im Jahre 973 an den Vater Heinrichs zu freiem Eigenthum schenkte. Vom Vater gingen sie auf den Sohn über, der sich von früher Jugend an gern zu Bamberg aufhielt und für die Verschönerung der Burg keinen Aufwand scheute. Bei seiner Vermählung mit Kunigunde verschrieb er sie als Leibgedinge seiner Gemahlin und fuhr auch als König fort das ihm liebe Besitzthum auf alle Weise zu verbessern. Als ihm dann die Hoffnung, Leibeserben von Kunigunden zu erhalten, zu schwinden anfing, erwuchs in ihm der Gedanke, Bamberg dem Dienste der Kirche zu widmen und ein Bisthum daselbst zu begründen. Längere Zeit trug er nach seiner Sitte den Plan schweigend mit sich umher, bereitete indessen Alles zu seiner Verwirklichung vor. Er begann den Bau eines großen Doms mit zwei Unterkirchen und beschaffte alle Bedürfnisse einer bischöflichen Kirche mit emsiger Sorgfalt. Vor Allem aber bedurfte er, um dem neuen Bisthum einen genügenden Sprengel zuweisen zu können, von den Bischöfen von Würzburg und Eichstädt der Abtretung eines Theils ihrer Diöcesen im Volkfeld und Radenzgau, und an Beide konnte er um so weniger dringende Forderungen stellen, als Bischof Heinrich von Würzburg, der Bruder des Erzbischofs Heribert von Köln, bis dahin einer seiner entschiedensten und thätigsten Anhänger gewesen war, Bischof Megingaud von Eichstädt aber, ein überaus halsstarriger Mann, dem königlichen Hause selbst angehörte.

Im Jahre 1007 trat der König endlich mit seiner Absicht offen hervor. Am 6. Mai, seinem Geburtstage, schenkte er seine Eigengüter



im Volkfeld und im Radenzgau an die Bamberger Kirche und berief auf Pfingsten eine Synode nach Mainz, auf der er seinen Plan durchzusetzen erwartete. Vier Erzbischöfe und dreizehn Bischöfe waren erschienen, unter ihnen auch der Bischof von Würzburg, während der Eichstädter ausgeblieben war. Mit jenem trat der König nun zunächst in geheime Verhandlungen und wußte ihn in der That zu den gewünschten Abtretungen zu bewegen, indem er ihm dafür sowohl 150 Hufen Landes in der Meinunger-Mark überließ, wie auch die Erhebung seines Bisthums zu einem Erzbisthum, dem Bamberg untergeordnet werden sollte, in Aussicht stellte. So ließ sich der Bischof bestimmen den beanspruchten Parochien zu entsagen und übergab zum Unterpfand dessen seinen Stab in die Hände des Königs. Die Entsagung des Bischofs wurde sofort der Synode mitgetheilt, welche darauf in die Absichten des Königs einging und darin willigte, daß zwei Kapellane desselben nach Rom gesandt würden, um die Einwilligung des Papstes zur Stiftung des neuen Bisthums und der dadurch bedingten Veränderung der Diöcesangrenzen zu erlangen. Der Würzburger selbst unterstützte das Gesuch der Synode durch ein Schreiben, und Papst Johann XVIII. nahm keinen Anstand die Stiftung König Heinrichs anzuerkennen. Im Juni brachte der Papst auf einer Synode in der Peterskirche die Sache zur Verhandlung. Die Gründung des neuen Bisthums wurde hier nicht allein genehmigt, sondern dasselbe durch eine päpstliche Bulle auch in den besonderen Schutz des Stuhls Petri genommen. Im Uebrigen, hieß es in der Bulle, solle der Bischof von Bamberg seinem Metropoliten gehorsam und untergeben sein; unter diesem Metropoliten konnte nur der Erzbischof von Mainz verstanden sein. Die Hoffnungen des Würzburger Bischofs auf eine Erhöhung seiner Kirche waren vernichtet; er selbst sah ein, daß er sich mit leeren Versprechungen hatte täuschen lassen.

In der That hatte Heinrich nie ernstlich daran denken können, Würzburg zu einem Erzbisthum zu erheben. Es wäre dies ein tiefer Eingriff in die Rechte des Mainzer Erzbischofs gewesen, und nimmermehr hätte ein Mann, wie Willigis, dem der König überdies seine Krone dankte, einen solchen ungestraft hingehen lassen. Wir wissen, welchen Sturm Willigis erregte, um seine Ansprüche auf Gandersheim zu wahren, und es war wahrlich kein geringes Opfer gewesen, daß er vor Kurzem, um Bischof Bernward an den König zu fesseln, jenen

Ansprüchen feierlich entsagt hatte. Als nämlich am 5. Januar 1007 die neue Klosterkirche zu Gandersheim in Gegenwart des Königs von Willigis und Bernward gemeinschaftlich eingeweiht war, hatte der Mainzer seine Rechte an Gandersheim mit seinem Stabe an den Hildesheimer Bischof übergeben. Unmöglich konnte daher der König von Willigis, dessen Machtstellung in Kirche und Reich eine geradezu unvergleichliche war, nun ein anderes, noch bei Weitem größeres Opfer fordern; sein Versprechen war nur ein Köder gewesen, um den Würzburger desto sicherer in die Falle zu locken.

Sobald der König die päpstliche Bulle in Händen hatte, eilte er das neue Bisthum in das Leben zu rufen. Jedes Bedenken, welches die Stiftung gefährden könnte, suchte er jedoch vorsichtig zuvor zu beseitigen. Er gewann die Einwilligung seines Bruders Brun, den er vor Kurzem zum Bischof von Augsburg erhoben hatte; er erlangte die Zustimmung der Herzoge und Grafen des Reichs; er versammelte endlich die stattlichste Synode, die noch jemals in Deutschland gehalten war, um so den Anfängen seiner Stiftung eine ganz besondere Weihe zu geben.

Am 1. November 1007 trat die Synode in Frankfurt zusammen. Nicht nur die Anwesenheit aller deutschen Bischöfe hatte der König in Anspruch genommen; auch aus Italien, aus dem burgundischen Reiche, das er schon als sein Erbe ansah, hatte er die geistlichen Würdenträger beschieden, und selbst bis nach Ungarn, dem Reiche seines Schwagers, war der Ruf zur Synode erschollen. So waren denn in Frankfurt vier deutsche, zwei burgundische Erzbischöfe und der Erzbischof von Ungarn erschienen; außerdem hatte eine große Zahl von deutschen, burgundischen und italienischen Bischöfen sich eingestellt. Auch Bischof Brun von Augsburg, der Bruder des Königs, war unter den Anwesenden, wie der Bischof von Eichstädt, obgleich dieser sich zu der Abtretung des beanspruchten Theils seiner Diöcese auf keine Weise hatte bewegen lassen, so daß der König am Ende davon Abstand nahm. Dagegen fehlte in der Versammlung der Würzburger Bischof. Betrogen, wie er war, sann er auf Rache: mit einem Schlage wollte er die Hoffnungen des Königs im Augenblick ihrer Erfüllung vernichten. Er schickte deshalb seinen Kapellan Berengar zu der Synode mit der Weisung ab, gegen die Errichtung des neuen Bisthums entschiedene Einsprache zu erheben.

Der König sah sich inmitten der glänzenden Versammlung, die er



zur Verherrlichung seiner Stiftung berufen hatte, so nahe dem gehofften Ziele, plötzlich in die peinlichste Lage versetzt. Die Einsprache des Würzburger Bischofs konnte die Begründung des Bisthums, wenn auch nicht völlig vereiteln, doch gefährden oder auf ungewisse Zeit verschieben; Alles mußte ihm daran liegen, die Synode so für sich zu gewinnen, daß er mit der Wucht ihres Ansehens die vereinzelte Einsprache des Würzburgers niederzudrücken vermochte. Nur durch untrügliche Zeichen der tiefsten Ergebenheit konnte er hoffen die versammelten Bischöfe ganz für sich und seine Absichten zu stimmen. Kaum war daher die Synode eröffnet, so warf er sich vor der Versammlung zum Staunen Aller wie ein Schutzflehender zur Erde nieder; wo es auf die Erreichung ihm wichtiger Zwecke ankam, hat er auf die Beobachtung äußerer Formen niemals Gewicht gelegt. Seine Demüthigung gewann ihm die heiligen Väter der Kirche; nur so konnte er erreichen, was er bezweckte.

Erzbischof Willigis erhob den König, und dieser begann nun mit der ihm eigenen Redegabe auseinanderzusetzen, wie er, da ihm keine Hoffnung auf leibliche Nachkommen geblieben sei*), sich Gott und Christus zum Erben erwählt habe, wie er deshalb schon längst mit dem Wunsche umgegangen sei, mit Einwilligung des Bischofs von Würzburg zu Bamberg ein Bisthum zu gründen, und diesen Wunsch heute in Ausführung zu bringen hoffe. „Und so wende ich mich an euch, fromme Väter“ — fuhr er fort — „und bitte euch: laßt es nicht dahin kommen, daß wegen der Abwesenheit dieses Bischofs, der von mir erlangen wollte, was ich ihm nicht bewilligen durfte, meine gute Absicht vereitelt werde, zumal ja aus dem Stabe, den er mir als Zeichen seiner Einwilligung übergab, Jedermann klar sein muß, daß er nicht aus Gewissensbedenken, sondern nur aus Erbitterung über die ihm versagte Erhöhung hier nicht erschienen ist. Mögen alle Anwesenden wohl erwägen, daß er lediglich aus Ehrgeiz das Wachsthum unserer heiligen Mutterkirche jetzt durch eine thörichte Botschaft zu hemmen sucht. Zur Sicherung meiner Stiftung aber trägt die Güte meiner anwesenden Gemahlin und meines einzigen Bruders und Miterben bei, denen ich Beiden, was

*) Daß übrigens Heinrich selbst später doch nicht alle Hoffnungen auf Nachkommen aufgegeben hatte, scheint aus einem noch erhaltenen Gebetbuche hervorzugehen, welches er als Kaiser für Bamberg anfertigen ließ. In ihm finden sich Gebete für den Kaiser, seine Gemahlin und ihre Nachkommenschaft.

sie einbüßen, in der ihnen genehmen Weise vergütigen werde. Und selbst jener Bischof soll, wenn er erscheinen und sein Versprechen erfüllen will, mich zu jeder Entschädigung bereit finden, zu der ihr selbst eure Genehmigung ertheilt."

Nach dieser Rede des Königs erhob sich Berengar, der Gesandte des Bischofs von Würzburg. Er erklärte, daß sein Bischof lediglich aus Furcht vor dem Könige nicht erschienen sei, daß derselbe aber nie in eine Schädigung seiner Kirche eingewilligt habe; er beschwor die Versammlung nicht in die Absichten des Königs einzugehen, indem er sie vor den Folgen eines so üblen Vorgangs warnte; auch brachte er es dahin, daß die alten Privilegien Würzburgs vor den Bischöfen verlesen werden durften. Seine Worte blieben auf die Synode nicht ohne allen Eindruck, aber der König warf sich, so oft er die Gemüther der Bischöfe schwanken sah, immer aufs Neue vor ihnen zur Erde nieder und bat in der beweglichsten Weise für seine Stiftung. So drang er durch. Als der Erzbischof von Mainz schließlich die Versammlung um ihre Willensmeinung befragte, erklärte zuerst der Erzbischof von Magdeburg, es stehe nach den Worten des Königs der Errichtung des neuen Bisthums kein Hinderniß mehr im Wege, und alle Anwesenden pflichteten dieser Meinung bei. Die ganze Versammlung gab endlich schriftlich ihre Zustimmung zu dem Privilegium des Papstes für Bamberg und unterzeichnete die Verhandlungen der Synode.

Obgleich der Bau des Bamberger Doms noch nicht vollendet war, trat doch sofort das neue Bisthum in das Leben. Als der erste Bischof wurde Eberhard, ein Verwandter des Königs, der ihm bis dahin als Kanzler treu gedient hatte, eingesetzt und noch an demselben Tage von Willigis geweiht. Zugleich stellte der König 29 Urkunden aus, durch welche er dem Bisthum sechs Abteien unterwarf und zahlreiche Schenkungen machte, sowohl in unmittelbarer Nähe Bambergs wie in weiterer Ferne, in Schwaben, im Elsaß, in Baiern und Kärnthen.

Heinrich hatte seinen Lieblingsgedanken in das Leben geführt, aber die neue Stiftung war doch noch keineswegs gesichert; denn die Zustimmung des Würzburger Bischofs war nicht gewonnen und schien nicht zu erreichen. In finsterem Groll verkroch er sich in die entlegensten Winkel seiner Diöcese; weder den Mahnungen des Königs, vor ihm zu erscheinen, leistete er Folge, noch ließ er seine Freunde vor sich, wenn

sie zu ihm eilten, um ihn von seinem vergeblichen und gefahrvollen Widerstand abzubringen; auch ihre Briefe hatten keinen Erfolg.

Ein äußerst merkwürdiges Schreiben an den Würzburger ist uns aus jener Zeit erhalten. Der Schreiber ist der Bischof Arnulf von Halberstadt, der sich gleich Anderen bereits vielfach umsonst bemüht hatte eine Unterredung mit seinem Amtsbruder zu erlangen. In der eindringlichsten Weise sucht er in diesem Schreiben den Bischof aus seinem starren Trübsinn aufzuscheuchen. „Du zuerst oder doch als Einer der Ersten," schreibt er ihm, „ergriffest Herzog Heinrichs Sache, ehe er noch König war; Du bestandest mit allen Kräften und aller Macht auf seiner Wahl. Und dann herrschte immer die größte Zärtlichkeit zwischen Euch; Niemand war eifriger in freiwilligen Dienstleistungen als Du, Niemand bereitwilliger sie als Freundschaftsbeweise anzunehmen als er. Durch das innigste Liebesband schienet Ihr bisher gleichsam unzertrennlich verbunden. Niemals in Freud und Leid versagtest Du, selbst nicht unter Lebensgefahr, ihm Deinen Beistand. Nachdem Du nun so viele Wohlthaten ihm erwiesen und mit Recht dadurch Gunst, Freundschaft und Liebe bei ihm gewonnen hast, wie kannst Du selbst jetzt Dir so im Lichte stehen? Warum willst Du bösen Lohn gewinnen, wo Du guten verdient hast? Gefährlich ist es, die Anklage der Majestätsbeleidigung auf sich zu ziehen. Und doch höre ich, wie Du Dich weder durch Briefe noch durch Boten, weder durch Nachgiebigkeit noch durch Versprechungen und Bitten der Mahnung des Königs Folge zu leisten bewegen läßt. Wie aber darfst Du ein Bisthum in seinem Reiche bekleiden, wenn Du Dich sträubst vor ihm zu erscheinen? Was sollen die Richter sagen, wenn diese Anklage vor sie gebracht wird! Hüte Dich, daß nicht die Sache zu spät eine üble Wendung nehme, die sich rechtzeitig noch in einen guten Gang bringen ließe, und daß Deine Härte nicht mehr als Starrsinn denn als Standhaftigkeit erscheine. Weshalb willst Du seine Dankbarkeit gege Dich in Undankbarkeit, seine Freundschaft in Feindschaft, seine Freigebigkeit in Kargheit verwandeln? Alles, was Dir beliebte, konntest Du, wie man glaubte, bei ihm durchsetzen. War Dir nicht von ihm eine solche Macht in diesem Lande eingeräumt, daß Alles Deinem Worte gehorchte? Wer soll fortan uns und die Anderen, die auf Dich ihre Hoffnung setzten, bei ihm vertreten! Fest sei das Herz, aber ohne Leidenschaft. Wer das Maß überschreitet, ist maßlos; Maßlosigkeit ist Leidenschaftlichkeit, und Leidenschaftlichkeit ein Gebrechen. Ich

halte ein. Doch wenn nicht um Dich, solltest Du wenigstens um die Dir anvertraute Heerde besorgt sein. Denn wohl schwebt Gefahr über Deinem Bisthum; beharrst Du, wie Du begonnen hast, so wird es vielleicht geplündert und zerstreut, so daß es niemals oder doch erst später wieder hergestellt werden kann. Sprich doch mit denen, die Dein Wohl wie ihr eigenes fühlen: mit Erzbischof Willigis, Deinem geistlichen Vater und Bruder, mit Erzbischof Heribert, Deinem leiblichen Bruder, dann mit Bischof Burchard von Worms und Deinen anderen Freunden und verschmähe nicht, was sie Dir rathen. Sie alle empfinden Dein Schicksal, als wäre es ihr eigenes, und werden Dich nicht zu einem falschen Schritt verleiten, der dann ihnen zur Last gelegt werden würde. Es wandte sich ja schon oft das Glück, und was heut Dir begegnet, trifft morgen leicht Einen aus ihrer Mitte. Deshalb ist nicht zu besorgen, daß sie Dir etwas zumuthen sollten, was sie nicht auch selbst auf sich zu nehmen gewillt wären."

Im weiteren Verlauf des Schreibens setzt Arnulf auseinander, wie das Geschehene unmöglich rückgängig gemacht werden könne, und weist etwaige Gewissensbedenken mit der Lehre des Apostels zurück, daß man der Obrigkeit als Gottes Ordnung Gehorsam schulde. Auf den Einwand, daß nur dann der Obrigkeit zu gehorsamen sei, wenn sie Rechtes gebiete, antwortet er also: „Die heiligen Väter, unsere Vorfahren, hielten es, wie wir vernommen haben, nicht nur nicht für unrecht, sondern vielmehr für in hohem Maße recht und nützlich, in den ihnen anvertrauten Sprengeln, sobald die Gemeinden so anwuchsen, daß sie dieselben nicht mehr allein bereisen und beaufsichtigen konnten, sich andere Priester als Gehülfen beizuordnen und so aus einem Bisthum zwei oder drei zu bilden, damit, was einer nicht zu leisten vermöchte, zwei oder drei besser ausrichten könnten. Jetzt ist freilich das Alles anders, und Alles voll Irrthum. Sie verwandten ihren ganzen Fleiß darauf, die Seelen zu retten, wir denken nur daran, wie wir die Leiber pflegen; sie stritten um den Himmel, wir streiten um Erdengut. Und doch wäre solches nicht von Nöthen, denn an irdischem Gut würde es uns nicht mangeln, wollten wir das Auge nur auf den Himmel richten. Aber es soll ja auch der zeitliche Gewinn, dem die Menschen jetzt vor Allem nachjagen und in dem Du verkürzt zu werden fürchtest, Dir nicht vermindert werden. Mehr und Einträglicheres, als Du verloren, hat Dir der König, wie ich höre, bereits gegeben und wollte Dir mehr

noch geben, ja wird es vielleicht noch jetzt thun, wenn Du an seinem Hofe erscheinen und Dich dem fügen willst, was Dir die Freunde rathen. Mit Deinem Verlaub wage ich Dir in das Gedächtniß zu rufen, was Du mir einst selbst über diese Sache vertrautest. Erinnerst Du Dich nicht, wie wir im vorigen Jahre zusammen auf Bamberg zuritten, wie Du mich da heranriefst und mir sagtest, gleichsam als hättest Du eine Vorahnung dieser Dinge gehabt, wenn hier der König ein Bisthum gründen wollte, würde es ihm leicht fallen, Deine Kirche durch einträglichere Güter zu entschädigen, denn Du hättest nur geringe Einkünfte aus diesen Gegenden, fast das ganze Land sei Wald und von Slawen bewohnt, niemals oder selten seiest Du in diese entfernten Striche Deines Sprengels gekommen? Weshalb scheint Dir nun schwer, was Du damals für so leicht hieltest! Du wirst selbst jetzt, wie ich hoffe, einsehen, daß ich Dir weder Unrechtes zumuthen, noch Dir anrathen will dem Könige mehr zu gehorchen als Gott, sondern Dich nur auffordere ihn um Gottes willen zu lieben und zu ehren und Nachgiebigkeit gegen ihn zu zeigen, wenn er, was an sich recht ist, Dir nicht einmal befiehlt, sondern Dich nur darum bittet und es Dir vergelten will. Leichter wirst Du überdies die Dir auferlegte Bürde tragen, wenn Du sie mit einem Andern theilst, und leichter wirst Du Gott dereinst Rechenschaft geben können, wenn Dir nur eine geringe Zahl von Seelen anvertraut ist."

Schließlich erklärt dann Arnulf noch, wie man selbst einem gottlosen Fürsten, soweit sein Gebot nicht die Religion verletze, Gehorsam schulde, wie aber in dem, was der König verlange, nicht nur nichts wider die Religion liege, sondern vielmehr Alles auf einen Liebesbeweis gegen die Kirche abgesehen sei. „Dies hat der König selbst in jener tief bekümmerten und doch so glänzenden Rede, die er vor der Synode hielt, uns kundgegeben, in welcher er erklärte, daß er, da ihn Gott ohne Leibeserben ließe und ihn des Erbes der Nachkommenschaft hienieden beraube, gewillt sei den Herrn zu seinem Erben einzusetzen. Und nur allzu demüthig bat er überdies alle Anwesenden ihm hierbei hülfreich zu sein. Wärest Du gegenwärtig gewesen, gewiß auch Du würdest Mitleid mit ihm gefühlt haben."

Wir wissen nicht, welche Aufnahme dieses Schreiben bei Bischof Heinrich fand, aber sicher ist, daß er endlich doch seinen Widerstand aufgab; vor Allem der Zuspruch seines Bruders Heribert brachte ihn auf andere Gedanken. Er schickte sich in den Willen des Königs, und

dieser nahm ihn wieder zu Gnaden an. Nachdem der König den Winter von 1007 bis 1008 in Sachsen verlebt hatte, begab er sich selbst nach Würzburg; an seinem Geburtstag, wie es scheint, wurde hier Alles in das Gleiche gebracht. Am 7. Mai des Jahres 1008 trat der Bischof urkundlich mit Zustimmung des Klerus, der Dienstmannen und des gesammten Volkes seiner Kirche die beanspruchten Theile seines Sprengels für ewige Zeiten ab; dagegen stellte ihm der König gleichzeitig nicht nur über die früher in Tausch gegebenen Güter eine Urkunde aus, sondern fügte auch eine neue Schenkung hinzu.

Der Bau des Bamberger Doms wurde im Jahre 1012 vollendet. Der König hatte seinen vierzigsten Geburtstag zur Einweihung bestimmt und lange vorher alle Vorbereitungen zu derselben getroffen. 45 Erzbischöfe und Bischöfe versammelten sich in Bamberg; alle Großen des Reichs stellten sich ein. Die kaiserlichen Schwestern Otto III. Sophie und Adelheid erschienen, und selbst Gesandte des Papstes kamen aus Rom. In Gegenwart dieser stattlichen Versammlung fand am 6. Mai die feierliche Weihe statt. Den westlichen und Hauptaltar weihte Bischof Eberhard selbst, die beiden Altäre zur Seite die Erzbischöfe von Köln und Trier, den Altar des heiligen Kreuzes, der wohl vor dem Eingange zur westlichen Unterkirche stand, der Patriarch Johannes von Aquileja. Im östlichen Schiff der Kirche weihte den Mittelaltar der Erzbischof von Mainz, die beiden Altäre zur Seite die Erzbischöfe von Salzburg und Magdeburg, den Altar vor der Unterkirche der Erzbischof von Ungarn. Eine zahllose Menge von Reliquien alter und neuer Märtyrer, darunter auch Gebeine des heiligen Adalberts, wurden in den Altären niedergelegt; Stücke vom Kreuze Christi, von der Dornenkrone, vom heiligen Grabe, von dem heiligen Rock und den Ketten Petri durften nicht fehlen. Kirche und Bisthum wurden der Jungfrau Maria, den Aposteln Petrus und Paulus und den Heiligen Georg und Kilian gewidmet. Große Lustbarkeiten schlossen sich an das kirchliche Fest, welches der König auch durch zahlreiche Begnadigungen seiner Feinde verschönte.

Als die Kirche eingeweiht war, wandte sich Bischof Eberhard aufs Neue an den Stuhl Petri und bat um die Bestätigung seiner bischöflichen Rechte. Diese erfolgte durch eine Bulle vom 21. Januar 1013. Etwa zu derselben Zeit gewährte der König dem Bisch f und durch ihn Bamberg eine neue Erhöhung, indem er ihn zum Erzkanzler

des italienischen Reichs bestellte. Auch bei seiner Kaiserkrönung im Jahre 1014 gedachte Heinrich seiner Lieblingsstiftung; er machte damals neue Schenkungen an Bamberg und tauschte gegen eine Burg in Italien mehrere in Deutschland belegene Güter des Stuhls Petri ein, die dann ebenfalls an Bamberg kamen.

Als zu derselben Zeit der hartnäckige Bischof von Eichstädt starb, war Heinrich bedacht die früher verweigerte Abtretung einiger Theile der Eichstädter Diöcese durchzusetzen. Er ernannte einen Kleriker der Bamberger Kirche selbst, einen Mann von niederer Abkunft, wider seine Gewohnheit zum Bischof von Eichstädt; er hoffte bei diesem — Gunzo war sein Name — auf keine Schwierigkeiten zu stoßen. Als aber Gunzo, von seiner Geistlichkeit und seinen Dienstmannen bestimmt, dennoch Weiterungen machte, gerieth der König in den heftigsten Zorn. „Was höre ich von dir?" — so herrschte er den unglücklichen Bischof an — „Weißt du nicht, daß ich dich nur deshalb zum Bischof gemacht habe, damit ich bei dir, einem Manne niederer Abkunft, meinen Willen durchsetzen könnte, dem sich dein Vorgänger, mein Stammvetter, nicht fügen wollte? Laß mich nicht noch einmal etwas der Art von dir hören, wenn du dir das Bisthum und meine Gunst erhalten willst." Da verstummte Gunzo und willigte auch ohne die Zustimmung der Geistlichkeit und seiner Mannen in die Abtretung eines Theils seines Sprengels, der Gegenden jenseits der Pegnitz (1015).

Ein stattliches Kloster durfte dem neuen Bisthum nicht fehlen, und auch hierfür trug Heinrich Sorge. Es wurde auf einer Höhe bei Bamberg der Bau eines Klosters begonnen, das dem Erzengel Michael geweiht werden sollte. Das Michaelskloster auf dem Engelsberg, wie man es zuerst nannte, wurde im Anfang mit funfzehn Höfen ausgestattet, welche der König zum Theil im Jahre 1015 von den Klöstern Hersfeld und Fulda eintauschte. Die Urkunde, welche den Güterbestand des neuen Klosters verbriefte, ist am 8. Mai 1017 zu Frankfurt ausgestellt worden. Den Bau der Klosterkirche vollendete man erst im Jahre 1021, wo die Einweihung durch die Erzbischöfe von Mainz und Köln erfolgte. Unablässig war der König bemüht, auch diese Stiftung zu heben, welche übrigens damals noch in einem gewissen Zusammenhange mit dem Bisthum und unter der oberen Leitung des Bischofs verblieben zu sein scheint.

Mit der größten Sorgfalt bestimmte der König die äußeren Ver-

hältnisse seiner Stiftungen in Bamberg, theilte die Einkünfte der bischöflichen Kirche auf ewige Zeiten zwischen dem Bischof, dem Propste und den Domherren, setzte die Dienste der Ministerialen fest, begrenzte die Gerechtsame der Vögte in den untergebenen Abteien und ordnete die Angelegenheiten der Colonen auf den Gütern des Michaelsklosters. Nichts wurde der Willkür anheimgegeben, das Meiste gegen die Sitte der Zeit sogar durch schriftliche Aufzeichnungen festgestellt. Man sieht hier den König recht nach seiner eigensten Art thätig. Und nicht minder war er für die geistige Blüthe und geistliche Belebung dieser Stiftung bedacht. Er wollte, Bambergs Klerus solle mit der Sittenstrenge Hildesheims die gelehrte Bildung Lüttichs vereinen. In hohem Maße ließ er es sich angelegen sein, eine reiche Bibliothek zu gründen. Die werthvollen Handschriften, welche Bamberg nach der Wegführung seiner Kleinode nach München geblieben sind, verdankt es großentheils Heinrich. Nicht wenige Bücher hat er selbst für Bamberg schreiben und mit wahrhaft königlicher Pracht ausstatten lassen; Alles, was die alternde Kunst von Byzanz noch leisten, was der in den Windeln liegende deutsche Kunstfleiß erreichen konnte, wurde an ihnen aufgewendet. Andere Bücher wußte er aus älteren berühmten Bibliotheken für Bamberg zu gewinnen; selbst aus weiter Ferne ist Manches durch ihn herbeigeschafft. Nicht ohne Verwunderung findet man jetzt dort Handschriften vereinigt, die ursprünglich St. Gallen, Lobbes, Stablo, Piacenza, Reims oder einem normannischen Kloster angehört haben. Mit der Bibliothek kam die Stiftsschule empor und gewann alsbald einen bedeutenden Ruf. Darf man den schwülstigen Versen, welche der Abt Gerhard von Seon zum Lobe Bambergs schmiedete und dem Könige überreichte, Glauben schenken, so war man schon vor dem Jahre 1014 von den Trivialstudien zu den Disciplinen des Quadrivium aufgestiegen, welche immer noch an wenigen deutschen Schulen gelehrt wurden. Es klingt allerdings sehr wunderbar, wenn Gerhard Bambergs Kultur zu jener Zeit über die Blüthe Athens erheben will.

Nicht müde wird dieser wortreiche Poet die Herrlichkeit Bambergs zu preisen. Dennoch bekennt er zuletzt, sein Talent reiche nicht aus die Stadt würdig zu feiern; selbst Homer und Virgil würden dies nicht vermocht haben, wenn sich zu ihrer Zeit eine solche Stadt hätte erheben können. Man mag über die Einfalt oder die Schmeichelei dieses höfischen Poeten lächeln, aber leugnen läßt sich nicht, daß um die



bischöfliche Kirche sich in wenigen Jahren eine umfängliche, ziemlich bevölkerte Stadt bildete. Im Jahre 1020 war sie bereits umwallt, eine Brücke führte über die Regnitz. Es war damals, daß ein Papst durch das Stadtthor einzog und ihm zu Ehren Feste gefeiert wurden, die Alles an Glanz überboten, was jene Zeit kannte. Der Name Bambergs, noch vor einem Menschenalter kaum gekannt, erfüllte das ganze Abendland. Dieser entlegene Ort an den Grenzen der Slawen kam durch Heinrich eben so schnell zu Bedeutung, wie einst Magdeburg durch Otto den Großen.

In Allem, was Heinrich für Bamberg that, stand ihm seine Gemahlin hülfreich zur Seite, wie er sie andrerseits unterstützte, als sie das Kloster Kaufungen in Hessen begründete und reichlich ausstattete. Hier, wie in allen Dingen, waren sie beide ein Herz und eine Seele; in einer Urkunde sagt Heinrich, sie seien zwei in einem Leibe. Nicht daß Kunigunde den König beherrscht hätte: sie ging vielmehr, so groß ihr Einfluß auf ihn war, in seinen Dienst und Willen auf. Sie hat verdient, daß ihr Name mit dem seinen unzertrennlich verbunden wurde, daß Bamberg ihrer mit gleicher Pietät wie Heinrichs gedenkt. In dem harmonischen Geläute, welches allabendlich in den Straßen und Gärten Bambergs wiedertönt und fromme Seelen zum Gebete einladet, hallt Beider Name und Andenken noch heute fort und wird zu den spätesten Nachkommen gelangen *).

5.

Heinrichs II. Persönlichkeit und Regiment.

Mit bemerkenswerther Absichtlichkeit gab König Heinrich bei jeder Gelegenheit seine Anhänglichkeit an seinen kaiserlichen Vorgänger zu erkennen. Noch in den Urkunden aus seiner späteren Lebenszeit gedachte er häufig Ottos III. als seines theuren Lehnsherrn und übte so gegen ihn treue Vasallenpflicht selbst über das Grab hinaus. Aber nichts-

*) Die beiden großen Glocken des Doms sind Heinrich und Kunigunde getauft.

destominder schlug er andere Wege ein, als sein Vorgänger im Reiche, und nur im Gegensatze gegen dessen Bestrebungen treten die seinen in ihr volles Licht. Wir wissen, wie Otto III. auf den Bleibullen seiner Urkunden die Herstellung des Römerreichs zu verkünden liebte; eine ähnliche Bulle aus dem ersten Regierungsjahr Heinrichs trägt die Umschrift: „Herstellung des Frankenreichs". Der Gegensatz des Regiments beider Herrscher prägt sich klar hierin aus. Auf eine Herstellung des deutschen Reichs, das durch Ottos III. phantastisches Römerreich in seinen Grundfesten erschüttert war, gingen vor Allem die Absichten Heinrichs.

Der zweite Heinrich war seinem großen Urgroßvater, dem ersten Heinrich, nicht so unähnlich, wie es auf den ersten Blick scheint. Die Beschränkung auf erreichbare Ziele, den praktischen Sinn, die unermüdliche Ausdauer hatte er von jenem ererbt; die Erhebung der deutschen Nation war in gleicher Weise das letzte Streben Beider. Jene Gegenden, auf welche der erste Heinrich einst das Reich begründet hatte, machte der zweite wieder zum Mittelpunkt der Herrschaft, nachdem die Ottonen mehr und mehr den Schwerpunkt der kaiserlichen Macht nach Italien verlegt und Otto III. zuletzt das goldene Rom zu seiner Residenz erwählt hatte. Das rauhe Sachsenland, von dem sich jener schwärmende Jüngling schaudernd zurückgezogen, schien unserem Heinrich ein Paradies der Fülle und des Lebensgenusses. Vielleicht war er hier geboren — zu Hildesheim soll seine Wiege gestanden haben —, jedenfalls hatte hier er die ersten Jugendjahre verlebt, und noch als König, obwohl Baiern seine andere Heimath war, verweilte er am liebsten auf jenen sächsischen Burgen, die aus der Erbschaft Heinrichs I. einst seinem Großvater zugefallen waren, zu Merseburg, Pöhlde, Allstädt, Grona und Goslar; er legte den Grund zu der Größe, die Goslar alsbald gewann. Die Kämpfe mit den slawischen Völkern im Osten, mit den streitlustigen Lothringern im Westen, die Kriege aller Orten um die Erhaltung der alten Reichsgrenzen erfüllten seine Regierung, wie einst die des ersten Heinrichs. Es waren nun wieder die ersten und nächsten Interessen deutscher Nation, die in den Vordergrund traten und jene universellen Ideen der Weltherrschaft, welche die Ottonen so oft der Heimath entführten, in den Hintergrund drängten. Freilich gab Heinrich Italien nicht auf — nirgends hat er die Herrschaft der Deutschen geschmälert, sondern war vielmehr zu aller Zeit auf

ihre Erweiterung bedacht —, vielmehr eilte er, wie wir sahen, sobald er seine Macht in Deutschland nur einigermaßen gesichert sah, über die Alpen: aber wie schnell kehrte er zurück, nachdem er seinen nächsten Zweck erreicht sah! Noch zweimal ist er später nach Italien gezogen, bis in die südlichsten Theile des Landes ist er siegreich vorgedrungen, aber nie hat er länger dort verweilt, als es die dringende Noth erheischte. Nicht von Rom aus, sondern von seinen Pfalzen in Sachsen, Baiern und Franken überwachte er die abendländische Welt.

Aber nicht deshalb allein verdient Heinrich den Namen eines Herstellers des deutschen Reichs, sondern er gebührt ihm nicht minder wegen seiner unablässigen Fürsorge für die Begründung eines gesicherten Rechtszustandes in den deutschen Ländern. Diese Fürsorge ist der rothe Faden, der sich durch seine mehr als zwanzigjährige Regierung hindurchzieht und den man lange zu wenig beachtet hat. Der Willkür des übermächtigen Adels durch Gesetze und Recht, wie durch die heiligen Mittel der Kirche zu steuern, der Unterdrückung des niederen Volkes zu wehren, das Königthum als schützende Macht über Alle und Alles zu erhöhen: das ist der große politische Gedanke, der sich von seinem ersten bis zu seinem letzten Regierungsjahre verfolgen läßt. Nicht freilich ein neues Verfassungsgebäude konnte Heinrich aufführen, nicht durch eine umfassende Gesetzgebung Altes beseitigen und Neues begründen: das widersprach ebensosehr den damaligen Zuständen, wie dem zuwartenden, sich beschränkenden Sinne des Königs. Was gleichzeitig der heilige Stephan in Ungarn und in ähnlicher Weise Boleslaw in Polen durchführten, wäre ihm unter den Deutschen jener Zeit niemals geglückt. Aber das unternahm er, in den unstäten Gewohnheiten das Zweckmäßige gesetzlich zu befestigen, selbst durch geschriebene Ordnungen gegen die Sitte der Zeit, um dadurch in die schwankenden staatlichen Verhältnisse wieder Halt und Zusammenhang zu bringen. So gelang es ihm die erschütterte Macht der Krone aufs Neue zu befestigen. Wenn sich das deutsche Kaiserthum bald nachher zu einer Höhe aufschwang, die es nie zuvor erreicht hatte und nie wieder erreichen sollte, so waren es hauptsächlich Heinrichs Verdienste, die solchen Aufschwung ermöglichten.

Wir wissen, welchen Gewinn der hohe Adel aus den Lehnsverhältnissen, welche allmählich auch in Deutschland das ganze Staatsleben durchdrangen, zu ziehen wußte, wie er einen großen Theil der Nation in seine Dienstbarkeit brachte, sich selbst aber der Abhängigkeit von der

Krone mehr und mehr zu entziehen suchte. Die lange vormundschaftliche Regierung für Otto III. war den Gelüsten dieser großen Herren günstig gewesen, und als dann der phantastische Jüngling selbst das Scepter ergriff, gebrach ihm die Kraft, seine mächtigen Vasallen in ihre Schranken zurückzuweisen; fehlte doch wenig daran, daß sie ihn von dem Throne seiner Väter stießen. Wohin ihre Absichten schließlich gingen, konnte Niemandem zweifelhaft sein, der die Verhältnisse der westlichen Reiche überschaute, wo die großen Kronvasallen unter ähnlichen Umständen die Summe der Gewalt an sich gerissen und das Königthum ganz zurückgedrängt hatten. Wäre der hohe Adel des deutschen Reichs an sein Ziel gelangt, so würde das Reich, wie es sich im Laufe der Jahrhunderte aus einer großen Zahl kleiner Volksgemeinden geeinigt hatte, so jetzt in eben so viele kleine Lehnsherrschaften zerfallen sein, die nur das schwache Band eines Scheinkönigthums, wie es in Burgund und Frankreich bestand, zusammengehalten hätte.

Aber noch war der Adel weit von diesem Ziele entfernt. So rath- und machtlos war das deutsche Königthum doch bis dahin noch nie gewesen, daß es sich hätte Gesetze abtrotzen lassen, welche die großen Vasallen in ihren angemaßten Rechten für immer sicherten. Noch waren die Rechte dieser Herren der Krone gegenüber eben so schwankend, wie die Grenzen ihrer Macht gegen ihre unterthänigen Leute unbestimmt, ihr Verhältniß zu den innerhalb ihrer Amtsbezirke liegenden Immunitäten ungeregelt: Alles hing von der augenblicklichen Machtentfaltung der Gewalthaber ab. Und mußte nicht diese Unsicherheit des Rechtszustandes im Uebergange von alten Verhältnissen zu neuen gerade der Gewalt den freiesten Spielraum eröffnen? In der That lag hier die Quelle unabsehbarer Zwistigkeiten der Vasallen mit der Krone einerseits, wie andererseits unter ihnen selbst und mit ihren Hintersassen. Blutige Händel erwuchsen immer von Neuem aus den kaum zu entwirrenden Streitigkeiten über die gegenseitigen Rechte, und die Herzoge, Markgrafen und Grafen, die als die obersten Beamten des Reichs den Landfrieden vor Allem aufrecht erhalten sollten, waren meist die Ersten, die ihn brachen und zu ungerechtfertigter Selbsthülfe schritten. Fehden mit Nachbarn, Gewaltthaten gegen Schutzbefohlene, Empörungen gegen die Krone füllten oft das ganze Leben dieser Herren aus. Der Trotz, die Streitlust, die Selbsthülfe und in ihrem Gefolge die Blutrache der alten Germanen erwachten, nachdem sie in den niederen Klassen des Volkes

mit der Freiheit gebrochen, nun gerade in den ersten Männern der Nation aufs Neue. Als Heinrich den Thron bestieg, fand er den Landfrieden nirgends geschützt; Fehden erfüllten das Reich in seiner Weite, und wo sie entbrannten, begannen sofort auch ungestraft gleichsam unter dem Schutz der Fehdenden Räuber und Wegelagerer ihr abscheuliches Gewerbe zu treiben. Das arbeitende Volk litt eben so sehr unter der Unsicherheit der Wege und durch die Plünderung der Felder, als durch die harte Behandlung der Herren, die in ihren Forderungen oft alles Maß überschritten.

Der neue König stand dem trotzig aufstrebenden, hochmüthigen Reichsadel nicht mit der Autorität seiner Vorfahren gegenüber. Otto den Großen hatten seine weltbewegenden Thaten und die gewonnene Kaiserkrone unvergleichlich hoch über den Stand erhoben, aus dem sein Geschlecht hervorgegangen war; er war die Morgensonne, vor deren hervorschießenden Strahlen die Sterne erblichen. Ottos kaiserliche Nachkommen waren schon von der Wiege an den Verhältnissen der anderen Fürsten weit entrückt. Diesen neuen Herrscher hatten dagegen die Großen des Reiches als einen Mann ihres Gleichen gekannt. Weder der Glanz höherer Geburt, noch eine überwiegende Macht, noch ein unbezweifeltes Verdienst hatten ihm von vorn herein ein entscheidendes Uebergewicht über die anderen Fürsten verliehen; am wenigsten konnte ihn die ungewöhnliche, allem Herkommen widersprechende Art, wie er die Krone gewonnen hatte, empfehlen. Erst allmählich durch sein thatkräftiges Regiment erzwang er den Gehorsam der Fürsten, mochten sie ihn willig oder unwillig leisten.

Mit jenem scharfen Blick, der Heinrich auszeichnete, erkannte er sogleich, daß es für ihn nicht an der Zeit sei, ein so persönliches Regiment, wie das der ersten Ottonen gewesen war, zu führen, daß er die Herrschaft nur behaupten könnte, wenn er den Fürsten die Betheiligung an den Reichsangelegenheiten beließ, die sie während der Kindheit Ottos III. gewonnen und dann kaum faktisch eingebüßt hatten. Deshalb zog er von Anfang seiner Regierung an die Herzoge und Grafen nicht allein regelmäßig bei den richterlichen Geschäften und der Gesetzgebung hinzu, wie es ja auch die Ottonen gethan hatten, sondern machte in allen Reichsangelegenheiten seine Entschließung von ihrer Entscheidung abhängig. „Es sei allen unseren Getreuen kund gethan“ — sagt er im Eingange eines Gesetzes für Italien — „daß wir alle Zeit in

unserer Fürsorge für das Reich das Geziemende nach erfolgter Genehmigung unserer ehrbaren Vasallen bestimmen.“ Deshalb die große Zahl der Land-, Hof- und Reichstage, die er abhielt; fast alljährlich hat er in der letzten Zeit seiner Regierung die Großen aus allen Theilen des Reichs zu sich beschieden. Es ist gewiß, daß Heinrich im Rathe der Fürsten meist doch seine Ansicht zur Geltung brachte. Aber dies geschah nicht durch Machtgebot, sondern durch die Ueberlegenheit seines Geistes und eine ungewöhnliche Gabe der Ueberredung. Auch verstand er es trefflich, seine Absichten zu erreichen, indem er sie verhehlte; seine nächste Umgebung wußte oft nicht, auf welches Ziel er lossteuere.

Indem so die mehr patriarchalisch-absoluten Formen der Ottonischen Monarchie in die gebundenen eines durch Reichsstände beschränkten Königthums übergingen und die Fürsten einen geregelten Antheil an dem Regiment erhielten, mußte mit Nothwendigkeit auch ihrem Anspruch auf Erblichkeit der Reichslehen ein gewisses Genüge geschehen. Der Versuch, demselben ferner grundsätzlich zu widerstehen, würde eine unheilbare Spaltung in dieses Regiment selbst gebracht haben. So hat denn auch Heinrich die Erblichkeit der Reichslehen im Ganzen als Grundsatz festgehalten, obschon er das Recht seiner Vorgänger nie ganz aus Händen gab und mindestens in einem Falle ernstlich in Anspruch nahm*). Gewöhnlich übertrug er die erledigten Fahnlehen ohne Weiterungen den nächstberechtigten Söhnen; nur ließ er sich die Belehnung wohl immer theuer genug bezahlen. Nach dem Tode des Markgrafen Lothar von der Nordmark mußte Godila, die Wittwe desselben, zweihundert Pfund Silber für die Belehnung ihres Sohnes entrichten; der Markgraf Adalbert von Oestreich gab für die Belehnung sein Eigengut Zeuln an den König. Es bezeichnet den Zustand der Dinge ganz richtig, wenn Thietmar meldet, der Sachse Theodorich habe die Grafschaft seines Vaters „nach dem Recht und auf Verwendung der Königin und einiger Fürsten“ erlangt; das Erbrecht und die Gunst des Hofes wirkten zusammen. Das niedere Lehen bisweilen schon ausdrücklich zu erblichem Besitz, wenn auch nur für die nächste Generation, verliehen wurden, ist durch die bestimmtesten Zeugnisse klar. In einer Urkunde Heinrichs vom Jahre 1013 findet man bereits den deutschen Ausdruck „Erblehen“.

*) In Kärnthen nach dem Tode Herzog Konrads im Jahre 1012.



Je nachgiebiger sich der König nach dieser Seite hin gegen den Adel zeigte, desto entschiedener trat er ihm nach einer anderen entgegen. Jedem Uebermuth desselben gegen die niederen Leute wehrte er mit starker Hand und hielt die Reichsfürsten einmal wieder streng zu den Pflichten ihres Amtes an. Mit Entschiedenheit widersetzte er sich der Fehdelust des Adels und seiner Vasallen. Unablässig war er bemüht die Hadernden zu vergleichen; wenn sie aber einem gütlichen Abkommen sich hartnäckig widersetzten, traf sie die ganze Schwere des königlichen Zorns. Ruhig vernahm er die Klagen der Armuth, sogar über die ersten Männer an seinem Thron und übte dann über Jeden, der Unrecht that oder zuließ, strenges Gericht. Viele der adeligen Burgen, die zur Unterdrückung des gemeinen Mannes dienten, ließ er brechen und untersagte auf das Gemessenste ihre Herstellung. Als er im Anfange seiner Regierung einen Landtag in Diedenhofen hielt, wurden gegen die Herzoge von Schwaben und Oberlothringen mehrfache Klagen laut; diese Herren erfuhren starke Demüthigungen vom Könige und mußten, wie Thietmar sagt, erkennen, daß sie sich dem Urheber alles Rechts zu beugen hätten.

Vor Allem wachte der König mit Eifer über der Erhaltung des Landfriedens. Da das Herzogthum Schwaben auf einen unmündigen Knaben übergegangen war, begab er sich im Jahre 1005 selbst in dieses Land und ließ zu Zürich einen allgemeinen Landfrieden beschwören. Einige Jahre später (1011) richtete er zu Merseburg einen fünfjährigen Landfrieden für Sachsen auf. Damals vielleicht war es, wo er in seinem Namen beschwören ließ, daß jeder Bruch des Hausfriedens in Sachsen mit Entziehung des Königschutzes bestraft werden sollte, und wo er selbst dann mit erhobenen Händen solchen Frevel nie bei seinen Lebzeiten zu dulden gelobte; bei den Verhältnissen der Zeit konnte Thietmar diesen Eid des Königs für eine Vermessenheit halten. In anderen Provinzen wird Heinrich ähnliche Veranstaltungen getroffen haben. Es sind die ersten Beispiele beschworener Landfrieden, die später so viele andere in unserer Geschichte zur Folge hatten. Bemerkenswerth ist, daß sie von Anfang an durchaus einen provinziellen Charakter tragen; man sieht, wie weit sich die einzelnen Länder unter Otto III. abermals von der Einheit des Reichs gelöst hatten. Sollten Landfriedensbestimmungen wirksam sein, so mußten sie fortan in den einzelnen Provinzen vereinbart und dort von Jung und Alt eidlich bestätigt werden.

Und nicht allein durch die Heiligkeit des Eides, sondern auch durch die Sicherheit eines geschriebenen Rechts suchte Heinrich den Frieden im Reiche zu wahren. Wir besitzen ein merkwürdiges Edict, durch welches er die alten blutigen Streitigkeiten zwischen den Dienstleuten des Klosters Lorsch und des Bisthums Worms ferner fortzusetzen verbot und strenge Strafe für jeden Friedensbruch festsetzte; eine ähnliche Verordnung betrifft die Händel zwischen den Dienstleuten der Abteien Fulda und Hersfeld. Die eifrigste Sorge für den Landfrieden spricht aus beiden Edicten; ihre Strafbestimmungen sind hart, wie es die harte Zeit forderte, sie gehen an Leib und Leben, an Haut und Haare. Mit aller Strenge tritt der König dem Faustrecht mit den Waffen des Gesetzes entgegen. „Eins ist es vor Allem," sagt der König in dem einen Edict, „was ich auf das Allerernsteste befehle und gebiete: Niemand wage eine auf dem Wege des Rechts geschlichtete Sache jemals wieder zum Gegenstande einer Fehde zu machen."

In engem Zusammenhange mit diesen ersten schriftlichen Bestimmungen im deutschen Reiche über den Landfrieden stehen die gleichzeitigen Verordnungen des Bischofs Burchard von Worms, durch die er zuerst ein gleiches Dienstrecht für alle Hintersassen seines Stifts einführte. „Wegen der unablässigen Klagen der Armen," sagt Burchard, „und wegen der zahlreichen Gewaltthaten vieler Personen, die wie Hunde die Grundholden des heiligen Petrus zerfleischen, indem sie ihnen verschiedene Rechte aufbürden und die niederen Leute durch ihre Rechtssprüche unterdrücken, habe ich, Bischof Burchard, unter dem Beirath meiner Geistlichkeit, meiner Vasallen und aller Grundholden diese Gesetze aufschreiben lassen, damit nicht ein Vogt oder Vicedominus oder Ministerial oder sonst eine rechtweisende Person den gedachten Grundholden neue Lasten oder ein neues Gesetz auferlege, sondern ein und dasselbe Gesetz den Reichen und Armen vor Augen gestellt und Allen gemeinschaftlich sei." Unter vielen anderen Bestimmungen über Ehe, Eigenthum, Erbrecht u. s. w. finden sich auch hier strenge Strafbestimmungen gegen Selbsthülfe und Friedensbruch. Ohne die ausdrückliche Genehmigung des Königs konnten diese Ordnungen, die ersten Anfänge eines geschriebenen Landrechts in Deutschland, schwerlich Geltung erlangen, und wir können kaum zweifeln, daß sie durchaus seinem Sinne entsprachen.

Auch fehlte es dem König weder an dem Willen, noch an der



Festigkeit des Geistes, um den ausgesprochenen Strafandrohungen Folge zu geben. Er konnte streng bis zur Härte sein; nicht allein gegen Räuber und Wegelagerer, die er ungesäumt aufknüpfen ließ, sondern auch gegen die vornehmsten Männer seines Reichs, wenn sie sich gegen ihn und das Gesetz auflehnten. Zwei Markgrafen hat er wegen Landfriedensbruchs auf immer ihres Amtes entsetzt, und manchen hochangesehenen Mann rettete nur die Fürbitte der Geistlichkeit von dem Tode. Als der König siegreich in Prag einzog, predigte vor ihm der alte Bischof Godschalk von Freising und legte ihm vor allem Volk an das Herz, daß er seinen Triumph nicht durch Härte gegen seine Feinde beflecke. Auch Brun von Querfurt nimmt in einem Brief an den König die Gelegenheit wahr, um ihm Milde zu empfehlen. „Du bist," sagt er, „kein weichlicher König, was auch nimmer gut wäre, sondern ein gerechter und strenger Regent, wie wir ihn bedürfen, aber Du mußt nicht Alles mit Gewalt allein betreiben." So voll des Lobes dieses Königs Bischof Thietmar ist, so unterläßt er doch nicht eines Gerichts zu gedenken, wo der Graf Wichmann die Härte desselben rügte und ihm in das Gesicht sagte, er thue Unrecht, wo das Volk im Geheimen murrte, daß sich der Gesalbte des Herrn versündige. Als die Großen des Reichs dem Markgrafen Gunzelin von Meißen sich dem König auf Gnade und Ungnade zu ergeben riethen und ihn dessen Milde empfahlen, da nahm ihm dieser dennoch nicht allein sein Lehen, sondern legte ihn überdies in Ketten, deren er erst nach acht Jahren durch ein angebliches Wunder entledigt wurde.

Wenn ein so strenger Herr dennoch fast zwanzig Jahre bedurfte, um den Trotz der Großen zu brechen, so zeigt dies vor Allem, wie tief die Schäden gefressen hatten, wie fest gewurzelt bereits die Macht der territorialen Gewalten war. Fast unablässig hat Heinrich mit ihnen im Kampfe gelegen und alle Hülfsmittel, die sein vielgewandter Geist ihm darbot, um sich zu behaupten, anwenden müssen.

Und wo suchte und fand er diese Hülfsmittel? Nicht in einer Parteipolitik, wie sie sich mehr oder weniger stets bei den Ottonen verfolgen läßt. Zu ängstlich war Heinrich besorgt, daß ihm eine neue Macht im Reiche über das Haupt wachsen würde, als daß er sich aufrichtig einer Partei hätte hingeben sollen. Es schien wohl eine Zeit lang, als würden die Brüder Kunigundens einen entscheidenden Einfluß auf ihn gewinnen, aber kaum wurden sich dieselben ihrer Kraft bewußt,

so wurden gerade sie in den erbittertsten langjährigen Kriegen vom Könige bekämpft. Niemals hat eine fürstliche Sippe auf die Dauer etwas beim Könige vermocht; es gab kaum Einen unter den weltlichen Großen des Reichs, dem er sich ganz vertraute. Die größte Gunst schenkte er auffallender Weise gedemüthigten Feinden, welche die ganze Wucht seiner Strenge gefühlt. So hob er die Bamberger, nachdem er sie besiegt hatte; jenem Ernst von Oestreich, den er zum Tode verurtheilen ließ, übertrug er in der Folge das Herzogthum Schwaben.

Noch weniger hat Heinrich eine Hauspolitik verfolgt, wie sie besonders Otto I. in der ersten Hälfte seiner Regierung eingeschlagen hatte. Heinrich war ein kinderloser Mann, und es scheint ihn wenig bekümmert zu haben, wem er einst das Reich hinterließe. So fest er selbst auf seinem Erbrecht an der Krone bestanden hatte, so wenig war er um die weitere Vererbung derselben besorgt. Seinen einzigen Bruder Brun nöthigte er in den geistlichen Stand zu treten. Mit seinen nächsten Seitenverwandten, den Nachkommen des Herzogs Otto von Kärnthen, lebte er während seiner ganzen Regierung in Spannung; in dem einzigen Fall, wo er die Erbfolge des Herzogthums in dem Geschlecht unterbrach, raubte er diesem fränkischen Hause das Herzogthum Kärnthen. Auch der Pfalzgraf Ehrenfried, der Schwager Ottos III., stand dem Könige durchaus fern und hat erst in seinen letzten Lebensjahren Beweise seiner Gunst erhalten. Nirgends suchte Heinrich in seiner eigenen Familie einen Halt, noch weniger in der Sippschaft seiner Gemahlin. Nicht wie ein Familien- oder Erbgut verwaltete er das Reich, er sah es vielmehr gleichsam als ein ihm vom Himmel übertragenes Lehen an und stellte Gott anheim, wer es nach seinem Tode überkommen werde.

Seine Stütze gegen den mächtigen Adel suchte und fand Heinrich vor Allem in der Geistlichkeit, namentlich in den Bischöfen des Reichs. Mit bemerkenswerther Consequenz verfolgte er ein ausgebildetes System, der weltlichen Aristokratie des Reichs durch die geistliche das Gegengewicht zu halten, die Macht der Krone durch das Ansehen und die reichen Mittel der Kirche zu schützen. Es war kein neuer Weg, den er da einschlug; schon Otto der Große hatte ihn im Bunde mit seinem Bruder Brun betreten, und niemals war er in der Folge ganz verlassen, wenn auch nicht immer mit gleicher Stätigkeit eingehalten worden. Aber mit größerer Festigkeit, als seine Vorgänger, verfolgte Heinrich

diese Bahn, ohne sich jemals beirren zu lassen. Nur in dem engsten Bunde mit dem deutschen Episcopat glaubte er die Reichsgewalt gegen die anwachsende Macht der lokalen und provinziellen Gewalten erhalten und kräftigen zu können; recht geflissentlich erhob er die Bischöfe neben, ja über die weltlichen Fürsten des Reichs. In einer merkwürdigen Urkunde spricht er selbst es aus, daß er sich die auf seiner Lebensreise ihm aufgebürdeten Lasten dadurch erleichtere, daß er sie auf die Schultern der Bischöfe wälze.

Heinrichs Regiment war der engste Bund zwischen der Krone und der deutschen Kirche. War dies nun ein Bund zwischen zwei gleichen, sich ebenbürtigen Gewalten? Oder war vielleicht der herrschende Theil die Kirche, der König der dienende, wie es nach den Vorgängen der Frankfurter Synode den Anschein haben könnte und wie man es vielfach behauptet hat? Oder war es endlich der König, der die Kirche leitete und seinen Absichten dienstbar machte? Das sind Fragen, die uns auf den religiösen Bildungsgang des Königs und seine innere Stellung zur Kirche mit Nothwendigkeit führen.

Länger, als in den anderen deutschen Ländern, hatte in Baiern die Verwilderung des kirchlichen Lebens gedauert. Die Bisthümer waren lange lediglich nach weltlichen Rücksichten verliehen, die Klöster meist in die Hände von Laien gerathen, das Mönchsleben erschien völlig aufgelöst, das wissenschaftliche Studium lag tief danieder. Der Reformator Baierns wurde der Schwabe Wolfgang, ein frommer Mönch, der längere Zeit in Lothringen gelebt hatte und noch von dem Geiste des Erzbischofs Brun berührt war. Im Jahre 972 wurde Wolfgang, der sich die Mission unter den Ungarn zu seinem Lebensberufe ersehen hatte, durch den Bischof Piligrim von Passau von diesem Vorhaben abgebracht und auf dessen Verwendung zum Bischof von Regensburg ernannt. Aber auch als Bischof legte er die Kutte nicht ab und lebte als Mönch inmitten seines stattlichen Hofes. Mit dem größten Eifer griff er nun in seiner neuen Heimath sogleich eine Reform des geistlichen Lebens an und sah sich bei derselben vom Bischof Piligrim und dem Erzbischof Friedrich von Salzburg unterstützt; selbst Herzog Heinrich II., der Vater

des Königs, zeigte sich in seinen späteren Jahren diesen Bestrebungen geneigt. Seufzend klagte oft Wolfgang: „O hätten wir nur Mönche!" und nicht eher ruhete er, als bis er seinen Freund Romuald aus dem Kloster St. Maximin zu Trier nach Regensburg berufen und an die Spitze des großen Klosters St. Emmeran gestellt hatte. Wolfgang und Romuald gewannen sich schnell den Ruf besonderer Heiligkeit und verdienten ihn; sie wirkten voll Eifer in ihrem Beruf und weckten überall die Triebe neuen geistigen Lebens. Derselbe Romuald war es, der einst dem Gemüthe Ottos III. die ersten tiefen religiösen Eindrücke gegeben hatte.

Die Reform der baierischen Kirchen und besonders der Klöster machte eilende Fortschritte. In dem großen und reichen Kloster Altaich, das schon im Jahre 741 gestiftet war und eine Zeit schöner Blüthe hinter sich hatte, waren lange gar keine Mönche gewesen, die Abtei war in einen Collegiatstift verwandelt und dem Erzbischof von Salzburg zu Lehen gegeben; im Jahre 988 wurde auch hier die Regel durch Herzog Heinrich auf Anrathen der Bischöfe Wolfgang und Piligrim hergestellt und ein Schwabe Erkenbert berufen, um das Kloster zu reformiren. Aber es zeigte sich hier, daß die Reform auch ihre Feinde und Gegner hatte; die Kanoniker weigerten sich das Joch der Regel auf sich zu nehmen und liefen fast sämmtlich auseinander. Nicht minder widersetzten sich manche Bischöfe alten Schlages den Neuerungen. Zu diesen gehörte der Bischof Megingaud von Eichstädt, dessen wir schon gedachten, ein naher Verwandter des herzoglichen Hauses. Tausend Geschichten waren von dem wunderlichen, jähzornigen und rohen Manne in Umlauf, an dem man indessen eine gewisse Geradheit rühmte. Im Waldesgrün sah man ihn ordiniren; sitzend verrichtete er die heilige Handlung und schickte die ihm lästige Menge unter Flüchen nach Hause. Das Fluchen war ihm zur anderen Natur geworden. Als er einst nach Italien zog, erhielt er von seiner Geistlichkeit die Erlaubniß hundertmal zu fluchen, aber bald war er mit den hundert Flüchen am Rande und sandte nach Hause, um die Erlaubniß zu einem neuen Hundert zu erwirken; diese wurde ihm zu Theil, aber auch sie war bald überschritten. Den Freuden der Tafel übermäßig ergeben, lag ihm Alles an kurzen Gottesdiensten. Kam er bei seinen Amtsreisen in eine Kirche, und die Geistlichkeit eilte mit der Messe zum Schluß, so schickte er ihr einen Braten und dankte für die treffliche Aufnahme. Schmückte dagegen der

Vorsänger zur besonderen Weihe des Festes die Sequenz mit kunstreichen Melodien, so wurde der Bischof überaus zornig. „Man ist von Sinnen,“ rief er, „und will mich verhungern lassen. Der Dummkopf, ehe er mit seinem Singsang zu Ende, kann man mehr als eine Gott wohlgefällige Messe lesen.“ Besonders quälte ihn der längere Dienst der Fastenzeit. Da ließ er an jedem Sonntag zur Zeit der ersten Hora einen großen Haufen den Domherren bringen und mitten im Chor niederlegen; bei der Liebe zu ihm beschwor er sie sich mit dem Dienst zu beeilen, damit er rechtzeitig zu Tische käme. Die Domherren eilten nach Möglichkeit, aber thaten ihm doch nicht genug; bei der dritten Hora zählte er schon die neunte und stürmte zur Tafel. Es wird noch andere Bischöfe gleicher Art gegeben haben, und es läßt sich da eben nicht verwundern, wenn Wolfgangs und Romualds Absichten auf vielfache Hindernisse stießen. Sobald Herzog Heinrich II. gestorben war, brach in Altaich eine Empörung gegen den fremden Abt aus; er wurde bei dem jungen Herzog, dem nachherigen König Heinrich, verklagt, und dieser sah sich in der That genöthigt den Abt seiner Stelle zu entheben und Altaich dem so eben erwähnten Bischof von Eichstädt zu untergeben, in dessen Händen wohl am wenigsten das klösterliche Leben gedeihen konnte.

Es möchte hiernach scheinen, als ob der junge Heinrich den ernsteren Bestrebungen nach kirchlicher Ordnung und Reinheit feindlich gewesen wäre. Aber er wich in der That nur dem Drange des Augenblicks. Seine wahre Denkart zeigte sich darin, daß er sich damals ernstlich bemühte einen jungen Klosterbruder, der zu Altaich lebte und in dem Rufe strengster Frömmigkeit stand, an die Spitze des Klosters zu stellen. Es war Godhard, der Sohn eines angesehenen Ministerialen des Klosters, der in demselben erzogen war und den dann Erzbischof Friedrich, die ausgezeichneten Anlagen des Jünglings erkennend, mit sich nach Italien genommen hatte. Von dieser Reise zurückgekehrt, wurde Godhard einem gewissen Liutfried, dem berühmtesten Lehrer Baierns zu jener Zeit, zu weiterer Ausbildung übergeben und kehrte später nach Altaich zurück, sich willig in die strengen Gebote des fremden Abts fügend, ein musterhafter Mönch von dem Scheitel zur Zehe. Auch als die Empörung gegen den Abt ausbrach, hielt er treu zu demselben und wies deshalb jetzt die Anmuthung des Herzogs, die Leitung des Klosters zu übernehmen, mit strengem Ernste zurück, indem er vielmehr vor den ver-



sammelten Großen die Ungerechtigkeit und die Verhöhnung aller kirchlichen Ordnung in dem Verfahren gegen seinen Abt mit der größten Entschiedenheit rügte. Dennoch drang Heinrich immer von Neuem in ihn, bis sich Godhard endlich auf den Rath des Abts Romuald durch die Flucht dem weiteren Andrängen desselben entzog. Aber gerade die Beständigkeit und Willenskraft des Mönchs hatten ihm das Herz des Herzogs völlig gewonnen, der ihn nicht wieder aus den Augen ließ und mit jener unerschütterlichen Zähigkeit, die ihn von Jugend an auszeichnete, nicht eher ruhete, als bis sich nach zwei Jahren (997) Godhard doch endlich die Leitung der Abtei zu übernehmen entschloß.

Seitdem herrschte zwischen dem Herzog und dem neuen Abt ein vertrautes Verhältniß, wie sie denn unter den Bewegungen der Zeit zu ähnlicher Sinnesweise erwachsen waren. Heinrich besaß für die kirchlichen Dinge ein Verständniß, wie kaum ein anderer Fürst jener Zeit. Wir können nicht daran zweifeln, daß er in seinen ersten Jahren für den geistlichen Stand erzogen war. Als sein Vater des Herzogthums entkleidet wurde, bestimmte man den Knaben zum Domherrn in Hildesheim; hier genoß er den ersten Unterricht, in einer durch Ernst und Strenge berühmten Schule. Später, nachdem der Vater in sein Herzogthum wieder eingesetzt war, kam der Knabe nach Regensburg und erwuchs hier unter den Augen des heiligen Wolfgang. Von der Wahl des geistlichen Berufs konnte nun nicht mehr die Rede sein, aber der junge Fürst eignete sich nach seinen glücklichen Anlagen nicht allein die wissenschaftlichen Kenntnisse der Zeit in seltenem Maße an, sondern wurde auch innerlich von dem heiligen Ernst seines Erziehers ergriffen. Nicht jene schwärmerische Hingabe des Herzens an das Ueberirdische, die Otto III. kennzeichnete, war ihm eigen: aber in die festen Ordnungen der Kirche, ihre anerkannten Lehren und Satzungen hatte er sich tief eingelebt, und sie beherrschten in jedem Augenblick seine Gedanken, wie sehr ihn auch seine Stellung in die Sorgen des weltlichen Lebens versenken mochte. Seinem ordnenden Geiste mußten die klar ausgeprägten Formen der Kirche eine besondere Befriedigung gewähren; sie wurden ihm Muster und Vorbild auch für das staatliche Leben. Unter den strenggesinnten Männern der Kirche suchte er die Personen, denen er vornehmlich sein Vertrauen schenkte; zu ihnen zählte neben Abt Godhard vor Allen jener Tagino, den er zum Erzbischof von Magdeburg erhob und der ebenfalls in der nächsten Umgebung des



heiligen Wolfgang seine Bildung empfangen hatte. Schon als Herzog widmete Heinrich den frommen Stiftungen ein besonderes Augenmerk; er brachte die Klöster in Regensburg in besseren Stand und gestaltete das Kloster Stein in Schwaben, das ihm aus der Erbschaft der Herzogin Hedwig zugefallen war, dergestalt um, daß er als der neue Begründer desselben angesehen wurde. Was er dann als König für Merseburg und Bamberg that, ist uns bekannt.

Selten hat es ein gekröntes Haupt gegeben, das die Vorschriften der Kirche mit gleicher Sorgsamkeit beobachtete, das sich beflissener zeigte sie auch in ihren Dienern zu ehren, als Heinrich. Niemand war jemals gewissenhafter in dem Halten der angeordneten Fasten, in dem Begehen der heiligen Feste, in der Erfüllung jeder religiösen Pflicht. Wie manche Straße ist Heinrich gezogen, um an dem Grabe eines gefeierten Heiligen zu beten. Das Grab des heiligen Servatius führte ihn nach Mastricht, die Reliquien des heiligen Ambrosius nach Mailand, die des Mönchsvaters Benedict nach Monte Cassino. Keine große Unternehmung hat er begonnen, ohne vorher den heiligen Moritz zu Magdeburg um einen glücklichen Erfolg anzuflehen. Unter den Bischöfen und Aebten suchte er seine Rathgeber, mit ihnen verkehrte er gleichwie mit seinen nächsten Freunden. Ihr Wort war bei ihm die beste Verwendung, und ruhig nahm er von ihnen selbst den Tadel hin, der nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf seinen Lebenswandel blieb. Ein bezeichnendes Beispiel wird uns berichtet. Die rauhe Zeit liebte rohe Spiele. So pflegten landstreichende Gaukler, die sich bei den Hoffesten einstellten, zur großen Belustigung der Masse einen der Ihren mit Honig zu bestreichen und dann unter gierige Bären zu stellen, die ihn von allen Seiten beleckten; die Todesgefahr des Unglücklichen war die Lust der gaffenden Menge. Auch der König hatte Gefallen an diesem barbarischen Spiele: dennoch ließ er, als ein frommer Mönch — es war Poppo, der spätere Abt von Stablo, — ihm zeigte, wie wenig sich ein solches Vergnügen für einen Christen gezieme, diese Spiele abstellen. In erstaunlicher Weise gab der König den Ansprüchen nach, welche die befreundeten Bischöfe an ihn stellten. Nicht nur daß er großentheils ihre Städte jeder Einwirkung weltlicher Beamten entzog und sie so in denselben zu selbstständigen Herren machte, er übertrug ihren Kirchen auch vielfach, was die Ottonen doch nur in selteneren Fällen gethan hatten, eine oder mehrere Grafschaften zu Eigenthum oder zu Lehen. Noch freigebiger war er mit der Ver-

leihung des Zoll-, Markt- und Münzrechts, und manches deutsche Bisthum hatte ihn als den Gründer seiner fürstlichen Gewalt und Selbstständigkeit zu preisen. Wie viele Kirchen hat er überdies nicht auf das Reichste beschenkt, mit Meßgewändern, mit Gold- und Silbergeräthen, mit heiligen Büchern ausgestattet! Seine Freigebigkeit schien hierin keine Grenzen zu kennen; er setzte gleichsam zur Erbin seines ganzen Privatvermögens, wie er selbst einst sagte, die Kirche ein.

Indem Heinrich so die weltliche Macht der Kirche unermeßlich hob, suchte er zugleich die inneren Gebrechen derselben zu heilen und ihre vernachlässigten Gesetze von Neuem zur Geltung zu bringen. Niemand kannte die Ordnungen der Kirche besser als er, und selbst dem Geringfügigen legte er hier Gewicht bei. Als er zu Rom einst eine unerhebliche Abweichung von dem sonst üblichen Meßritus wahrnahm, beruhigte er sich nicht eher, als bis ihm der Papst sie abzustellen versprach. Dem Bischof Gerhard von Cambray, der sich von dem Erzbischof von Reims weihen lassen wollte, gab er selbst die Ordinationsformel mit, damit er nach alter Sitte der deutschen Kirche, nicht nach den schlechten Neuerungen der Franzosen die Weihe erhielte. Die Kirchengesetze der alten Zeit hielt er in den höchsten Ehren: nicht durch den Mund sterblicher Menschen, sagt er in einer Urkunde, sondern durch den Geist Gottes selbst seien sie erlassen. Niemals waren vordem häufiger Synoden in Deutschland gehalten worden; meist wohnte er selbst ihnen bei und drang dann mit allem Ernst auf die Herstellung der mißachteten Satzungen. Auf einer rheinischen Synode im Jahre 1004 verlangte er persönlich die Aufhebung der Ehen, welche die Kirche wegen zu naher Blutsverwandtschaft untersagte. Auf einer sächsischen Synode zu Dortmund im Jahre 1005 klagte er laut über die vielfachen Gebrechen des kirchlichen Lebens und suchte mit den Bischöfen Mittel und Wege zu ihrer Heilung zu finden. Unter seiner Regierung wurden die alten Sendgerichte, das wirksamste Mittel der Geistlichkeit die Laien in strengster Disciplin zu erhalten, nachdem sie seit der Karolingischen Zeit fast überall in Verfall gerathen waren, neu belebt; wieder durchzogen regelmäßig in gewissen Terminen die Bischöfe ihre Diöcesen, untersuchten das Leben der Laien, rügten und straften die Vergehen gegen die kirchlichen Ordnungen.

Gewiß nicht ohne Einwirkung des Königs ist jene berühmte Sammlung der alten Kirchengesetze entstanden, die zwischen den Jahren 1012



und 1023 der Bischof Burchard von Worms unter dem Beistande des Abts Brunicho und des Bischofs Walter von Speier in zwanzig Büchern zu Stande brachte. In der Stille eines Fichtenwaldes bei Worms hatte sich Burchard eine Kapelle und eine Zelle erbauen lassen: hierhin zog er sich gern aus dem weltlichen Leben zurück, und hier arbeitete er auch jenes mühevolle, umfängliche Werk aus, das zwar zunächst nur für seinen Sprengel bestimmt war, sich aber bald über ganz Deutschland hin Geltung verschaffte, ja auf die kirchliche Entwicklung des ganzen Abendlandes die erheblichste Wirkung übte. Es war das erste größere kirchenrechtliche Werk seit jener Zeit, wo die Geistlichkeit auf den Trümmern der Karolingischen Macht ihre Herrschaft für die Ewigkeit zu begründen hoffte. Unmittelbar an die verwandten Arbeiten jener Epoche knüpft Burchard an; das gesammte Material, das sie ihm überlieferten, nimmt er ungeprüft auf, nur daß er oder seine Gehülfen die Bestimmungen jener Zeit, in die Fußstapfen des Fälschers der pseudoisidorschen Decretalien tretend, absichtlich in frühere Jahrhunderte verlegen. Auch diese Decretalien selbst benutzt er in weitem Umfange, wenig darum bekümmert, daß sie mit dem, was in seiner Zeit als Kirchenrecht galt, vielfach in Widerspruch standen. Es ist kein System, keine Consequenz in dieser Sammlung, der Widersprüche sind mannigfache und erhebliche: aber sie hatte dadurch Bedeutung, daß sie der Welt wieder einmal vergegenwärtigte, wie weit man von dem entfernt war, was die Geistlichkeit in einer früheren Zeit als das Ideal kirchlichen Lebens aufgestellt und damals zum Theil schon erreicht hatte.

Dieses Spiegelbild einer vergangenen Epoche mußte wirken, und wirkte um so mehr, je eifriger der König selbst jenes Ideal kirchlicher Zustände in das Leben zu führen bedacht schien. War es doch fast, als sähe Heinrich sich selbst als ein Glied des Klerus an. Auf der erwähnten Synode zu Dortmund wurde eine merkwürdige Verbrüderung zwischen ihm und den anwesenden Bischöfen geschlossen, wonach sie sich gegenseitig bei dem Ableben Eines aus ihrer Mitte zu mannigfachen guten Werken verpflichteten. Unter die Domherren von Paderborn kaufte sich Heinrich mit seiner Gemahlin durch eine Schenkung ein und verlangte ausdrücklich, daß sie regelmäßig ihre Kleidung und ihren Unterhalt vom dortigen Bischof gleich den anderen Kanonikern erhielten. In seinen späteren Jahren soll der König wiederholentlich den Willen geäußert haben, sich in die Mauern eines Klosters zurückzuziehen.

Niemals hätte er wohl einen solchen Entschluß ausgeführt, weder von der Krone, noch von seiner Gemahlin hätte er sich zu trennen vermocht, doch mag ihn bisweilen die Sehnsucht beschlichen haben, nach den Stürmen einer stets bedrängten Herrschaft seine Tage in den friedlichen Räumen eines Gotteshauses zu beschließen, und wohl mag er dieser Sehnsucht in bewegten Stunden Worte geliehen haben.

So stand der König zur Kirche und zur Geistlichkeit. Es war in der That ein tiefinnerlicher Zug, der ihn zu ihren Ordnungen führte. Aber wie sehr würde man irren, wenn man glaubte, daß er, indem er den Bund mit dem Klerus auf das Festeste anzog, sich diesem gleichgestellt oder gar untergeordnet hätte. Kein Herrscher hat vielmehr seit Karl dem Großen mehr die Kirche unter seinen Willen gebeugt, sie mit festerer Hand nach seinen Absichten gelenkt, als dieser fromme Heinrich. Indem sie den Bund mit ihm einging, mußte sie durchaus zugleich seinen staatlichen Zwecken dienen. Die großen Schenkungen seines Vorgängers an die Kirche hat er zum Theil nicht anerkannt. Die unbeschränkteste Herrschaft über die Kirche und ihr Gut nahm er in Anspruch.

In welcher Weise Heinrich seine Macht gegen die Kirche gebrauchte, zeigt sich vornehmlich in der Besetzung der Bisthümer. Das die Ernennung der Bischöfe Sache des Königs sei, war damals ein selbst von Rom anerkannter Grundsatz, aber die Ottonen hatten nicht wenigen Kirchen die Wahlfreiheit ertheilt und im Uebrigen den Krummstab doch gewöhnlich mit Rücksicht auf die Wünsche der Stiftsherren verliehen. Heinrich achtete weder jene Privilegien, noch galten ihm die Wünsche des Stifts; selbst die Erbietungen der Stiftsvasallen, sich durch große Geldsummen den Mann ihrer Wahl zu erkaufen, blieben in diesem Falle auf ihn, so hoch er sonst den Werth des Geldes schätzte, ohne Wirkung. Ein erledigtes Bisthum übergab er lediglich dem Mann, der seinen kirchlichen Absichten und dem Interesse des Reichs am meisten zu entsprechen schien. In seiner Kapelle hatte er Gelegenheit die Dienstwilligkeit und Geschicklichkeit junger vornehmer Kleriker zu beobachten: mit diesen seinen Kapellanen besetzte er nach und nach fast alle Bischofsstühle des Reichs. Sie waren oft der Kirche, häufig auch dem Lande völlig fremd, in das sie gesandt wurden; um desto ergebener waren sie

dem Könige, um desto geschickter schienen sie ihm die allgemeinen Interessen des Reichs gegenüber den provinziellen Gewalten zu wahren. Denn ihre Stellung sah der König doch vornehmlich als eine politische an. Wenn Herzogthum und Grafschaft immer mehr ihre ursprüngliche Stellung zur Krone verloren und in territoriale Interessen versanken, so sollten die Bischöfe den Zusammenhang des Reichs und die Einheit der Nation erhalten. Sie waren gleichsam ständige Gesandte, die der König nach allen Seiten über das Reich verbreitete, um das Wohl desselben zu überwachen und die widerstrebenden Gewalten zu zügeln. Es konnte da nicht wohl anders kommen, als daß die Bischöfe überall mit den weltlichen Großen in erbitterte Händel geriethen. Für Krone und Reich haben sie viel Schlimmes zu dulden gehabt, wie Thietmar aus eigener Erfahrung unter vielen Klagen berichtet. „Die Bisthümer," sagt er, „werden von den Grafen gewaltsam bedrückt, wie auch wir, ihre Vorsteher. Wollen wir ihnen gegen den König und sein Recht in allen Dingen willfährig sein, so gönnen sie uns wohl einige Ehre und zeitlichen Vortheil. Weigern wir uns aber dessen, so schätzen sie uns gering und berauben uns, gleich als ob es keinen König und Herrn mehr gäbe." Ueberall entbrannte der Kampf zwischen den Bischöfen als den Beamten der Krone und diesen territorialen Gewalten. Es war ein Kampf, den der König wollte, und in dem er mit den Bischöfen endlich doch den Sieg gewann.

Leicht begreift sich, welche Stellung da die königliche Kapelle einnahm. Obschon sie auf das wissenschaftliche Leben der Zeit jetzt weniger anregend wirkte als in den Tagen der Ottonen, da Heinrich die Wissenschaft nur zu schätzen schien, soweit sie sich unmittelbar für Staat und Kirche nutzbar erwies, war dennoch ihr politischer Einfluß in stätem Wachsthum begriffen. Die jungen Kleriker, meist aus den ersten Geschlechtern, die sich hier in der unmittelbaren Nähe des Königs bildeten, wurden tief in seine Absichten eingeweiht, mit Ergebenheit gegen seine Person erfüllt, in denselben Grundsätzen erzogen, in denselben Geschäftsformen geübt; in Fleisch und Blut ging ihnen die Politik des Reichs und des Königs über. So zogen sie in die Weite des Reichs hinaus, um die Bisthümer in Besitz zu nehmen und den Reichthum und die Macht derselben vor Allem nach dem Willen des Königs zu verwenden. Häufig hat die Geistlichkeit, um ihr Wahlrecht zu schützen, zwar bei Erledigung des bischöflichen Stuhls

eine selbstständige Wahl getroffen, aber kaum jemals hat Heinrich sie anerkannt; gewöhnlich nahm er den Gewählten dann in seine Kapelle auf und beförderte ihn später zu einem anderen Bisthum. Man sieht, es mußte ihm dort erst gleichsam der Stempel aufgedrückt werden, der die Bischöfe des Reichs kennzeichnete.

Voll von Klagen sind die Quellen der Zeit über die tiefen Eingriffe, welche sich der König in die Privilegien der bischöflichen Kirchen erlaubte, aber noch bei weitem schwerere Anklagen werden über die Härte erhoben, mit der er die Klöster des Reichs reformirte zugleich und beraubte. Massenhaft entzog er das Klostervermögen seiner bisherigen Verwendung und machte es seinen staatlichen Zwecken dienstbar; auf die gewaltsamste Weise griff er in die inneren Verhältnisse der Klostergeistlichkeit ein, indem er als Reformator auftrat. Besonders waren es die großen und überreichen Abteien des Reichs, auf die er sein Augenmerk richtete, aber auch kleinere Stiftungen hat seine Hand erreicht.

Die fromme Neigung des zehnten Jahrhunderts hatte ganz besonders die Klöster begünstigt. Unermeßliche Reichthümer waren ihnen von ihren Stiftern hinterlassen oder nachher zugeflossen; einen sehr bedeutenden Besitz von Land und Leuten hatten sie an sich gerissen, der überdies oft durch besondere Privilegien von den Reichslasten befreit war. Zwar stellten manche große Abteien ihre Vasallen und Ministerialen zum Reichsheer und brachten alljährlich ein Geldgeschenk dem Könige dar, aber andere derselben, wie das glückliche Korvei, waren völlig von solchen Diensten befreit, und im Ganzen standen die Leistungen der Klöster in keinem Verhältniß zu ihren gewaltigen Einkünften. Diese wurden vor Allem für den Unterhalt der zahlreichen Mönche und Nonnen verwendet, welche hinter den Klostermauern ein gemächliches Leben führten, das sich von dem weltlichen fast nur durch seine größere Sorglosigkeit unterschied. Das Regiment in diesen Klöstern war mehr als milde, und nicht zu verwundern war, wenn sich stillere Naturen, die an dem Waffenlärm der Zeit kein Gefallen fanden, beglückt fühlten, wenn sich ihnen die Klosterpforte öffnete und sie ihre Tage fortan in seliger Beschaulichkeit, abgeschieden von dieser wirren Welt, verleben konnten; verließen doch oft selbst die vornehmsten Personen, von den Reizen dieses stillen und dabei doch nichts weniger als armen Lebens angezogen, gern das weltliche Treiben. Unleugbar war es, die Klöster



hatten in einer wildbarbarischen Zeit die letzten verglimmenden Funken der Kunst und Wissenschaft gewahrt, sie hatten zur Neubelebung des kirchlichen Lebens das Ihrige beigetragen, und mit dem Aufschwung des deutschen Volkes war in ihnen mancher große Entschluß gereift; gerade sie hatten vor Allem die Mission im Norden und Osten aufs Neue angegriffen und mit glücklichem Erfolge betrieben. Aber die Tage des Glücks waren an ihnen nicht ohne üble Folgen vorübergegangen: Uebermuth, Ueppigkeit, Zanksucht und Unthätigkeit herrschten oft in ihren Mauern, und die alten Ordnungen waren meist mit der Regel des heiligen Benedict der Vergessenheit übergeben. Eine Reformation des deutschen Klosterlebens konnte nöthig erscheinen, aber die Art, wie sie Heinrich durchführte, ist darum nicht minder auffällig.

Die Maßregeln Heinrichs begannen bald nach dem Anfang seiner Regierung. Die alte und berühmte Abtei Hersfeld wurde zuerst durch dieselben betroffen. Schon im Jahr 1004 wurden ihre Güter ihr zum Theil genommen, die Privilegien ihr entzogen, manche Mönche vertrieben. Als im folgenden Jahre der Abt starb, wurde Godhard, den wir als Abt zu Altaich und Vertrauten des Königs bereits haben kennen lernen, auch die Leitung des Klosters Hersfeld übertragen, um dort die strenge Mönchsregel herzustellen. Er eröffnete den Brüdern sofort, daß sie sich entweder in die Pflichten ihres Gelübdes zu fügen oder die Klostermauern zu verlassen hätten. Fünfzig gingen von dannen, nur zwei oder drei blieben; doch kehrten aus Noth später die Meisten der Ausgeschiedenen zurück und fügten sich nun in den Willen des fremdem Abts. Ordnung und Sparsamkeit führte Godhard in den Haushalt der Abtei ein, regelte das Leben der Mönche und nahm es in scharfe Zucht; trotz der Verluste des Klosters wußte er die Verhältnisse so glücklich zu regeln, daß man eine neue Blüthezeit desselben von ihm datirte. Den Absichten des Königs hatte er auf das Beste entsprochen, und bald darauf übertrug ihm dieser auch die Abtei Tegernsee. Dann traf ein vernichtender Streich das Johanniskloster zu Magdeburg, die Stiftung Ottos I.; der Abt wurde abgesetzt und die Abtei in eine Propstei verwandelt. Im folgenden Jahre hatte Reichenau ein ähnliches Schicksal wie Hersfeld; auch dort verließen fast alle Mönche das Kloster. Die Stiftung des Bisthums Bamberg im Jahre 1007 kostete fünf Abteien an einem Tage ihre Selbstständigkeit. Selbst Fulda sah sich, obwohl es dem Könige im Anfange seiner Regierung wesentliche Dienste

geleistet hatte, hart von den Maßregeln des Königs betroffen. Der Abt wurde im Jahre 1013 abgesetzt und dem Abt Poppo von Lorsch die Abtei übertragen; die Güter derselben wurden zerstreut, die Mönche zogen von dannen, und die leeren Klostermauern wurden mit Lorscher Mönchen besetzt. Ein Jahr später traf ein nicht minder harter Schlag Korvei, die älteste und reichste Abtei in den sächsischen Landen. Heinrich kam selbst dorthin, um die Reform einzuleiten. Als er den Abt vorläufig seiner Amtsthätigkeit enthob, brach ein offener Aufstand unter den Mönchen aus, in Folge dessen der König sieben von ihnen in den Kerker werfen ließ. Diese Strenge wirkte für den Augenblick, doch nicht nachhaltig. Schon im folgenden Jahre mußte der König abermals nach Korvei gehen. Als er den Abt jetzt absetzte, verließen alle Mönche bis auf neun das Kloster und kehrten in das weltliche Leben zurück. Einem Lorscher Mönch Thietmar wurde die Abtei übertragen und ihm befohlen, mit aller Strenge die Regel herzustellen. Nur langsam kam er damit zum Ziel, und die Korveier Mönche vergaßen dem Könige nie seine Härte. Auch Memleben, die berühmte Stiftung Ottos II., wurde arg heimgesucht, der Abt entfernt, die Mönche zerstreut und die Güter zu der schon reformirten Abtei Hersfeld geschlagen. Nicht minder verlor Gernrode, der Augapfel Markgraf Geros, seine Freiheit und Selbstständigkeit und wurde mit einem anderen Nonnenkloster dem Stift Quedlinburg untergeordnet.

Indem der König so mit schneidender Schärfe in das verweichlichte und zuchtlose Klosterleben einschnitt, schien er nur dem großen Anstoß zu folgen, welchen Cluny für die französischen Klöster gegeben und dem die deutschen Mönche bis dahin hartnäckig widerstrebt hatten. Auch ist gewiß, daß Heinrich dem Abt Odilo, dem berühmten Reformator der französischen und burgundischen Klöster, nicht fern stand. Schon am Hofe Ottos III. war er ihm begegnet, und so oft er in der Folge die Alpen überschritt, eilte Odilo alsbald in seine Nähe. Aber doch waren diese Reformen Heinrichs keineswegs im Geist und Sinn der Cluniacenser. So weit sie wirklich geistlicher Natur waren, sind sie vielmehr als ein Rückschlag der kirchlichen Bewegung in Baiern anzusehen, die hier erst zu ihrer vollen Kraft gedieh, als bereits in den anderen deutschen Ländern das geistliche Leben wieder zu stagniren anfing. Indessen hatten, während der König auf seine Weise das Klosterleben im inneren Deutschland reformirte, allerdings auch die Bestrebungen der Clunia-



censer bereits Lothringen ergriffen und machten dort namhafte Fortschritte. Es war aber nicht der König selbst, der dazu Anstoß gab, sondern der Graf Friedrich von Verdun, der Sohn jenes Gottfried, der einst die Sache Ottos III. so wacker gegen die Angriffe König Lothars vertheidigt hatte.

Graf Friedrich hatte seine Jugend in kriegerischen Thaten verlebt und sich den Ruhm erworben, mannhaft seine Grafschaft verwaltet zu haben. Aber es ergriff ihn in späteren Jahren eine schwärmerische Unruhe inmitten des weltlichen Treibens; durch Pilgerfahrten nach Rom und nach Jerusalem suchte er sie umsonst zu stillen und faßte endlich den Entschluß in den geistlichen Stand zu treten. Er legte seine Waffen ab und begab sich nach Reims, um dort seine Absicht auszuführen. Hier fand er in einem jungen ausgezeichneten Kleriker, Namens Richard, einen Gesinnungsgenossen. Beide beschlossen sich nicht mehr zu trennen und reisten vereint nach Cluny, um mit dem Abt Odilo das Heil ihrer Seele zu berathen. So sehr sie es wünschten, wollte sie Odilo doch nicht in Cluny aufnehmen, sondern gebot ihnen ausdrücklich nach Lothringen zu gehen, um dort die strenge Regel wieder zur Geltung zu bringen. Aus kleinen Anfängen, meinte der kluge Abt, könne Großes erwachsen. So begleitete Richard seinen Freund nach Verdun, und Beide traten in das Kloster des heiligen Vitonus (St. Vannes) ein, das damals ein irländischer Abt leitete. Das freiere Regiment des Irländers wurde den beiden von den starren Satzungen Clunys erfüllten Mönchen bald anstößig: schon dachten sie daran, das Kloster wieder zu verlassen, als der Irländer starb und Richard zu seinem Nachfolger gewählt wurde (1004). Mit dem neuen Abt begann sogleich eine durchgreifende Veränderung in dem gesammten Leben des Klosters.

Schon nach kurzer Zeit zogen die strengen und doch glücklichen Reformen Richards in St. Vannes die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Das Kloster füllte sich, Schüler strömten ihm von allen Seiten zu, die Bischöfe von Verdun, Lüttich und Cambray unterstützten die erfolgreiche Wirksamkeit des französischen Abts, der, ebenso fromm als gewandt und weltklug, auch die Gunst der Mächtigen sich im hohen Grade zu erwerben wußte. König Robert von Frankreich, Markgraf Balduin von Flandern und später auch König Heinrich zogen den ausgezeichneten Mann — man hatte ihm den Beinamen „Gotteshuld“ gegeben — häufig zu Rathe und wetteiferten ihm die Klöster ihrer Reiche zu über-

weisen. Einundzwanzig Abteien erkannten zuletzt Richard als ihren Oberen an und bildeten gleichsam eine Congregation, die sich nach den Vorschriften der Cluniacenser regelte und in dem nächsten Zusammenhange mit Cluny stand. Richard brauchte Gehülfen zu seinem großen Werke, und keinen thätigeren Mitarbeiter konnte er gewinnen, als einen jungen Geistlichen, mit Namen Poppo, der aus dem französischen Flandern stammte und nach einer Wanderung nach dem gelobten Lande in einem Kloster bei Reims das Mönchsgelübde geleistet hatte. Auf einer Reise lernte Richard den eifrigen Klosterbruder kennen und nahm ihn mit sich nach Lothringen, wo Poppo dann im Sinne der Cluniacenser, mit Richard vereint, mit dem größten Erfolge wirkte und sich namentlich die Gunst König Heinrichs gewann, der im Jahre 1020 das Kloster Stablo und wenige Jahre später auch St. Maximin bei Trier, die reichsten Abteien Lothringens, ihm übertrug. Mit Festigkeit begann Poppo seine Reformen hier, und trotz der ärgerlichsten Auftritte, die er mit den übermüthigen Mönchen zu bestehen hatte, setzte er sie doch endlich durch. Das waren die ersten, so folgenreichen Anfänge durchgreifender cluniacensischer Reformen in Deutschland, die sich mit den aus einer anderen Quelle entspringenden Bestrebungen Heinrichs, wie wir sahen, mehrfach berührten.

Niemand kann zweifeln, daß in dem Verfahren Heinrichs gegen die Klöster Plan und Zusammenhang war. Er selbst giebt dies zu erkennen, wenn er in dem Eingange einer Urkunde sagt: „Nach Gottes Ordnung müssen die geringeren Glieder dem Haupte dienen, und so haben wir den Beschluß gefaßt, die kleineren Stifte den größeren zu unterwerfen.“ Daß aber lediglich das Interesse kirchlicher Ordnung, wie es hier scheint, den König bestimmt habe, ist durchaus in Abrede zu stellen. Unwidersprechliche Zeugnisse liegen vor, daß die Reformen zugleich eine kolossale Beraubung der Klöster zur Folge hatten und daß über die massenhaft eingezogenen Klostergüter der König zum großen Theil für die Zwecke des Reichs verfügte. Schon Thietmar, so geneigt sonst den König in das Licht eines frommen Regenten zu stellen, giebt dies zu und droht mit dem göttlichen Strafgericht für das begangene Unrecht. Das weltliche Gebäude, meint er, das auf solchem Kirchenraub begründet sei, könne nicht auf die Dauer bestehen. Vieles von dem eingezogenen Kirchengut ist allerdings der Kirche wiedergegeben, indem es der König für treue und aufopfernde Dienste den Bischöfen schenkte,



Manches ist auch wohl an die Klöster zurückgekommen, wenn sie sich reformirt und ihre Ergebenheit an den Tag gelegt hatten: aber sehr Vieles ist auch für immer in weltliche Hände gerathen. So mußte noch in den letzten Lebensjahren Heinrichs die Abtei St. Maximin auf einmal 6656 Hufen, nahe an 200,000 Morgen Landes, hergeben, mit denen der Kaiser den Pfalzgrafen Ehrenfried, dessen Bruder Heinrich und einen Grafen Otto unter der Bedingung belehnte, daß sie fortan die bisher von der Abtei geleisteten Kriegsdienste übernähmen.

Es ist eine der merkwürdigsten Urkunden, durch welche Heinrich in seinen letzten Lebenstagen der reformirten Abtei Fulda die Grafschaft Stoddenstat im Maingau übertrug. Wer, der das Verfahren des Königs gegen die Klöster kennt, wird ohne Staunen jene Warnungen lesen, unter denen er die Mönche mit ihrem Besitzthum für die Folge haushälterisch zu verfahren auffordert! „Es wird schnell die Zeit einbrechen," sagt Heinrich, „wo die Welt zurücknehmen wird, was sie Gott gewidmet hat, und zwar wird die Klöster, deren es jetzt in Ueberfluß giebt, zuerst die Beraubung treffen, so daß in Erfüllung gehen wird, was der Heiland sagt: dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten" *). Soll man sich mehr verwundern über den scharfen Blick dieses Fürsten in eine ferne Zukunft oder über die Ironie, die prophetisch der bösen Nachwelt zuschreibt, was das Werk des eigenen Lebens gewesen war?

Mit einer ähnlichen Ironie sagt er in derselben Urkunde: „Die Kirchen müssen Schätze besitzen, denn wem mehr gegeben ist, von dem kann auch mehr verlangt werden." Und wahrlich, er verlangte viel von den Kirchen und Klöstern. Unaufhörlich mußten die Bischöfe und Aebte ihm Hof- und Kriegsdienste leisten, meistentheils den Unterhalt seines Hofes bestreiten: theils waren sie zu bestimmten Geldbeiträgen verpflichtet, theils mußten sie ihm größere Summen unter dem Namen von Geschenken geben. Wie erregte es seinen Zorn, wenn sie in solchen Diensten sich säumig erwiesen! In stäte Kämpfe mit den weltlichen Großen des Reichs verwickelt, hatten sie zugleich vor Allem die Lasten der auswärtigen Kriege zu tragen. Sie waren recht eigentlich die Beamten des Königs, seine Minister, seine Feldherren und Gesandte. Ist es da zu verwundern, wenn sie die Pflichten ihres geistlichen Amts

*) Matth. 24, 12.

trotz aller Reformen des Königs, aus den Augen verloren, wenn bei aller Freigebigkeit desselben doch das Vermögen ihrer Kirchen die schwersten Einbußen erlitt? Wenige Geistliche waren dem Könige dienstwilliger und wurden reicher von ihm belohnt, als Erzbischof Tagino, und doch erklärte dessen Nachfolger, daß er die schwere Bürde seines Amts nur deshalb auf sich genommen habe, um das erschöpfte Erzbisthum Magdeburg vor dem völligen Untergange zu retten. Man sieht, wie es vollkommen der Wahrheit entspricht, wenn der König sagte, er habe die Bürde des Regiments sich dadurch erleichtert, daß er sie auf die Schultern der Bischöfe wälzte. Und in welchem anderen Lichte erscheint doch selbst jene vielgepriesene Freigebigkeit des Königs gegen die Kirche, wenn man weiß, daß er nahm, indem er gab, ja oft doppelt und dreifach nahm!

So beherrschte Heinrich die Kirche, indem er scheinbar ihr diente. Niemand als er, den die Mitwelt den Heiligen nannte und dem man im Lorscher Kloster den Beinamen des Mönchsvaters gab, hätte so gewaltsam in die Privilegien und das Vermögen der Kirche eingreifen dürfen. Unwillkürlich tritt uns hier die Gestalt Pippins wieder vor die Seele, jenes Pippin, der sich als der nächste Verbündete des Papstes, der Beschützer Winfrieds, der Hersteller kirchlicher Ordnung im fränkischen Reiche, den kolossalsten Raub an den Kirchen dieses Reichs erlaubte und wohl nur deshalb erlauben konnte.

Mit Nichten entging den deutschen Bischöfen, in welche abhängige Stellung sie von der weltlichen Gewalt geriethen. Die Erkenntniß des Widerstreits ihres geistlichen Amts mit den Diensten, welche der König von ihnen beanspruchte, der Schmerz über die Verwendung des Kirchenguts zu weltlichen Zwecken, der Unmuth über ein Haupt, das den Liutizen ihren blutigen Götzendienst vertragsmäßig verbürgte und die Mission ersterben ließ, wurde ihnen wahrlich nicht erspart: aber es war ihnen unmöglich, sich dem Dienst und dem Willen des Königs auf die Dauer zu entziehen. Das Königthum mit der kaiserlichen Gewalt durch die Ottonen verbunden, hatte einen überirdischen Glanz in ihren Augen gewonnen; sie sahen in dem König nicht allein den Gesalbten des Herrn, sondern schlechthin den Statthalter Gottes auf Erden, „den Vicarius Christi". Dauernder Widerstand gegen sein Gebot war in ihren Augen Auflehnung gegen Gottes Ordnung. Nicht Bischof Arnulf allein war ein beredter Vertreter des leidenden Gehorsams, noch viel



eindringlicher predigte die gleiche Lehre der ehrliche Thietmar. Ueberdies waren die Bischöfe in ihren Rechten und ihrem Vermögen überall von dem Neid und der Habgier der weltlichen Großen bedroht. Wo sollten, wo konnten sie Beistand erwarten, als bei dem König? Und lag nicht in ihnen selbst, nachdem ihr weltlicher Ehrgeiz längst erregt war, ein Trachten nach zeitlichen Ehren und Vortheilen, das den Absichten Heinrichs auf halbem Wege entgegenkam? Wenn die Freigebigkeit des Königs ihnen auch meist ein Kapital bot, von dem er Zins über Zins verlangte, wie hätten sie nicht doch ahnen sollen, daß einst Zeiten kommen würden, wo sie selbst einen sehr lohnenden Gewinn von diesem Kapital erzielen könnten?

Dessenungeachtet hatte Heinrich kein leichtes Spiel mit den deutschen Bischöfen, die neben dem Interesse des Reichs auch das ihrer eigenen Kirchen sehr wohl kannten. Vornehmlich fügten sich die älteren Bischöfe der Ottonischen Zeit schwer in das schärfere und anspruchsvollere Regiment dieses Königs. Nur allmählich gelang es ihm, sich den vielgewandten Bernward von Hildesheim zu gewinnen. Den staatsklugen Heribert von Köln, der sich in seinen späteren Lebensjahren des Rufs großer Heiligkeit erfreute, beobachtete der König, obwohl er ihm manche wichtige Dienste erwies, doch stets mit völlig begründetem Mißtrauen. Erst im Jahre 1021 wurde eine aufrichtige Aussöhnung des Erzbischofs mit dem König herbeigeführt, und der Biograph Heriberts malt mit lebhaften, wenn auch schwerlich ganz treuen Farben, wie der König in der Stille der Mitternacht zu dem einsam im Gebet wachenden Erzbischof kommt, sich ihm zu Füßen wirft und unter Thränen um Verzeihung seiner Schuld bittet. Wir wissen, welche Hartnäckigkeit Heriberts Bruder, der Bischof von Würzburg, den Wünschen des Königs lange entgegensetzte. Wir wissen ferner, wie es Heinrich unmöglich war, den Starrsinn seines Vetters, des Bischofs Megingaud von Eichstädt, zu brechen. In der ihm eigenthümlichen Weise gab dieser wunderliche Herr oft dem Könige zu erkennen, daß er sich als ein Mann neben ihm fühle. Als Heinrich einst vorüberging und die anderen Bischöfe sich ehrerbietig vor der geheiligten Person des Königs erhoben, blieb Megingaud sitzen; man tadelte ihn deshalb, er aber antwortete: „Ich bin sein älterer Vetter, und die Schriften der Heiden, wie die Bibel gebieten das Alter zu ehren.“ Ein ander Mal, als der König auf dem Wege nach Regensburg in Eichstädt einkehren

wollte und die gewohnte Verpflegung für seinen Hofstaat vom Bischof beanspruchte, fuhr dieser den königlichen Boten barsch an, der ihm auseinandersetzte, was der Hof an Wein gebrauche. „Schuft!“ sagte er, „dein Herr ist von Sinnen. Wie soll ich ihn verpflegen, da ich kaum für mich genug habe? Ich war seines Gleichen von Geburt, aber er hat mich zu einem armen Landpfarrer heruntergebracht und verlangt nun, ich soll ihm auch seinen Hof bewirthen. Woher soll ich so viele Fuder Wein schaffen? Ich habe nur ein einziges kleines Faß, das mir mein lieber Bruder, der verteufelte Bischof von Augsburg*), zum Meßdienst schickte. Beim heiligen Willibald! auch nicht ein Tropfen davon soll ihm in die Gurgel fließen.“ Der Bischof schickte dem Könige darauf einige Stücke Tuch, das man damals zu Eichstädt vorzugsweise anfertigte. „Tuch,“ ließ er ihm melden, „können die Eichstädter Bischöfe eher geben, als den königlichen Hof verpflegen.“

Aber selbst mit den Bischöfen, die Heinrich selbst eingesetzt, hatte er oft einen schweren Stand. Vielleicht stand Keiner ihm näher, als Meinwerk, ein reicher, dem königlichen Hause verwandter sächsischer Kleriker, einst zu Hildesheim sein Schulgenosse: ihm übergab er im Jahre 1009 das verarmte Bisthum Paderborn, welches dieser theils durch sein eigenes Vermögen, theils durch eine lange Reihe glänzender Schenkungen des Königs zu einem der reichsten Stifte Deutschlands erhob. Niemand galt mehr im Rathe des Königs als Meinwerk, Niemand diente ihm häufiger am Hofe und im Kriege, Niemand empfing größere Vergünstigungen: und doch bedachte dieser Bischof unablässig mehr das Wohl seiner Kirche als das des Reichs. So erfinderisch und gewaltsam der König im Berauben der Kirche war, noch erfinderischer und gewaltsamer war Meinwerk, um das Reich zu Gunsten seines Bisthums zu plündern. Um des heiligen Zweckes willen erlaubte er sich wiederholentlich offenen Diebstahl an seinem Könige und Freunde. Der Biograph Meinwerks ermüdet nicht die räuberischen Streiche seines Helden gegen die Majestät des Königs mit eigenthümlicher Wohlgefälligkeit zu berichten.

So wies einst, als Heinrich das Weihnachtsfest in Paderborn feierte und das gewohnte Opfer auf dem Altare niederlegte, der Bischof entrüstet diese Gabe zurück und verlangte statt derselben einen prächtigen

*) Brun, der Bruder des Königs, war gemeint.



Königshof in Westfalen, auf den er lange sein Augenmerk gerichtet hatte. Der König sträubte sich den habgierigen Bischof zu befriedigen, gab aber doch endlich nach und legte die Schenkungsurkunde auf dem Altare nieder. Da jubelte der Bischof laut über seinen Sieg. „Gott und alle Heiligen," rief er, „mögen dir lohnen!" Der König aber fuhr schwergereizt fort: „Und Gott und alle Heiligen mögen dich strafen, daß du zum Schaden des Reichs mir das Gut desselben zu entwenden nicht ruhest." Der Bischof achtete wenig den Zorn des Königs, hoch schwang er die Schenkungsurkunde und rief: „Heil dir, Heinrich, für diese That wird der Himmel dir offen stehen! Seht, ihr Gläubigen, solche Opfer sind dem Herrn angenehm!" Es war bei derselben Gelegenheit, daß Meinwerk einige trächtige Schafe schlachten und von dem Fell der ungeborenen Lämmer dem Könige einen Mantel künstlich bereiten ließ, der wie von Marderpelz schien. Die Hofleute entdeckten die Sache und sahen in dem Schafpelz eine Verhöhnung des Königs. Dieser selbst stellte den Bischof zur Rede; dieser aber behauptete und ließ durch Sachverständige erweisen, daß der Mantel von großem Werthe sei: „Um deinen sterblichen Leib zu schmücken," sagte er zum Könige, „habe ich mein armes Bisthum geplündert, habe ich die Domherren und die Armen des Stifts, die mit der Wolle dieser Schafe bekleidet, mit ihrer Milch und ihrem Fleische genährt werden sollten, um das Ihre betrogen. Gott aber wird dereinst dafür von dir Rechenschaft fordern, wenn du nicht Alles erstattest, was du meiner Kirche entzogen." Der König lachte und sagte: „Habe ich deiner Kirche etwas genommen, so will ich es vierfach erstatten." Er stellte sofort eine neue Schenkung dem Bischofe aus. Als zu einer anderen Zeit Meinwerk dem Könige einen äußerst kostbaren Mantel geradezu raubte, suchte sich dieser, wohl wissend, daß dem Bischofe den Raub wieder abzujagen schlechterdings unmöglich sei, dafür auf seine Weise zu rächen. Er wußte, daß Meinwerk in der lateinischen Sprache nicht sattelfest war. Deshalb benutzte er eine günstige Gelegenheit, um mit Hülfe eines Kapellans in dessen Meßbuch bei den Worten pro famulis et famulabus (für die Diener und Dienerinnen) das fa auszukratzen, und verlangte nun, der Bischof sollte am folgenden Tage eine Seelenmesse für seine Eltern lesen. Sorglos betete der Bischof pro mulis et mulabus (für die Maulesel und Mauleselinnen) und verbesserte erst nachher, aufmerksam geworden, den Irrthum. Er entging dadurch dem Spotte des Königs und des Hofes

nicht. „Für meinen Vater und meine Mutter," sagte Heinrich, „solltest du beten, und nicht für die Mäuler." Der Bischof drohte ihm mit dem göttlichen Zorn und ließ seine Wuth an dem Kapellan des Königs aus, den er geißeln hieß und so seinem Herrn zurücksandte.

Noch andere wunderbare Dinge von Meinwerks Verhältniß zum Könige erzählt der Biograph desselben: sie würden unglaublich scheinen, ließe uns nicht eine Urkunde Heinrichs selbst einen tiefen Blick in dieses Verhältniß werfen. Im Jahre 1017 schenkte der König den Hof Reder in Hessen an Meinwerk. In der darüber ausgestellten Urkunde sagt er im Eingange: es gäbe ein gedoppeltes Wesen im Menschen, ein männlich-beherrschendes und ein weiblich-leidendes; diesem Gedanken wachen Geistes nachsinnend, doch äußerlich gleichsam in Schlaf versunken, habe er diese Schenkung vollzogen. Was anders kann der Sinn dieser höchst eigenthümlichen Erklärung sein, als daß der König die Augen schließend Meinwerk geschenkt habe, was er ihm nicht habe versagen dürfen, daß er hier der leidende Theil sei, der sich einem mächtigeren Willen füge? Und das ist derselbe Meinwerk, dessen unermüdliche Dienstleistungen Heinrich so oft in den Urkunden rühmt, den er die Martha des Evangeliums nennt, den er über alle Anfechtungen seiner Widersacher erhebt und auf das Reichste belohnt, wie er selbst erklärt, damit es Andern ein Sporn zu gleicher Dienstwilligkeit und gleicher Treue sei.

Fürwahr der Weg, den der König zu wandeln hatte, war überaus dornenvoll. Das Wort der lateinischen Bibel beim Jesaias (1, 14): „Laboravi sustinens, d. h. ich mühe mich und trage," hat einst ein ergebener Mann auf ihn angewendet und damit die Wahrheit getroffen. Fast nirgends kam Heinrich eine aufrichtige Hingabe an die Interessen des Reichs und der Nation entgegen, selten selbst bei den Bischöfen. Tausendfältige Sonderbestrebungen, vom Glücke genährt und mit dem Aufschwung des Reichs erwachsen, hemmten überall die Entfaltung der königlichen Gewalt. Aber dennoch gelang es dem Könige zuletzt, sie alle der Krone dienstbar zu machen. Es gelang ihm durch Strenge, durch Klugheit, durch Beharrlichkeit und — Freigebigkeit. Die Zeit forderte einen freigebigen König. Aber um stets zu geben, bedurfte er eines stets gefüllten Schatzes. Ungern sah er es daher, wenn Jemand sich ihm mit leeren Händen nahte; nicht die Belehnung der weltlichen Vasallen allein, auch die Investitur der Bischöfe ließ er sich theuer bezahlen. Die Zeitgenossen tadelten seine unersättliche Habgier: aber



nicht für sich, sondern nur für die Zwecke des Reichs sammelte er seine Schätze.

Sein ganzes Dasein brachte Heinrich den Sorgen der Herrschaft zum Opfer. Ein kränklicher Mann, gönnte er sich keinen Augenblick Ruhe, wo es galt den Feinden des Reichs zu begegnen. Vom Norden zum Süden, vom Osten zum Westen stürmte er im Kriegswetter mit Blitzesschnelle einher, oft unter den größten Beschwerden des Körpers. Kinderlos übte er die Pflichten seines Amtes mit einer Gewissenhaftigkeit, wie sie nicht oft bei Herrschern zu finden, die ihr Reich einer blühenden Nachkommenschaft hinterlassen. Unverbrüchliche Freundschaft und uneigennützige Treue hat er selten gesucht und noch seltener gefunden; nur mit seiner Gemahlin war er ein Herz und eine Seele. Das Glück, das ihm Anfangs lachte, war ihm nicht immer getreu; aber das Unglück erprobte erst recht seinen Werth. Da hat ihm auch die Welt nicht mehr den Zoll der Bewunderung versagt. Leicht mochte der Unmuth über die endlosen Mühen eines durch frohe Stunden selten erheiterten Daseins ihn zuweilen beschleichen, aber dauernd hat er sich nicht seiner Seele bemeistert. Noch in seinen späteren Jahren wünschte er sich unter seinen leiblichen Gebrechen und den Sorgen der Herrschaft ein langes Leben.

Heinrich liebte die Freuden eines ritterlichen Mannes. Oft warf er sich in die Hitze des Kampfes, die Waidlust lockte ihn, ritterliche Spiele waren seine Zerstreuung; noch im Alter mußte man ihn warnen, daß er sein Leben nicht unbesonnen Gefahren aussetze. Nicht minder liebte er den Glanz. Gern ließ er sich auf dem Throne darstellen, wie ihm die blonde Germania dient, die schwarze Gallia die Friedenspalme reicht, die braune Roma und die rothe Sclavinia Tribut darbringen. Wiederholt begegnen uns solche Darstellungen in den Handschriften, welche er Bamberg schenkte; diese splendiden Handschriften selbst zeigen, wie hoch er seine Stellung anschlug. Seine Hofhaltung überbot an Pracht Alles, was jene Zeit kannte; nicht der Chalif zu Bagdad, meinte man, sei von gleicher Herrlichkeit umstrahlt.

Die römische Kirche hat Heinrich und Kunigunde unter ihre Heiligen erhoben*), und die Legende schildert den König als einen Mönch

*) Heinrich II. wurde durch eine Bulle Papst Eugens III. vom 14. März 1146 kanonisirt und seine Gebeine vom Bischof Eberhard am 13. Juli 1147 feierlich



im Purpur, einen Büßer in der Krone, der nur mit Mühe den lahmen Leib fortschleppt *); sie stellt ihm Kunigunde nicht als seine eheliche Gemahlin, sondern als eine keusche Nonne zur Seite, die in Gebet und Fleischestödtung mit ihm vereint den Weg zum Himmel sucht. Die Geschichte giebt ein anderes Bild von König Heinrich und seiner Gemahlin. Sie bezeugt, daß er einer der thätigsten und durchgreifendsten Herrscher war, die jemals auf dem deutschen Throne gesessen; sie läßt uns an ihm einen scharfen Verstand und ein organisirendes Talent erkennen, wie es in jenen Zeiten nicht häufig hervortritt. Es war ein schweres Mißgeschick für unser Vaterland, daß ein politischer Kopf, wie Heinrich, fast sein ganzes Leben in inneren und äußeren Kriegen hinbringen mußte. So ehrenwerth er seine Waffen führte, ein schönerer Ruhm wäre ihm ohne Zweifel in friedlicheren Tagen erblüht.

6.

Bedrängnisse innen und außen.

Das deutsche Königthum war seit geraumer Zeit der Magnet für die westlichen Stämme der Slawen gewesen; angezogen oder abgestoßen, waren sie alle von ihm bestimmt. Durch die Thaten des großen Kriegsfürsten, der nun sich unter den Polen erhob, schien diese Welt ein neues Centrum zu gewinnen und stand im Begriff sich von den Einflüssen deutschen Wesens zu lösen.

Nebel verhüllen die mächtige Gestalt Boleslaws des „Glorreichen" dem Blicke des Forschers. Unter den Zeitgenossen seines Volkes hat Boleslaw keinen Herold seiner Thaten gefunden; nur Deutsche berichten von ihm, und der Nationalhaß hat ihre Darstellungen gefärbt und ent-

erhoben. Schon Papst Cölestin III. beabsichtigte auch Kunigundens Namen in den Heiligenkalender der römischen Kirche aufzunehmen, und Innocenz III. vollführte durch eine Bulle vom 3. April 1200 den Willen seines Vorgängers.

*) Bekanntlich trägt Heinrich gewöhnlich den Beinamen des Lahmen. Die gleichzeitigen Quellen erwähnen nirgends dieses körperlichen Gebrechens, und die Kritik wird die spätere Tradition beanstanden müssen. Mehr hierüber in den „Quellen und Beweisen".

stellt. Allerdings haben später die Volkssage der Polen und die Legende des dankbaren Klerus das Bild des großen Fürsten zu vergegenwärtigen gesucht, aber sie vermochten es nur mit jenen allgemeinen Zügen auszustatten, welche Sage und Legende immerdar ihren Helden leihen.

Schon die älteste Chronik der Polen, fast ein Jahrhundert nach Boleslaws Tode geschrieben, mischt Geschichte, Legende und Sage, wo sie von ihm handelt, bunt durcheinander. Mit großen Zügen malt sie in ihm den ritterlichen Heros einer kriegerischen Nation. „Wo," sagt sie, „sollte man ein Ende finden, wollte man aller Burgen Boleslaws gedenken? Posen stellte ihm 1300 gepanzerte Ritter mit 4000 Schildknappen, Gnesen 1500 Ritter mit 5000 Knappen, Leslau 800 Ritter mit 2000 Knappen, Giecz 300 Ritter mit 2000 Knappen. Mehr Ritter hatte Polen damals als jetzt Knappen, mehr Knappen als jetzt Bewohner. Auch der ritterliche Gast war dem Fürsten immer willkommen; er ehrte ihn mit dem Namen eines Königsohns, fesselte ihn durch Freigebigkeit an seinen Dienst und ersetzte ihm reichlich jeden Verlust, den er in demselben erlitt. „Könnte ich vor dem Tode ihn schützen, wie vor der Armuth," pflegte er zu sagen, „mit Gold wollte ich den Rachen des Todes füllen." Und mit den polnischen und fremden Rittern zog er gegen die Böhmen und Mährer, die Sachsen und Ungarn, die Pommern und Preußen ins Feld, und kein Feind hielt ihm Stand. Vor Allem kämpfte er mit dem mächtigen Großfürsten der Russen, als dieser ihm die Schwester zur Ehe verweigerte. Da umlagerte er das große Kiew, und es mußte seine Thore ihm öffnen. Lachend zog er sein Schwert und hieb damit in die goldene Pforte. „So wahr mein Schwert diese Pforte durchbohrt," rief er aus, „soll in der nächsten Nacht des Königs Schwester meine Buhle sein!" Mit reicher Beute kehrten die Ritter von ihren siegreichen Zügen heim, und der glänzendste Hof umstrahlte den tapferen Fürsten. Vierzig große Tafeln waren täglich für die Herren gedeckt, viele kleinere für das Gesinde. Nicht in leinenen Kitteln und wollenen Röcken gingen die Hofleute, sondern in seidenen Gewanden und mit goldenen Treffen besetzten Pelzen. Die Edelfrauen blitzten von Edelsteinen und waren mit Kronen und Ketten, mit Armbändern und Halsgeschmeiden so überdeckt, daß sie der Stütze bedurften, um nicht zu sinken. Das Gold galt dem Silber gleich, und das Silber wurde wenig geachtet." So schildert der Chronist in sagen-

hafter Weise Herzog Boleslaw und seinen Hof. Und mit solchen Zügen mischen sich andere, welche augenscheinlich der kirchlichen Legende entlehnt sind. Auch davon weiß der Chronist zu melden, wie Boleslaw der andächtigste Christ, der gehorsamste Sohn der Kirche war, wie er die Bischöfe seine Herren nannte und sich in ihrer Gegenwart nie zu setzen wagte, wie er als der gerechteste und mildeste Richter, der Vater der Wittwen und Waisen, der treue Freund und Beschützer der Armuth dastand. Ein Küchlein, dem Bauer vom Feinde geraubt, soll er gesagt haben, bekümmere ihn mehr als eine verlorene Burg. Alles in Allem, es ist das Ideal eines christlich-ritterlichen Königs, das der Chronist in Boleslaw darstellt.

Wie anders ist das Bild, welches die deutschen Zeitgenossen und besonders Thietmar von diesem Fürsten entwerfen! Ihnen ist Boleslaw ein roher Tyrann, der sein Volk mit Scorpionen züchtigt; ein Volk freilich, das gleich einer Heerde von Rindern oder stöckischen Eseln nur mit Gewalt sich regieren läßt. „Wer die Fasten nicht hält," — so erzählt Thietmar — „dem läßt Boleslaw die Zähne ausschlagen; wer Unzucht treibt, wird öffentlich entmannt und verstümmelt. Und doch ist er selbst tief in Lüste versunken. Hält ihm die Geistlichkeit seine Vergehen vor, so eilt er wohl die ihm auferlegte Buße zu leisten, aber eiliger noch stürzt er sich in neue und schlimmere Sünden. Mit Undank lohnt er den Deutschen die Wohlthaten, die sie ihm und seinem Vater erwiesen; unablässig sinnt er auf ihr Verderben, selbst in den Zeiten des Friedens. Ein Mensch ohne Treue und Glauben, voll tausendfältiger Ränke, der verschmitzteste Verführer, verdankt er seine Siege mehr der Heimtücke als ehrlicher Tapferkeit. Er ist eine Geißel des Herrn, um die Sünden des deutschen Volkes zu strafen. Wohl dem, der dem Rachen des Löwen entrinnt!"

Es ist das Wort des Feindes, das wir bei Thietmar vernehmen, aber trotzdem ist ein Schein der Wahrheit darin. Boleslaw zwang mit furchtbarer Strenge die Anfänge höherer Gesittung und die Gebote der Kirche seinem barbarischen Volke auf, halb noch selbst ein Barbar; mit gewaffneter Faust trieb er die Polen in die christlichen Kirchen. Bei den Deutschen ist er in die Schule gegangen; ein gelehriger Schüler, der aber schlecht seinen Meistern dankte. Wie er sein Schlachtschwert, ein Ehrengeschenk Ottos III., gegen sie zückte, so hat er auch alle Künste des Friedens, die er von ihnen erlernt, nur zu ihrem Verderben



gebraucht. Nur allzu wahr ist, daß ihm kein Mittel gegen seine Feinde unerlaubt schien. Mit jener natürlichen Spürkraft, die am wenigsten dem Barbaren fehlt, erspähte er jede Schwäche seines Widersachers und brachte ihm aus dem Versteck den tödtlichen Streich bei; mehr durch Hinterlist als im offenen Kampfe war er den Deutschen so lange gefährlich. Aber das sah Thietmar nicht oder wollte es doch sich nicht gestehen, daß hohe Gedanken in diesem Barbaren lebten, daß er Thaten vollführte ewigen Andenkens werth, daß er ein großes Reich aus dem Nichts schuf, seine Nation mit ritterlicher Tapferkeit und heroischem Muthe erfüllte, daß ein edler Stolz und das Bewußtsein großer Erfolge seine Heldenbrust schwellten, daß er endlich der Vorkämpfer des abendländischen Christenthums in einer Zeit war, wo die Mission bei den Deutschen zu ersterben begann. Wer anders war es als Boleslaw, der dem heiligen Adalbert die Wege zu den heidnischen Preußen bereitete? Wer anders, der dann Adalberts Schüler Brun von Querfurt und seine Gefährten aufnahm und unterstützte? Es ist das ehrlichste Bekenntniß Bruns, wenn er sagt: „Ich liebe diesen Polen wie meine Seele und mehr als mein Leben."

Polen war mit seinen weiten Sümpfen und dichten Kieferwäldern damals ein armes, schwach bevölkertes Land. Mit Neid sah Boleslaw auf die Herrlichkeiten und den Reichthum des schon von seiner Höhe sinkenden Böhmens. Massenweise schleppte er auf seinen Kriegszügen Gefangene fort, um mit Leibeigenen die öden Striche seines Landes zu bevölkern. Die Kraft Polens beruhte lediglich auf dem kriegerischen Fürstenthum, das sich über der alten Gemeindefreiheit erhoben und die ganze Summe der Gewalt an sich gerissen hatte. Da gab es kein Lehnswesen, keine geistlichen und weltlichen Immunitäten, keinen Selbstherrschaft übenden Adel, keine auf ihre Privilegien trotzende Kirche. Alle Macht war in den Händen des Landesherrn. Er war der alleinige Kriegsfürst, der alleinige Richter, der alleinige Patron der Kirchen und Klöster; es galt kein Wille, kein Interesse, kein Gebot als das seine. Mit seinem kriegerischen Geist hatte Boleslaw die Szlachta, die Freien des Volkes, die Herren des Grundes und Bodens, erfüllt; sie bildeten fortan den eigentlichen Kriegerstand der Nation, obwohl der Fürst auch die Kmeten, die zinspflichtigen Bauern, zum Heere entbot. Die Szlachta diente gemeinhin zu Roß; ihre Bewaffnung war roh, meist führte sie nur Bogen und Pfeil. Aus dem Hinterhalt furchtbar, von dem ver-

folgenden Feinde kaum zu erreichen, stand diese Truppe doch nicht leicht einem waffengeübten Heere im offenen Felde; nie hat Boleslaw gewagt sich mit den deutschen Rittern in einer Feldschlacht zu messen. Sein Land hatte Boleslaw in eine eigenthümliche Kriegsverfassung gebracht. Die Burgen waren die Mittelpunkte der Bezirke, die Burggrafen (Castellane) die höchsten Beamten des Reichs; sie vertheidigten die Grenzen, führten die Krieger dem Herzoge zu, hielten aber auch zugleich in seinem Namen Gericht und sammelten ihm die Steuern. Die Hauptabgabe, die Stroza, bestand aus einem Maß Weizen und einem Maß Hafer, jährlich von jeder Hufe zu entrichten und in die Speicher des Herzogs abzuliefern; sie war zur Verpflegung der Wachmannschaften bestimmt und nur von denen zu leisten, die keinen Burgdienst versahen. Es waren im Wesentlichen die Markeinrichtungen Heinrichs I. hier auf den polnischen Boden verpflanzt.

In der Einheit und zusammengehaltenen Kraft seines Landes hatte Boleslaw die Mittel gefunden, um das Reich seines Vaters nicht allein vor den Angriffen der Russen und Böhmen zu schützen, sondern neue und größere Eroberungen hinzuzufügen. Schon beherrschte er Pommern und das westliche Preußen, Schlesien, Chrobatien und Mähren; sein Geist war erfüllt von der Idee eines großen christlich-slawischen Königreichs. Bereits glaubte er sich seinem Ziele nahe, als er vor wenigen Jahren das Lausitzer Land und Böhmen erobert hatte: da hatte er dem deutschen Könige die Vasallenpflicht verweigert und selbst um eine Krone in Rom geworben. Aber der Posener Friede hatte seine stolzen Hoffnungen vereitelt, ihm seine wichtigsten Erwerbungen entzogen und ihn wieder zum Dienstmann des deutschen Königs gemacht. Ein schwerer Schlag, doch hatte er den Muth des Mannes keineswegs gebrochen. Mit Unwillen trug er das ihm auferlegte Joch und harrte verlangend der Stunde, wo er es von Neuem abschütteln könnte.

Die Zeit kam früher, als er erwartet. Die Böhmen und Liutizen, von Anfang an von dem Posener Frieden wenig befriedigt und in steter Furcht vor der Rache der Polen schwebend, ruhten nicht eher, als bis sie die Deutschen abermals gegen ihn in Waffen sahen. Als der König im Jahre 1007 zu Regensburg Ostern feierte, erschienen dort Gesandte von dem Böhmenherzog, wie von den Liutizen, und betheuerten Kunde zu haben, daß der Pole wiederum mit den gefährlichsten Plänen umginge; auch ihre Völker suche er durch Geld und Versprechungen zu



gewinnen, und sie könnten für die Treue derselben nicht länger bürgen, wenn der König nicht sofort zu den Waffen greife. Heinrich, der damals Balduin von Flandern noch nicht unterworfen, war der Ausbruch eines neuen Kampfes im Osten nichts weniger als erwünscht, aber nachdem er mit den Großen des Reichs Rath gepflogen hatte, glaubte er doch dem drohenden Abfall so wichtiger Bundesgenossen vorbeugen zu müssen und entschloß sich zum Kriege. Er entsandte Markgraf Hermann von Meißen, den Eidam Boleslaws, um seinem Schwiegervater die Kriegserklärung zu überbringen. Vergebens versuchte sich Boleslaw vor dem Markgrafen wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen; Hermann hatte keinen anderen Auftrag als Krieg. Nothgedrungen nahm Boleslaw, noch nicht zu einem solchen Krieg hinreichend gerüstet, den Kampf an; „Christus sei mein Zeuge," rief er aus, „was ich jetzt thue, thue ich wider Willen." So begann der Krieg im Osten von Neuem, und kein geringes Glück war es für den Polen, daß der König nicht selbst ihm entgegenziehen konnte, da er bereits Alles zum Krieg gegen Balduin vorbereitet hatte.

Der König hatte die Leitung des polnischen Krieges dem Erzbischof Tagino übertragen, aber die tüchtigsten Kräfte des Reichs gegen Flandern gerichtet. Nur lässig griffen die sächsischen Herren einen Krieg an, den sie niemals gewünscht hatten. Bei der Abwesenheit des Königs fehlte überdies der rechte Sporn und Trieb in allen Dingen. So überschwemmte Boleslaw mit seinen Reiterschaaren unbehindert die Marken und drang bis zur Elbe bei Magdeburg vor, ehe sich noch das sächsische Heer gesammelt hatte. Er nahm die Burg Zerbst ein und führte die Bewohner des umliegenden Landes massenweise gebunden in die Gefangenschaft. Endlich trat ein kleines sächsisches Aufgebot zusammen und ging über die Elbe. Boleslaw zog sich zurück, wurde aber nur langsam von den Sachsen verfolgt. Als sie bis Jüterbogk vorgerückt waren, hielten sie bei ihren unzureichenden Kräften die weitere Verfolgung des Feindes nicht für rathsam, und auf schmachvolle Weise löste das Heer sich auf, während der Pole sich abermals in der Lausitz festsetzte und Bautzen einschloß. Vergebens schickten die Belagerten Boten über Boten an die sächsischen Großen, vergebens eilte Markgraf Hermann selbst zu ihnen und beschwor sie der wichtigen Feste Beistand zu leisten. Niemand regte die Hand, und Bautzen mußte dem Polen übergeben werden, welcher der tapferen Besatzung freien Abzug mit ihrer

Habe gewährte. Mit Bautzen kam das ganze Milzenerland abermals in die Gewalt des Polen, der so in der Ober- und Niederlausitz aufs Neue festen Fuß gefaßt hatte. Der König empfand schwer genug diese Niederlage und forderte die Sachsen auf in gebührender Weise die Schmach zu rächen, aber seine Worte verhallten wirkungslos bei der tiefen Abneigung, die sie gegen diesen Krieg empfanden.

Der König hatte indessen Balduin überwunden und hätte nun selbst den polnischen Krieg angreifen können, wenn nicht gerade in diesem Augenblick innere Zerwürfnisse ausgebrochen wären, die tief in die Verhältnisse seiner eigenen Familie eingriffen und zugleich die Ruhe des Reichs schwer gefährdeten.

Die Brüder der Königin strebten lange danach, die Regierung ihres Schwagers zu einer glanzvollen Erhebung ihres Geschlechts zu nutzen; ihre Absichten fanden aber den entschiedensten Widerstand in der Abneigung des Königs gegen eine Hauspolitik, wie gegen jedes der Krone gefährliche Wachsthum der Geschlechter. Schon mit Unwillen hatte er es gesehen, als Dietrich, der tüchtigste Bruder der Königin, sich ohne seinen Willen und unter großen Unregelmäßigkeiten im Jahre 1005 des bischöflichen Stuhls von Metz bemächtigt hatte; als aber nach dem Tode des Erzbischofs Liudolf von Trier (um Ostern 1008) auch Dietrichs Bruder Adalbero, der fast noch im Knabenalter stand, in Trier seine Wahl erwirkte, war der König fest entschlossen sein Einsetzungsrecht nachdrücklich geltend zu machen und dem Ehrgeiz seiner Schwäger einen kräftigen Damm entgegenzusetzen. Trotz aller Bitten der Königin und des Herzogs Heinrich von Baiern verweigerte er Adalbero die Investitur und übertrug das erledigte Erzbisthum dem Megingaud, einem Geistlichen des Mainzer Erzstifts.

Aber Adalbero wollte sich im Vertrauen auf den Einfluß seiner Familie nicht fügen. Er bemächtigte sich der stark befestigten Pfalz in der Stadt, zwang die Lehnsmänner des Stifts ihm zu huldigen und besetzte die Moselbrücke. Der König zog deshalb im Spätsommer 1008 mit einem Heere gegen seinen aufrührerischen Schwager und dessen Anhang. Die Umgegend wurde verwüstet und die Stadt, wie es scheint, ohne Gegenwehr eingenommen. Um so hartnäckiger wurde die Pfalz vertheidigt. Sechszehn Wochen umlagerte sie der König bis in den November. Sie hielt tapfer aus, obwohl der Hunger arg in ihr

wüthete. Herzog Heinrich von Baiern war im königlichen Heere, trug aber den Verrath im Herzen; er verheimlichte geflissentlich die Bedrängniß der Besatzung, die ihm nur zu gut bekannt war, und vermochte den König sogar derselben freien Abzug zu gestatten. So war der Sieg nur ein halber. Obwohl der König Megingaud zu weihen, Adalbero aber zu excommuniciren gebot, nahmen die Trierer, sobald das königliche Heer abgezogen war, abermals Adalbero auf, der sich auch während der folgenden Jahre in der Stadt behauptete, während des Königs Erzbischof seinen Sitz zu Coblenz aufschlagen mußte.

Trier, kurz vorher von den Normannen heimgesucht und kaum sich erholend, hatte die schwersten Verluste erlitten. Und hätte es sich nur um Trier gehandelt! Aber bald stellte sich der unternehmende Dietrich von Metz offen auf die Seite seines Bruders und der Empörung, und schon legte auch Herzog Heinrich, den der König in Lothringen zurückgelassen hatte, seine Untreue klar an den Tag. Das ganze Haus der Luxemburger war in den Waffen; der innere Krieg griff immer mehr um sich und erschien um so bedenklicher, je weiter sich die Familienverbindungen dieses Hauses durch Lothringen und den Elsaß erstreckten. Vornehmlich wurde Lothringen der Schauplatz eines langen verheerenden Krieges, und seufzend gedachte man dort der goldenen alten Zeiten.

Gegen Weihnachten begab sich der König nach Sachsen, wo er zu Pöhlde das heilige Fest beging. Er fand auch hier die Sachen in wenig tröstlichem Stande. Gegen den Polen war Unzulängliches oder Nichts geschehen; man hatte ihm keinen Fuß breit des eroberten Bodens entrissen. Die Lage des Königs schien so bedrängt, daß Boleslaw einen günstigen Frieden zu gewinnen hoffen durfte. In seiner Nähe befand sich ein deutscher Mann, welcher den Frieden nicht minder wünschte als er und der zugleich zum Vermittler wie geschaffen schien. Es war Brun von Querfurt, der damals in der ausgesprochenen Absicht Boleslaw mit dem König zu versöhnen einen Brief so merkwürdigen Inhalts an Letzteren erließ, daß wir mitten aus diesen Kriegswirren unseren Blick dem heiligen Manne zuwenden müssen.

Die letzten Schicksale Bruns von Querfurt.

Wir wissen, zu wie ungünstiger Stunde Brun im Anfange des Jahres 1004 am Hofe Heinrichs erschienen war, wie ihm der Krieg mit Polen und der Wille des Königs den Weg zu der Mission versperrten, der er als Nachfolger Adalberts und Bote Roms sein Leben geweiht hatte. Aber ob der Bundesgenosse der heidnischen Liutizen seinem christlichen Eifer hindernd entgegentrat, Brun war nicht der Mann sich in seinem Gewissen beherrschen zu lassen. War ihm der Weg nach Polen behindert, so suchte und fand er bald ein anderes Feld seiner Thätigkeit. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimath entschloß er sich zunächst nach Ungarn zu ziehen, wo der heilige Stephan eben damals für die christliche Kirche mit besonderem Eifer wirkte. Stephan war König Heinrichs Schwager und Bundesfreund: dieser Entschluß konnte nicht mißdeutet, nicht hintertrieben werden. Dennoch entließ der König ihn zürnend und verspottete auch später noch im Kreise der Fürsten den unbezwinglichen Missionseifer des jungen sächsischen Edling.

Bruns Wirksamkeit in Ungarn blieb, obwohl er sich über zwei Jahre dort aufhielt, ohne nennenswerthen Erfolg; er selbst gesteht es in dem erwähnten Brief, in welchem er Heinrich einen vollständigen Bericht über seine Reisen giebt. Stephan zeigte wohl aus politischen Gründen geringe Vorliebe für deutsche Missionare, während er böhmische und italienische Kleriker gern in sein Land zog. Brun suchte jedoch in Ungarn die Freunde Adalberts auf, namentlich trat er mit Radla in vertrauten Verkehr. Dessen Mittheilung über den heiligen Märtyrer veranlaßten ihn die römische Biographie Adalberts einer Umarbeitung zu unterwerfen; seine Sehnsucht nach gleichen Glaubensthaten und Leiden suchte er zugleich in diesem Werke zu stillen. Aber sie erwachte immer aufs Neue. Vergebens bemühte sich König Heinrich, als er seinen Bruder, den Bischof von Augsburg, an Stephan sandte, den ihm theuren und blutsverwandten Missionar nach Deutschland zurückzuziehen. Brun verlangte zu den fernen Heiden, nicht nach der Heimath. Er verließ Ungarn und nahm im Jahre 1007 seinen Weg



weiter nach Osten, von mehreren Gefährten, wahrscheinlich meist Deutschen, begleitet. Zunächst zogen sie nach Kiew. Nach langem Schwanken hatte sich Großfürst Wladimir der griechischen Kirche angeschlossen: für deutsche Missionare war daher auch hier kein Arbeitsfeld. Aber auch nicht auf die Predigt unter den Russen hatte es Brun abgesehen; er wollte vielmehr sich zu den Petschenegen wenden, den grausamsten und wildesten aller Heiden, welche damals an der Südgrenze der Russen die Gegenden am unteren Don bis zu den Donaumündungen bewohnten.

Der Großfürst, der Brun freundlich aufnahm und einen Monat lang bei sich behielt, stellte ihm alle Schwierigkeiten der Mission unter dem wilden Volke vor. Aber solche Vorstellungen waren umsonst: Brun beharrte auf seinem Vorhaben, und den Großfürst bewog endlich ein Traum dem Wunsche des eifrigen Mannes nachzugeben und ihn an die Grenze der Petschenegen zu geleiten. Wladimir selbst zog mit Heeresmacht zwei Tage lang mit den Missionaren bis an die Grenze, die durch eine große und dicke Hecke gegen das räuberische Volk gesichert war. Hier stieg er vom Pferde und geleitete die Heidenboten durch das Thor der Hecke. Brun ging mit den Seinen voran, der Großfürst mit seinen Begleitern folgte. Dann stellten sich die Geistlichen auf einer Anhöhe auf, die Russen ihnen gegenüber auf einer anderen, und Brun begann, das Kreuz in seinen Händen haltend, den Gesang: „Petrus, hast du mich lieb? Weide meine Schafe!“ Als der Gesang beendet war, schickte der Großfürst einen seiner Großen zu Brun und ließ ihm sagen: „Ich habe dich bis dahin geleitet, wo mein Land aufhört und das der Feinde beginnt: um Gottes Willen bitte ich dich jetzt, daß du zu meiner Schmach nicht dein junges Leben dem Verderben Preis giebst. Denn ich weiß, du wirst morgen vor der dritten Stunde ohne Gewinn und ohne Ursache den bittersten Tod schmecken müssen.“ Brun gab zur Antwort: „Gott möge dir so das Paradies eröffnen, wie du uns den Weg zu den Heiden eröffnet hast.“ So schieden sie.

Brun zog mit seinen Gefährten zwei Tage lang fort, ohne daß ihm etwas Uebles widerfuhr; erst am dritten Tage trat man ihnen entgegen. Dreimal geriethen sie an diesem Tage — es war ein Freitag — in die äußerste Lebensgefahr, wurden aber jedesmal auf wunderbare Weise durch die besondere Gnade des heiligen Petrus, wie sie glaubten, von ihren Feinden befreit. Am folgenden Sonntag kamen sie

zu einem stärker bevölkerten Ort; hier wurden sie festgehalten und mit dem Tode bedroht, das Urtheil aber aufgeschoben, weil erst eine allgemeine Volksversammlung berufen werden sollte. Diese trat an dem nächsten Sonntag zusammen, und sie wurden vor dieselbe geführt. Furchtbare Qualen standen sie hier vor dem zahllosen Volke, welches zusammenströmte, aus; unter gräßlichem Geschrei schwangen die Heiden tausend Streitärte und tausend Schwerter über den Häuptern der Missionare und drohten sie in Stücke zu hauen. Bis in die Nacht schwebten Brun und seine Begleiter in der größten Gefahr, bis endlich die Häuptlinge, die verständiger waren als das Volk, sie mit Gewalt der Masse entrissen. Die Häuptlinge überzeugte Brun glücklich, daß er nur zum Besten des Volkes gekommen sei, und gewann sich so ihren Schutz.

Fünf Monate verweilte Brun darauf unter den Petschenegen und bereiste drei Theile des Landes selbst; von dem vierten kamen zu ihm Boten der Großen, die sich mit ihm verständigen wollten*). Nachdem er so sein Glaubenswerk begründet hatte, gelang es ihm zu guter Stunde einen Frieden des Volkes mit dem russischen Großfürsten herbeizuführen, nach dem die Häuptlinge dringend verlangten und in dessen Bestand sie die einzige Gewähr für die Ausbreitung des neuen Glaubens sahen. Deshalb begab er sich noch einmal, als er das Land verließ selbst zu dem Großfürsten und bewog ihn seinen Sohn als Geisel für den Frieden zu den Petschenegen zu senden. Mit dem russischen Fürstensohne ging zugleich einer von Bruns Gefährten, den er zum Bischofe geweiht, zu den Petschenegen zurück, die nun sämmtlich, wie sie früher bereits Brun versprochen hatten, zum Christenthume übertraten. So wurde für die römische Kirche das wilde Volk der Petschenegen gewonnen. Das Gelingen des Werks gab Brun den größten Muth für seine weiteren Unternehmungen, denn er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die Apostel Roms niemals vergeblich gingen.

Von Kiew wandte sich Brun nach Polen und fand bei Boleslaw, ungeachtet derselbe bereits von Neuem durch König Heinrich angegriffen war, die beste Aufnahme. Dagegen muß am deutschen Hofe ihm dieser Schritt schwer verdacht sein, denn er glaubte in dem Schreiben an Hein-

*) Die Petschenegen theilten sich nach anderen Nachrichten in acht Stämme, vier östlich und vier westlich des Dnepr; Brun scheint nur zu den letzten gekommen.



rich ihn wiederholentlich seiner Treue versichern zu müssen und betheuert unter Anrufung des göttlichen Zeugnisses sein Bemühen, den Polen zur Lehnspflicht zurückzuführen und dem Könige eng zu verbinden. Von Polen aus sandte Brun alsbald einer seiner Gefährten, dem er zum Bischof geweiht hatte, mit einem Mönch, Namens Robert, und anderen Begleitern über das Meer zu den Schweden. Diese Mission hatte schnell den glücklichsten Erfolg. Der Fürst der Schweden — es kann nur Olaf der Schooßkönig gemeint sein — lieh, da seine Gemahlin überdieß längst Christin war, den Predigern willig sein Ohr und ließ sich taufen*), mit ihm nahmen tausend Schweden und sieben Gaue des Landes das Christenthum an. Der am Heidenthum haltende Theil des Volkes stellte den Missionaren nach dem Leben, doch hofften diese auf eine glückliche Rückkehr. Näheres über das Schicksal der Seinen wußte Brun selbst noch nicht, als er an Heinrich schrieb.

Brun war jetzt Willens, den Fußtapfen Adalberts zu folgen und sich zu den Preußen zu wenden. Boleslaw hatte ihm Anfangs zu diesem Zuge seinen Beistand versprochen, war aber dann durch den König verhindert worden seine Zusage zu erfüllen. Dennoch stand der Entschluß des Missionars fest. Wenn er diese Reise glücklich vollenden sollte, hatte er sich vorgesetzt, zu den Liutizen zu gehen, deren Bekehrung auch der heilige Adalbert bereits in das Auge gefaßt hatte. „Was Ihr mir“ — so schreibt er an Heinrich — „an Rath und Beistand leihen könnt, um die Preußen und Liutizen zu bekehren, verweigert mir nicht, sondern handelt, wie es einem frommen König geziemet, auf den die Hoffnung der Welt ruht. Denn wir müssen uns jetzt mit allem Eifer rüsten, um unter dem Beistande des heiligen Geistes die harten Herzen dieser Heiden zu bekehren, und unverdrossen allen Fleiß auf dieses Werk verwenden, welches der heilige Petrus fordert.“

Aber was hatte Brun vom Könige zu erwarten, so lange dieser

*) Es ist bisher dunkel geblieben, wann Olaf getauft wurde. Nach der gewöhnlichen Annahme war es der Angelsachse Siegfried, der ihn taufte, aber Siegfrieds Wirksamkeit muß nach Adam von Bremen in eine spätere Zeit fallen. Gewiß ist dagegen, daß schon im Jahre 1013 ein christliches Bisthum in Schweden bestand, denn Thietmar berichtet (VI. 54), daß der Weihe Erzbischofs Unwan bereits Bischof Thurgot von Scara beiwohnte.

im Bund mit den Liutizen, im Kriege mit Boleslaw stand? Seine Hoffnungen konnten erst dann in Erfüllung gehen, wenn sich jener Bund trennte, wenn der Friede zwischen den Deutschen und Polen hergestellt wurde. Es war ihm nicht unbekannt, daß Boleslaw nur nothgedrungen den Krieg fortsetzte, und so trat er für ihn in diesem Brief als Vermittler auf. Der Zweck desselben ist klar und deutlich ausgesprochen, obwohl Brun nach seinem Standpunkt mehr das Interesse der Mission, als die politischen Verhältnisse in das Auge faßt. „Unter zwei großen Uebeln," sagt er, „leidet vor Allem jetzt die Mission; unter dem Bund des Königs mit den Heiden und seinen Feindseligkeiten gegen Boleslaw." Die Schuld der letzteren sieht er nicht sowohl in dem Polen, als in dem König. Mit den unverhülltesten Worten wirft er diesem übergroße Härte vor. „Versuche einmal," heißt es unter Anderem, „nicht allein mit Gewalt, sondern auch durch Güte zu herrschen. Dann wirst Du überall Frieden haben, während Du jetzt an drei Orten Krieg führen mußt. Lege die Härte ab, wenn Du Dich Boleslaw versöhnen willst; höre auf, ihn zu verfolgen, wenn er gern Dir dienen soll." Er versichert auf das Nachdrücklichste, daß der Polenherzog zu jeder billigen Verständigung bereit sei und daß der König nicht zu besorgen habe, daß sich ein religiöser Mann, wie Boleslaw, jemals gegen ihn mit den Liutizen verbinden würde; er betheuert sogar, daß ihm Boleslaw zu jeder Zeit zur Bekämpfung der Heiden die Hand reichen würde, und stellt ihm vor Augen, daß in seiner Versöhnung mit dem Polen der Untergang des Heidenthums, der Triumph der christlichen Kirche beschlossen liege.

Wir kennen die unmittelbare Wirkung dieses Schreibens nicht, doch steht soviel fest, daß ein Friede damals nicht geschlossen wurde. Dennoch trat Brun seine Reise nach Preußen an. Ohne Unterstützung des Königs, ohne Hülfe des Herzogs verfolgte er mit achtzehn Begleitern die Straße, welche Adalbert gewiesen hatte. Wir hören von Thietmar erzählen, der einst in Magdeburg Bruns Schulgefährte gewesen war, der Erfolg der Predigt unter den Preußen sei gering gewesen, dennoch sei Brun bis an die östlichsten Grenzen des Landes, bis an das Gebiet der Russen vorgedrungen, hier auf den Grenzmarken habe man ihn mit seinen Begleitern gefangen gesetzt und sie sämmtlich am 14. Februar 1009 enthauptet, die Leichen seien unbestattet geblieben, bis sie Boleslaw mit schwerem Geld von den Preußen eingelöst habe. Was Thietmar

meldet, war wohl Alles, was Boleslaw über das Ende der Missionare ermittelt hatte. Sie hatten alle den Tod erlitten; es gab keine anderen Zeugen als ihre Mörder. Die Legende wußte freilich nach ihrer Weise später Bestimmteres auch über dieses Martyrium zu berichten.

Bruns Tod war für die Bekehrung der Preußen vergeblich. Auch seine Erfolge unter den Petschenegen sind nicht nachhaltig gewesen. Der Friede, den er mit den Russen gestiftet hatte, bestand schon im Sommer 1013 nicht mehr, wo die Petschenegen dem Polen nach Kiew folgten, und das Heidenthum hat sich noch lange unter ihnen erhalten. Aber wie vorübergehend Bruns Wirksamkeit war, seine Persönlichkeit ist deshalb nicht minder anziehend. Fürst von Geburt, Mönch durch Wahl, dem deutschen Könige verwandt und der willigste Dienstmann des römischen Papstes, halb sich als Sachse, halb sich als Römer fühlend, von den großen Ideen der Ottonischen Zeit erfüllt und doch schon vorarbeitend den hierarchischen Plänen Roms, wie sie unter Gregor VII. klar an das Licht traten, vermittelt er in sich gleichsam alle Gegensätze seines Jahrhunderts. Die deutsche Mission, wie sie in der Ottonischen Zeit so denkwürdige Erfolge gewonnen hatte, war im Ersterben, aber noch einmal tritt sie hier in ihrer großartigen, allumfassenden Tendenz hervor. Vom schwarzen Meere bis zur baltischen See und über dieselbe hinaus erstreckt sich Bruns Thätigkeit. Vor keiner Gefahr erbebt dieser sächsische Mönch, keine Warnung hört er; er folgt nur der inneren Stimme, die ihn hinruft, wo es die Sache des Glaubens gilt. Hatten die Missionare sich vordem auf die Macht der deutschen Kaiser gestützt, so hat ihn sein König verlassen; bei den Fürsten der Magyaren, der Russen, der Polen muß er um Unterstützung betteln und auch da wird sie ihm, dem Fremdling, versagt oder doch nur dürftig und zögernd gewährt. So unterliegt er, und mit ihm hört die deutsche Mission im Osten auf ein Jahrhundert hin auf. Der Name des böhmischen Märtyrers hallte weithin durch die Welt; des deutschen Mannes, der unter den Preußen für den Glauben geblutet, wurde selbst in den deutschen Ländern kaum gedacht. König Heinrichs Fahnen folgten nach wie vor die heidnischen Liutizen; neben dem Banner des heiligen Moritz sah man das von Menschenblut triefende Bild des Zuarasi.

Während Brun an den östlichen Grenzen Preußens blutete, wurde der Krieg gegen den Polen in den sächsischen Marken fortgeführt, aber matt und ohne nennenswerthe Erfolge. Der König konnte selbst nicht an demselben Antheil nehmen, da der innere Krieg vollauf ihn beschäftigte. Schon in der Fastenzeit des Jahres 1009 begab er sich wieder an den Rhein und eilte dann nach Schwaben, um das obere Deutschland vor einem Einfall seines aufständigen Schwagers, des Herzogs Heinrich, zu schützen. Denn bereits ging dieser mit dem Plan um, nach Baiern zurückzukehren, um auch hier den Aufstand zu entzünden. Als der König Schwaben gesichert und zu Augsburg Ostern gefeiert hatte, zog er im Mai nach Regensburg, wohin er einen großen Landtag beschied.

Obgleich die baierischen Grafen und Herren dem Herzog Heinrich einen Schwur hatten leisten müssen, daß sie innerhalb dreier Jahre sich keinen anderen Herzog erwählen wollten, — ein Gelöbniß, das ihnen der König streng verwies, — brachte er es doch durch Drohungen und Versprechungen dahin, daß sie dem Herzog absagten. Der Bruder der Königin wurde seines Herzogthums entkleidet, und der König selbst übernahm von Neuem die Verwaltung des Landes. Von Baiern begab sich der König nach Sachsen, aber nicht um den Kampf mit den Polen aufzunehmen, sondern um vielmehr dort ein Heer zu sammeln, das er nach Lothringen führen könnte. Selbst die Liutizen mußten ihm hierhin folgen. Im Sommer zog er mit großer Heeresmacht aus und richtete den Hauptangriff diesmal gegen Metz, das Bischof Dietrich vertheidigte. Auf das Entsetzlichste litt die Umgegend der Stadt: die Häuser daselbst wurden niedergebrannt, ein Kloster von den heidnischen Liutizen geplündert, die Aecker zerstört und die Weinberge verwüstet. So hoch stieg die Noth, daß 800 von den Dienstleuten des Stifts ohne Vorwissen ihrer Herren in die Ferne zogen und dort bettelnd den Unterhalt suchten. Dennoch ergab sich die Stadt nicht, und der König mußte endlich die Belagerung aufheben. Auch in anderen Gegenden Lothringens wurde in diesem Sommer und Herbste gekämpft, wie bei Saarbrück, welches der König einnahm. Auf beiden Seiten konnte man sich zuletzt des Sieges nicht rühmen, und ein Waffenstillstand auf längere Zeit beschloß die Kämpfe des Jahres, nach denen der König nach Sachsen ging, um abermals das Weihnachtsfest in Pöhlde zu feiern.

Während der lothringischen Händel hatten sich auch hier alle Bande



der Ordnung gelöst. Die gräuelvollsten Fehden waren ausgebrochen, vor Allem in den östlichen Marken. Markgraf Werner von der Nordmark stand in alter Fehde mit einem Grafen Dedi, gegen den er jetzt aufs Neue die Waffen ergriff, ihn auf der Landstraße überfiel und erschlug. Markgraf Gunzelin von Meißen bekriegte sich mit seinen Neffen, dem Markgrafen Hermann und dessen Bruder Eckard. Der Krieg mit Boleslaw schien fast vergessen. Stand dieser doch mit den meisten sächsischen Herren aus früherer Zeit her in Verbindung, mit mehreren sogar in naher Verwandtschaft: wie hätten sie da bei ihren Händeln unter einander sich in einen Kampf stürzen sollen, dessen Aufnahme sie am wenigsten gewünscht hatten? Es ist keine Frage, daß Viele von ihnen mit dem Feinde des Reichs niemals ihre alten Verbindungen gelöst hatten, Mehrere waren dem Könige sogar verrätherischer Umtriebe mit jenem dringend verdächtig.

Darin lag die Stärke des Polen, daß er seines Volkes und Landes Herr war, während Heinrich in seinem eigenen Reiche unablässig mit widerstrebenden Gewalten zu kämpfen hatte, die theils mit dem äußeren Feinde im Einverständniß handelten, theils doch dessen Erfolge nicht ungern sahen und erleichterten. Ungeachtet der weit überlegenen Streitkräfte Heinrichs wäre es der ungleichste Kampf gewesen, hätte er nicht andere Verbündete gefunden, die das unmittelbarste Interesse zu Gegnern des Polen machte. Es war außer den Böhmen und Liutizen, die den Ausbruch des Kampfes herbeigeführt hatten, vornehmlich der König Stephan von Ungarn, der wohl mehr noch aus Furcht vor der wachsenden Uebermacht des siegreichen Nachbarn, als aus verwandtschaftlicher Zuneigung zu seinem Schwager die Waffen gegen den Polen ergriff. Sehr wahrscheinlich stand jene Gesandtschaft des Bischofs Brun von Augsburg an seinen Schwager Stephan, deren gedacht wurde, mit dem polnischen Krieg in Verbindung. Die Beschaffenheit unserer Quellen verhindert uns, die Betheiligung Stephans an diesen Kämpfen im Einzelnen zu verfolgen, aber sie allein macht erklärlich, daß Boleslaw zu einer Zeit, wo ihm an den deutschen Grenzen kaum irgendwo ein nennenswerther Widerstand entgegentrat, nicht größere Fortschritte machte. Er begnügte sich Bautzen und die lausitzischen Marken besetzt zu halten, ohne die Elbe zu überschreiten. Wahrscheinlich wandte er seine Waffen während dieser Zeit hauptsächlich gegen die Ungarn, denen er die Slowakei — wir wissen nicht genau wann — entriß und

so die Grenzen seines Reichs von den Karpathen südlich gegen die Donau vorrückte.

König Heinrich hatte die ihm von den Luxemburgern gegönnte Waffenruhe zu einem neuen ernsten Kampf gegen die Polen zu benutzen beschlossen. Doch mußten zuvor Ordnung und Friede in den sächsischen Marken hergestellt werden. Im Anfang des Jahres 1010 wurde über den Markgrafen Werner Gericht gehalten, seine Mark ihm abgesprochen und Bernhard, dem Sohne des früheren Markherzog Dietrich, ertheilt. Bald darauf traf ein noch schwereres Geschick den Markgrafen Gunzelin; wegen Landfriedensbruchs und auf die unerwiesene Anschuldigung des Landesverraths wurde er in Ketten geworfen und Meißen in der Folge dem Markgrafen Hermann übertragen, der so die ganze Mark seines Vaters wieder vereinte. Als die Verhältnisse der Marken von Neuem geordnet und ein Anschlag Boleslaws, sich der Burg Meißen zu bemächtigen, vereitelt war, begab sich der König nach Baiern, doch erließ er zuvor den Aufruf zu einem Kriegszuge gegen die Polen, zu dem sich das sächsische Heer im August sammeln sollte und an dem er selbst Theil zu nehmen verhieß.

Zu der bestimmten Frist sammelte sich das sächsische Heer bei Belgern an der Elbe; auch die Böhmen unter Herzog Jaromir stellten sich. Der König übernahm selbst die Leitung des Heeres. Ehe man ausrückte, verhandelte man noch einmal mit dem Feinde. Herzog Bernhard und der Propst Walthard von Magdeburg wurden an Boleslaw als Unterhändler abgeschickt, aber unverrichteter Sache kehrten sie heim, da sie den Feind unverzagt fanden. So ging denn das Heer des Königs über die Elbe und drang in die Lausitz ein. Kaum aber hatte man die Grenze derselben überschritten und war bis an einen Ort Namens Jarina gekommen, als der König und Erzbischof Tagino schwer erkrankten. Man hielt Rath, was zu thun sei, und beschloß, der König sollte mit dem Erzbischof unter der erforderlichen Bedeckung über die Elbe zurückgehen, der übrige Theil des Heeres aber gegen die Oder vordringen. Boleslaw hatte bereits das Land bis zur Oder geräumt und hielt Glogau besetzt. Ungefährdet kamen daher die Sachsen bis vor diese Feste, an der sie in guter Ordnung vorüberzogen, dann aber durch das Land der Milzener den Rückweg antraten. Die Polen verlangten im Vertrauen auf ihre überlegene Zahl nach einem Angriff; Boleslaw hemmte jedoch ihren kriegerischen Ungestüm. „Das Heer, das

ihr sehet," sagte er, „ist klein an Zahl, aber reich an tapferen und auserlesenen Kriegern. Greife ich es an, so bleibe ich, siegend oder besiegt, für die Zukunft geschwächt, der König wird aber bald ein neues Heer um sich sammeln." So wurde der Heimzug des deutschen Heeres vom Feinde nicht beunruhigt. Nur heftige Regengüsse hielten es auf, doch kam man ohne erhebliche Verluste bis an die Elbe. Die Böhmen zogen nach Hause; die Sachsen setzten über den Strom (September 1010) und eilten dann nach Merseburg, wo sie der König, bereits von seiner Krankheit genesen, freundlich empfing. Waren auch nicht große Siege gewonnen, so hatte man doch Boleslaw noch einmal aus den Elbgegenden, die er bereits als sein Eigenthum ansah, zurückgewiesen.

Den König beschäftigte der Gedanke, die zerstörten Burgen in der Lausitz ungesäumt herzustellen, doch riefen ihn wichtige Geschäfte bald nach anderen Seiten. Nachdem er das nächste Weihnachts- und Osterfest in Franken verlebt und dann in Regensburg längere Zeit Hof gehalten hatte, begab er sich im Anfange des Monats Juli 1011 nach Mainz, wohin er einen Reichstag berufen hatte, auf dem er die Streitigkeiten mit seinen Schwägern endlich ganz auszutragen hoffte. Soweit kam es freilich auf dem Reichstage nicht, doch wurde abermals ein längerer Waffenstillstand geschlossen, den die Luxemburger freilich schlecht genug hielten. Als der Herzog Dietrich von Oberlothringen, der Bischof Haimo von Verdun und andere Bischöfe von Mainz fortritten, wurden sie plötzlich bei Odernheim von den Luxemburger Brüdern Heinrich und Dietrich mit ihrem Anhange, in dem sich auch Pfalzgraf Ehrenfried und dessen Bruder Heinrich befanden, aus einem Hinterhalt überfallen und unter ihrem Gefolge ein gewaltiges Blutbad angerichtet. Nur mit genauer Noth entkamen die Bischöfe, während Herzog Dietrich schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth und das Leben lediglich seiner Verwandtschaft und früheren Freundschaft mit den Luxemburgern dankte. Er wurde nach Tomburg, einer Burg des Pfalzgrafen, gebracht und erst nach längerer Zeit gegen Geiseln in Freiheit gesetzt. Dieser Streich der Schwäger des Königs, fast unter seinen Augen ausgeführt, bewegte alle Gemüther; noch lange nachher erzählte man sich davon, und im Sprichwort wünschten sich Freunde, sie möchten nie nach Odernheim kommen. Als der König sofort zu Tribur (18. Juli) das unerhörte Ereigniß erfuhr, unterdrückte er mit seiner ganzen Seelenstärke den Un-

muth über diesen Frevel. Nicht gegen seine Schwäger, die er doch noch gütlich zu versöhnen hoffte, wollte er von Neuem die Waffen ergreifen; seine Gedanken waren vielmehr einzig und allein auf die Beendigung des polnischen Krieges gerichtet.

Im Winter kehrte der König nach Sachsen zurück und beschäftigte sich sofort mit den Vorkehrungen zu einem neuen Feldzuge gegen Boleslaw. Noch im Januar 1012 ließ er Lebusa, eine Stadt im Lausitzerlande*), die Heinrich I. einst hatte zerstören lassen, von sächsischen Kriegsmannen herstellen. Der Umfang der Stadt, eines Mittelpunkts wendischen Verkehrs früherer Zeiten, war sehr bedeutend: nur nothdürftig wurden deshalb die weiten Befestigungen erneuert und etwa tausend Mann als Besatzung in ihr gelassen. Hier hoffte der König einen wichtigen Stützpunkt für weitere Unternehmungen gefunden zu haben, von denen er sich alles Gute versprach. Anders dachten die Sachsen, die überdies nicht wenig entmuthigt wurden, als sich bald darauf Herzog Jaromir, bisher des Königs treuester Verbündeter, von seinem Bruder Udalrich entthront, nothgedrungen zu dem Polenherzog flüchtete. Dennoch betrieb der König unverzagt den Krieg, zugleich eifrig bemüht sich noch vor Eröffnung desselben seine inneren Feinde zu gewinnen. Deshalb wandte er sich noch einmal nach Lothringen, wo er das Osterfest zu Lüttich feierte. Wenigstens soweit brachte er es hier, daß Wege der Verständigung eröffnet wurden; ein großes Fest der Versöhnung hoffte er bei der damals nahe bevorstehenden Einweihung des Bamberger Doms begehen zu können. Auch seine Schwäger berief er zur Feier des für ihn so glücklichen Tages (6. Mai); sie stellten sich ein, aber seine friedlichen Absichten scheiterten, vornehmlich, wie es scheint, an der Starrheit des Bischofs Dietrich, der sich mit Beschwerden gegen den König sogar an den Stuhl Petri gewandt hatte. Der König begab sich, nachdem er wohl Manchen seiner Gegner gewonnen, aber doch die Triebfedern des Aufruhrs nicht völlig gebrochen hatte, im Juni nach Sachsen zurück. Er sah, es bedurfte eines neuen Kampfes in Lothringen, um seine Schwäger zu unterwerfen, eines Kampfes, an dem er sich selbst betheiligen müsse. Um so geneigter zeigte er sich deshalb auf Friedensunterhandlungen einzugehen, zu denen Boleslaw abermals die

*) Jetzt ein Dorf zwischen Dahme und Schlieffen; man sieht noch heute dort Reste der alten Wälle.



Hand bot. An einem Orte, der Sciciani genannt wird, hatte Walthard, so eben nach Taginos Tode zum Erzbischof von Magdeburg ernannt, eine Zusammenkunft mit dem Polen; die Verhandlungen scheiterten indessen auch diesmal, wir wissen nicht aus welchem Grunde.

Im Sommer 1012 mußte so der König gegen seine Schwäger und gegen den Polen zu derselben Zeit aufs Neue die Waffen ergreifen. Er selbst begab sich nach Lothringen; als Statthalterin in Sachsen ließ er seine Gemahlin zurück und übertrug die Führung des Heeres dem Erzbischof Walthard. Der Krieg in Lothringen drehte sich abermals, wie im Jahre 1009, um die Belagerung von Metz. Eng wurde die Stadt vom König umschlossen gehalten, und die Noth in derselben stieg endlich zu solcher Höhe, daß sie sich dem Könige ergab. Die Freude über diesen Erfolg stimmten indessen die Nachrichten, die der König vor Metz aus Sachsen empfing, bedeutend herab. Gegen Ende des Monats Juli hatte sich das sächsische Heer bei Belgern an der Elbe gesammelt, aber unter Vorzeichen der übelsten Art. Erzbischof Walthard erkrankte unerwartet und starb bald darauf (12. August), der Gesinnung des neuen Böhmenherzogs glaubte man nicht trauen zu können, zugleich löste sich der Bund mit den Liutizen, und Manche der Sachsen selbst, wie der abgesetzte Markgraf Werner und Eckard, der Bruder des Markgrafen Hermann, standen offenkundig mit dem Polen im Bunde. Da sank selbst den Besten der Muth, und das Heer löste sich auf, ehe es noch die Elbe überschritten hatte. Indessen fiel Boleslaw aufs Neue in die Lausitz ein und belagerte Lebusa. Da die Elbe plötzlich weit austrat, schien es den Sachsen unmöglich die Burg zu entsetzen. Am 20. August wurde Lebusa erstürmt, geplündert, in Brand gesteckt und die ganze Besatzung entweder niedergehauen oder in die Knechtschaft geführt. Das Lausitzer- und Milzenerland fiel wieder vollständig in die Hände der Polen; die Sachsen begnügten sich Meißen und das Elbufer zu sichern.

Im September kehrte der König nach Sachsen zurück und ordnete sogleich mit fester Hand die durch und durch zerrütteten Verhälnisse des Landes. Mit den Liutizen stellte er auf einem Landtage zu Arneburg das gute Vernehmen her. Der schwächliche Herzog Jaromir, der sich von dem Polen jetzt zu dem Könige flüchtete, fand am Hofe nicht die erwartete Aufnahme. Es wurde ihm zur Last gelegt, daß er eine baierische Kriegsschaar, die ihm zur Bedeckung übergeben war, ohne Wissen des Königs hatte niedermetzeln lassen, weil sie sich angeblich mit

dem Polen verständigt hatte: aus diesem Grunde wurde er seines Herzogthums entkleidet und nach Utrecht in Haft gebracht. Sein Bruder Udalrich, von dem sich der König ein besseres Regiment versprach, wurde nach Merseburg beschieden und hier mit der Herrschaft belehnt, die er sich eigenmächtig angemaßt hatte. Man verwunderte sich über diese auffällige Entscheidung des Königs; man staunte und murrte über seine Strenge, als er wenig später jene sächsischen Herren, die sich mit Boleslaw verbündet hatten, in die Acht that. Aber er traf mit allen diesen Maßregeln das, was der Augenblick forderte: die Ordnung kehrte zurück, und zugleich konnten neue ausgedehnte Rüstungen gegen Boleslaw betrieben werden.

Indessen hatte der König eine große Synode auf den 11. November nach Coblenz berufen, um nun auch mit geistlichen Waffen seine inneren Feinde zu bekämpfen. Er trat hier selbst in die Mitte der Bischöfe, und diese beschlossen, was er von ihnen verlangte. Dem Bischof Dietrich wurde bis zu seiner Unterwerfung das Messelesen untersagt und alle Rebellen mit dem Banne bedroht, wenn sie dem Könige noch ferner den Gehorsam versagten. Der Verlust von Metz und dieser Beschluß der Synode brachten in der That Dietrich und seine Genossen endlich zur Besinnung. Sie baten vor dem König erscheinen und seine Gnade nachsuchen zu dürfen. Er beschied sie nach Mainz vor seinen Richterstuhl, wo sich auch Einige von ihnen stellten, Verzeihung erbaten und erhielten; selbst Bischof Dietrich machte seinen Frieden nun mit dem König. Einzelne der Rebellen beugten sich freilich auch jetzt nicht, aber sie verkrochen sich scheu in den Winkel und erregten für den Augenblick kaum noch ernste Besorgnisse.

Der Sieg des Königs über die Aufständigen wirkte sofort auch auf den Polen zurück. Eine Friedensgesandtschaft desselben stellte sich unerwartet im Anfange des Jahres 1013 vor Heinrich ein, der das Weihnachtsfest nach seiner Sitte zu Pöhlde begangen und sich gleich darauf nach Allstädt begeben hatte. Boleslaw wollte jetzt aufrichtig eine Verständigung, nicht minder der König, der eben damals den Gedanken zum Römerzuge mit Lebendigkeit ergriffen hatte. So führten die Unterhandlungen diesmal schnell zum Ziele. Schon im Februar des Jahres 1013 erschien Mesco, der Sohn des Polenherzogs, zu Magdeburg am Hoflager des Königs, um ihm den Lehnseid zu leisten. Nach einer langwierigen Krankheit, die Heinrich damals überstand, begab er sich

nach Verona (24. April): hier hielt er einen Reichstag ab und traf die ersten Vorkehrungen für seinen Römerzug, den er längst beabsichtigt hatte, den er aber immer aufs Neue hatte verschieben müssen. Nach dem Schluß des Reichstags kehrte er nach den östlichen Gegenden zurück und feierte das Pfingstfest zu Merseburg. Hier trat nun Herzog Boleslaw selbst vor das Angesicht des Königs. Im festlichen Aufzuge trug der tapfere Pole, der so oft ringsum seine Feinde zu Paaren getrieben hatte, dem deutschen König abermals das Schwert beim festlichen Kirchgange vor und bekannte sich dadurch vor aller Welt als dessen Vasall. Große Geschenke brachte er dem Könige dar; größere empfing er als Gegengabe und erhielt überdies jene Länder, nach deren Besitz er lange getrachtet hatte, das Lausitzerland und das Land der Milzener, als Lehen. Sie gingen so zwar nicht dem Reiche, wohl aber den Deutschen verloren; ein sechsjähriger Krieg hatte ihnen entwunden, was der Posener Friede ihnen beließ. Es war nicht der erwünschte Ausgang des Kampfes, wie auch dem Könige nicht entging: aber unmöglich war es bei der Lage der Dinge, bei der Unlust der Sachsen an diesem Kriege, bei allen jenen Bedrängnissen innen und außen, aus denen nur der unverzagte, nie rathlose Sinn des Königs das Reich mit großer Mühe gerissen hatte, für den Augenblick mehr zu erreichen.

Als die beiden alten Gegner, die rüstigsten Kriegsfürsten ihrer Zeit, in Merseburg schieden, wandten sich ihre Wege weit auseinander. Boleslaw zog wider den russischen Großfürsten gen Kiew; Heinrich wandte seine Schritte über die Alpen, um von dem Nachfolger des heiligen Petrus in Rom die Kaiserkrone zu empfangen.

7.

Heinrichs II. Römerzug und Kaiserkrönung.

Im Jahre 1008 erschien einst, wie erzählt wird, dem König ein merkwürdiges Traumgesicht. Es war ihm, als sei er im Kloster des heiligen Emmeram zu Regensburg und bete am Grabe seines alten Lehrers, des Bischofs Wolfgang; dieser selbst aber trete zu ihm und verweise ihn auf eine Schrift an der nahen Wand. Hier standen die

räthselhaften Worte geschrieben: „Nach sechs!“ Nach sechs Tagen, glaubte der König, würde er sterben, und widmete sich ganz frommen Werken. Aber die sechs Tage gingen vorüber, ohne daß ihn ein Unfall betraf; ebenso sechs Monate und sechs Jahre. Als dann zum siebenten Mal der Jahrestag jenes Traumes wiederkehrte, wurde Heinrich in Rom zum Kaiser gekrönt. So unvermuthet, wie ihm, war diese Erfüllung des Traums seinen Zeitgenossen, die dem kränkelnden Mann nur ein kurzes Leben geweissagt hatten. Mit höhnischer Freude hatten seine Feinde oft verkündet, unmöglich könne er lange regieren, niemals werde er die Kaiserkrone gewinnen: nun regierte er schon im zwölften Jahre und stieg rüstig zu den Stufen des kaiserlichen Throns hinan.

Was aber war es, was Heinrich gerade damals, als er den Polenkrieg kaum beendigt, die inneren Feinde noch nicht vollständig unterworfen hatte, nach Rom zu ziehen bewog, um eine Krone zu suchen, nach der er sich bis dahin nicht gerade lüstern zeigte? Denn, hatte er auch schon im Jahre 1007 den Plan einer Romfahrt gehegt, so war derselbe doch bald von ihm aufgegeben und in der Folge immer aufs Neue von ihm verschoben worden. Wenn er das Unternehmen jetzt mit ganz anderem Eifer betrieb, wirkten unfehlbar ebensosehr die Verhältnisse Italiens, als die innere Lage Deutschlands auf seinen Entschluß ein.

Wie schwere Kämpfe Heinrich auch zu bestehen hatte, er war bisher entschieden im Uebergewichte geblieben. Boleslaw hatte sich aufs Neue als sein Vasall bekannt, seine inneren Gegner waren theils überwältigt, theils hatten sie wenigstens für den Augenblick die Waffen niedergelegt, überdies war in seinem Dienst bereits ein neues Geschlecht emporgekommen, welches schon im eigenen Interesse die königliche Sache vertreten mußte. In den letzten Jahren hatte der König nämlich mehrfach Gelegenheit gefunden, wichtige weltliche und geistliche Aemter des Reichs mit Männern seiner Wahl zu besetzen. Im Februar 1011 waren rasch nach einander der Herzog Bernhard I. von Sachsen und Erzbischof Willigis von Mainz gestorben. Sachsen ging von Herzog Bernhard auf seinen gleichnamigen Sohn über, auf den sich die Treue des Vaters gegen den König zu vererben schien. Zu Willigis Nachfolger wurde der Abt Erkanbald von Fulda bestellt, ein stiller Mönch, der sich zu bescheiden wußte. Noch in demselben Jahre starb auch Herzog Konrad von Kärnthen, der sieben Jahre lang nach dem Tode seines



Vaters Otto das Herzogthum bekleidet hatte. Konrad hinterließ einen gleichnamigen Sohn, der aber noch im Knabenalter stand. Nicht diesem, sondern wider seine Gewohnheit einem Manne aus einem anderen Hause übertrug der König das erledigte Herzogthum. Adalbero aus dem Geschlecht der Eppensteiner, dessen von seinem Vater Markward ererbte Grafschaften im Mürzthale lagen, wurde der neue Herzog von Kärnthen. Schon seit einer Reihe von Jahren hatte er die Markgrafschaft im östlichen Kärnthen bekleidet und durch die Gunst Ottos III. und Heinrichs II. große Schenkungen und Lehen gewonnen; seine Gemahlin Beatrix war eine Tochter des Herzogs Hermann II. von Schwaben, eine Schwester der Wittwe des eben verstorbenen Konrad. Im Jahre 1012 starb dann der junge und kinderlose Herzog Hermann III. von Schwaben. Mit ihm endete der Mannsstamm jenes fränkischen Hauses, das einst König Heinrich I. mit Schwaben belehnt und das sich dort unter vielen Wechselfällen zuletzt im Herzogthum behauptet hatte. Noch waren mehrere Schwestern des verstorbenen Herzogs am Leben; außer Beatrix, der Gemahlin Adalberos, und außer Mathilde, die sich nach dem Tode Herzog Konrads in zweiter Ehe mit Graf Friedrich, dem Sohne des Herzogs Dietrich von Oberlothringen vermählte, lebte Gisela, die älteste Schwester. Sie, ein schönes und stolzes Weib, war jung dem sächsischen Grafen Brun, einem Verwandten der Ottonen, verheirathet worden; früh des Gemahls beraubt, hatte sie dann ihre Hand dem ritterlichen Babenberger Graf Ernst, dem Bruder des Markgrafen Heinrich von Oestreich, gereicht. Diese Schwestern, des Königs Basen, hatten durch den vom Vater ererbten gewaltigen Reichthum, durch ihren Einfluß am Hofe und vor Allem durch ihre Ansprüche an die burgundische Erbschaft eine große Bedeutung. Es war Gisela, die ihrem Gemahl damals das Herzogthum Schwaben gewann; Herzog Ernst, ein gedemüthigter und versöhnter Gegner des Königs, zeigte sich dieser Auszeichnung würdig. Etwa zu derselben Zeit erlosch mit Herzog Otto von Niederlothringen der Mannsstamm der Karolinger; durch seinen Tod wurde abermals ein Herzogthum erledigt, welches überdies durch die besonderen Verhältnisse des Königs von der größten Wichtigkeit war. Er übertrug es dem tapferen Gottfried aus dem Geschlecht der Ardennergrafen, dem Sohne jenes Gottfried, der unter Otto II. und III. Lothringen dem deutschen Reiche erhielt, einem Bruder jenes Grafen Friedrich, welcher die Welt verlassen und die Cluniacenser nach Lothringen

geführt hatte. Ein anderer Bruder, Hermann, war damals Graf von Verdun und entsagte später ebenfalls der Welt; der vierte Bruder, Gozelo mit Namen, war Graf von Antwerpen. Dieses Geschlecht wurde jetzt weithin das mächtigste Lothringens und eine der kräftigsten Stützen der königlichen Sache. In den Jahren 1012 und 1013 ereignete es sich auch, daß die erzbischöflichen Stühle von Magdeburg und Hamburg erledigt wurden; gegen den Willen des Klerus und der Stiftsvasallen erhob der König seine Kapellane Gero und Unwan auf diese ersten Bischofssitze des sächsischen Landes. Beide waren Sachsen von Geburt, aber ganz in seine Reichspolitik eingeweiht; Unwan von Bremen, ein Neffe des Bischofs Meinwerk von Paderborn, stand überdies in weitläuftiger Verwandtschaft mit Heinrich.

So gewiß durch diese Ernennungen und Belehnungen die Absichten des Königs für das Reich mannigfache Förderung fanden, so gewiß erweckten sie ihm doch zu seinen alten Feinden noch neue. Was in Kärnthen geschehen war, mußte ihm die Nachkommenschaft des Herzogs Otto, das erste Geschlecht des rheinischen Frankens, vollends entfremden. Die Erhebung Gottfrieds von Lothringen reizte nicht nur aufs Neue die Luxemburger und ihren mächtigen Schwager, den reichen Grafen Gerhard, dessen Güter und Lehen sich weithin durch ganz Lothringen und den Elsaß erstreckten, sondern verfeindete ihn auch mit der Nachkommenschaft der alten Landesherzoge, der Familie Gisilberts, die in dem Grafen Lambert von Löwen damals ihr Oberhaupt besaß. Es war vorauszusehen, daß die neue Ordnung der Dinge abermals zu inneren Kämpfen führen würde. Wie wenig aber der königliche Name genügte, um die widerstrebenden Mächte Deutschlands dauernd in Zaum zu halten, hatten die letzten Jahre gezeigt. Es bedurfte für den König einer glanzvolleren Stellung, einer höheren Weihe, neuer Auspicien, sollte die deutsche Krone wieder so hell, wie einst in den Tagen Ottos des Großen, leuchten. Ohne den Glanz des Kaiserthums schien weder der deutsche Adel zu beherrschen, noch konnte der König, ohne sich des Papstthums zu versichern, seine gebietende Stellung über den Klerus auf die Dauer behaupten. So war es wohl vor Allem die Lage Deutschlands, die den König zum Römerzug trieb.

Aber auch die Verhältnisse Italiens selbst riefen Heinrich über die Alpen. So tief der erste Zug des Königs nach der Lombardei Arduin gedemüthigt hatte, war dieser doch nicht vernichtet und hatte sich, sobald

die Deutschen die lombardischen Städte geräumt, wiederum den Augen der Welt gezeigt. Allmählich gewann er hier und da von Neuem Anerkennung, vor Allem in Pavia, wo man die Herrschaft der Deutschen am tiefsten haßte. Aber zu einer gesicherten Herrschaft brachte er es nicht wieder. Die mächtigeren Bischöfe des Landes stellten sich in die Mitte der streitenden Parteien und benutzten die Verwirrung, um sich zu größerer Selbstständigkeit zu erheben. So der Erzbischof Arnulf von Mailand; so auch Adalbert von Ravenna, der ohne königliche Genehmigung die erzbischöfliche Würde nach Friedrichs Tode gewonnen hatte und selbst dann behauptete, als der König seinem Halbbruder Arnold, einem natürlichen Sohn Herzog Heinrichs, das Erzbisthum übertrug. Die kleineren Bischöfe, am meisten von Arduin bedrängt, suchten dagegen eine Stütze jenseits der Alpen zu finden; sie waren die treuesten Anhänger Heinrichs und stellten sich häufig an dessen Hofe ein. Ergebene Anhänger fand dagegen Arduin unter dem Adel. Die niederen Vasallen Italiens hatten von jeher ihr Interesse mit seiner Sache verbunden, aber auch unter den mächtigen Herren zählte er Freunde. Manche standen ihm durch Verwandtschaft nahe; so ein Sohn jenes Markgrafen Otbert, der einst Otto den Großen den Weg nach Rom bereitet hatte und zu großem Ansehen gelangt war. Dieser Otbert II., einer der Voreltern des ruhmreichen Hauses Este, führte den Titel eines Markgrafen, seine Besitzungen erstreckten sich weit durch die Lombardei und Toscana, in Mailand und Genua standen ihm die letzten Reste der gräflichen Gewalt zu. Otberts Geschlecht und noch Andere aus den ersten Häusern des Landes hielten es offen oder im Stillen mit Arduin.

Indessen war die Macht des hohen Adels nicht allein durch die bischöfliche Hoheit und den aufsässigen Trotz der niederen Vasallen, sondern auch durch den Aufschwung der Bürgerschaften sehr beschränkt. Schon stiegen die toscanischen Städte zu einer Macht und einem Reichthum, welcher die Markgrafen Tusciens immer mehr in den Schatten stellte. Pisa wetteiferte im Handel bereits mit Amalfi und Venedig und vertheidigte sich mit eigener Macht gegen die Angriffe der Sarazenen; es glänzte als die Nebenbuhlerin Luccas, wo der Sitz der Markgrafen stand. Auch Luni war eine blühende Handelsstadt, und Florenz kam eben empor. Und die toscanischen Städte hatte Genua bereits überholt, am meisten vorgeschritten in bürgerlicher

Freiheit, mit seinen Schiffen die See bedeckend. Alle diese Städte nun, die von der Uebermacht des Adels für ihre junge Freiheit zu fürchten hatten, hielten beharrlich zu Heinrich; keine größere Stadt jenseits des Apennin erkannte dauernd Arduins Herrschaft an. Es war der wunderbarste Zustand, in dem sich Italien befand: zwei Könige beherrschten dem Namen nach das Land, und indessen führte der Erzbischof von Mailand auf eigene Hand sein Heer gegen die Bürger von Asti, und die toscanischen Städte schlugen bald unter einander, bald gegen die Araber blutige Schlachten.

Und welche Stellung nahm endlich Rom während dieser Wirren ein? Als Otto III. starb, war es in vollem Aufstande, aber nichtsdestoweniger erhielten sich die äußeren Formen, die er geschaffen. Der Patriciat und die Präfectur dauerten fort, nur daß der engherzige Geist des römischen Stadtadels sofort diese Formen erfüllte. Johannes Crescentius, der Sohn des von Otto III. enthaupteten Crescentius, bemächtigte sich des Patriciats: aber das Schicksal seines Vaters bedenkend, hütete er sich den Zorn des deutschen Königs zu reizen. Er erkannte Heinrich als den Kaiser der Zukunft an, ehrte ihn durch Gesandtschaften und Geschenke, suchte jedoch ängstlich zu verhüten, daß er seine Schritte nach Rom lenke. Hatten die allgemeinen Interessen der abendländischen Kirche die letzten Päpste erhoben, so waren es nun abermals die kleinlichsten Rücksichten, welche bei der Besetzung des Stuhls Petri entschieden. Auf Papst Silvester II., der am 12. Mai 1003 bald nach seinem kaiserlichen Zöglinge starb, folgten rasch nach einander Johann XVII., XVIII. und Sergius IV., sämmtlich Römer von Geburt. Wir wissen wenig mehr von ihnen, als daß sie entweder willig Werkzeuge des Patricius waren oder doch es wider Willen sein mußten. Als dann im Jahre 1012 Papst Sergius IV. und Crescentius bald nach einander starben, erhob sich eine Adelsfaction in Rom, welche die Herrschaft der Crescentier zu brechen suchte; an ihrer Spitze standen die Grafen von Tusculum. Bei der Wahl des neuen Papstes theilten sich die Stimmen. Die Mehrzahl entschied sich für Theophylact, den Sohn des Grafen Gregor von Tusculum, einen klugen und hochstrebenden Priester, welcher überdies die ganze Macht seines Hauses zur Stütze hatte; die Partei der Crescentier warf dagegen einen unbedeutenden Menschen, mit Namen Gregor, zum Papste auf. Ein Kampf entspann sich in der Stadt zwischen den beiden Erwählten; das Glück entschied

für Theophylact, der alsbald nach alter Sitte geweiht wurde und den Namen Benedict VIII. annahm. Mit der Kriegsmannschaft seines Hauses brach der neue Papst sofort die meisten Burgen der Crescentier und stellte die päpstliche Herrschaft im römischen Gebiet her; in der Stadt theilte er die Macht mit seinen Brüdern Romanus und Alberich, die sich Consuln, Herzoge und Senatoren der Römer nannten. Der Patriciat war seiner Bedeutung nach von den Crescentiern auf die Tusculaner übergegangen, wenn sie gleich den Namen desselben nicht annahmen.

Indessen hatte sich der Gegenpapst flüchtig an den Hof des deutschen Königs begeben. Weihnachten 1012 empfing ihn Heinrich zu Pöhlde. Er versprach demnächst nach Rom zu kommen, um den Streit nach den Bestimmungen der Kirche zu entscheiden, verbot aber dem Flüchtling inzwischen alle Amtshandlungen und nahm ihm das päpstliche Kreuz, das Abzeichen seiner Würde. Seitdem waren Heinrichs Gedanken ernstlich auf die Romfahrt gerichtet, doch war er nicht von fern gewillt sich für das gedemüthigte Geschöpf der Crescentier gegen den zu Rom anerkannten Papst in einen Kampf zu stürzen. Vielmehr sandte er den Bischof Walter von Speier nach Rom, um mit Benedict VIII. über die Kaiserkrönung zu unterhandeln. Walter führte die Sache mit Geschick. Benedict, schon im Besitze Roms, wurde von Heinrich als der rechtmäßige Nachfolger Petri anerkannt und erbot sich dagegen dem Könige die Thore Roms zu öffnen und ihn in St. Peter zu krönen. Durch Vertrag und Eid sicherten sich Papst und König. In ähnlicher Weise, wie einst Otto der Große, sollte Heinrich zur Kaiserkrone gelangen.

Nachdem der König im Sommer 1013 noch einmal die rheinischen Gegenden besucht hatte und gegen den Herbst nach Sachsen zurückgekehrt war, eilte er mit seiner Gemahlin nach dem oberen Deutschland, wo sich das Heer zum Römerzuge sammelte. Es war nicht sehr zahlreich, fast allein von den Bischöfen aufgebracht, doch schien es ausreichend, um einen italienischen Feind zu bekämpfen, zumal die Ritter dem Könige treu ergeben und voll gutes Muthes waren. Im Anfang des Winters überstieg man, ohne irgend einem Widerstand zu begegnen, die Alpen. Arduin, dem nach einer neuen Begegnung mit einem deutschen Heere nicht gelüstete, hatte sich in eine seiner Festen zurückgezogen und demüthigte sich so tief, daß er gegen die Belehnung mit einer

Grafschaft der Herrschaft Italiens zu entsagen versprach; er erbot sich auch seine Söhne dem Könige als Geiseln zu stellen. Mit Verachtung wies der König das feige Anerbieten zurück.

Pavia, wie ergrimmt auch immer gegen die deutsche Herrschaft, öffnete, der furchtbaren Rache Heinrichs gedenkend, ihm ohne Zögern die Thore. Hier feierte der König das Weihnachtsfest; von allen Seiten strömten die Bischöfe und Aebte Italiens herbei, die in dem Deutschen ihren Beschützer gegen die Gewaltthaten der heimischen Herren sahen. Als Beschützer der Kirche vor Allem trat Heinrich auf. Die strenggesinnte Partei des Klerus knüpfte an seine Erscheinung große Hoffnungen; stellte sich doch auch Odilo, der Abt der Aebte, der Mittelpunkt aller reformatorischen Bestrebungen in der Kirche, abermals an Heinrichs Hof in Pavia ein und blieb fortan der unzertrennliche Begleiter des Königs auf diesem Zuge.

Ohne Arduins weiter zu achten, setzte Heinrich seinen Zug nach Ravenna fort, wohin ihm Papst Benedict entgegenkam. Eine große Synode wurde hier im Januar des Jahres 1014 vor Kaiser und Papst gehalten. Viele Uebelstände der Kirche wurden gerügt, alte Wunden geheilt, mißachtete Ordnungen in Erinnerung gebracht. Der Eindringling Adalbert mußte den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna räumen, und des Königs Bruder Arnold wurde auf denselben zurückgeführt. An alle Bischöfe und Aebte Italiens erging der Befehl Verzeichnisse über die ihnen entfremdeten Kirchengüter einzureichen und anzugeben, wie und wann sie dieselben verloren hätten und in wessen Händen sie sich zur Zeit befänden.

Nachdem sich die Synode aufgelöst hatte, eilte Papst Benedict dem Könige voraus nach Rom, wo er ihm den glänzendsten Einzug bereitete. Als er an den Stufen der Peterskirche den König empfing, überreichte er ihm als Geschenk einen goldenen Reichsapfel, ein Bild der beherrschten Welt, von kostbaren Edelsteinen in sich schneidenden Kreisen eingefaßt und auf der oberen Seite mit einem strahlenden Kreuze geschmückt. Heinrich verstand den Sinn des Kreuzes auf dem Reichsapfel, er verstand die Bedeutung der Edelsteine als Symbol der christlichen Tugenden. Nachdenkend betrachtete er das Geschenk und sagte dann zum Papst: „Ein sinnreiches Werk, heiliger Vater! Du hast mir damit unter der Hand eine Lehre geben wollen, wie ich zu regieren habe.“ Darauf befahl er den Apfel mit anderen Geschenken seiner Huld nach

Cluny zu bringen; für die Mönche dort, äußerte er, welche der Hoffahrt der Welt den Rücken gewendet und auf des Heilands Kreuz allein ihre Blicke zu richten hätten, eigne sich solches Geschenk besser, als für ihn, der in die Kämpfe der Welt versetzt sei.

Am 14. Februar fand die feierliche Krönung Heinrichs und Kunigundens in St. Peter statt. Im glänzenden Zuge begaben sich Beide zum Dom, rechts und links von zwölf römischen Großen umgeben. Einen mystischen Sinn legte man in die Zwölfzahl, wie in die Art des Aufzugs; sechs gingen nämlich in jugendlicher Tracht mit geschorenem Barte, sechs ungeschoren und auf Stäben gestützt. An der Pforte der Kirche trat der Papst, von dem römischen Klerus umgeben, dem königlichen Paare entgegen und fragte den König, ob er ein treuer Schutzherr und Schirmvogt der römischen Kirche sein und ihm und seinen Nachfolgern in allen Dingen Treue beweisen wolle. Als dies der König bejahte, öffneten sich die Thore des Heiligthums für ihn und seine Gemahlin. Beide empfingen sodann nach dem alten Brauche der Vorfahren die heilige Salbung und die kaiserlichen Kronen. Die Krone, die Heinrich bisher als König zu tragen pflegte, brachte er auf dem Altare des heiligen Petrus dar, wo sie über demselben zum bleibenden Andenken eine Stelle erhielt. Daß Heinrich andere Geschenke zugleich dem Stuhle Petri gemacht habe, wird nicht überliefert; doch überließ er ihm noch am Tage der Krönung eine Burg im Herzogthume Spoleto gegen vier Besitzungen desselben in Deutschland, die später an Bamberg kamen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß Heinrich damals auch die Rechte des Papstes über den Exarchat in allgemeinen Ausdrücken anerkannt haben wird: aber dies hinderte ihn nicht drei Jahre später seinen Bruder Erzbischof Arnold mit der Stadt Ravenna und den Grafschaften im Exarchat, die früher Gerbert und dessen Nachfolger innegehabt hatten, durch einen Missus belehnen zu lassen.

Recht und Ordnung in Rom herzustellen, ließ der Kaiser seine erste Sorge sein. Wie die geistlichen Angelegenheiten auf einer Synode geordnet wurden, so die weltlichen auf großen Tagfahrten vor Kaiser und Papst. Endlich waltete wieder einmal eine starke Hand über dem verwilderten Treiben des römischen Adels: daher ist es nicht zu verwundern, wenn sich Unmuth und Widerstandslust in der Stadt regten. Am 22. Februar kam es zum Ausbruch einer Empörung. Die Urheber derselben sollen drei vornehme Lombarden, Hugo, Azo und Ezelin, die

Söhne des Markgrafen Otbert, gewesen sein. Auf der Engelsbrücke entspann sich ein hartnäckiger Kampf zwischen den Aufständigen und den Deutschen. Erst die Nacht trennte den Kampf, der Vielen auf beiden Seiten das Leben gekostet hatte. Am anderen Tage unterwarfen sich die Römer. Sie mußten dem Kaiser Geiseln stellen, die dann mit den Gefangenen zur Verbannung auf deutschen Boden verurtheilt wurden.

Die Befürchtung lag nahe, daß sich Markgraf Otbert jetzt mit seinem ganzen Anhange offen für Arduin erklären und dem Kaiser in der Lombardei ein schlimmes Spiel bereiten würde. Der Kaiser verließ deshalb eiligst Rom und kehrte durch Tuscien nach der Lombardei zurück, wo er das Osterfest zu Pavia feierte. Arduin hatte sich indessen nicht zu regen gewagt, und auch Otbert verhielt sich ruhig. Es gelang dem Kaiser, die Söhne Otberts und einen Markgrafen Obizo in seine Gewalt zu bringen, die er mit sich nach Deutschland zu führen beschloß. Ohne Gefahr glaubte er Italien sich selbst jetzt überlassen zu können. Nachdem er noch die reiche Abtei Bobbio in eine bischöfliche Kirche verwandelt und so auch für Italien ein neues Bisthum gestiftet hatte, trat er den Rückweg an. Am 21. Mai war er zu Verona, am 24. desselben Monats zu Lizzana bei Roveredo und feierte das Pfingstfest (13. Juni) bereits zu Bamberg.

Trotz des Gewinns der kaiserlichen Krone und gewaltiger Schätze, die Heinrich aus Italien heimbrachte, war der Eindruck, den der Römerzug auf die Deutschen gemacht hatte, nicht eben der günstigste gewesen. Man fing schon an über die Opfer an Menschenleben nachzudenken, welche die Züge nach dem Süden kosteten; man empfand den Gegensatz der Nationen und ahnte, daß die deutsche Herrschaft unter den Italienern doch nie recht feste Wurzeln schlagen würde. „Die Bewohner jenes Landes," sagt Thietmar, „sind unserer Natur fremd; Hinterlist und Tücke sind bei ihnen im Schwange; wenig Liebe begegnet dort dem Fremden, der alle seine Bedürfnisse theuer bezahlen muß und meist doch noch betrogen wird. Und wie Mancher findet dort seinen Tod durch Gift!"

Obwohl der Kaiser zahlreiche Geiseln und Gefangene über die Alpen geführt, erhob sich doch, nachdem er kaum den Rücken gewandt hatte, von Neuem der Aufstand. Markgraf Otbert, dessen Sohn Hugo mit anderen Gefangenen der Haft entronnen war, und einige andere

Große des Landes griffen für Arduin zu den Waffen. Ein neuer Sturm brach los, der sich zunächst gegen die deutschgesinnten Bischöfe richtete. Bischof Leo wurde aus Vercelli vertrieben, aus Novara der Bischof Peter, der sich unter den größten Drangsalen zum Kaiser nach Deutschland flüchtete; auch Como und andere Städte fielen in Arduins Hände. So gewaltig aber das Unwetter auch war, brauste es schnell vorüber. Es gelang Bischof Leo alsbald seine Stadt wiederzuerobern. An vielen Orten erhob man sich für den Kaiser; Arduin sah sich unvermuthet wieder ringsum von Feinden umgeben. Müde der unruhigen und erfolglosen Kämpfe, krank an Leib und Seele, begab er sich endlich in das Kloster Fructuaria bei Turin, legte hier die königlichen Insignien auf dem Altare nieder, ließ sich den Bart scheeren und zog die Mönchskutte an. Ueber Arduins Gefährten ließ der Kaiser ein strenges Gericht ergehen; wenn er ihnen auch das verwirkte Leben schenkte, wurden ihnen doch ihre Güter und Lehen genommen und Viele überdies aus der Heimath verbannt.

Als am 14. December 1015 Arduin im Kloster starb, wurde von einigen Herren Italiens noch einmal der Versuch gemacht sich der deutschen Herrschaft zu entziehen. Die Söhne Arduins und der Markgraf Manfred von Susa bemächtigten sich der Stadt Ivrea und ließen die Bürger dort ihnen Treue schwören. Man meinte, sie und ihr Anhang wollten die Mark von Ivrea König Rudolf von Burgund übergeben, ihn nach Italien rufen und zum König krönen. Vielleicht mochte ein so schwaches Regiment, wie es damals in Burgund bestand, diesen Herren gerade als das wünschenswertheste erscheinen. Bischof Leo von Vercelli war abermals in großer Besorgniß. Graf Hubert, der Sohn Aldeprands, hielt mehrere seiner Burgen besetzt, rings war er überdies von alten Vasallen Arduins umgeben, und Vercelli selbst schien aufs Neue bedroht. Nichts wünschte Leo dringender, als daß Kaiser Heinrich bald ein Heer über die Alpen schicke; er versicherte ihn der Geneigtheit des alten Erzbischofs von Mailand, wenn demselben einige Gunst erwiesen würde. Auf die unbedingte Ergebenheit des Bischofs von Como, von Parma und des Grafen Tado von Verona war ohnehin zu rechnen.

Der Kaiser hat damals kein Heer nach Italien gesendet, und die Besorgnisse des Bischofs zeigten sich bald als eitel. Jene Herren, denen man neue Kraftanstrengungen gegen die deutsche Herrschaft bei-

maß, gaben sich unerwartet schnell zur Ruhe. Es dauerte nicht lange, so glaubte der Kaiser sogar eine mildere Gesinnung gegen die Italiener zeigen zu dürfen. Die Verbannten wurden allmählich sämmtlich in die Heimath entlassen; Viele, die ihrer Güter und Lehen beraubt waren, erhielten dieselben zurück. Auch Markgraf Otbert und seine Söhne gewannen wieder die Gunst des Kaisers; am 25. Januar 1018 wurde Otberts Sohn Ezelin nach mehrjähriger Haft in Gibichenstein in Freiheit gesetzt.

Ernstlich wurde Heinrichs Herrschaft in Italien nicht mehr angefochten. Das Regiment übte er dort durch deutsche Sendboten, die nun dauernd in den größeren Städten der Lombardei, Tusciens und des Exarchats ihren Sitz nahmen. Durch fortwährende Begünstigungen der Bischöfe suchte er den Uebermuth des weltlichen Adels in Schranken zu halten; die Besetzung der Bisthümer nahm er auch hier als sein unantastbares Recht in Anspruch und brachte eine nicht geringe Zahl deutscher Geistlicher aus seiner Kapelle in die fetten italienischen Bisthümer, die von dem deutschen Klerus sehr umworben waren. Häufig mußten die Großen Italiens zu den Hof- und Reichstagen des Kaisers über die Alpen kommen; auf deutschem Boden entschied er ihre Streitigkeiten, nahm er die Investituren und Belehnungen für Italien vor und erließ gesetzliche Bestimmungen für das Reich jenseits der Alpen. Deutschland war wieder zum Mittelpunkt der Kaiserherrschaft geworden.

8.

Austrag der polnischen Händel.

Die vollständige Unterwerfung Italiens war die nachreifende Frucht des glücklichen Römerzuges gewesen, unmittelbarer noch traten die Wirkungen desselben in den inneren Verhältnissen der deutschen Länder hervor. Während der Abwesenheit des Kaisers hatten sich nirgends seine Feinde geregt, noch weniger wagten sie sich zu erheben, als er, mit der höchsten Krone der Christenheit neugeschmückt, wieder in Deutschland erschien. Seine Schwäger hielten sich zwar noch grollend vom Hofe

fern und hofften auf eine ihnen günstigere Wendung der Dinge, aber sie hatten diese durch Waffengewalt herbeizuführen aufgegeben. Als Heinrich im Jahre 1014 die deutschen Länder als Kaiser durchzog, fand er eine ungewöhnliche Ruhe. Schon konnte er daran denken, den Kampf mit dem Polen abermals aufzunehmen, der nicht allein noch immer jene stolzen Ideen von einem großen, unabhängigen Slawenreiche nährte, sondern auch bereits offen die beschworene Vasallenpflicht gebrochen hatte.

Boleslaw warf sich, sobald er im Jahre 1013 seinen Frieden mit den Deutschen gemacht hatte, in einen Kampf gegen den russischen Großfürsten. Auch hier hatte er es mit einem alten Gegner zu thun, mit dem er schon früher seine Waffen gemessen hatte. Es war Wladimir, der Enkel jener Olga, die einst den Hof Ottos des Großen um deutsche Prediger beschickte. Wladimir hatte im Anfange die Herrschaft mit seinen Brüdern getheilt, durch den Untergang derselben sich dann, ähnlich wie Boleslaw, den Weg zur Alleinherrschaft bereitet. Auch er trug sich mit dem Gedanken eines großen Slawenreichs, und es gelang ihm die östlichen Stämme der Slawen zum größten Theil unter seine Herrschaft zu bringen. Schon hatte er Wolhynien und Podolien unterworfen und war durch die Bezwingung der tscherwenischen Städte und der ostgalizischen Länder der unmittelbare Nachbar des Polen geworden. Das durch Eroberung gewonnene Reich sollten die Ordnungen der christlichen Kirche befestigen. Wladimir schwankte längere Zeit, ob er sich für das abendländische oder morgenländische Bekenntniß erklären sollte; er wählte endlich den Glauben der Griechen und vermählte sich mit Anna, einer kaiserlichen Fürstin von Byzanz, der jüngeren Schwester der deutschen Kaiserin Theophano. Seitdem trennte den Russen von den Polen nicht allein die Eifersucht der Herrschsucht, sondern auch die Feindschaft des Glaubens. Kaum hatte Wladimir die Götzenbilder zu Kiew gestürzt und diese seine Hauptstadt zu einer der größten Metropolen der griechischen Christenheit gemacht, so richtete er seine Waffen gegen Polen. Es war zu derselben Zeit, als Boleslaw zur Herrschaft gelangte; die Eroberungen seines Vaters gegen den Russen zu schützen, war die erste Sorge des neuen Polenherzogs gewesen. Während des andauernden Krieges mit den Deutschen hatte er sich alsdann mit dem Großfürsten vertragen und einem Adoptivsohne desselben, Swätopolk mit Namen, die eigene Tochter vermählt. Aber gerade diese Ehe war es, die zu

neuen Mißhelligkeiten führte. Sei es daß Swätopolk, auf seines polnischen Schwiegervaters Einflüsterungen hörend, Verschwörungen gegen seinen Adoptivvater anzettelte, sei es daß dieser an dem lateinischen Christenthum seiner Schwiegertochter und ihrem Einfluß auf den Gemahl Anstoß nahm, der Großfürst ließ Swätopolk, die polnische Fürstin und deren Beichtvater, den Bischof Reinbern von Kolberg, in den Kerker werfen und ihnen die schmählichste Behandlung angedeihen. So führte Boleslaw, in seinem Vaterherzen aufs Tiefste gekränkt, sobald er Frieden mit den Deutschen gemacht hatte, sein Heer gegen den Russen. Von deutschen Hülfsvölkern und den Petschenegen unterstützt, drang er im Sommer 1013 tief in das russische Gebiet ein und durchzog dasselbe verheerend, ohne jedoch nachhaltige Erfolge zu erreichen. Bald darauf muß er mit dem Großfürsten abermals Friede und Freundschaft geschlossen haben. Im Juli 1015 starb Wladimir, und Swätopolk bemächtigte sich der Herrschaft zu Kiew, die er durch Mord und Gewaltthaten gegen seine Brüder zu behaupten suchte, vor Allem zählte er auf den Beistand seines weithin gefürchteten Schwiegervaters, dem sich jetzt die günstigsten Aussichten zu neuer Machterweiterung zu eröffnen schienen.

Während des Krieges im Osten hatte Boleslaw die Verhältnisse des Westens niemals aus den Augen gelassen. Schon als Heinrich zur Romfahrt aufbrach, knüpfte Boleslaw neue Verbindungen mit dem Stuhle Petri an; man traf seine Kundschafter in der Lombardei, wo sie die Stimmung des Volkes gegen die Deutschen zu erspähen suchten. Und zu derselben Zeit erhob sich in Böhmen eine Bewegung gegen Herzog Udalrich, die nur mit blutiger Strenge unterdrückt werden konnte. Ueberall begegnete man den Ränken des Polen, der nicht allein selbst dem Könige den Zuzug zum Heere verweigerte, sondern auch den Böhmen der Vasallenpflicht zu genügen hinderte. Noch klarer wurden die Absichten des Polen während der Abwesenheit Heinrichs von Deutschland. Er schickte damals seinen Sohn Mesco an Herzog Udalrich, gemahnte ihn an ihre Verwandtschaft und forderte ihn zu einem Bündniß auf, um sich vereint ihrer gemeinsamen Feinde zu erwehren. Mit Recht mißtraute Udalrich diesem nur auf sein Verderben abzielenden Antrag. Er ließ den jungen Polenfürsten mit seinem Gefolge gefangen nehmen und in den Kerker werfen; der Gefangene sollte ihm als Waffe gegen die Anschläge des Vaters dienen.



Kaum war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, so verlangte er die Auslieferung des jungen Polenfürsten. Nur widerstrebend gab der Böhme „das Junge des Löwen" heraus, aber fügte sich endlich doch in den Willen des Kaisers, der ihn gegen die Rache des Vaters zu schützen versprach. Boleslaw ließ dem Kaiser für die Befreiung des Sohnes seinen Dank bezeugen, versprach diesen auch in der Folge mit der That darzuthun und bat um die Rücksendung seines Kindes. Nicht ungenützt wollte indessen der Kaiser die Gunst des Augenblicks verstreichen lassen. Er verlangte, Boleslaw sollte sich in Person vor ihm in Merseburg stellen; dort wolle er ihm den Sohn ausliefern, wenn es den Fürsten genehm sei. Aber hartnäckig weigerte sich der Pole vor dem Kaiser zu erscheinen; er war sich der gebrochenen Pflicht zu klar bewußt, um sich mit ruhigem Herzen vor Heinrichs Richterstuhl zu begeben. Durch Versprechungen und wiederholte Gesandtschaften suchte er indessen seinen Zweck zu erreichen und brachte es mindestens dahin, daß der Kaiser im November 1014 zu Merseburg im Fürstenrath darüber verhandeln ließ, ob Mesco dem Vater auszuliefern sei. Manche waren dagegen und riethen den Sohn des treulosen und höchlich gereizten Polenfürsten als Geisel für die Zukunft festzuhalten; die Mehrzahl aber, nach Thietmars Meinung bestochen, sprach für die Auslieferung, und der Kaiser folgte der Mehrzahl. Gegen allgemeine Versicherungen getreuer Vasallenpflicht empfing Boleslaw den Sohn zurück, gegen Versicherungen, die sich nur allzubald als trügerisch erwiesen. Denn jede Aufforderung des Kaisers, persönlich vor ihm zu erscheinen, wies Boleslaw auch in der Folge mit dem Bemerken zurück, daß man zu lange ihm seinen Sohn vorenthalten habe, als daß er ferner auf die Treue der Deutschen bauen könne.

Der Kaiser hatte deutlich genug seine Geneigtheit, mit dem Polen den Frieden zu erhalten, an den Tag gelegt; Niemand konnte ihm verargen, wenn er jetzt daran dachte, mit Gewalt den ungetreuen Vasallen zu seiner Pflicht zurückzuführen. Dennoch versuchte er noch einmal den Weg der Güte. Als er sich in den ersten Tagen des Jahres 1015 wieder zu Merseburg aufhielt, beschwerte er sich laut vor den Fürsten über die Untreue Boleslaws und erreichte, daß die Anwesenden einmüthig beschlossen ihn vorzuladen, um sich entweder zu rechtfertigen oder Genugthuung zu leisten. Die Vorladung sollte Markgraf Hermann von Meißen, Boleslaws Schwiegersohn, überbringen. Dieser machte sich mit seiner

Botschaft nach Posen auf den Weg, während der Kaiser sich in die fränkischen und rheinischen Gegenden begab. Zum Osterfeste kehrte Heinrich nach Sachsen zurück und feierte die heiligen Tage zu Merseburg. Seine Gedanken waren allein auf die Entwicklung der polnischen Angelegenheiten gerichtet. Er erwartete Boleslaw, aber vergebens; auch Markgraf Hermann war noch nicht zurückgekehrt, erschien jedoch wenig später mit Stoignew, einem polnischen Abgesandten.

Stoignew war schon einmal kurz zuvor, als der Kaiser in den westlichen Gegenden Hof hielt, als Unterhändler des Polen erschienen. Er hatte damals gesehen, wie die Luxemburger barfuß vor ihrem kaiserlichen Schwager erschienen und seine Gnade anflehten; zugleich hatte er Aufträge vom Kaiser an seinen Herrn erhalten, welche über die friedlichen Absichten der Deutschen keinen Zweifel ließen. Aber Stoignew hatte diese nicht getreulich ausgerichtet, mehr bedacht den Frieden der Völker zu stören, als ihn zu erhalten. So zeigte er sich auch jetzt, als er mit dem Markgrafen Heinrich, der ernstlich den Frieden wollte, an den Hof des Kaisers zurückkehrte. Er wurde der tückischen Ränke, welche er schmiedete, öffentlich überführt, und so gereizt war der Kaiser durch das Benehmen dieses Unterhändlers, daß er seine feindlichen Gesinnungen gegen Boleslaw nicht mehr verbarg. Noch einmal erging in der strengsten Form die Mahnung an den Polenherzog sich zu seiner Rechtfertigung vor dem Kaiser zu stellen. Aber auch sie blieb erfolglos, da er sich durchaus vor des Kaisers Gericht zu erscheinen weigerte; allein den Fürsten wollte er Rede stehen. Der Kaiser verlangte darauf, wie der Quedlinburger Annalist berichtet, von dem ungehorsamen Vasallen die Zurückgabe der Marken, mit denen er ihn zwei Jahre vorher belehnt hatte, aber dieser gab ihm die trotzige Antwort, er werde behalten, was sein sei, und, was ihm noch fehle, gewinnen. Ein neuer Polenkrieg war zur Nothwendigkeit geworden.

Der Kaiser, der das Pfingstfest zu Imshausen in Westfalen gefeiert hatte, kehrte bald nach demselben in die östlichen Gegenden Sachsens zurück. Gleich nach Johannis begab er sich nach Magdeburg, um den heiligen Moritz um einen glücklichen Feldzug zu bitten. Im Anfang Juli sammelte sich an der Elbe unweit Torgau das Hauptheer, welches der Kaiser sofort über den Fluß setzen ließ und dann ohne erhebliche Gefahr durch das Lausitzerland bis an die Oder bei Krossen führte, wo er das andere Ufer des Flusses von den Polen unter dem jungen



Mesco besetzt fand. Gleichzeitig war ein zweites sächsisches Heer, von den Liutizen begleitet, unter Anführung Herzog Bernhards ausgerückt und bis zur unteren Oder vorgedrungen, wo ihm den Uebergang ein anderes Polenheer unter Boleslaws eigener Führung wehrte. Ein drittes Heer, das aus Böhmen und Baiern bestand und unter der Anführung des Herzogs Udalrich und des Markgrafen Heinrich von Oestreich dem Kaiser zuziehen sollte, kam nicht bis an die Oder; die Böhmen wurden durch die Belagerung und Eroberung Bautzens aufgehalten, und Markgraf Heinrich fand in der Nähe bald volle Arbeit, da ihn die Polen von Mähren aus angriffen.

Nachdem der Kaiser vergeblich Mesco auf seine Seite zu ziehen versucht hatte, ging er am 3. August mit seinem Heere über die Oder. Die Polen griffen zwar beim Uebergange die Deutschen an, aber der Kampf, der sich hier entspann, hatte schmerzlichere Verluste auf ihrer Seite, als in dem Heere des Kaisers, zur Folge. Die Polen zogen sich darauf zurück, und die Deutschen besetzten das rechte Ufer der Oder, den Zuzug der anderen Heereshaufen erwartend. Die bestimmte Frist verstrich jedoch, und nicht allein die Böhmen mit den Baiern blieben aus, sondern auch Herzog Bernhard mit seinen Sachsen und Liutizen. Lange Zeit hatten sie vergeblich den Uebergang über die Oder zu bewerkstelligen versucht; Herzog Boleslaw hatte mit seiner Reiterei mehrfache Versuche vereitelt. Zwar wurde der Uebergang endlich doch gewonnen, und Boleslaw zog sich, nach seiner Weise einem offenen Kampfe ausweichend, vor ihnen zurück, aber schon schien es Herzog Bernhard unmöglich, in der bestimmten Frist noch den Kaiser zu erreichen. Er kehrte deshalb mit dem Heere über die Oder zurück und suchte durch Boten den Kaiser hiervon zu benachrichtigen. Wirklich erreichten die Boten den Kaiser, der zu derselben Zeit auch die Auflösung des böhmischen Heeres erfuhr. Da beschloß auch er den Rückzug, weil ihm ohne die erwarteten Unterstützungen sein Heer nicht stark genug schien, um tiefer in Feindesland einzudringen. Ohne Erfolg bemühte sich Boleslaw den Deutschen die Rückkehr über die Oder zu versperren; ungefährdet führte der Kaiser sein Heer über den Fluß zurück. Auf dem weiteren Rückzuge blieb es unangefochten, bis am 1. September in einer sumpfigen Gegend am Bober der Nachtrab einen Angriff erfuhr. Boleslaws Bogenschützen überschütteten zuerst aus einem waldigen Versteck mit einem Pfeilregen die sächsischen Ritter und machten dann auf

sie einen furchtbaren Angriff. Die Sachsen widerstanden diesem und noch einem zweiten Sturm, aber beim dritten lösten sich ihre Reihen auf, und die Meisten von ihnen erlagen den Feinden. Dort fiel Markgraf Gero von der Lausitz, Graf Folkmar und mit ihnen zweihundert der trefflichsten Ritter. Nur Wenige retteten sich mit Erzbischof Gero und dem verwundeten Pfalzgrafen Burchard zu dem Kaiser, der mit der Hauptmacht vorausgeeilt war. Auf die Nachricht von diesem Unfalle wollte Heinrich sogleich nach der Unglücksstätte zurückkehren, setzte jedoch auf den Rath der Fürsten den Marsch zur Elbe fort und begnügte sich den Bischof von Meißen abzuschicken, um für die Beerdigung der Todten zu sorgen und die Auslieferung der Leiche des Markgrafen zu erwirken. Treulich vollführte der Bischof den traurigen Auftrag, während der Kaiser sein Heer bei Strehla über die Elbe setzte.

Heinrich begab sich nach Merseburg, wo Kunigunde ihres Gemahls harrte, befahl aber zugleich dem Markgrafen Hermann schleunigst nach Meißen zu ziehen und für die Vertheidigung der Feste zu sorgen. Denn ein polnisches Heer unter Mesco war den Deutschen auf dem Fuße gefolgt, ging am 13. September, da es die Elbe bei Meißen unvertheidigt fand, über den Fluß und begann sofort die Belagerung der wichtigen Burg, die bis dahin noch allen Angriffen der Polen widerstanden hatte. Die untere Vorstadt, aus Holzhütten bestehend, wurde gleich beim ersten Anmarsch in Brand gesteckt, und unausgesetzt bestürmten die Polen die obere Feste. Schon schien der Tag, wo Meißen fallen mußte, gekommen. An zwei Stellen brach in der Feste Feuer aus, während sie von allen Seiten berannt wurde. Der Männer waren zu wenig in der Burg, um zugleich den Flammen und den anstürmenden Feinden zu begegnen; da legten auch die Frauen Hand an die Kriegsarbeit und retteten Meißen. Sie trugen auf den Wällen den Männern Steine zu und löschten das Feuer, da es an Wasser fehlte, mit Meth. Ueberall waren sie hülfreich. An ihrem Muthe brach sich die Wuth des Feindes, der endlich überaus erschöpft beim Einbruch der Nacht vom Sturme abließ. Mesco selbst lag auf einer Anhöhe in der Nähe der Stadt und erwartete nur die Rückkehr eines auf einen Beutezug ausgeschickten Reiterschwarmes, um dann sogleich mit demselben aufzubrechen und das Belagerungsheer vor Meißen zu verstärken. Jene Reiter kehrten aber erst spät und auf völlig ermüdeten Pferden zurück: so mußte er den Aufbruch zum andern Morgen verschieben. Inzwischen



bemerkten die Polen ein plötzlich eintretendes, gewaltiges Steigen der Elbe. Mesco, voll Besorgniß für seinen Rückzug, ging darauf noch in der Nacht mit seiner ganzen Macht über den Fluß. Er war hocherfreut, daß es ihm gelang sein Heer rechtzeitig auf das jenseitige Ufer zu bringen. Meißen war gerettet; bald darauf erhielt es auch Verstärkungen vom Kaiser. Die Holzhütten der Unterstadt wurden hergestellt; am 8. October begann der Bau, schon am 22. war er vollendet. Gegen den Winter begab sich der Kaiser in die rheinischen Gegenden, nachdem er mindestens das linke Elbufer überall gesichert und die Ostmark an Thietmar, den Sohn des Markgrafen Gero, verliehen hatte.

Nachdem der Kaiser das Weihnachtsfest zu Paderborn verlebt hatte, kehrte er zwar, wie es scheint, in der Fastenzeit des Jahres 1016 in die östlichen Gegenden Sachsens zurück, aber einen neuen Heereszug gegen den Polen zu unternehmen war er wenig geneigt. Seine Gedanken waren bereits auf die Erwerbung des burgundischen Reichs gerichtet; er hatte schon einen Heereszug nach dem Süden vorbereitet. Die Vertheidigung des Reichs gegen Polen übertrug er seiner Gemahlin und den sächsischen Fürsten, indem er von einem größeren Unternehmen nach dieser Seite hin für den Augenblick Abstand nahm.

Unerwarteter Weise verhielt sich auch Boleslaw ruhig. Der letzte Einfall der Deutschen hatte doch auch seiner Macht empfindliche Wunden geschlagen, so daß der Kaiser, wie wenigstens Thietmar versichert, jetzt ohne Schwertstreich, wenn der Zug des vorigen Jahres wiederholt wäre, die verlorenen Marken hätte wiedergewinnen und den Polen zu einem demüthigenden Frieden zwingen können. Aber ohne alle Waffenthaten gegen den Feind verging das Jahr; die sächsischen Fürsten begannen vielmehr, von dem Polen in Ruhe gelassen, sofort wieder ihre traurigen Fehden unter einander. Markgraf Bernhard überfiel Magdeburg bei Nacht mit Heeresmacht; der Erzbischof schleuderte gegen den Friedensbrecher den Bann. Während die Fehde zwischen diesen beiden Herren die östlichen Gegenden Sachsens beunruhigte, lag in Westfalen der Bischof von Münster mit dem Grafen Hermann von Werla, einem nahen Verwandten des Kaisers, in hartem Kampfe. Nicht eher ruhten diese Streitigkeiten, als bis der Kaiser nach dem burgundischen Kriege im Winter nach Sachsen kam, wo er das Weihnachtsfest zu Pöhlde feierte. Hier und auf einem Reichstage zu Allstädt am 6. Januar 1017 setzte er, bald durch Milde versöhnend, bald durch Strenge schreckend, den Zwistigkeiten der sächsischen

Herren endlich ein Ziel. Markgraf Bernhard mußte barfuß vor dem Erzbischof erscheinen und fünfhundert Pfund Silber zur Erstattung des der Magdeburger Kirche verursachten Schadens zahlen, dagegen ihn der Erzbischof von dem Banne frei sprechen und wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufnehmen. In ähnlicher Weise wurden andere Fehden geschlichtet.

Auch der Krieg mit dem Polen kam auf dem Reichstage zur Sprache. Der Kaiser ging bereits mit einem neuen Kriegszug nach Burgund um, den er unverzüglich antreten wollte, stand aber davon ab, theils wegen der Schwierigkeit des Auszugs zu solcher Jahreszeit, theils um seine Sache mit Boleslaw endlich zu beendigen. Es war ihm sehr erwünscht, daß dieser versöhnliche Botschaft an ihn gelangen ließ. Er gab ihm auf dieselbe zur Antwort, die Fürsten des Reichs wären gerade um ihn versammelt, und wenn Boleslaw billige Vorschläge machen könne, würde er gern nach dem Rathe der Fürsten dieselben annehmen. Gesandtschaften gingen nun hin und wieder, und ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen.

Um die Verhandlungen zu beschleunigen, sandte der Kaiser die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg, den Bischof von Halberstadt, die Grafen Siegfried und Bernhard mit anderen Großen des Reichs an die Mulde, um dort eine Zusammenkunft mit dem Polenherzog zu halten. Aber trotz aller Aufforderungen stellte sich Boleslaw, der sich jenseits der schwarzen Elster damals an einem Ort, Sciciani genannt, aufhielt, dieser glänzenden Gesandtschaft nicht. Die deutschen Fürsten erboten sich ihm bis zur Elster entgegen zu kommen, aber trotzig antwortete der Pole: „Auch nicht über diese Brücke setze ich den Fuß!" So kehrten in den ersten Tagen des Februar die Abgeordneten höchlich entrüstet zum Kaiser zurück, welcher den Ausgang der Sache noch zu Merseburg erwartete und nun sofort das Aufgebot zu einem neuen Polenkrieg für den Sommer ergehen ließ.

Sorglich erwog Heinrich mit den Fürsten den Plan des Feldzuges, dem er eine entscheidende Bedeutung zu geben gedachte. Nicht allein an der Elbe und unteren Oder sollte Boleslaw angegriffen, sondern zugleich von Oestreich aus in Mähren und von Ungarn aus in der Slowakei beschäftigt werden. Zum Mittelpunkt des Kriegsschauplatzes wurde Schlesien bestimmt, und selbst mit den Russen trat der Kaiser jetzt in Bundesgenossenschaft. Es war das erste Mal, daß Deutsche



und Russen ihre Waffen verbanden, um ein gemeinsames Interesse zu verfechten. Denn nicht mehr Swätopolk, der Eidam des Polen, saß auf dem Throne zu Kiew; von Jaroslaw, einem der leiblichen Söhne Wladimirs, entthront und aus dem Lande gejagt, hatte er sich zu seinem Schwiegervater nach Polen begeben, während Jaroslaw dem Kaiser die Hand bot. Indem Heinrich von Westen Boleslaw bedrängte, versprach Jaroslaw von Osten mit seinen Russen in das polnische Gebiet einzufallen. Ein gewaltiger Bund aller benachbarten Fürsten bildete sich gegen den kühnen Polen, und trotz seines gepriesenen Scharfsinns stand kaum zu erwarten, daß er sich den Garnen, mit denen er von allen Seiten umstellt war, entwinden würde. Damit er sich nicht nach seiner Gewohnheit durch das Anstiften innerer Spaltungen im Reiche den ihm drohenden Gefahren entziehen könne, erließ der Kaiser das strengste Gebot, Niemand in seinem Reiche solle fortan in Verhandlungen mit dem Polen treten. Zugleich wurde genau ermittelt, wer sich bis dahin solcher Verbindungen verdächtig gemacht hätte.

Die Zwischenzeit bis zum Auszug des Heeres benutzte der Kaiser zu einer kurzen Reise in die rheinischen Gegenden, wo er zu Ingelheim das Osterfest feierte. Vor Allem suchte er hier die Sache mit seinen Schwägern, die sich von Neuem regten, zum Austrag zu bringen. Auch gelang es ihm unter dem Beistande des Erzbischofs von Köln auf einem Reichstage zu Aachen eine vollständige Versöhnung herbeizuführen. Von zweien seiner Schwäger, dem ehemaligen Herzog Heinrich und Bischof Dietrich, begleitet, kehrte er dann schnell nach Sachsen zurück. Das Pfingstfest feierte er im Kloster Werden; am 6. Juli war er in Magdeburg, am 8. setzte er über die Elbe und kam nach Leitzkau, dem Sammelplatz seines Heeres. Noch einmal hatte er seinen Schwager Heinrich als Unterhändler an Boleslaw abgeschickt, aber auch diese Verhandlungen waren ebenso erfolglos, wie alle früheren, geblieben. So entbrannte denn ein Kampf, der den ganzen Osten Europas in Flammen setzte und dessen Ausgang für die Zukunft desselben von unberechenbaren Folgen sein konnte: ein Kampf, wie ihn die früheren Zeiten nicht gekannt hatten, der Völker in Verbindung brachte, die bis dahin, ohne auf einander zu achten, ihre besonderen Wege gewandelt waren, — ein Kampf, der die Deutschen in die schlesischen Gegenden führte, die sie bis dahin niemals betreten hatten und die sie sich doch in der Folge

nicht allein mit den Waffen, sondern auch mit ihrer Sprache, ihrer Sitte und Denkart dauernd gewinnen sollten.

Am 10. Juli brach der Kaiser mit seiner ganzen Heeresmacht von Leitzkau auf. Herzog Bernhard und viele andere sächsische Großen begleiteten ihn, wie auch die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Bremen und Magdeburg, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Minden, Münster, Paderborn, Halberstadt, Merseburg und Havelberg mit ihren Vasallen. Indem der Kaiser durch die Lausitz vorrückte, zogen ihm starke Hülfsschaaren der Böhmen und der heidnischen Liutizen zu. So drang er bis zur Oder bei Glogau vor, immer in Besorgniß vor einem feindlichen Hinterhalt, weshalb er geflissentlich jeden Kampf vermied. Am 9. August lag er mit dem Hauptheere, wie mit den Böhmen und Liutizen bei Glogau, welches Boleslaw besetzt hielt; zugleich aber hatte dieser, des Feindes Absichten errathend, eine Abtheilung seines Heeres auf den Weg nach Nimptsch gesandt, damals einem der festesten Plätze Schlesiens. Zwölftausend Mann, den besten Theil seines Heeres, schickte der Kaiser in Eile ab, um Nimptsch, noch ehe die Polen einrückten, zu nehmen. Auf seinem Marsche stieß dieses deutsche Heer auf die Polen und brachte ihnen eine Niederlage bei, konnte jedoch nicht verhindern, daß sie die Burg besetzten. Nimptsch wurde nun sofort belagert; der Kaiser eilte selbst herbei und ließ die Burg von allen Seiten umschließen. Aber vergebens hoffte man dadurch die Uebergabe zu erreichen. Die Belagerung zog sich in die Länge; beide Theile bauten Maschinen zum Angriff und zur Vertheidigung. Nach drei Wochen versuchte der Kaiser den ersten Sturm, der aber von der tapferen und aufs Neue verstärkten Besatzung abgeschlagen wurde, und bald nachher gelang es ihr sogar die Belagerungsmaschinen des Kaisers gänzlich zu zerstören. Boleslaw hatte sich inzwischen von Glogau nach Breslau begeben und erwartete hier den Ausgang des Kampfes um Nimptsch.

Während die Deutschen so in Schlesien nicht mit dem besten Erfolge kämpften, waren zugleich glückliche Streifzüge der Polen nach anderen Seiten unternommen worden. Von Mähren aus hatte eine polnische Schaar den Markgraf Heinrich von Oestreich mit seinem Heer in einen Hinterhalt gelockt und ihm große Verluste beigebracht. Zweimal war dann auch Böhmen angegriffen worden. Zuerst hatte, während der Kaiser durch die Lausitz vorrückte, der junge Mesco mit zehntausend Mann in das unvertheidigte Land einen Einfall gemacht, es

zwei Tage verheerend durchzogen und war mit reicher Beute zu seinem Vater zurückgekehrt. Darauf war wenig später das mährische Heer Boleslaws in Böhmen eingebrochen und hatte das Land plündernd durchschwärmt, ohne einem Widerstand zu begegnen; erst auf dem Heimwege hatte es einen Kampf zu bestehen, indem Markgraf Heinrich, begierig den ihm angethanen Schimpf zu rächen, ihm nacheilte, es überfiel, zerstreute und zahlreiche Gefangene machte. Auch die Lausitz hatten inzwischen im Rücken des Kaisers Boleslaws Leute verheert und am 15. August Belgern an der Elbe angegriffen. Eine liutizische Schaar, die gesondert ausgezogen war, wurde in einen Kampf mit den Polen verwickelt, in dem sie nicht geringe Verluste erlitt, so daß sie sich nach der Verwüstung des feindlichen Landes in ihre Heimath zurückzukehren beeilte.

Die Nachrichten, welche der Kaiser von allen diesen Seiten empfing, waren nichts weniger als tröstlich; von der Unterstützung der Russen, auf die er vor Allem gerechnet hatte, verlautete überdies Nichts, und noch immer hielt sich Rimptsch. Ein neuer Sturm, den Herzog Udalrich mit den Böhmen versuchte, mißlang; ein anderer Angriff der Liutizen hatte keinen besseren Erfolg, und schon brachen ansteckende Krankheiten im Heere des Kaisers aus, die Viele der Seinen fortrafften. Da faßte er den Entschluß, die Belagerung aufzuheben und Schlesien zu verlassen, um wenigstens Böhmen und Sachsen vor feindlicher Ueberschwemmung zu schützen. Da die Lausitz von den Feinden besetzt war, zog er auf sehr beschwerlichen Wegen über die Sudeten im September nach Böhmen, setzte das Land in Vertheidigungszustand und kehrte dann mit seinem sächsischen und wendischen Heere über Meißen nach Merseburg zurück. Auf diesem Wege muß man auf Feinde gestoßen sein, denn der Abzug aus Böhmen war nach Thietmars Zeugnisse noch gefahrvoller als der Einmarsch. Das Heer des Kaisers schmolz immer mehr zusammen. Dazu kamen innere Zerwürfnisse, die schwere Folgen nach sich ziehen konnten. Schon einmal waren die Liutizen höchlich erbittert worden, als von den Leuten des Markgrafen Hermann eines ihrer Götterbilder mit einem Steine geworfen war, und nur durch eine Buße von zwölf Pfunden hatte der Kaiser ihren Zorn beschwichtigt. Als sie nun auf dem Heimwege bei Wurzen über die Mulde schifften, fiel ein anderes Götterbild in den Fluß und versank. Ein Zeichen göttlichen Zorns sahen sie in diesem Unfall; voll Unmuth gegen ihre christ-

lichen Bundesgenossen zogen sie ab und kehrten in die Heimath zurück. Sie wollten sich ganz von dem Dienst des Kaisers lossagen; kaum hielten sie die Häuptlinge vom offenen Abfall zurück.

Ueber den Abzug Heinrichs von Nimptsch hatte Boleslaw gewaltig frohlockt und sogleich den Befehl erlassen, daß seine Kriegsschaaren in der Lausitz über die Elbe setzen sollten. Schon am 19. September waren darauf die Polen über den Fluß gegangen und hatten das Land zwischen der Elbe und Mulde unter den fürchterlichsten Verwüstungen durchzogen; große Beute und mehr als tausend Gefangene führten sie über die Elbe zurück. Zu derselben Zeit war von einem nur etwa 600 Mann starken polnischen Heereshaufen ein dritter Einfall in Böhmen gemacht, der aber einen üblen Ausgang für die Polen nahm und von dem nur Wenige heimkehrten. Während Boleslaw so die Deutschen und Böhmen nicht allein zum Rückzuge genöthigt, sondern auch in ihren eigenen Ländern hatte angreifen lassen, war von den Seinen auch der russische Angriff zurückgewiesen. Denn der Großfürst war in der That, obschon später als Heinrich erwartete, mit Heeresmacht in das polnische Gebiet eingefallen und hatte eine Burg Boleslaws belagert. Da er aber hier einem hartnäckigen Widerstande begegnete, war er nicht weiter vorgedrungen, sondern hatte sich alsbald zum Rückzuge gewandt. Glücklich von den Gegnern Boleslaws scheint allein König Stephan gekämpft zu haben, wenigstens gelang es diesem, eine Burg an der polnischen Grenze zu erobern, welche Boleslaw der Obhut des Gyula übergeben hatte; Gyula war ein Oheim Stephans, den derselbe im Jahre 1003 aus der Herrschaft über Siebenbürgen verjagt hatte.

Der Kriegszug, von dem sich der Kaiser die größten Erfolge versprochen hatte, war vollständig gescheitert. Unsägliche Mühseligkeiten hatte sein Heer ausgehalten und trotzdem die schwersten Verluste erlitten, das deutsche Land war den Angriffen der Polen ausgesetzt, die Treue der Liutizen schwankte, und die sächsischen Großen verlangten sehnlichst nach Frieden. Auch der Bund mit den Russen hatte keine Vortheile gewährt. Der Kaiser, der erst spät zu Merseburg von dem Ausrücken des Großfürsten vernahm, scheint lange geglaubt zu haben, daß dieser ihn absichtlich in seinen Hoffnungen getäuscht habe. Alles konnte ihm den Frieden nur erwünscht machen, und doch verlangte sein Widersacher noch mehr nach demselben als er selbst. So heroisch und umsichtig zugleich sich der Polenfürst in diesem Kampfe gezeigt hatte — es war der

größte und gefährlichste seines Heldenlebens —, so reichten die Hülfskräfte seiner Herrschaft doch nicht von ferne aus, so vielen Gegnern zugleich dauernd die Spitze zu bieten. Wie durch ein Wunder war er seinen Feinden entgangen; er war viel zu klug, um sich auf ein neues Wunder zu verlassen. Unter günstigeren Umständen glaubte er ohnehin nie seinen Frieden mit dem Kaiser abschließen zu können. Er schickte deshalb sofort einen Boten nach Merseburg, der über die Auslieferung der Gefangenen unterhandeln, zugleich aber auch anfragen sollte, ob ein Friedensunterhändler beim Kaiser Zutritt finden würde. Auf das unablässige Drängen der sächsischen Großen erklärte sich der Kaiser endlich die Vorschläge des Polen zu hören bereit.

So begannen im October die Friedensverhandlungen. Der Kaiser selbst verließ zwar bald darauf Sachsen und ging über Bamberg und Würzburg nach Frankfurt, wo er das Weihnachtsfest feierte, aber die sächsischen Fürsten setzten inzwischen die Verhandlungen fort, und am 30. Januar 1018 wurde der Friede zu Bautzen von dem Erzbischof von Magdeburg, dem Bischof von Halberstadt, dem Markgrafen Hermann von Meißen, dem Grafen Dietrich und dem kaiserlichen Kämmerer Friedrich auf des Kaisers Geheiß beschworen. „Die Bedingungen des Friedens waren," wie Thietmar sagt, „nicht wie sich geziemt hätte, aber doch so günstig, wie sie bei den abwaltenden Umständen zu erreichen waren." Das Lausitzer- und Milzenerland blieb, wie im Frieden des Jahres 1013, dem Polen. Auch über sein Lehnsverhältniß zum deutschen Reiche scheint keine neue Bestimmung getroffen, sondern Alles vielmehr in den früheren Zustand zurückgekehrt zu sein. Vier Tage nach dem Friedensschluß wurde Oda, eine Schwester Markgraf Hermanns, um welche der alte Polenherzog schon lange geworben hatte, ihm als Gemahlin zugeführt. Es war die vierte Ehe, die Boleslaw schloß, der mit der Politik die Frauen zu wechseln pflegte. Trotzdem preist Thietmar, ein so erbitterter Feind des Polen er ist, Oda wegen dieses ruhmreichen Ehebundes glücklich. Auch Boleslaws Sohn Mesco vermählte sich damals oder doch wenig später mit einer Deutschen, mit Richeza, einer Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried und Enkelin Kaiser Ottos II. Gleichzeitig muß auch zwischen Ungarn und Polen ein Friede geschlossen sein; doch besitzen wir über die Zeit des Abschlusses und die Bedingungen keine Nachricht.

Die langen Kämpfe zwischen Kaiser Heinrich und seinem größten,

ihm allein ebenbürtigen Gegner hatten ausgetobt; in Frieden lebten fortan mit einander die beiden mächtigsten Kriegsfürsten der Zeit. Boleslaw hatte allerdings die Marken, die er nach Ottos III. Tode an sich gerissen, schließlich behauptet, und Niemand könnte sagen, daß er als Besiegter aus diesen Kämpfen hervorgegangen sei. Aber doch hatte Heinrich so viel erreicht, daß der Pole weit ab von dem letzten Ziele blieb, das er seinen Thaten gestellt hatte und dem er sich einst mit Riesenschritten zu nähern schien. Meißen und Böhmen behaupteten die Deutschen, jenes große Westslawenreich blieb im Plan, das Lehnsverhältniß Polens zum deutschen Reiche wurde nicht gelöst: so lange Heinrich lebte, wagte Boleslaw nicht sein Haupt mit einer Königskrone zu schmücken.

Der Friede mit dem Kaiser gab Boleslaw nun freie Hand gegen die Russen, und Heinrich selbst scheint zufrieden gewesen zu sein den rastlosen Geist des streitlustigen Mannes nach dieser Seite zu lenken. Mit einem großen polnischen Heere, dreihundert deutschen Rittern, fünfhundert Magyaren und tausend Petschenegen stürmte Boleslaw im Sommer 1018 gegen das russische Reich an, um seinen Eidam Swätopolk in die verlorene Herrschaft zurückzuführen. Am 22. Juli kam es am Bug zur Schlacht, und gleich beim ersten Angriff floh Jaroslaw mit seinen Russen vor der Tapferkeit der Polen, Deutschen und Ungarn. Siegreich und ohne weiterem Widerstand zu begegnen, drang Boleslaw tief in Rußland ein. Nach kurzer Belagerung öffnete auch Kiew dem Sieger die Thore. Am 14. August zog er in die Stadt ein; der Erzbischof empfing feierlich, die Reliquien der Heiligen tragend, ihn in der Kirche der heiligen Sophia. Damals soll Boleslaws Schwert, „das schartige“, mit dem dann Jahrhunderte lang die polnischen Könige bei ihrer Krönung umgürtet wurden, ein Ehrengeschenk Ottos III., an der goldenen Pforte seine glorreichen Scharten erhalten haben.

Kiew war eine Stadt, wie sie Boleslaw in seinem weiten Reiche nicht kannte, der Mittelpunkt eines weitverzweigten Handels, der Sammelplatz der verschiedensten Völker. Die zahlreichen Slawenstämme sah man hier mit scandinavischem Kriegsvolk gemischt, wie es Ruriks Geschlecht immer von Neuem an die Ufer des Dniepr lockte. Acht Marktplätze waren, wie Thietmar berichtet, in der Stadt und mehr als vierhundert Kirchen. Zum Herrn der Stadt und des Reichs setzte Boleslaw seinen Eidam ein und legte sein Heer ringsum in die Festen des er-

oberten Landes. Mit kostbaren Geschenken aus der Beute schickte er Boten zu Kaiser Heinrich und bat ihn, seine Ergebenheit und Dienstwilligkeit versichernd, um ferneren Beistand. Andere Boten gingen nach Constantinopel, um dem griechischen Hofe ein Friedensbündniß anzutragen; verschmähe man seine dargebotene Rechte, ließ Boleslaw melden, so würden die Griechen einen tödtlichen und unbezwingbaren Feind in ihm finden. Welche Stellung nimmt da dieser Pole ein, unter dessen Fahnen die deutschen Ritter Kiew besetzen, der als der Vertreter der abendländischen Christenheit dem Griechenthum Frieden aufzwingt oder einen Kampf ankündigt, indem er des Sieges gewiß ist! Welche Bedeutung hatte der polnische Name gewonnen, der noch vor einem Menschenalter kaum genannt war!

Während der Ruhm des Polen so in dem hellsten Siegesglanze strahlte, hatte sich dagegen Kaiser Heinrich in Unternehmungen bedenklichster Art verwickelt, die sein Ansehen wenig erhöhen konnten.

9.

Die Kämpfe um Burgund.

Schon im Jahre 1006 hatte der König Rudolf III. von Burgund, um seine zusammenbrechende Macht zu stützen, wie erzählt ist (S. 50), Heinrich die Erbfolge im burgundischen Reiche zugesichert und ihm die Stadt Basel gleichsam als Unterpfand der Erbschaft abgetreten. Unfraglich war Heinrich als Sohn der Gisela, der ältesten Schwester des Königs Rudolf, bei dem Aussterben der männlichen Linie des burgundischen Königshauses der nächstberechtigte Erbe des Reichs, wenn das Erbrecht der weiblichen Linie anerkannt wurde. Aber der burgundische Adel war ein solches Erbrecht gelten zu lassen keineswegs gesonnen; er meinte vielmehr nach Rudolfs Tode selbst frei über die Krone verfügen zu können. Die Erhebung der Capetinger in Frankreich stand ihm als Beispiel und Vorbild vor Augen; so wenig, wie der französische Adel, wollte er sich einen unbequemen Fremdling als Lehnsherrn aufdrängen lassen. Je mächtiger aber der Adel im Lande war, um so mehr war seine Einsprache zu fürchten. Man konnte unschwer voraussehen, daß Heinrich nicht ohne große Kämpfe sein Erbrecht durchsetzen würde. So

lange seine Herrschaft noch unbefestigt schien, zeigten sich die Großen Burgunds um die Zukunft weniger besorgt, obschon sich die Verbindungen ihres Königs mit dem deutschen Reich immer fester schlangen und die burgundischen Bischöfe öfters bereits auf den deutschen Synoden erschienen. Als aber Heinrich die Kaiserkrone und dann auch in Italien allgemeine Anerkennung gewann, steigerte sich in Burgund die Furcht vor dem deutschen Herrscher, und der Widerstand regte sich gegen den eigenen König, der das Reich den Deutschen überantworten wollte.

An der Spitze des burgundischen Adels stand Otto Wilhelm, ein Mann, den ein wunderbar bewegtes Leben in die mannigfaltigsten Verhältnisse verwickelte. Er war ein Lombarde von königlichem Geschlecht, ein Sohn jenes Adalbert und Enkel jenes Berengar, denen Otto I. die Herrschaft Italiens entrissen hatte; seine Mutter Gerberga scheint dem Königshause von Burgund verwandt gewesen zu sein. Bei dem Fall seines Hauses hatte man ihn, noch einen Knaben, in Sicherheit gebracht; lange blieb er im Verborgenen, bis er endlich durch einen Mönch seiner Mutter zugeführt wurde, die sich inzwischen mit Heinrich, jenem Bruder Hugo Capets, dem das französische Herzogthum Burgund zugefallen war, in zweiter Ehe vermählt hatte. Als Herzog Heinrich im Jahre 1002 starb, erhob Otto Wilhelm Ansprüche auf das Kronlehen seines Stiefvaters. Aber König Robert zog das Herzogthum damals ein, um es einem seiner Söhne zuzuwenden. Otto Wilhelm ergriff nun die Waffen gegen Robert, erreichte aber nach langen Kämpfen doch nicht mehr als ein Abkommen, welches ihm gegen Verzichtleistung auf das Herzogthum einzelne Besitzungen in dem östlichen Theile desselben sicherte. So in seinen Erwartungen getäuscht, suchte der unruhige Mann, der durch Familienverbindungen mit mehreren französischen Großen bereits eine einflußreiche Stellung gewonnen hatte, in dem Königreich Burgund eine seiner würdige Rolle zu spielen. Es gelang ihm durch die Gunst König Rudolfs bedeutende Lehen dort zu gewinnen, und bald war Niemand im Lande ihm an Macht, Reichthum und Einfluß zu vergleichen. Selbst wohl nach der Krone das Auge erhebend, wurde er dann ein entschiedener Gegner der deutschen Herrschaft und, indem er sich an die Spitze des mißvergnügten Adels stellte, aus dem ersten Dienstmanne des schwachen Königs dessen ärgster Dränger und Peiniger.

Im Anfange des Jahres 1016 war die Noth Rudolfs so hoch



gestiegen, daß er den Entschluß faßte, seinem sorgenvollen Regiment zu entsagen und es sofort in Heinrichs Hände niederzulegen. Besonders wirkte auf diesen Entschluß seine zweite Gemahlin Irmengard ein, die ihren beiden Söhnen aus einer früheren Ehe so eine glänzende und gesicherte Zukunft zu bereiten hoffte. Nach dem Wunsche des burgundischen Königspaars hatte Heinrich mit ihm um Pfingsten 1016 eine Zusammenkunft zu Straßburg; hier übertrug Rudolf seinem Neffen die Regierung Burgunds und versprach ohne dessen Einwilligung in allen wichtigen Angelegenheiten Nichts mehr zu entscheiden. Die anwesenden burgundischen Großen mußten dem Kaiser den Vasalleneid leisten, und dieser übte auch sogleich die wichtigsten Regierungsrechte für Burgund aus, investirte einen Bischof, sprach Otto Wilhelm die Lehen im Königreiche ab und ertheilte dieselben den Söhnen der Irmengard. Mit verschwenderischer Freigebigkeit wurden die Königin, ihr Gemahl und alle burgundischen Großen, die sie begleiteten, vom Kaiser beschenkt. Froh des schnell und glücklich beendeten Geschäfts zogen die Burgunder von dannen; der Kaiser aber rüstete ein Heer, um nach Burgund zu ziehen und von seinem neuen Reiche Besitz zu ergreifen.

Wenn der Kaiser geglaubt hatte, daß das Straßburger Abkommen allein genügen würde seiner Herrschaft ein neues Königreich hinzuzufügen, so sollte er sich alsbald bitter enttäuscht sehen. Kaum hatte Otto Wilhelm von den letzten Vorgängen Kunde erhalten, so rüstete er sich zum offenen Widerstande gegen die Deutschen, setzte seine Burgen in wehrhaften Stand und bereitete sich den Feind an den Grenzen mit bewaffneter Macht zu empfangen; den von Heinrich eingesetzten Bischof ließ er mit Hunden aus seinem Bisthum hetzen. Indessen rückte Heinrich mit seinem Heere an. Gegen Ende des Juni stand er vor Basel und überschritt bald darauf die Grenzen Burgunds. Aber überall fand er sich die Wege versperrt, und es gelang ihm nicht die festen Burgen, die in dem Lande zerstreut lagen, zu brechen. Obwohl er während des ganzen Sommers und bis gegen das Ende des October in den burgundischen Gegenden mit seinem Heere lag, mußte er sich begnügen die Grenzdistricte mit Feuer und Schwert zu verwüsten und endlich ohne einen nennenswerthen Erfolg das Land räumen. Voll Unmuth über den üblen Ausgang des Zuges kehrte er heim; um so mehr in seinen Hoffnungen getäuscht, als Rudolf selbst bereits in seinem Entschlusse wankend gemacht war. Mit heuchlerischer Ergebenheit hatte sich der

burgundische Adel wieder seinem Könige genähert, Treue, Gehorsam und Dienstpflicht ihm bis in den Tod versprochen, wenn er nur die Fremden vom Lande fern hielte. Der weibische und wetterwendische König hatte sich wirklich umstimmen lassen; er söhnte sich mit den Großen aus und bat den Kaiser den Straßburger Vertrag rückgängig zu machen. Heinrich scheint in der That aus Mitleid mit seinem Oheim seinen Rechten an der Regierung Burgunds entsagt zu haben, wenigstens setzte er den Kampf um dieselben für den Augenblick nicht fort, da ihm überdies damals der Polenkrieg noch vollauf zu thun gab.

Nur kurze Zeit verging, und König Rudolf erkannte, wie trügerisch die Versprechungen seines Adels gewesen waren. Das alte Spiel der Ränke, Gewaltthaten und offenen Verhöhnungen seiner Majestät begann von Neuem; schon nach Jahresfrist sah er sich abermals den Beistand seines Neffen in Anspruch zu nehmen genöthigt. Er erschien mit seiner Gemahlin, seinen Stiefsöhnen und einem großen Gefolge von Hofleuten im Februar 1018 vor dem Kaiser zu Mainz und erneuerte nicht nur den früheren Vertrag, der feierlich beschworen wurde, sondern übergab auch zugleich Krone und Scepter Burgunds an seinen Neffen. Unabänderlich schien jetzt sein Entschluß den drückenden Herrschaftssorgen zu entsagen; mindestens glaubte dies Heinrich, der für den Sommer sich zu einer neuen Fahrt nach Burgund rüstete, wo er diesmal mit größerer Heeresmacht auftreten wollte, um jeden Widerstand gleich im Keime zu ersticken.

Nachdem der Kaiser die Osterzeit in den niederlothringischen Gegenden, die Pfingstzeit in dem rheinischen Franken verlebt und zu Bürgel am Main zwischen Offenbach und Hanau einen großen Fürstentag gehalten hatte, brach er gegen Burgund auf. Aber schon fand er sich abermals von König Rudolf verlassen. Die jämmerliche Schwäche desselben war von Neuem von dem burgundischen Adel benutzt worden, um ihn von seinem Neffen abzuziehen und zum Bruch der gegebenen Versprechungen zu verleiten. Der Kaiser mußte seine Waffen jetzt sogar gegen seinen Oheim selbst richten und drang verheerend bis zur Rhone vor. Aber aller Anstrengungen ungeachtet blieb auch dieser zweite Zug ohne erhebliche Erfolge. In den letzten Tagen des August traten die Deutschen den Rückzug an, auf dem Herzog Dietrich von Oberlothringen von einem burgundischen Heere überfallen wurde und nur mit genauer Noth den Feinden entkam; es fehlte wenig daran, daß sich sein Unfall

von Obernheim wiederholte. Der Kaiser begab sich nach Zürich, wo er zur Vertheidigung des Landes und zur Fortsetzung des Kriegs auf einem Landtage die nöthigen Ordnungen traf und volle fünf Wochen verweilte. Dann ging er nach Basel, wo er im October der Einweihung der von Bischof Adalbero erbauten Kathedrale beiwohnte*); er war in der trübsten Stimmung wegen des abermals mißglückten Unternehmens. So fuhr er den Rhein hinab und verlebte den Anfang des Winters in Lothringen. Später begab er sich nach Sachsen, wo er zu Paderborn bei Bischof Meinwerk das Weihnachtsfest feierte.

Der burgundische Krieg wurde fortgesetzt, ohne daß der Kaiser weiteren Antheil an demselben nahm. Wir wissen von den Vorgängen desselben nicht mehr, als daß Bischof Werner von Straßburg, Graf Welf und mehrere andere schwäbische Große im Jahre 1020 einen neuen Einfall in Burgund machten und eines Sieges sich rühmten, der aber doch ohne erhebliche Folgen geblieben sein muß, da sich die deutsche Herrschaft in Burgund nicht festzusetzen vermochte. Erst im September 1023, als der Kaiser abermals nach Basel kam, scheint ein Friede abgeschlossen zu sein und Heinrich in demselben seinen Regierungsrechten in Burgund für die Lebzeiten Königs Rudolf von Neuem entsagt zu haben.

Für Burgund war es unfraglich ein Mißgeschick, daß es nicht schon damals unter die Herrschaft unserer Kaiser fiel. Die Faust regierte allein fortan in dem herrenlosen Lande; ein wüster, gesetzloser Zustand ohne Gleichen riß ein, so daß endlich die Bischöfe auf eigene Hand einen allgemeinen Landfrieden aufrichteten, den sie die Eingeborenen des Landes zu beschwören zwangen, indem sie jeden Eidweigerer mit Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft bedrohten. Dennoch steuerte dieser Landfriede auf die Dauer weder den Fehden des Adels, noch sicherte er die niederen Klassen und die Geistlichkeit vor Gewalt. Der kluge Bischof Gerhard von Cambray hatte Recht, wenn er einen solchen durch die bischöfliche Gewalt errichteten Frieden für einen Eingriff in die königlichen Rechte erklärte und durch denselben die Zahl der Meineide freventlich zu vermehren warnte.

*) Damals wurde wahrscheinlich jene kostbare und merkwürdige Altartafel zu Basel vom Kaiser gestiftet, die leider neuerdings nach Paris verkauft ist.

10.

Herstellung der Ordnung in Deutschland.

Der erste frische Glanz der Kaiserkrone war in den mühereichen und doch wenig ergiebigen Kämpfen mit Polen und Burgund schnell geblichen: die Gegner Heinrichs erhoben sich deshalb alsbald von Neuem gegen sein strenges Regiment, und eine lange Reihe innerer Fehden lief neben jenen äußeren Kriegen her oder knüpfte unmittelbar an diese an. Es bedurfte nicht geringer Anstrengung, um die Ordnung im Innern herzustellen.

Beruhigung Lothringens.

Vor Allem war das untere Lothringen von inneren Kämpfen betroffen, da Herzog Gottfried noch immer schwer an der Eifersucht und dem Hasse der alten im Lande mächtigen Geschlechter zu tragen hatte und überdies die Luxemburgische Verwandtschaft, nachdem sie sich einmal gegen den Kaiser erhoben, nicht so leicht zu willigem Gehorsam zurückgeführt werden konnte. Wenn auch die Schwäger des Kaisers die mit so geringem Glücke geführten Waffen nicht wieder ergriffen, so sah man sie doch — und gewiß nicht mit Unrecht — noch immer als die geheimen Triebfedern des fortschleichenden Aufstandes an. Von allen Seiten fand sich Gottfried von Feinden und Widersachern umgeben. Hier befehdete ihn der reiche Graf Gerhard, der Kaiserin Schwager, dessen Güter sich weithin durch den Elsaß und ganz Lothringen erstreckten; dort lag der holländische Graf Dietrich, der Kaiserin Neffe, bald mit den Friesen, bald mit dem Utrechter Bischof in Kampf und machte das Einschreiten des Herzogs nöthig; überall traten die alten unversöhnlichen Feinde seines Geschlechts, die Sprößlinge des ersten Herzoghauses, die Grafen von Löwen und dem Hennegau, welche die Ansprüche ihres Stammes auf Lothringen durch die Vermählung des Grafen Lambert mit einer Tochter des letzten Karolingischen Herzogs noch verstärkt zu haben glaubten, ihm in den Weg und boten allen seinen Gegnern willig die Hand.

Erst durch mehrjährige schwere Kämpfe gelang es Lothringen zu beruhigen und das Ansehen Gottfrieds zu sichern. Zuerst unterlag Graf Lambert seinem Schicksal. Am 12. September 1015 wurde er auf dem Felde von Fleurus überwunden und fand mit Vielen der Seinen den Tod. Niemand trauerte sonderlich um ihn; denn er war ein wüster Geselle und Raufbold gewesen, der oft selbst an heiliger Stelle unmenschliche Freventhaten verübt hatte. Aber mit Lamberts Tode war der Streit nicht entschieden. Die Blutrache trieb seinen Sohn Heinrich und seinen Neffen Raginar in den Kampf, und während Gottfried mit diesen Gegnern zu schaffen hatte, war auch bereits Graf Gerhard mit seinem zahlreichen Anhang in die Waffen getreten und beunruhigte die Gegenden an der Eifel. Vielfache Raubzüge, Streifereien, Ueberfälle von beiden Seiten hatten geringen Erfolg und zeigten nur, daß die Streitkräfte sich ziemlich gewachsen waren. Endlich kamen die Fehdenden über Zeit und Ort überein, wo sie mit voller Macht im offenen Kampfe ihre Sache beenden wollten; ein großes Gottesgericht sollte den langen Hader schlichten. Gerhard stellte sich mit den Seinen, unter denen sich sein einziger Sohn Siegfried, sowie sein Schwestersohn — jener fränkische Graf Konrad, der noch einst zum Kaiserthron aufsteigen sollte —, Graf Balderich und viele andere edle Herren befanden. Ihm gegenüber erschien Herzog Gottfried, dem eine nicht geringere Anzahl tüchtiger Kämpfer folgte. Am 27. August 1017 wurde die Schlacht geschlagen*), und das Gottesurtheil fiel gegen Gerhard aus. Seine Leute geriethen in wilde Flucht, sein Sohn wurde gefangen, Konrad verließ schwerverwundet den Platz. Unter den Todten fand man auch einen gewissen Walter, einen Burgunder von Geburt, der einst in Gerhards Gefangenschaft gerathen und dann in seine Dienste getreten war. Er hatte sich in jungen Jahren dem Dienste der Kirche geweiht und trug noch das geistliche Kleid, aber angeborene Wildheit des Gemüths trieb ihn das Brevier mit dem Schwerte zu vertauschen. Lange war er einer der gefürchtetsten Räuber seiner Zeit; die Schrecken des Krieges schienen seine größte Freude; nur an dem Tage, heißt es, fand man ihn heiterer Laune, an dem er seinen Speer mit Blut gefärbt oder ein Gotteshaus eingeäschert hatte.

Dieser Sieg Gottfrieds trug viel dazu bei, einen fried-

*) Der Schlachtplatz ist unbekannt.

licheren Zustand in Lothringen herzustellen. Bis zu welchem Grade man aber doch noch das Gesetz zu verhöhnen und des Kaisers zu spotten wagte, zeigten die Frevelthaten der Gräfin Adela, die damals alle Gemüther mit Schrecken erfüllten und die einen so tiefen Blick in das Sittenverderbniß der höheren Stände zu jener Zeit werfen lassen, daß wir derselben hier ausführlicher gedenken müssen. Es ist ein düsteres Bild, das wir entrollen.

Adela war aus einem vornehmen sächsischen Geschlecht, die Tochter eines Grafen Wichmann, der in Westfalen, Friesland und im niederen Lothringen reich begütert war und eine Zeit lang auch die Stadtgrafschaft in Gent bekleidet hatte. Graf Wichmann stand nicht allein in dem Rufe eines reichen und kriegstüchtigen Mannes, sondern hatte auch den Ruhm frommer Gesinnung gewonnen, da er im Jahre 966 das Kloster des heiligen Vitus auf dem Eltenberge bei Emmerich gestiftet und mit einem großen Theile seiner Stammgüter ausgestattet hatte.

Wichmann starb, ohne Söhne zu hinterlassen; es überlebten ihn nur zwei Töchter, so unähnlicher Natur, wie sie selten demselben Stamme entsprießen. Liudgarde, die ältere, war ein Muster aller weiblichen Tugenden, sanft, sittsam, fromm; sie hatte ihr Leben dem Dienste Gottes geweiht und war die erste Aebtissin des von ihrem Vater gestifteten Klosters. Ihre Schwester Adela dagegen, dem sächsischen Grafen Immed, einem sehr vornehmen und dem kaiserlichen Hause verwandten Manne, bereits in früher Jugend vermählt, war habgierig, prunksüchtig, herrisch und hoffährtig ohne Gleichen; schon ihr trotziger Blick und ihre schreiende Stimme verriethen sie als ein Mannweib der schlimmsten Art. Aber Geist, Muth und Geschicklichkeit rühmten ihr selbst ihre Feinde nach, die sie zu allen Zeiten im Uebermaße hatte. Weit und breit kannte man keine feineren Stickereien als von ihrer Hand, keine kunstreicheren Gewebe, als sie von ihren Mägden anfertigen ließ.

Sofort nach des Vaters Tode brach ein Zwist zwischen den unähnlichen Schwestern aus. Adela erhob Ansprüche auf jene Erbgüter, welche der Vater dem Kloster geschenkt hatte; Liudgarde vertheidigte die Rechte des Klosters. Der Zwist wurde zur tödtlichen Feindschaft, als Liudgarde auch ihr Erbe dem Kloster zuwandte. Da die Aebtissin nicht lange darauf an Gift starb, meinte Jedermann, daß die Schwester die Mörderin sei, und der Verdacht schien sich dadurch zur Gewißheit zu

steigern, daß Adela sich gleich mit Gewalt der Erbgüter ihres Geschlechts, die an das Kloster gefallen waren, bemächtigte. Auf ein kaiserliches Gebot mußte Adela freilich weichen und dem Kloster sein Eigenthum zurückstellen, aber Niemand fand sich, der die Anklage des Mords gegen die mächtige Frau zu erheben wagte.

Inzwischen war Adela früh ihres Gemahls beraubt worden, der ihr außer zwei Töchtern zwei Knaben hinterließ: Dietrich, der in des Vaters Ehren und Würden eintreten sollte, und Meinwerk, der schon als Knabe für den geistlichen Stand bestimmt war, als Jüngling in die kaiserliche Kanzlei eintrat und dann als Bischof von Paderborn einen so berühmten Namen gewann. Adela, die ihre Wittwenschaft in offenkundiger Zügellosigkeit verlebte, fühlte dennoch bald, daß sie eines verwegenen Gatten bedürfe, der ihr Interesse zu dem seinigen mache und es erforderlichen Falls mit der Faust durchzukämpfen bereit sei. Sie fand einen solchen in einem Ritter, mit Namen Balderich, dem Neffen eines lothringischen Grafen Gottfried; dieser Graf war am unteren Rhein sehr begütert und hatte nur einen schwachsinnigen Sohn zum Erben, so daß Balderich nach dem Tode des Oheims dessen Grafschaft im Gau der Attuarier*) zu erlangen hoffte. Auch Balderich hatte große Besitzthümer; Reichthum häufte sich so auf Reichthum. Dennoch befriedigte Adela nicht, was sie besaß; sie dachte nur an das, was ihr nach ihrer Meinung unrechtmäßiger Weise entrissen. Nicht eher ruhte sie, als bis Balderich mit seinen und ihren Mannen das Kloster Elten überfiel, sich der nahe gelegenen Burg bemächtigte und in den geweihten Räumen nach ihrem Willen schaltete. Abermals trat kaiserliches Gebot dem Raube entgegen; Otto III. nöthigte Balderich seine Beute fahren zu lassen und verurtheilte ihn überdies zu einer hohen Geldbuße. Dennoch wußte es Adela dahin zu bringen, daß im Jahre 997 ein Vergleich zwischen ihr und dem Kloster vor dem Kaiser geschlossen wurde, in dem sie wenigstens einen Theil der beanspruchten Güter erhielt.

Der lange Streit schien beseitigt. Kaum hatte indessen Otto III. die Augen geschlossen, so glaubte Adela, die Stunde, um volle Genugthuung zu erlangen, sei endlich erschienen. Balderich überfiel deshalb noch einmal das Kloster und bemächtigte sich der Besitzungen, welche

*) Der Gau der Attuarier dehnte sich auf dem linken Rheinufer aus, ihm gegenüber auf dem rechten Ufer der Gau Hamaland.

Adela beansprucht hatte. Doch auch diesmal nöthigte ihn bald das Gebot Heinrichs II. dem Kloster zurückzugeben, was ihm gehörte. Balderich und Adela wurden inne, daß sie nach dieser Seite hin nichts zu gewinnen vermöchten, und richteten nun ihre Blicke nach einem anderen Raube.

Graf Gottfried, der Oheim Balderichs, hatte nämlich dem sächsischen Grafen Wichmann, auf der anderen Seite des Rheins im Gau Hamaland, einem trefflichen jungen Mann, der mit dem Hause der Billinger in naher Verwandtschaft stand, eine Tochter zur Ehe gegeben und hoffte in dem angesehenen Eidam seinem schwachen Sohne eine Stütze zu gewinnen. Als Gottfried bald darauf starb, wurde in der That dieser Sohn trotz der körperlichen Gebrechlichkeit und geistigen Stumpfheit mit der Grafschaft belehnt; es geschah vornehmlich mit Rücksicht auf Wichmann, der in allen Dingen auch fortan für seinen Schwager eintrat. Balderich, in den lange genährten Erwartungen getäuscht, sah mit Groll, wie sich Wichmann im Attuariergau nicht allein als Graf geberdete, sondern auch mehr und mehr hier festsetzte und Burgen neben Burgen erbaute. Adela fachte den Groll zu verzehrender Rachgier an. Eine erbitterte Fehde entspann sich, und die Waffen wütheten unter den lothringischen und sächsischen Mannen der beiden Herren. Wichmann hatte einen Hügel an der Maas stark befestigt, um ihn zum Hauptstützpunkt seiner Macht jenseits des Rheins zu machen; Balderich umschloß diese Feste und nöthigte Wichmanns Leute dieselbe mit eigener Hand zu zerstören. Um nicht ganz das linke Rheinufer aufzugeben, verstärkte darauf Wichmann eine schon von der Natur feste Burg in der Nähe des Flusses, Munna genannt (Monterberg bei Calcar), auf alle Weise und wußte sich hier zu behaupten, während Balderich mit den Seinen die Umgegend schmählich verwüstete. Der König machte endlich der Fehde ein Ende. Er gebot Beiden bei seinem königlichen Zorn Frieden zu halten; vor seinen Augen mußten sie sich versöhnen.

Wichmann traute dem Frieden und trat bald darauf eine Pilgerfahrt nach Rom an. Aber die Zeit seiner Abwesenheit wußten Balderich und Adela für ihre Zwecke zu nützen. Balderich hatte sich inzwischen durch mehrfache Dienste die Gunst des Königs gewonnen; Adela erfreute sich der einflußreichsten Verbindungen am Hofe — ihr Sohn Meinwerk war bereits zum Bischof von Paderborn erhoben und



stand dem Herzen des Königs wie Wenige nahe —, sie ließ deshalb nicht ab in ihren Gemahl zu dringen, er möge die Gunst der Umstände benutzen, um die Grafschaft, die der Sachse an sich reiße, ihm zu entwinden. Balderich ging an den Hof; königliche Gunst und reiche Geschenke gewannen ihm, was er verlangte. Sein schwachsinniger Vetter wurde des Grafenamtes entsetzt; mit der Grafschaft und dem königlichen Befehl, daß Niemand sich dem Willen des Herrschers zu widersetzen wagen solle, kehrte Balderich heim.

Wie erstaunte Wichmann, als er auf dem Rückwege von diesen Vorgängen vernahm. Für seine und seines Schwagers Sache griff er sofort nach seiner Heimkehr zum Schwerte; die Fehde entbrannte aufs Neue, und schlimmer als zuvor. Der Bischof Adalbold von Utrecht, ein bei dem König sehr angesehener Mann, trat zwischen die Streitenden und suchte eine Ausgleichung herbeizuführen. Er brachte es wirklich dahin, daß die Hadernden einen Waffenstillstand schloſſen: aber so hoch war die gegenseitige Erbitterung schon gestiegen, daß sie kaum einen Tag den Vertrag hielten. Wichmann, der eine günstige Gelegenheit sah, um sich des gehaßten Gegners zu bemächtigen, glaubte diese nicht ungenützt vorübergehen lassen zu dürfen. Er überfiel Balderich aus einem Hinterhalt, doch dieser entkam ihm und setzte über den Rhein. Die Fehde nahm nun trotz des Vertrags ihren Fortgang, bis nach geraumer Zeit abermals ein Waffenstillstand geschlossen wurde.

Inzwischen war nach dem Tode des schwachen Herzogs Otto Gottfried von Verdun mit Niederlothringen belehnt worden. Lambert und Gerhard, den Feinden des Herzogs, schloß sich der unruhige Balderich an und ging dadurch mit seinem Weibe der kaum gewonnenen Gunst des Königs verlustig, während seine Stiefsöhne, Meinwerk von Paderborn und dessen Bruder Graf Dietrich, immer höher an Einfluß bei Hofe stiegen. Umsonst versuchte Adela ihre Söhne und durch sie den König zu gewinnen. Meinwerk mied jeden Verkehr mit der lasterhaften Mutter; so sehr er sonst mit ihrem Unternehmungsgeist auch ihre Habgier ererbt hatte, wies er doch ihre Geschenke mit Abscheu zurück. Von ihren Kindern verleugnet, fing Adela an auch ihr eigen Fleisch und Blut zu hassen und auf das Verderben desselben zu sinnen. Als Bischof Meinwerk den König auf seiner Romfahrt begleitete, vollführte sie eine verruchte Höllenthat, die sie lange bei sich erwogen hatte. Sie ließ ihren Sohn Dietrich am 7. April 1014 auf seiner Burg Uplade



(Hauberg bei Elten) überfallen und ermorden. Balderich nahm sofort von der Burg Besitz und wurde nun der thätigste Bundesgenosse aller derer, die in Lothringen den Landfrieden störten und Herzog Gottfried das Gegenspiel hielten. Während dieser, von Wichmann unterstützt, im Sommer 1015 nach Brabant gegen Lambert zog, eilte Balderich dem Grafen Gerhard zu Hülfe, der damals die Burg Heimbach an der Roer unweit Zülpich belagerte. Auf der Heimkehr von hier wurde Balderich von einem Vasallen Wichmanns bei Köln überfallen, gefangen genommen und nach Munna geschleppt. Nur mit schwerem Gelde kaufte er sich frei und mußte, von allen Seiten bedrängt, nicht allein Frieden schließen, sondern sich sogar Wichmann als Freund erbieten.

Balderichs und Adelas Sterne waren augenscheinlich im Sinken, und bald gestaltete ihre Lage sich schlimmer und schlimmer. Im Anfange des Jahres 1016 wurden sie vor den Richterstuhl des Kaisers nach Dortmund beschieden und hier die Anklage des Kindesmordes gegen Adela erhoben. Bischof Meinwerk, der den Bruder wie seinen Augapfel geliebt, trat selbst als Ankläger der Mutter auf und forderte die strengste Strafe für den Mord desselben. Adela wurde des Kindesmordes und des Verbrechens der beleidigten Majestät, Balderich der Theilnahme an ihren Schandthaten überführt. Ueber Adela wurde das Todesurtheil ausgesprochen. Der Kaiser schenkte ihr zwar das Leben, aber nur gegen Opfer, die ihrem habgierigen Gemüthe am schwersten fallen mußten; den größten Theil ihrer Besitzungen hatte sie der Kirche von Paderborn zum Eigenthum zu überlassen. Auch Balderich mußte sich durch Abtretung mehrerer Eigengüter von der Strafe lösen. Seitdem sannen Beide nur darauf, wie sie sich an Bischof Meinwerk, an dem Kaiser, an Wichmann, an Gottfried, an Allen, die es mit jenen in Lothringen hielten, auf das Empfindlichste rächen könnten.

Adela und Balderich sahen sich, da ihre Lage immer bedenklicher wurde, nach neuen, mächtigen Bundesgenossen um, und sie fanden einen solchen in Erzbischof Heribert, der gewöhnlich nur allzu geneigt war die Widersacher des Kaisers zu unterstützen. Balderich wurde Heriberts Vasall; Adela zeigte sich wider ihre Gewohnheit gegen fromme Stiftungen freigebig. Aber diese Freigebigkeit hatte keinen anderen Grund, als sich die Freundschaft des Erzbischofs zu gewinnen und zugleich ihrem Sohn Meinwerk sein Erbe zu entziehen. Meinwerk wurde hier an



seiner empfindlichsten Stelle verwundet. Nachdem alle seine Vorstellungen sich als vergeblich gezeigt hatten, legte er zuletzt selbst Hand an die Mutter, versicherte sich ihrer Person und führte sie gefangen fort. Er entließ sie zwar bald wieder, aber nur nach den dringlichsten Ermahnungen, ihre Leidenschaften zu zügeln und der Vernunft Gehör zu schenken. Aber was konnten Ermahnungen bei einem Weibe ihrer Art fruchten? Blindlings stürzte sie sich in das Verderben, welches mehr als verdient endlich über sie einbrach, als sie sich einer neuen Mordthat erfrechte.

Graf Wichmann hatte mit seinem Vetter Balderich zuletzt ein freundliches Verhältniß herzustellen gesucht. Er lud ihn zu einem festlichen Gelage und entließ seinen Gast mit allen Ehren und reichen Geschenken. Erfreut darüber bat ihn Balderich um einen Gegenbesuch, und Wichmann begab sich trotz vieler Warnungen, der Treue seines Vetters vertrauend, als Gast nach Uplade. Als er in die Burg trat, verhehlte er seinem Wirth nicht, mit welchen Besorgnissen man sein Herz erfüllt habe, aber der Wahrheit gemäß betheuerte Balderich, daß er nichts Uebles im Schilde führe. Auch Adela nahm mit großer Freundlichkeit den Gast auf, der sich bald in völlige Sicherheit einwiegen ließ. Nichtsdestoweniger umlauerte ihn der Verrath. Trotz ihrer gleißnerischen Freundlichkeit hatte Adela vom ersten Augenblicke an, wo Wichmann die Burg betrat, auf seinen Untergang gesonnen. Da sie auf ihres Gemahls Hülfe nicht glaubte zählen zu können, traf sie allein die Anstalten zum Morde. Erst wollte sie Wichmann durch Gift beim Mahle tödten; dieser Plan schien ihr indessen unausführbar und wurde verworfen. Auf seiner Heimkehr sollte nun Wichmann von ihren Schergen überfallen werden, einer ihrer Vasallen mit einem Knechte die Unthat vollführen. Als Wichmann heiter und wohlgemuth am 6. October 1016 Uplade verließ, gab ihm Balderich das Ehrengeleit aus der Burg. Herzlich sich begrüßend, trennten sich Beide, und Wichmann zog heimwärts, nur von wenigen Mannen begleitet. Als nun diese eine Strecke Weges zurückgeblieben und Wichmann mit einem seiner Knechte allein durch das Feld ritt — es war etwa eine Meile von Uplade —, brachen die von Adela gedungenen Mörder aus einem Versteck, drangen auf ihn ein, stießen ihn nieder und ergriffen dann schleunigst die Flucht. Wichmanns Mannen kamen erst zur Stelle, als die Mörder nicht mehr zu erreichen waren.

Der Mord wurde sogleich aller Orten ruchbar. Adela triumphirte laut über die gelungene Rache; Balderich fluchte ihr, da sie ihn ruchlos dem Verderben überliefere. Sein weichliches Zagen warf ihm mit Hohn das verwegene Weib vor: was hülfe es, in den Augen der Welt werde er doch für den Mörder Wichmanns gelten; wolle er nicht untergehen, so müsse er Haus und Hof schützen. So brachte sie ihn wenigstens zu dem Entschluß, Uplade zu bewehren. Bald stürmten Wichmanns Vettern, Freunde und Mannen heran. Bischof Dietrich von Münster hatte zuerst Kunde von dem Ereigniß erhalten; er hatte die Leiche seines Freundes nach Vreden begleitet und dort bestattet, dann rückte er sofort, nachdem er die Verwandtschaft Wichmanns aufgeboten, gegen Uplade. Auch Herzog Bernhard von Sachsen, ein Stammvetter des Erschlagenen und nun der Vormund seines kleinen Sohns, eilte herbei, tröstete die um ihren Herrn trauernden Mannen und führte sie gegen Balderichs Burg. Von anderer Seite zog zugleich Bischof Adalbold mit seinen Rittern heran. Schon brach Balderichs Muth; flüchtig verließ er die Burg und sein verruchtes Weib. Adela übernahm die Vertheidigung der Feste und leitete sie mit männlichem Muthe. Mit Hitze wurde Uplade berannt, mit Hartnäckigkeit widerstand es; selbst die Weiber zogen, mit Helmen bedeckt, auf die Mauer, um die Belagerer über die Stärke der Besatzung zu täuschen. Aber die Noth in der Burg stieg mit jedem Tage. Und nun nahte sich der Kaiser selbst, aus dem ersten burgundischen Feldzuge heimkehrend. Da bebte selbst Adela; sie schloß mit den Belagerern einen Vertrag, welcher ihr mit ihrer Habe freien Abzug gewährte. Uplade fiel in die Hände ihrer Feinde und wurde bis auf den Grund zerstört. Als der Kaiser nach Köln kam, bat ihn Erzbischof Heribert, der Balderichs Burg erhalten wollte, ihm die Belagerung derselben zu überlassen, und der Kaiser gewährte die Bitte: aber ehe Heribert zur Stelle kam, war die Burg bereits in einen Schutthaufen verwandelt.

Einst, wird erzählt, hatte Balderich in den Tagen des Glücks auf einem Söller seiner Burg Radinkheim (Renkum zwischen Wageningen und Arnheim) gestanden, und indem er das fette Land ringsumher und den reichen Ertrag der Felder überblickte, waren gotteslästerliche Gedanken in seiner Seele aufgestiegen. „Gott," sagte er zu den Umstehenden, „soll Alles vermögen, — und doch kann er mich in der Fülle meines Reichthums nicht zu einem armen Manne machen. Der Rhein



fließt an meinem Lande vorüber und bietet mir Alles im Ueberfluß, was Auge und Gaumen ergötzt, der nahe Wald liefert mir Wildpret in Fülle: wie sollte ich von solchem Reichthum zur Armuth herabsinken können?“ Jetzt war Balderichs Reichthum dahin; Erzbischof Heribert und Graf Gerhard gaben ihm das Gnadenbrod.

Bald darauf brach der Kampf zwischen Gerhard und Herzog Gottfried aufs Neue aus, Balderich stellte sich abermals auf Gerhards Seite und übernahm die Vertheidigung der Burg Heimbach. Um ihn sammelten sich Flüchtlinge und wüstes Gesindel, Leute, die gleich ihm keine Heimath mehr hatten. Auch der sächsische Graf Berthold, ein Bruder des entsetzten Markgrafen Werner, traf zu ihm. Es gelang diesem Berthold durch Verrath am 1. April 1017 Munna einzunehmen, welches Herzog Bernhard einem seiner Vasallen zur Vertheidigung übergeben hatte. Noch einmal fiel da ein Strahl der Hoffnung in Balderichs und Adelens Elend: aber schnell, wie er aufgeblitzt war, verschwand er. Wenige Monate darauf entschied sich der Kampf für Herzog Gottfried, und Balderich selbst gerieth in die Gefangenschaft seiner Feinde. Ob er derselben durch Flucht entkam oder sich auslöste, wissen wir nicht; gewiß ist nur, daß er alsbald sein unstätes Räuberleben von Neuem begann.

Als der Kaiser im März 1018 nach Nymwegen kam, um dort eine Synode zu halten, ließ er seine eifrigste Sorge sein, den Landfrieden im niederen Lothringen herzustellen. War es die größere Milde des hereinbrechenden Alters, war es die Einsicht, daß nur durch Nachgiebigkeit die aufgeregten Gemüther hier zu beruhigen seien, mit ungewohnter Versöhnlichkeit trat er jetzt auf. Auf einem großen Fürstentage glich er den Streit zwischen Herzog Gottfried und Graf Gerhard aus; Erzbischof Heribert wurde durch große Gunstbeweise gewonnen; auch Lamberts Neffe Raginar erschien am Hofe und erfuhr die Gnade des Kaisers. Selbst Graf Berthold mit seinem Anhange ergab sich und lieferte Munna aus, welches Graf Gerhard und Erzbischof Heribert zum Zeichen ihrer aufrichtigen Friedensgesinnungen zerstörten. Ein allgemeiner Landfriede wurde ohne Zweifel aufgerichtet; für einen Wegelagerer, wie Balderich, schwand jede Hoffnung einer besseren Zukunft.

Verzweifelnd folgte auch Balderich jetzt der Mahnung des Kaisers nach Nymwegen. Unter der Zusicherung freien Geleits erschien er am Hofe und erbot sich seine Unschuld an Wichmanns Morde zu erhärten.

Aber die Herzoge Gottfried und Bernhard waren so ergrimmt gegen ihn, daß sie ihm nicht einmal das Wort zur Vertheidigung verstatteten. Wenig fehlte, daß er mitten in der Versammlung der Fürsten vor den Augen des Kaisers erschlagen wurde. In der höchsten Seelenangst rief er die Barmherzigkeit des Kaisers an, der ihn den Händen der Wüthenden entriß und ihm mindestens die Möglichkeit der Flucht sicherte.

Bettelnd sollen darauf Balderich und Adela im Lande umhergezogen sein, bis ihnen Heribert abermals das Gnadenbrod und eine Zufluchtsstätte gewährte. Drei Jahre später starb Balderich zu Heimbach und wurde zu Zyppflich (zwischen Cleve und Nymwegen) begraben, wo er einst ein Kloster gestiftet hatte. Adela starb, wie es scheint, schon vor ihrem Gemahl zu Köln und wurde dort vor der Peterskirche bestattet. Aber die Asche der Schwester- und Kindesmörderin schien der Stadt schweres Unheil zu bringen; man riß sie deshalb aus dem Grabe und warf sie in den Rhein. Mehrere Tage lang — so wird erzählt — tobte und brausete der alte Rhein, gleich als wären durch die Asche der Verbrecherin seine reinen Fluthen entweiht.

Die Siege Gottfrieds und die Versöhnlichkeit des Kaisers führten allmählich einen friedlicheren Zustand im niederen Lothringen herbei. Aber noch einmal wurde im Jahre 1018 die Ruhe des Landes durch einen inneren Kampf gestört, dessen Nachwehen man lange verspürte. Von einem Neffen der Kaiserin ging dieser neue Bruch des Landfriedens aus.

Es ist erzählt worden, wie im Jahre 1005 König Heinrich die Rechte seiner Schwägerin Liudgarde und ihres unmündigen Sohns Dietrich gegen die Friesen schützte. Inzwischen war Graf Dietrich zu männlichen Jahren erwachsen und hatte selbst die Kämpfe gegen die Friesen aufgenommen, welche ihm einst den Vater erschlagen. Aber das Glück war ihm nicht hold, und der vergeblichen Anstrengungen endlich müde, suchte er sein Gebiet nach einer anderen Seite zu erweitern. Die Gegenden um Rotterdam und Dortrecht zwischen den Waal- und Maasmündungen waren damals fast unbebaut; ungelichtete Waldungen und ausgedehnte Sümpfe nahmen den Landstrich ein, den man Mirivido (Merwe) nannte, ein Name, der jetzt einem Arme der Maas geblieben ist. Nur einzelne Fischer und Jäger trieben hier ihr Gewerbe und zinsten von demselben den Bischof von Utrecht, welchem

der größte Theil des bis dahin herrenlosen Bodens von den Kaisern geschenkt war; auch der Erzbischof von Köln und die benachbarten Klöster hatten hier einige Besitzungen. Neben jener dünnen und unstäten Bevölkerung hatten sich in der letzten Zeit einzelne friesische Colonisten anzubauen begonnen, als Graf Dietrich auf diese Gegenden sein Auge warf. Das wasserreiche Land schien ihm günstig eine leicht zu vertheidigende Burg zu erbauen, von der aus er die aus der Maas in die See fahrenden Schiffe einem Zoll unterwerfen könnte. Dietrich nahm also, ohne auf die Rechte des Bischofs von Utrecht zu achten, von der Merwe Besitz, legte ein Castell in derselben an, machte die friesischen Colonisten sich zinsbar und erhob von den vorbeiziehenden Schiffen einen Zoll. Die Handelsleute von Thiel klagten über himmelschreiende Gewalt, nicht minder der Bischof von Utrecht, dem seine Einkünfte geschmälert und einige Mannen erschlagen waren. Auf solche Klagen wurde Ostern 1018 Dietrich nach Nymwegen vor den Kaiser beschieden. Der Spruch des Kaisers lautete dahin, daß Herzog Gottfried mit dem Bischof von Utrecht die friesischen Colonisten verjagen und die Burg Dietrichs niederreißen solle, die Merwe aber dem Bischof als sein Eigenthum zurückzugeben sei. Vergebens versuchte Dietrich den Spruch des Kaisers zu wenden; als es ihm nicht gelang, verließ er den Hof mit der Drohung, er werde seinen Feinden zu begegnen wissen.

Im Sommer 1018 zog ein lothringisches Heer gegen Dietrich aus, welches Herzog Gottfried selbst führte, um den Spruch des Kaisers zu vollstrecken. Es war zahlreich und wohlgerüstet: Bischof Adalbold von Utrecht erschien selbst mit seinen Vasallen, die Bischöfe von Lüttich, Köln und Cambray hatten ihre Mannen gesendet. Aber so geübt diese Ritter im Reiterdienst waren, so wenig waren sie zu Fuß zu streiten gewohnt. Es entmuthigte sie daher nicht wenig, daß sie ihre Rosse zurücklassen mußten, von denen in jenem sumpfigen Lande kein Gebrauch zu machen war. Das Heer fuhr die Maas hinab und landete in der Gegend, wo die Friesen sich niedergelassen hatten und welche man damals Vlaardingen nannte (29. Juli); der Herzog schiffte das Heer aus und wollte es sogleich gegen Dietrich führen, dessen Hauptkraft in seinen friesischen Bauern und Schiffern bestand, stämmigen Leuten, die sich ebensosehr auf die Schnelligkeit ihrer Füße als die Kraft ihrer Fäuste verlassen konnten. Als Gottfried landeinwärts

seinen Marsch nahm, fand er den Weg durch Gräben und Sümpfe so behindert, daß er sich zu schleuniger Umkehr genöthigt sah. Er ließ den Vortrab kehren und erregte dadurch die Meinung, er sei von den Friesen angegriffen und weiche zurück. Eine große Bestürzung ergriff in Folge dieses Irrthums die lothringischen Ritter; die Friesen, die sich in gedrungenen Haufen auf einer Anhöhe aufgestellt hatten, benutzten sie zu einem Ueberfall und trugen über die eines solchen Kampfes ganz ungewohnten und ohnehin vollständig in Verwirrung gerathenen Ritter einen glänzenden Sieg davon. Viele fielen beim ersten Ansturm der Bauern; die dem Kampf Entflohenen stürmten zu den Schiffen und fanden meist bei der Hast des Einschiffens und der Ueberlastung der Fahrzeuge ihren Tod in den Fluthen. Dreitausend Ritter sollen so umgekommen sein, ohne daß die Bauern einen nennenswerthen Verlust erlitten. Die Bischöfe hatten den größten Theil ihrer Vasallen verloren; kein ritterliches Haus war in den nächstgelegenen Gauen ohne Trauer. Man hat lange Jahre an die Friesen von Vlaardingen nur mit Seufzen zurückgedacht.

Bischof Adalbold hatte sich, wie durch ein Wunder, auf einem Nachen gerettet. Herzog Gottfried war schwerverwundet in die Hände der Friesen gefallen, die ihn nach Dietrichs Burg schleppten. Graf Dietrich erschrak selbst, nachdem er seinen Racheburst gestillt hatte, über das angerichtete Blutbad und fürchtete die volle Schwere des kaiserlichen Zorns. Er setzte deshalb alsbald den Herzog gegen das Versprechen, beim Kaiser sein Fürsprecher zu sein, auf freien Fuß. In der That zeigte der Kaiser darauf gegen Dietrich eine Milde, wie dieser sie kaum erwarten konnte. Als Heinrich gegen Ende des Jahres abermals in die niederrheinischen Gegenden kam, nahm er seinen Neffen wieder zu Gnaden an und söhnte ihn mit Bischof Adalbold aus. So gerechte Ursache dem Grafen zu zürnen der Bischof hatte, konnte er sich doch um so weniger einer Ausgleichung entziehen, als seine vielfach durch Normannenschwärme beunruhigten Besitzungen keinen anderen mannhaften Vertheidiger als Dietrich hatten.

Während so das untere Lothringen Ruhe gewann, erholte sich allmählich auch Oberlothringen von den langen und schweren Leiden, welche die früheren Kriegszüge des Kaisers über das Land und vornehmlich über die Gegenden von Metz und Trier gebracht hatten. Den

Zustand des Landes um das Jahr 1015 schildert ein Zeitgenosse, der Biograph des Bischofs Adalbero II., in erschreckender Weise. „Welche Zeiten!“ ruft er aus. „Man verflucht das Leben und fleht um Nichts als den Tod. Die Städte sind entvölkert, die Dörfer und Höfe eingeäschert, die Wälder und Gärten verwüstet, die Weinberge ausgerodet. Krieg, Hungersnoth, Pestilenz und Feuer rafft das Volk massenweise hin. Viele Edle sind verarmt und an den Bettelstab gebracht. Die Gotteshäuser stehen ringsum verödet.“ Besonders in der Gegend von Trier wüthete lange der Bürgerkrieg fort, und Megingaud, der vom Kaiser anerkannte Erzbischof, konnte niemals von seiner Hauptstadt Besitz ergreifen, wo sich der junge Adalbero seinem kaiserlichen Schwager zum Trotz behauptete. Erst als in den letzten Tagen des Jahres 1015 Megingaud starb und der Kaiser den Babenberger Poppo, den Bruder des Markgrafen Heinrich von Oestreich und des Herzogs Ernst von Schwaben, vom Probst zu Bamberg zum Erzbischof von Trier beförderte, gewannen die Dinge eine andere Gestalt. Poppo, in dem das Blut seiner tapferen Ahnen rann, standen die Macht und das Glück seines sich jetzt gewaltig erhebenden Hauses zur Seite; er demüthigte den Luxemburger, gewann Trier und schloß endlich einen Vergleich mit seinem Widersacher, der diesem das Kloster des heiligen Paulinus beließ, dessen Abt er vordem gewesen war. Damit war der wichtigste Streitpunkt, welcher den Kaiser noch von seinen Schwägern trennte, nun auch erledigt. Sofort ließ der Kaiser durch Erzbischof Poppo seine Schwäger versichern, daß er an Herzog Heinrich das ihm abgesprochene Herzogthum Baiern zurückzugeben geneigt sei. Im December 1017 erhielt dieser dann die herzogliche Fahne Baierns und wurde im folgenden Sommer von seiner Schwester, der Kaiserin, in sein altes Herzogthum zurückgeführt. Die Wurzel war ausgerissen, aus welcher die böse Saat der Bürgerkriege in Lothringen so üppig in den letzten Zeiten aufgeschossen war.

Die schwäbische Fehde.

Im Jahre 1019 wurde auch Schwaben der Schauplatz einer gefährlichen Fehde, die jedoch schnell ein Ende nahm und ohne dauernde Folgen blieb. Die Veranlassung lag in den Verhältnissen des herzoglichen Geschlechts.

Am 31. Mai 1015 war der Babenberger Ernst, der als Giselas Gemahl das Herzogthum erhalten hatte, unerwartet gestorben. Ein jäher Tod raffte den edlen Mann in den Jahren frischester Manneskraft hin. Auf der Jagd traf ihn ein Fehlschuß eines seiner Vasallen. Als der Herzog fühlte, daß der Pfeil ihn tödtlich verwundet, bat er seines unglücklichen Mörders zu schonen, beichtete dann Einem aus dem Jagdgefolge, da kein Priester in der Nähe war, seine Sünden und beschwor mit seinen letzten Worten die Freunde seiner geliebten Gisela an das Herz zu legen, daß sie ihre Ehre und Keuschheit wahre und niemals seiner vergesse. Gisela, die ihrem Gemahl zwei Söhne geboren hatte, erlangte leicht von dem Kaiser, ihrem Vetter, daß der erstgeborene Sohn, der kleine Ernst, mit dem Herzogthum Schwaben belehnt wurde. Sie selbst, eine in den Geschäften wohlerfahrene Frau, übernahm die vormundschaftliche Regierung. So wurde Ernst II. als Kind Erbe der Macht seines Vaters, aus der ihm nur zu viel Unheil während seines kurzen Lebens erwachsen sollte. Sein Unglück begann, als sich kaum ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls Gisela von Neuem vermählte. Schön, klug, reich und mächtig, mußte sie die Augen aller Männer auf sich ziehen. Sie war die Herrin Schwabens, ihr väterliches Erbe überaus stattlich, und schwerer noch wogen die Ansprüche, die ihre Mutter ihr auf die burgundische Erbschaft hinterlassen hatte. Sie kannte vollauf den Werth ihrer Person und war sich nicht weniger dessen bewußt, daß sie Königen und Kaisern entstammte, daß sie die Reihe ihrer Ahnen bis auf Karl den Großen zurückführen konnte. Nicht ohne große Ansprüche an das Leben, war sie nur einem hervorragenden Manne die Hand zum dritten Ehebund zu reichen und ihre Zukunft anzuvertrauen gewillt. Es war Konrad von Franken, ein hochedler Mann aus kaiserlichem Geschlecht, der wackerste Ritter seiner Zeit, der ihre Liebe gewann. Gegen den Willen der Kirche, die in der nahen Verwandtschaft Beider Ehehindernisse fand, gegen den Willen des Kaisers, der niemals dem Hause Konrads sich geneigt bewiesen hatte, vermählte sie sich schon im Jahre 1016 mit Konrad und gebar ihm am 28. October 1017 einen Knaben, der den Namen Heinrich empfing. Giselas Söhne der zweiten Ehe fanden, wie Herzog Ernst, ihr Vater, ein frühes beklagenswerthes Ende; aber Giselas neuen Gemahl und dessen Sohn erhob das Glück auf die höchsten Gipfel des Lebens und machte sie zu den mächtigsten Fürsten, die Deutschland jemals beherrscht haben.

Indessen waren die ersten Jahre dieser Ehe nicht vom Glücke verschönt. Den Unwillen des Kaisers über die Verbindung mußten Gisela und ihr Gemahl bitter empfinden. Sie verlor die Vormundschaft über ihren Sohn und damit die Regierung Schwabens, welche der Kaiser dem Erzbischof Poppo von Trier übertrug. Konrad, längst dem Kaiser zürnend, der seinem Vetter Konrad das Herzogthum Kärnthen vorenthalten und dem Eppensteiner Adalbero gegeben hatte, hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er sich jetzt nicht den Gegnern Heinrichs überall, wo er solche fand, angeschlossen hätte. Wir erzählten bereits, wie er im Sommer 1017 seinen Oheim Gerhard gegen die Kaiserlichen in Lothringen unterstützte; zwei Jahre später griff er Adalbero von Kärnthen in Schwaben an, wo dieser durch seine Gemahlin, eine Schwester Giselas, reich begütert war. Seinem Vetter Konrad, der als Knabe aus Kärnthen verdrängt und nun zum Jüngling erwachsen war, mochte er so das väterliche Herzogthum erkämpfen wollen, zugleich aber beabsichtigte er unfehlbar Giselas Einfluß in Schwaben herzustellen. Konrad siegte über Adalbero im Jahre 1019 bei Ulm, erreichte jedoch seine Absichten nicht: Adalbero blieb Herzog in Kärnthen, Erzbischof Poppo behauptete das Regiment in Schwaben, und er selbst mußte als Störer des Landfriedens auf des Kaisers Befehl in die Verbannung gehen, aus der er aber bald zurückkehrte und dann in Ruhe besserer Zeiten harrte.

Wenn der Friede im oberen Deutschland schnell hergestellt wurde und in diesen Wirren Baiern und Schwaben meist in der Treue beharrten, so verdankte es der Kaiser vor Allem den trefflichen Diensten des Babenbergischen Hauses. Der Markgraf Heinrich auf dem Nordgau und sein gleichnamiger Vetter in Oestreich hatten, nachdem sich der Kaiser einmal in der Herrschaft befestigt, mit unerschütterlicher Treue zu ihm gehalten; die Säulen des Reichs und des Kaisers Mitarbeiter nennt sie Thietmar. Seine treuen Dienste blieben dem Hause nicht unbelohnt. Ein Bruder und Neffe des Oestreichers erhielten, wie wir sahen, nach einander die Belehnung mit Schwaben; ein anderer Bruder des Oestreichers wurde zum Erzbischof von Trier erhoben; auch als die beiden Markgrafen schnell nach einander starben*), wurden ihre Marken

*) Heinrich von Schweinfurt starb am 18. September 1017, sein Vetter Heinrich von Oestreich am 23. Juni 1018.

der Familie erhalten. Die Mark auf dem Nordgau kam an Heinrichs Sohn Otto, die Mark Oestreich, da der andere Heinrich ohne Leibeserben starb, an seinen Bruder Adalbert. Die böhmische Mark und die baierische Ostmark, das Herzogthum Schwaben und das Erzbisthum Trier waren so in den Händen dieses Geschlechts. Wer von den Marken Ungarns und Böhmens bis an die burgundischen und französischen Grenzen ritt, fand kein mächtigeres Haus weit und breit als die Babenberger.

Beruhigung Sachsens.

Bei weitem schwieriger, als im oberen Deutschland, hatte sich Heinrichs Lage in Sachsen gestaltet. Auf das Aeußerste war hier die Spannung zwischen den weltlichen Großen und den Bischöfen des Landes gediehen, welche nebst ihren eigenen Interessen vor Allem die Rechte der Krone schützten. Mit schweren Klagen über die Gewaltthätigkeit und den Uebermuth des Adels, über den Druck, der auf den Bischöfen laste, schließt Thietmar seine Chronik, die er unter den unmittelbaren Eindrücken der traurigen Verhältnisse des Landes vollendet hat. Damals stand bereits seit geraumer Zeit der Bischof Dietrich von Münster mit dem Grafen Hermann von Werla, einem Verwandten des Kaisers, und den Söhnen dieses Grafen in Fehde. Die Billinger haderten aller Orten mit den Immedingern, in deren Händen das Erzbisthum Bremen und das Bisthum Paderborn waren und welche überschwängliche Gunst bei dem Kaiser genossen. Erzbischof Unwan ließ Bremen mit einem Walle umgeben, um sich vor den Angriffen Herzog Bernhards zu schützen; Bischof Meinwerk lebte in unablässigen Streitigkeiten mit Thietmar, dem Bruder des Herzogs. Die anderen Bischöfe hatten mit anderen Feinden zu thun. Es wäre ein Zustand, sagt Thietmar, als gäbe es gar keinen König und Kaiser im Lande; Verräther riefen stets aufs Neue nur deshalb äußere Verwicklungen hervor, um den Kaiser an der Herstellung des Landfriedens zu hindern.

Besonders gefährlich wurde die Lage Sachsens, als eine Spannung zwischen dem Kaiser und dem Hause der Billinger eintrat, welches nun schon in der dritten Generation das sächsische Herzogthum behauptet und bis dahin treu zu den Kaisern gehalten hatte. Schon daß der Kaiser den Mörder ihres Stammvetters, des Grafen Wichmann, hatte



entschlüpfen lassen, mochte den Zorn der Billinger reizen, und gewiß sahen sie die bevorzugte Stellung der Immedinger am Hofe mit großem Argwohn. Vornehmlich scheint aber doch ein furchtbarer Schlag, der um diese Zeit unmittelbar ihre Herrschaft traf, sie gegen den Kaiser erbittert zu haben. Es war der Aufstand der Wagrier und Abodriten, der nicht allein ihre Gewalt in Gegenden zu vernichten drohte, welche sie länger als ein halbes Jahrhundert beherrscht hatten, sondern auch der christlichen Kirche schwere und erst spät geheilte Wunden schlug.

Der größte Vorwurf gegen Heinrichs Regiment war und blieb die Duldung des Götzendienstes bei den Liutizen. Je wichtiger dem Kaiser die Bundesgenossenschaft mit diesen kriegerischen Stämmen war, desto mehr mußte er jedem Angriff auf ihr Heidenthum wehren: fast schien es, als ob er dasselbe mit scheuer Sorgfalt pflegte. Die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg weilten am Hofe des Kaisers; das Christenthum war in ihren Sprengeln so gut wie erstorben, und der Kaiser that Nichts für die Mission. Als damals Günther, ein vornehmer Thüringer, der sich aus Ueberdruß an dem weltlichen Leben vorlängst in das Kloster Hersfeld zurückgezogen hatte, dann nach Altaich gewandert war und endlich längere Zeit im Böhmerwalde als Einsiedler lebte, den hochherzigen Entschluß faßte, das Missionswerk unter den Liutizen aufzunehmen, entbehrte er jeder Unterstützung von Seiten des Kaisers. Günther erkannte bald die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen unter solchen Umständen und kehrte nach seiner Einsiedelei zurück. Nicht lange nachher ging sogar von den Liutizen ein Angriff gegen jenes halbe Christenthum aus, wie es sich seit den Tagen Ottos III. bei den Abodriten erhalten hatte und bisher von den sächsischen Herzogen geschützt war.

Mistislaw, damals Fürst der Abodriten, war mit seinem Hause der christlichen Kirche ergeben und ein getreuer Dienstmann der Billinger. Gerade deshalb fand er geringe Gunst bei seinem Volke, welches durch die Habsucht der sächsischen Herzoge und der deutschen Priester sich beschwert fühlte, und auf das Aeußerste wurde seine Stellung gefährdet, als er mit den Liutizen in Streit gerieth und ihnen den versprochenen Zuzug während des letzten Krieges mit den Polen verweigerte. Im Anfang des Jahres 1018 griffen die Liutizen Mistislaw mit Heeresmacht an, und sogleich sah sich dieser von seinem ganzen Volke verlassen. Nachdem er sich eine Zeit lang in Schwerin zu vertheidigen gesucht

hatte, räumte er das Land und floh zu den Sachsen. Die Empörung der Abodriten gegen ihren Fürsten war aber zugleich eine Auflehnung gegen die Herrschaft der Billinger und Abfall vom Christenthum. Alle Kirchen im Lande wurden eingeäschert und zerstört, die Kreuze niedergerissen, die Priester in Ketten gelegt und unter den schrecklichsten Qualen hingerichtet. Am grausamsten wütheten die Abodriten in Oldenburg, dem bisherigen Sitz ihres Bischofs. Ein großer Theil des Klerus wurde hier sogleich niedergehauen; die man in der ersten Wuth verschonte, waren nur für schlimmere Martern gespart. Denn man schnitt ihnen mit ausgesuchter Bosheit das Zeichen des Kreuzes in die Kopfhaut ein und trieb sie mit gebundenen Händen unter Geißelhieben von Ort zu Ort, bis sie leblos hinsanken. So starben in Oldenburg sechszig Priester, unter ihnen auch der Probst Odbar, ein Verwandter des dänischen Königshauses. Mit einem Schlage war das Christenthum unter den Abodriten und Wagriern vernichtet.

Bischof Bernhard von Oldenburg eilte dem kaiserlichen Hof die entsetzliche Botschaft zu melden und den Kaiser zu Hülfe zu rufen. Auch Herzog Bernhard, dessen slawische Mark verloren war und der sich sogar in seinem Sachsenlande bedroht sah, konnte es an den dringlichsten Vorstellungen nicht fehlen lassen. Aber der Kaiser verschob mit seiner gewohnten Nachsicht gegen die Liutizen alle ernstlichen Schritte. Er versprach um Ostern die Sache in reifliche Erwägung zu ziehen: indessen auch da geschah Nichts, zumal die lothringischen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit des Kaisers noch in Anspruch nahmen. So verging das Jahr 1018; so verstrich das folgende Jahr. Das Heidenthum wucherte weiter und weiter um sich, und die Herrschaft der Sachsen im Wendenlande war nahezu vernichtet.

Die Spannung zwischen dem Kaiser und den Billingern führte endlich im Sommer 1019 zu offenen Feindseligkeiten. Thietmar, der Bruder Herzog Bernhards, nahm die Waffen, und die Söhne des Grafen Hermann von Werla, die Vettern des Kaisers, schlossen sich ihm an. Sie griffen zunächst die vom Kaiser begünstigten Bischöfe an. Ein allgemeiner Kampf zwischen dem Adel und der mit dem Klerus verbundenen Krone schien sich über Sachsen verbreiten zu sollen. Aber schon im Ausbruch wurde das Unternehmen unterdrückt. Graf Thietmar und die Vettern des Kaisers wurden zur Haft gebracht, jedoch vom Kaiser mit großer Nachsicht behandelt und alsbald wieder entlassen.



Heinrich mochte hoffen durch Milde die Gemüther der Billinger sich zu gewinnen; aber er hatte sich geirrt, wenn er Herzog Bernhard so zu versöhnen meinte. Dieser sammelte vielmehr im Winter um sich ein Heer von Westfalen und besetzte mit demselben die Schalksburg (Hausberge bei Minden). Schon stand er in offenem Aufstand gegen den Kaiser und rief den Adel Sachsens zu den Waffen. Bald nach dem Weihnachtsfest, welches er in Würzburg gefeiert hatte, begab sich der Kaiser selbst nach Sachsen und belagerte im Anfang des Jahres 1020 Herzog Bernhard in der Schalksburg. Alles fürchtete den Ausbruch eines großen inneren Krieges. Aber über Erwarten schnell kam eine Ausgleichung zwischen dem Kaiser und dem Herzog zu Stande, hauptsächlich durch die Vermittlung der Kaiserin und der Immedinger Meinwerk und Unwan, die sich jetzt selbst für den Billinger verwandten. Alle Streitpunkte wurden ausgeglichen und vor allen Dingen ein besseres Verhältniß zwischen dem Herzog und dem Erzbischof Unwan hergestellt.

Hierauf wandten sich der Herzog und der Erzbischof vereint gegen die Abodriten und Wagrier und brachten sie unter die sächsische Herrschaft zurück. Aufs Neue wurden diese Stämme den Billingern zinspflichtig, und selbst Mistislaw scheint in sein Land zurückgekehrt zu sein. Mißlicher stand es um die Herstellung der kirchlichen Einrichtungen. Zwar ging Bischof Bernhard in seinen Sprengel zurück und suchte das verfallene Kirchenwesen aufzurichten, aber er stieß dabei auf unüberwindliche Schwierigkeiten und konnte die Zehnten gar nicht oder doch nur spärlich beitreiben. Als der Kaiser zu Werben im Jahre 1021 mit den Wenden einen Landtag hielt, erschienen auf demselben auch die Häuptlinge der Abodriten, und Bischof Bernhard trat als Kläger gegen sie auf. Sie versprachen das Beste, doch blieben ihre Versprechungen unerfüllt, und der Bischof, an der Herstellung seines Bisthums verzweifelnd, verließ endlich das Abodritenland und begab sich nach Hildesheim, wo er im Jahre 1023 starb. Von seinem Nachfolger Reinold haben wir keine Spur, daß er jemals in seinen Sprengel gekommen. Alle wendischen Stämme, die unter deutscher Hoheit standen, waren in das Heidenthum zurückgefallen, und nur zerstreut erhielten sich noch hier und da unter ihnen kleine christliche Gemeinden. Dennoch war Erzbischof Unwan, ein eifriger Mann, der seinen fürstlichen Reichthum freigebig für das Wohl der Kirche verwandte, für die Erhaltung des

Christenthums thätig, so weit seine Macht in den überelbischen Gegenden reichte. Hamburg erhob sich aus den Trümmern und wurde mit einer Mauer umgeben, die eingeäscherte Metropolitankirche wurde wieder aufgerichtet, das Domcapitel hergestellt, die heidnischen Gebräuche unter der umwohnenden Bevölkerung mit Strenge bekämpft und zum guten Theil ausgerottet. Oft verweilte der Erzbischof selbst mit dem Herzoge in Hamburg, und Beide besprachen sich hier mit den wendischen Fürsten. Das gute Vernehmen der Billinger mit den Immedingern sicherte fortan nicht allein die Ruhe Sachsens, sondern auch den Frieden an der wendischen Grenze.

Graf Otto von Hammerstein.

Nach der Belagerung der Schalksburg mußte Kaiser Heinrich im Jahre 1020 noch zweimal gegen aufrührerische Vasallen mit Heeresmacht ausziehen. Zuerst im Sommer gegen den Grafen Balduin von Flandern, dessen Stadt Gent am 5. August von dem Heere des Kaisers besetzt wurde und der sich dann, wie es scheint, schnell zum Ziele legte. Hartnäckigeren Widerstand erfuhr der Kaiser von einem anderen Widersacher, den Liebe und Gattentreue in einen verzweifelten Kampf gegen Kaiser, Kirche und Reich stürzten.

Es war der Graf Otto, ein reicher und mächtiger Herr aus einem der edelsten fränkischen Geschlechter. Seine feste Burg Hammerstein, von der noch jetzt Ruinen vorhanden sind, lag unterhalb Andernach am rechten Rheinufer auf einem gewaltigen Felskegel, bis zum äußersten Rande des Flusses vorspringend; nach ihr wurde er der Herr von Hammerstein genannt. Der Geistlichkeit zum Trotz, hatte er sich mit einer nahen Verwandten seines Hauses, der schönen Irmingard, vermählt. Die heißeste Jugendleidenschaft hatte die Ehe geschlossen und steigerte sich bei dem Widerstande, den die Liebenden fanden, nur höher und höher. Die Vorschriften der Kirche blieben schon damals nicht mehr bei dem Ehehindernisse in der dritten Generation stehen, sondern dehnten es gegen das alte Herkommen bereits bis zur fünften, ja bis zur siebenten Generation aus. Strenger, als selbst die Bischöfe, zeigte sich der Kaiser in diesem Punkte, gewiß nicht ohne Rücksichten auf das Staatswohl, welches bei den häufigen Familienverbindungen der ersten und mächtigsten Geschlechter des Reichs vielfach gefährdet wurde. So



hatte Heinrich im Anfange seiner Regierung auf die Trennung der Ehe des Herzogs Konrad von Kärnthen mit der schwäbischen Mathilde bestanden; so verlangte er auch jetzt, daß Otto von Irmingard sich scheide. Aber vergebens blieben alle Ermahnungen des Kaisers, vergebens alle Kirchenstrafen, die der Klerus über die in seinen Augen blutschänderische Ehe verhängte.

Schon im März 1018 hatte eine Synode zu Nymwegen über Otto und Irmingard den Kirchenbann ausgesprochen und ihre Helfershelfer zur Untersuchung gezogen. Nur soviel hatte man erreicht, daß sich Graf Otto für den Augenblick gnadeflehend vor dem Kaiser und Erzbischof Erkanbald von Mainz beugte. Auf die Dauer vermochte er nicht dem Weibe seiner Liebe zu entsagen, und die neuen Ermahnungen, die der Erzbischof an ihn richtete, hatten keinen anderen Erfolg, als seine Leidenschaft zu steigern und ihn überdies mit Ingrimm gegen seinen geistlichen Hirten zu erfüllen. Wie nach der Liebe Irmingards, dürstete Otto bald nach Rache an dem, der ihn von seinem Weibe trennen wollte. Auf einer Rheinfahrt lauerte er dem Erzbischof auf. Wenn dieser auch seinen Händen entging, fing er doch einen Theil seines Gefolges; die Gefangenen wurden nach Hammerstein geschleppt und auf das Schmählichste dort behandelt.

Der Kaiser berief die Großen seines Reichs, um auf Mittel zu sinnen, wie Otto in Güte zur Besserung seines Wandels zu bestimmen sei. Man sandte Boten an ihn ab, aber sie fanden kein Gehör. Der Kaiser selbst richtete noch einmal die dringendsten Vorstellungen an ihn; es war gleichfalls vergebens. Man verhängte abermals den Kirchenbann über die Liebenden; sie trennten sich mit Nichten. Jetzt, da jedes friedliche Mittel erschöpft war, rückte der Kaiser im September 1020 mit Heeresmacht vor Hammerstein und belagerte die von Natur fast uneinnehmbare und überdies stark bemannte Burg. Keine Waffenmacht, nicht Tausende von Rittern, rühmte sich Otto, würden ihn zwingen die Burg zu übergeben. Und in der That zeigte sich bald, daß ein Sturm unmöglich sei und nur durch die engste Umschließung die Burgmannen zur Unterwerfung genöthigt werden könnten. Ueber drei Monate lag der Kaiser vor Hammerstein, endlich aber bezwang der Hunger die tapferen Vertheidiger. Sie übergaben die Burg und erhielten freien Abzug; es blieb ihnen Nichts, als das nackte Leben. Am Tage nach dem Weihnachtsfest zog der Kaiser in die Burg ein. Otto und Irmin-

gard schweiften seitdem im Elend umher, ohne auch jetzt noch nach dem Spruche des Kaisers und der Bischöfe ihre Ehe zu lösen. Sie gewannen, was sie auch sonst gefehlt haben mochten, den Ruhm der Märtyrer treuer Liebe.

Kurz darauf wurde der Kaiser eines anderen Widersachers erledigt. Es war Erzbischof Heribert von Köln, einst der vertrauteste Rath Ottos III., für seinen Nachfolger zu allen Zeiten ein Gegenstand gerechten Mißtrauens. Schon der Erhebung Heinrichs war er entgegen gewesen, und wenn er sich auch in der Folge dem gekrönten Haupte gebeugt, ja in entscheidenden Augenblicken ihm wichtige Dienste geleistet hatte, nie war doch ihr gegenseitiges Verhältniß ein offenes geworden. Nimmerdar schwand aus Heinrichs Seele ein Verdacht gegen den ebenso weltgewandten und für das Wohl seiner Kirche bedachten, wie ränkevollen und listenreichen Priester, bei dem alle Widersacher der Krone offen oder im Geheimen Unterstützung fanden. Auch als der Kaiser vor Hammerstein lag, hatte ihm der Erzbischof den Zuzug verweigert und sich mit körperlicher Gebrechlichkeit entschuldigt. „Ist er krank," sagte Heinrich, „so muß ich ihn wohl besuchen." Er eilte, sobald die Burg gefallen war, zornig nach Köln. Aber Heribert war diesmal wirklich im hohen Maße leidend, und er, der mit Kaisern umzugehen verstand, wußte nicht allein den Zorn seines mächtigen Gebieters zu brechen, sondern sogar dessen Stolz zu demüthigen. Bald darauf (16. März 1021) starb Heribert. Auf dem Todtenbette befragt, wen er aus der Kölnischen Geistlichkeit zu seinem Nachfolger wünsche, hatte er zur Antwort gegeben: „Kein Kölner wird mir folgen, sondern ein Pilgrim." Er meinte mit dem zweideutigen Wort einen jungen baierischen, dem Kaiser verwandten Kleriker dieses Namens, der am Hofe erzogen war und seit vier Jahren der italienischen Kanzlei vorstand. Piligrim, ein äußerst gewandter, weltkluger und ehrgeiziger Mann, wurde in der That Heriberts Nachfolger; seine Erhebung war für Köln ein Ereigniß.

Am 17. August desselben Jahres starb auch der alte Erzbischof Erkanbald von Mainz, ein friedfertigerer Mann, der in der Stille des Klosters gebildet war. Nach seinem Tode bestieg den ersten deutschen Bischofsstuhl ein Vetter Piligrims, Aribo mit Namen, der ebenfalls längere Zeit in der kaiserlichen Kapelle gedient und sich in hohem Maße die Gunst der Kaiserin gewonnen hatte; ein junger Mann voll Feuereifer und mit weitaussehenden Plänen. Da auch Trier seit Jahren in



dem Babenberger Poppo einen Erzbischof hatte, der in der baierischen Mark geboren war, befanden sich die rheinischen Metropolitankirchen jetzt sämmtlich in den Händen von baierischen, dem Kaiser durch alle ihre Familieninteressen nahe stehenden Männern. Es stand zu erwarten, daß sie den unruhigen Rheinländern Zaum und Zügel anlegen würden.

Heinrichs Triumph.

Heinrich hatte sein großes Werk vollendet, in fast zwanzigjährigen Kämpfen den Trotz der großen Vasallen gebrochen und die Macht der Krone wieder zur Geltung gebracht. Die ihm so lange verweigerte Anerkennung der Welt kam ihm nun freiwillig entgegen.

Wieviel der Kaiser an Ansehen gewonnen hatte, konnte man schon an den großen Festlichkeiten wahrnehmen, welche er Ostern 1020 zur Einweihung der neuen Stephanskirche in Bamberg veranstaltete. Der Papst selbst war, der Aufforderung des Kaisers folgend, dazu über die Alpen gekommen, von allen Seiten strömten die geistlichen und weltlichen Großen Deutschlands und Italiens herbei. Man hatte nie eine glänzendere Versammlung gesehen, aber vor Allem zog in ihr der Papst die Aufmerksamkeit auf sich. Sein Erscheinen mitten im deutschen Lande war ein unerhörtes Ereigniß. Wohl hatte man hier in den letzten Jahrhunderten vertriebene oder entsetzte Päpste beherbergt; niemals war der Nachfolger Petri in dem vollen Glanz seiner hohen Stellung hier erschienen, selbst Gregor V. und Silvester II. hatten sich nach ihrer Erhebung auf den Stuhl Petri nicht wieder diesseits der Alpen gezeigt. Der Besuch Benedicts gab daher dem Kaiser und seiner Lieblingsstiftung einen unvergleichlichen Glanz.

Der Kaiser hatte dem Papste den festlichsten Einzug bereitet. Als derselbe am Vormittag des grünen Donnerstags sich Bamberg nahte, empfingen ihn vier Chöre von Klerikern mit Hymnen und Lobgesängen; der erste und zweite auf beiden Seiten der Regnitzbrücke, der dritte am Thore der Stadt, der vierte und mit ihm der Kaiser selbst in der Vorhalle des Doms. Der Papst zog in vollem priesterlichen Ornat auf einem Zelter ein, verließ dann denselben und betrat die Kirche, wo er, nachdem er an den Hauptaltären knieend gebetet, den bischöflichen Sitz bestieg, während die Geistlichkeit das Te Deum, die Gemeinde das Kyrie eleison anstimmte. Als die Hymnen verklangen, begrüßte der

Papst den Kaiser mit dem Bruderkusse und trat dann vor den Dom, um den von der Kirche Ausgeschlossenen Absolution zu ertheilen und sie in die Gemeinschaft der Gläubigen wieder aufzunehmen. Dann kehrte er in den Dom zurück und hielt am Hauptaltar die Messe, verkündete Allen, die aus der Ferne herbeigekommen, Vergebung der Sünden und weihte, auf jeder Seite von sechs Bischöfen umgeben, Chrisma und Oel. Auch an den beiden folgenden Tagen las der Papst selbst die Messe im Dom. Die größten Festlichkeiten hatte man für den Ostertag (17. April) verspart. Bei den Metten las der Erzbischof von Ravenna die erste, der Patriarch von Aquileja die zweite, der Papst selbst die dritte biblische Lection, der Messe ging eine ungemein stattliche Procession voran, und das Meßamt selbst wurde in der würdigsten und großartigsten Weise gehalten. Aber hiermit war die Reihe der Feste nur eröffnet. Erst am nächsten Sonntag — es war der Tag nach dem Feste des heiligen Georg, des Schutzpatrons Bambergs, — weihte Benedict die Stephanskirche und schmückte sie mit werthvollen Geschenken seiner Huld. Weltliche Feste seltenster Pracht und Fülle wechselten mit den geistlichen, und noch nach Jahren gedachte man dieser einzigen Osterfeier, welche die beiden höchsten Häupter der Christenheit vereint auf fränkischer Erde begangen hatten.

Von Bamberg begleitete der Papst den Kaiser nach Fulda, wo er am 1. Mai dem alten Kloster die Ehre erwies, selbst die Messe zu celebriren. Hier wurden damals Verhältnisse geordnet, welche für beide Theile von gleicher Wichtigkeit waren. Noch einmal übertrug der Kaiser, um Bamberg für alle Folge zu sichern, es feierlich dem Schutze des Stuhles Petri; der Papst nahm die ihm gebotene Gabe an und verlieh durch eine Bulle vom 1. Mai das Bisthum als Eigenthum des heiligen Petrus dem Bischof Eberhard und seinen Nachfolgern unter der Bedingung, daß sie alljährlich als Zins dem Papste zu Rom einen wohlgesattelten weißen Zelter stellten. Wie einst Markgraf Gero gegen einen jährlichen Zins sein Kloster dem Stuhle Petri aufgetragen hatte, so übergab hier der Kaiser seine Stiftung dem Schutze des Papstes; das Verhältniß des Bamberger Bischofs zu dem Erzbischof von Mainz als seinem Metropoliten wurde durch diese Uebertragung in keiner Weise berührt. Auch Fulda wurde damals aufs Neue unter den besonderen Schutz des apostolischen Stuhls gestellt und zu gewissen, wie es scheint erheblichen Leistungen an Rom verpflichtet. Ein Privilegium hierüber

und über andere Rechte stellte der Kaiser dem Papste aus, welches später als Anhalt für die Fälschung einer großen Schenkungs- und Bestätigungsurkunde diente, durch welche Heinrich gleich Otto I. fast ganz Italien dem heiligen Petrus übergeben haben sollte und welche mit allen geschichtlichen Thatsachen in grellem Widerspruch steht.

Bald darauf trennte sich der Kaiser vom Papste, der seine Schritte nach Rom zurücklenkte. Ein enger Freundschaftsbund schien und war zwischen ihnen geschlossen, welcher den Kaiser in der Meinung der Zeitgenossen nur höher erhob. Als Heinrich im Frühling 1021, nachdem er in Otto von Hammerstein auch seinen letzten Widersacher auf deutschem Boden überwunden hatte, nach Sachsen zog, glich seine Reise einem Triumphzug. Ueberall umgab Frohlocken den siegreichen Fürsten, der selbst im vollen Gefühl der errungenen Erfolge schwelgte. Der Quedlinburger Annalist gedenkt der festlichen Tage zu Walbeck, wo der Kaiser Palmsonntag feierte, zu Merseburg, wo er das Osterfest beging, dann zu Magdeburg und Allstädt. Von allen Seiten Europas kamen Gesandtschaften und ehrten den Kaiser, der sich in aller Fülle seiner Macht zeigte, die Treuen belobte und belohnte, die Ungehorsamen züchtigte, die Ruhe des Landes durch weise Anordnungen schirmte. „Es war, als ob sich alle Zonen willig vor ihm beugten, als ob die ganze Welt um ihn, den Herrn des Erdkreises, in heiterer Freude lache."

Nachdem der Willkür der mächtigen Herren ein Ziel gesetzt und das Gesetz zu Ehren gebracht war, kehrte das lange entbehrte Gefühl der Sicherheit in alle Stände zurück. „Der Bauer frohlockt auf dem Acker," sagt ein Zeitgenosse, „der Kleriker im Chor, Jeder kann die ihm vom Himmel verliehenen Gaben ungestört ausbilden, und unter dem Schutz kaiserlicher Macht erscheint sich selbst die Armuth reich." Besorgte Seelen fürchteten freilich, daß diese besseren Zeiten, wie man sie allein dem Kaiser dankte, so auch allein auf seinem Leben beruhten. „Bricht deine Kraft zusammen, so tritt unsere Ohnmacht zu Tage," ruft der Bamberger Bebo mehr als ein Mal dem Kaiser zu und sucht ihn vor neuen, weitaussehenden Unternehmungen zu warnen. Aber Heinrichs Geist konnte träger Ruhe nicht fröhnen; schon hatte er neue Pläne in das Auge gefaßt, welche ihn als Bundesgenosse des Papstes noch einmal über die Alpen führten.

11.

Papst Benedict VIII.

Benedict gegen Araber und Griechen.

Die Geschichtschreibung hat Benedict VIII. bisher keinen Denkstein gesetzt, und doch ist er eines solchen vor anderen Päpsten würdig. So fragmentarisch auch die über ihn erhaltenen Nachrichten sind, so erkennen wir doch in ihnen das Bild eines Mannes, der seinen Beruf, für das Wohl der abendländischen Christenheit zu sorgen, erkannte und zugleich keine Anstrengung scheute, um seiner Würde die verlorene Geltung wiederzugewinnen. Zwischen den hervorragenden Päpsten der Ottonischen Zeit, einem Gregor V. und Silvester II., und zwischen ihren größeren Nachfolgern in der Epoche der Heinriche, Leo IX., Gregor VII. und Urban II., bildet Benedict VIII. das verbindende Mittelglied. Indem man dies übersah, erschien der Zusammenhang in der Entwicklung der päpstlichen Macht unterbrochener, als er in der That war.

Benedict stammte aus einer vornehmen und mächtigen römischen Familie, dem Hause der Grafen von Tusculum, welche sich der Abkunft von Julius Cäsar und Octavian rühmten. So unglaublich diese Genealogie der Tusculaner, so gewiß ist der Zusammenhang derselben mit Alberich und Octavian-Johann, mit jenen Tyrannen Roms, deren Herrschaft auf Otto I. als Kaiser überging. Denn in demselben Hause, in dem Alberich einst bei St. Apostoli seine Wohnung hatte, finden wir später die Tusculaner, wie sie denn auch selbst Alberich und Johann XII. zu ihren Vorfahren zählten. Mit dem schmählichen Sturze Octavian-Johanns erblich der Glanz ihres Hauses, aber erlosch nicht; er strahlte von Neuem auf, als Otto III. dem Grafen Gregor, dem Vater des Papstes Benedict, seine besondere Gunst zuwandte und ihn mit gewohnter Freigebigkeit belohnte. Da erhoben sich die Tusculaner wieder neben den Crescentiern, deren Uebermacht sie eine geraume Zeit hatten ertragen müssen, und setzten endlich im Jahre 1012 die Erhebung Benedicts auf den päpstlichen Stuhl durch. Die Herrschaft in Rom, wo man seit dem Tode Ottos III. den Kaiser nicht mehr gesehen hatte, fiel abermals dem Geschlechte Alberichs zu.

Die Keime höherer geistiger Bildung, die Gerbert II. in den Boden Roms zu legen gesucht hatte, hatten nur geringen Ertrag gebracht. Rom war im Anfange des elften Jahrhunderts nicht minder barbarisch als in den Zeiten der Ottonen, und selbst in der Curie würde man umsonst nach einem hervorragenden wissenschaftlichen Talente gesucht haben. Auch Benedict VIII. war ohne höhere Bildung und von einer ungebildeten Geistlichkeit umgeben. Seine Bullen sind meist Kopien Gerbertinischer Schriftstücke; gelegentlich bediente er sich der Feder des gelehrten Bischofs Leo von Vercelli, der aus Gerberts Schule hervorgegangen war. Ebenso war Benedict in seinen Sitten und Lebensgewohnheiten von dem Troß der ganz in weltliche Interessen versunkenen Geistlichkeit Roms kaum unterschieden. Die Cluniacenser fanden nach diesen und anderen Seiten hin mit großem Recht viel an ihm zu tadeln und hegten um seine ewige Seligkeit nicht geringe Sorge, aber sie erkannten in ihm mit gleichem Recht einen seltenen Scharfblick an, den er in den weltlichen Geschäften seines Amts bethätigte, und rühmten die große Geschicklichkeit, mit welcher er die gefahrvollsten Unternehmungen zu einem erwünschten Ziele zu leiten wußte.

Ohne allen Zweifel benutzte Benedict VIII. die ersten Jahre seines Pontificats lediglich, um die Macht seines Hauses in Rom zu befestigen. Es gelang ihm damit. Eine neue Erscheinung war es, daß einmal ein Papst wieder mit selbstständiger Gewalt hier herrschte und frei über die Kaiserkrone verfügte. Als sie Heinrich empfing, war Benedict bereits Herr der Stadt. Ein durchgreifendes Regiment hat der neue Kaiser niemals in Rom geübt; die Macht blieb dem Papste und seinem Bruder Romanus, der sich, wie einst Alberich, „Herr aller Römer" nannte.

Aber kaum hatte sich Benedict in der Herrschaft gesichert, so richtete er seinen Blick weit über die engen Grenzen seines unmittelbaren Gebiets hinaus auf die allgemeinen Interessen Italiens. Gregor der Große hatte einst in dem Gedanken gehandelt, daß der Stuhl Petri zum Schutz des ganzen italienischen Landes verpflichtet sei: diesen Gedanken nahm Benedict auf und führte ihn in das Leben. Wie oft hatte sich bei den Ottonen der Entschluß geregt, die Griechen und Araber aus der Halbinsel zu verdrängen, um dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung der abendländischen Welt wiederzugewinnen: jetzt erfaßte ihn ein Papst und verfolgte seine auf eine Befreiung Italiens gerichteten Pläne mit bemerkenswerther Festigkeit.

Zuerst wandte sich Benedict gegen die Araber. Im Jahre 1011 war eine Flotte derselben an der Mündung des Arno erschienen, hatte Pisa angegriffen und zum großen Theil zerstört. Vier Jahre später setzten sich arabische Seeräuber, die schon vorher die balearischen Inseln eingenommen hatten, unter der Anführung Abul Geics Mogehids, eines christlichen Renegaten, an den Küsten Sardiniens fest und bedrohten von hier aus die tuscischen Gestade. Vereint mit den Genuesen zogen die Pisaner gegen Mogehid aus und brachten ihm eine schwere Niederlage bei, so daß er für den Augenblick die Insel räumte. Aber bald zeigte er sich dort von Neuem und wüthete gegen die Christen der Insel mit unmenschlicher Grausamkeit. Die Bedrängten wandten sich an den Papst um Hülfe, dem überdies die Kunde zukam, daß die alte Stadt Luni an der tuscischen Küste von den Arabern eingenommen und zerstört sei. Da eilte der Papst selbst in die von den Ungläubigen heimgesuchten Gegenden, sammelte ein Heer und vermochte die Pisaner und Genuesen mit ihren Schiffen auszuziehen, um der Sarazenenflotte entgegenzutreten. Mogehid selbst entzog sich durch Flucht dem Kampfe. Aber seine Flotte und sein Heer wurden von den Christen erreicht und in einem furchtbaren dreitägigen Kampfe vernichtet (Juni 1016). Ein Weib Mogehids fiel in die Hände der Christen und wurde enthauptet; die Juwelen ihres Diadems, das kostbarste Beutestück, behielt der Papst theils für sich, theils übersandte er sie als Geschenk dem Kaiser. Die übrige Beute wurde unter das siegreiche Heer vertheilt.

Wuthschnaubend sandte der flüchtige Mogehid dem Papste einen gewaltigen Sack mit Kastanien; so viel Nüsse darin, ließ er melden, mit so viel Leuten werde er im nächsten Sommer über ihn kommen. Der Papst aber ließ denselben Sack mit Hirse füllen und schickte ihn an Mogehid mit der Botschaft zurück, mit so viel Kriegern werde er ihm begegnen, als jetzt Körner im Sacke. Aber der Sarazene kehrte nicht mehr nach Sardinien zurück, wo die Genuesen und Pisaner damals ihre ersten Niederlassungen gründeten, über die sie jedoch alsbald in einen Hader geriethen, der mit der Verjagung der Genuesen endigte. Mogehid richtete fortan seine Plünderungszüge gegen die spanische Mark, wo er indessen von abenteuernden Rittern aus der Normandie unter Anführung eines Grafen Roger nicht minder schwere Niederlagen erlitt. Noch weniger Glück hatten die sarazenischen

Seeräuber an der gallischen Küste; bei einem Ueberfall auf Narbonne wurden sie von den Christen geschlagen und verloren mit ihren Schiffen ihre ganze Habe.

Während Italien von dieser Seite hauptsächlich durch die Bemühungen Papst Benedicts gesichert wurde, erhob sich eine andere und größere Gefahr vom Süden her, welcher er ebenfalls begegnen mußte. Sie kam von den Griechen, die ernstliche Anstrengungen machten ihre Herrschaft in Unteritalien auszubreiten und dauernd zu sichern. Nur die Erkenntniß, daß sie auf dem Punkte ständen Apulien und Calabrien ganz zu verlieren, rief diese Anstrengungen hervor und hielt sie eine Zeit lang rege.

Unmittelbar nach dem Tode Ottos III. hatten die sicilischen Araber mit großer Hartnäckigkeit ihre Angriffe auf das südliche Italien erneuert. Fünf Monate lang wurde im Jahre 1003 Bari, die Hauptstadt der Griechen, von den Arabern belagert, und allein die kräftige Hülfe der Venetianer rettete endlich die Stadt. Sechs Jahre später fiel Cosenza, der festeste und sicherste Platz Calabriens, in die Hände der Ungläubigen, die von dort aus das Fürstenthum Salerno überschwemmten; Salerno selbst entging nur dadurch der Plünderung, daß die Stadt sich zu einem jährlichen Tribut verpflichtete. Wenig später drangen die Araber abermals in Apulien ein; ihre Schaaren schwärmten von Neuem bis an die Thore Baris. Die italienischen Provinzen des griechischen Reichs, unaufhörlich der Verwüstung feindlicher Heere preisgegeben und überdies von den Auflagen der Kaiser fast erdrückt, waren in der verzweifeltsten Lage: aber trotz aller ihrer Beschwerden geschah Nichts von Constantinopel, um ihre Noth zu lindern. Da faßte ein reicher Bürger von Bari, der sich langobardischer Abkunft rühmte, Melus mit Namen, den Entschluß, der Herrschaft der Griechen in Italien für immer ein Ende zu machen. Vereint mit seinem Schwager Dattus rief er im Jahre 1009 seine Mitbürger zur Freiheit auf, und sofort erklärte sich nicht allein Bari, sondern ganz Apulien für unabhängig von dem griechischen Reiche.

So war der Zeitpunkt gekommen, wo die Kaiser in Constantinopel entweder auf Italien für immer verzichten oder den Kampf um ihre letzten Besitzungen auf der Halbinsel mit Entschiedenheit aufnehmen mußten. Sie wählten das Letztere und sandten schon im Jahre 1010 ein bedeutendes Heer nach Italien hinüber. Der Katapan Basilius

belagerte im folgenden Jahre Bari, welches sich ihm nach zwei Monaten ergab. Melus und Dattus entflohen; vergebens versuchten sie zuerst sich noch in Ascoli zu vertheidigen, bald mußten sie weiter nach Benevent ihre flüchtigen Schritte richten. Umsonst bemühte sich Melus, dessen Weib und dessen Sohn Argyros in die Hände der Griechen gefallen waren, den Fürsten von Benevent in die Waffen zu bringen; umsonst flehte er dann um Hülfe an den Höfen von Salerno und Capua. Niemand hörte auf seine Worte, bis Papst Benedict sich des muthigen Bekämpfers der griechischen Herrschaft thatkräftig annahm. Nicht allein daß er dem Dattus einen festen Thurm am Ufer des Garigliano übergab, er gewann überdies Melus die Hülfe eines Volkes, welches damals zuerst in Italien bekannt wurde und bald auf die Geschicke des Landes einen tiefgreifenden Einfluß üben sollte.

Im Jahre 1016 waren vierzig Ritter aus der Normandie, von Jerusalem zurückkehrend, zufällig bei Salerno gelandet, als die Stadt wegen Verweigerung des in den letzten Jahren gezahlten Tributs von den Sarazenen belagert wurde. Vom Grabe des Herrn kommend, meinten die Ritter nicht ruhig ansehen zu dürfen, daß das Volk des Herrn unter das Joch der Ungläubigen geriethe; Waffen und Pferde forderten sie von dem Fürsten von Salerno und warfen sich mit kühnem Muth in die Schaaren der Feinde, die bald vor ihren Streichen zerstoben, nach den Schiffen eilten und das Weite suchten. Wunderbar schienen die Thaten der fremden Ritter dem verweichlichten Volke von Salerno, welches keine Grenzen der Dankbarkeit kannte. Aber alle Geschenke der Stadt wiesen die Ritter, die ihren Kampf als Gottesdienst ansahen, beharrlich zurück; noch weniger hörten sie auf Einladungen hier im fernen Lande zu bleiben. Sie kehrten in ihre Heimath zurück, und mit ihnen ging dorthin eine Gesandtschaft der Salernitaner, welche normannische Ritter zum Kampf gegen die Ungläubigen in Italien einlud. Geschenke von Mandeln, Orangen und überzuckerten Nüssen, prächtigen Seidenmänteln, mit Gold verziertem Pferdegeschirr führten die Gesandten mit sich, um die Fruchtbarkeit und den Reichthum ihres Landes den nordischen Kriegern im blendendsten Lichte zu zeigen. Und ihre Bitten und ihre Geschenke blieben nicht ohne Erfolg.

Wie zu derselben Zeit abenteuernde Ritter aus der Normandie nach der spanischen Mark zogen, um gegen die Araber dort zu kämpfen, so machten sich andere auf den Weg nach dem reichen Süden Italiens;

von den Pässen der Alpen stiegen sie alsbald in die lombardische Ebene hinab. Etwa zweihundert und funfzig Ritter waren es, geführt von fünf Brüdern. Der eine von ihnen, Gisilbert mit Namen, mußte die Heimath verlassen, weil er einen vornehmen Mann dort erschlagen; das scheint auch die anderen zum Auszug bewogen zu haben. Am meisten ragte durch kriegerische Tüchtigkeit unter den Brüdern Rudolf hervor, dem deshalb auch die oberste Leitung des Zuges übergeben wurde. Ueberall fanden die stattlichen Ritter, wie sie in ihrem glänzenden Waffenschmuck durch die lombardischen Städte ritten, den schönsten Willkommen; wie Engel vom Himmel, heißt es, nahm man sie auf. So kamen sie nach Rom, wo sich Gisilbert vor dem Papste von seiner Blutschuld reinigen wollte. Als Benedict die herkulischen Gestalten sah, denen Tapferkeit und Entschlossenheit aus den Augen blitzte, ergriff ihn der Gedanke, sie gegen die Griechen zu senden. Er klagte ihnen, wie das ketzerische und weibische Volk der Griechen mit Unrecht noch immer auf Italiens Boden herrsche, ermuthigte die Ritter diesen Schwächlingen Apulien zu entreißen und verwies sie an Melus, der damals in Capua weilte. Bald war der Bund zwischen den Normannen und Melus geschlossen, der in den langobardischen Fürstenthümern inzwischen ein Söldnerheer geworben hatte.

Obgleich mangelhaft gerüstet, brach Melus doch sogleich mit seinen Söldnern und den Normannen von Norden her in Apulien ein. Im Mai 1017 schlug er am Fortore, der das Gebiet von Benevent und Apulien schied, die Macht der Griechen unter Leo Pacianus, dem Unterbefehlshaber des Katapan Tornicius. Trotzdem daß die Griechen alsbald bedeutende Verstärkungen erhielten, drang Melus weiter und weiter in Apulien ein, siegte in mehreren Schlachten und gewann alles Land bis Trani. Pacianus war im Kampfe geblieben; Tornicius, der durch schimpfliche Flucht seine Feldherrnwürde befleckt hatte, wurde abberufen und erhielt zum Nachfolger den Katapan Basilius Bojoannes, der mit einer bedeutenden Streitmacht über das Meer kam.

Der neue Katapan kämpfte mit größerem Glück. Auch sein Heer bestand zum großen Theil aus nordischen Streitern; russische und scandinavische Waräger, abenteuerndes Volk, kämpften hier unter den Fahnen von Byzanz. Am Ofanto bei Cannä — auf jenem Schlachtfelde, wo einst Hannibal die römische Tapferkeit zu Schanden machte, — kam der römische Name diesmal zu Ehren. Melus mit seinen Nor-

mannen wurde vollständig geschlagen, das ganze Heer vernichtet; nur mit wenigen Normannen entkam er, wie erzählt wird, selbst dem furchtbaren Blutbad und eilte nach Salerno, wo sich inzwischen neue und stärkere Ritterschaaren aus der Normandie gesammelt hatten. Noch einmal sollen diese frischen Streitkräfte — sie werden auf dreitausend Ritter angegeben —, voll Begierde den Tod ihrer Brüder zu rächen, Melus in den Kampf gefolgt, aber abermals den Griechen erlegen sein; nur fünfhundert sollen sich durch die Flucht gerettet haben. Das Glück war von Melus gewichen; von seinen Normannen waren die Meisten im Kampfe geblieben, Viele wurden nach Constantinopel geschleppt, um dort lange im Kerker zu schmachten. Die Wenigen, die dem Verderben entronnen waren, dienten in der Folge dem Fürsten von Salerno, dem Abt von Monte Cassino und den Grafen von Ariano, besserer Zeiten wartend, um ihren Rachedurst an den Griechen zu stillen.

Wir wissen, wie Papst Benedict gegen Ostern des Jahres 1020 über die Alpen zog und mit dem Kaiser in Bamberg zusammentraf. Zwar giebt er selbst als den Grund der Reise an, er habe sich den vielfachen Einladungen Heinrichs Bamberg zu besuchen nicht länger entziehen können: doch waren es ohne Zweifel andere und durchgreifendere Beweggründe, welche ihn gerade in diesem Moment an den Hof des Kaisers führten. Zu derselben Zeit und wahrscheinlich im Gefolge des Papstes erschien auch Melus mit dem Normannen Rudolf, welcher der Niederlage seiner Schaar entgangen war, zu Bamberg. Was konnte den Papst, den Barenser und den Normannen an dem Throne des Kaisers zusammenführen, als der Wunsch, mit deutscher Hülfe den Kampf gegen die Griechen fortzusetzen? Wir kennen die Verhandlungen in Bamberg nicht, aber Alles weist darauf hin, daß der Kaiser dem Papste nicht allein Unterstützung zusagte, sondern sich selbst an dem Kampfe zu betheiligen versprach, daß er überdies Melus mit Apulien belehnte. Es war ein eigenes Verhängniß, daß Melus mitten in den Festesfreuden zu Bamberg (23. April) starb; dort wurde er bestattet, und den Titel eines Herzogs von Apulien ließ ihm der Kaiser auf den Leichenstein schreiben.

Im Sommer 1020 kehrten der Papst und der Normanne nach Italien zurück. Immer gefahrvoller hatten sich indessen hier die Verhältnisse gestaltet. Schon hatten die Griechen nicht allein ganz Apulien

wiedergewonnen, sondern bereits auch einen großen Theil des beneventanischen Gebiets an sich gerissen. Es waren diese nördlichsten Gegenden ihres Gebietes, welche man fortan Capitanata nannte, durch Festungen gesichert worden; die stärkste von ihnen war Troja an der Stelle der alten Stadt Ecana. Der Fürst von Benevent Landulf V. hielt zwar unter den schwierigsten Umständen treu zum Papste und dem abendländischen Reiche, aber sein Vetter Pandulf IV., der in Capua für einen altersschwachen Oheim regierte, begünstigte mit seinem Bruder Atenulf, damals Abt von Monte Cassino, erst im Geheimen, dann offen die Sache der Griechen. Auch Waimar III. von Salerno, dem Hause von Capua und Benevent verschwägert, neigte sich Constantinopel zu, wie denn das Abhängigkeitsverhältniß Salernos vom abendländischen Reiche stets nur vorübergehend und lose gewesen war. Offenbar hatte der Papst von den langobardischen Fürsten keinen oder doch nur geringen Schutz zu erwarten. Es war kein Geheimniß mehr, daß Pandulf die goldenen Schlüssel Capuas nach Constantinopel gesandt und sein ganzes Land dem Kaiser des Ostens unterworfen hatte; willig gestattete er dem Katapan den Durchzug durch sein Gebiet, um jene Burg am Garigliano zu belagern, welche vom Papste dem Dattus übergeben war. Diese Burg fiel in die Hände der Griechen, Dattus gerieth in Gefangenschaft. Er wurde nach Bari geschleppt, dort in einen Sack genäht und in das Meer geworfen. Schon war im Anfange des Jahres 1021 das Gebiet des Papstes unmittelbar von den Griechen angegriffen, und noch immer zögerte die Hülfe des Kaisers.

Heinrichs dritter Zug nach Italien.

Der Kaiser hatte die deutschen Gegenden nicht eher verlassen wollen, als bis er Otto von Hammerstein, den Letzten seiner trotzigen Vasallen, sich unterworfen hatte. Kaum sah er sich an diesem Ziele, so rüstete er zu dem Kriegszuge gegen die Griechen. Besorgte Seelen bemühten sich umsonst ihn abzuhalten. Ihre Erinnerungen, sein theures Leben, auf dem die Wohlfahrt des Reiches ruhe, nicht so gefahrvollen, in unbestimmte Ferne führenden Unternehmungen auszusetzen, verhallten ungehört. Als er im Sommer 1021 von Sachsen in die Rheingegenden kam, berieth er hier mit den Fürsten alles Erforderliche und kehrte dann im Herbste nach Sachsen zurück, um für die Vertheidigung der Grenze

und die inneren Angelegenheiten des Landes Fürsorge zu treffen. Nachdem er für die Dauer seiner Abwesenheit so Alles geordnet, zog er eilend durch Franken nach Schwaben, wo sich ein lothringisch-baierisch-schwäbisches Heer inzwischen gesammelt hatte. Mit ihm überschritt er in den ersten Tagen des December den Brenner-Paß und traf am 6. December zu Verona ein, wo ihn die Bischöfe Italiens mit ihren Vasallen erwarteten. Der stolze Aribert von Mailand, ein gewaltiger Mann, der einst noch einem mächtigen Kaiser ein schweres Spiel bereiten sollte, der im Kriegshandwerk erfahrene Poppo von Aquileja, ein Baier von Geburt, welchem der Kaiser vor Kurzem das überreiche Bisthum übertragen hatte, der geschäftskundige Heinrich von Parma, ebenfalls ein Deutscher, in der Kanzlei des Kaisers emporgekommen und oft zu wichtigen Gesandtschaften benutzt, der gelehrte und verschmitzte Leo von Vercelli, das Geschöpf Silvesters II., — sie Alle sammelten sich um den Thron des Kaisers, und mit ihnen viele andere angesehene Fürsten der Kirche. Auch die weltlichen Großen warteten dem Kaiser auf. Markgraf Hugo, das Haupt der Estensischen Familie, jetzt mit dem Kaiser ausgesöhnt, war erschienen; auch Markgraf Bonifacius wird nicht gefehlt haben, welcher die reiche Erbschaft seines Vaters Thedald angetreten hatte und, wie Vater und Großvater, den seinem Hause so vortheilhaften Bund mit den deutschen Königen zu erhalten bemüht war. Nachdem zu Verona ein großer Landtag gehalten, setzte der Kaiser, dem auch ein zahlreiches lombardisches Heer sich nun anschloß, seinen Marsch nach dem Süden fort. Am 10. December war er in Mantua und begab sich von dort nach Ravenna, wo er das Weihnachtsfest prächtig nach seiner Sitte beging.

Im Anfange des Jahres 1022 brach der Kaiser von Ravenna auf. Er theilte sein Heer, welches aus etwa 60,000 Mann bestand, in drei Massen: die eine, gegen 20,000 Mann stark, schickte er unter dem Befehl des Erzbischofs Piligrim von Köln über Rom nach Campanien; die zweite, etwas minder stark, sollte unter der Anführung des Patriarchen Poppo von Aquileja durch die Gebirgsgegenden des Marserlandes, welche zum Theil schon in den Händen der Griechen waren, vorzudringen suchen; die dritte und zahlreichste Abtheilung wollte er selbst an den Küsten des adriatischen Meeres entlang unmittelbar gegen die Griechen führen. Schon im Februar war Heinrich im Gebiet von Benevent; im Anfang März betrat er die Hauptstadt, wo ihn der Fürst



und die Einwohner auf das Freudigste aufnahmen. Auch Papst Benedict stellte sich hier ein und blieb, wie es scheint, während des ganzen Feldzugs in der Begleitung des Kaisers; war er es doch, der als der Urheber des ganzen Unternehmens gelten mußte. Nur kurze Zeit hielt man sich in Benevent auf; bereits hatte auch Poppo sein Heer mit dem des Kaisers wieder vereinigt, da er nirgends den Griechen begegnet war und die Grafen des Marserlandes sich ihm sofort freiwillig unterworfen hatten. Mit starker Heeresmacht rückte darauf der Kaiser gegen Troja, welches er im März zu belagern anfing.

Troja war so stark befestigt, daß auf eine sofortige Uebergabe des Platzes nicht zu rechnen war. Der Kaiser umschloß die Stadt von allen Seiten und ließ große Kriegsmaschinen bauen, mit denen er die Stadt zu berennen gedachte. Aber bei einem Ausfall der Städter wurden diese Maschinen sämmtlich ein Raub der Flammen, und man mußte die Arbeit von Frischem beginnen. Die neuen Maschinen wurden mit rohen Häuten bedeckt, um sie so gegen das Feuer der Feinde zu schützen. Man berannte darauf die Mauern, aber mit geringem Erfolg. Der Kaiser ließ deshalb, da er eine längere Belagerung gern vermeiden wollte, den Städtern günstige Bedingungen für den Fall freiwilliger Uebergabe anbieten. Diese, so hochmüthig, daß sie prahlten, sie hofften Heinrich noch zu den Füßen ihrer Kaiser zu sehen, wiesen alle Verhandlungen in schnödem Tone zurück. Im höchsten Zorne hierüber gelobte der Kaiser Mann für Mann in der Stadt niederhauen zu lassen, wenn sie in seine Hände fiele. So zog sich die Belagerung bis in den vierten Monat hin, länger als der Kaiser erwartet hatte, doch auch länger als die Städter den Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln ertragen konnten.

Vergebens hatten die Städter bisher auf Entsatz gehofft; als die letzte Hoffnung schwand, mußten sie endlich an die Uebergabe des Platzes denken. Man bebte jetzt vor dem Zorne des Kaisers und vor jener Drohung, die man früher verlacht hatte. Alles kam darauf an, sein Mitleiden zu erregen. Deshalb schickten die Städter ihre Kinder in langem Zuge unter Vortragung des Kreuzes und unter der Führung eines frommen Eremiten vor die Thore der Stadt in das kaiserliche Lager. Unter Thränen und Jammergeschrei baten die Kleinen um Gnade für sich und ihre Väter. Der Kaiser bezwang die Bewegung seines Herzens und hieß, ohne ein Wort der Gnade sich entwinden zu

lassen, die Kleinen in die Stadt zurückführen. „Gott weiß es," sagte er, „nicht ich, die eigenen Väter sind ihre Mörder." Doch am anderen Tage erschien von Neuem dieselbe Procession unter demselben Angstruf. Da wurde der Kaiser gerührt, und mit einem Bibelwort, wie es ihm immer zur Hand war, sprach er: „Mich jammert des Volkes." Als jetzt die Städter sich erboten den festesten Theil ihrer Mauern niederzureißen und sich zu ergeben, gewährte der Kaiser ihnen nicht allein Verzeihung, sondern erlaubte ihnen sogar alsbald die Mauern herzustellen. So fiel Troja mehr durch freiwillige Unterwerfung als durch Eroberung, nachdem es dreizehn Wochen belagert war. Die von den Griechen angelegte Feste sollte fortan als Schutzwehr gegen sie dienen.

Raschere Erfolge hatte inzwischen Erzbischof Piligrim erzielt. Sobald er gegen das Gebiet von Capua vorrückte, hatte der Abt Atenulf die Flucht ergriffen. Ihn ereilte alsbald ein schlimmeres Geschick, als er mied. Nachdem er sich zu Otranto nach Constantinopel eingeschifft hatte, überfiel ihn ein Sturm, und er fand im Schiffbruch sein Ende. Bei der Nachricht hiervon brach der Kaiser in die Worte des Psalmisten aus: „Er ist in die Grube gefallen, die er gemacht hat (Psalm 7, 16)." Atenulfs Bruder Pandulf versuchte einen Augenblick Gegenwehr, aber umsonst. Sobald Piligrim vor Capua rückte, erkannte er die Unmöglichkeit die Stadt zu vertheidigen und ergab sich auf Gnade oder Ungnade dem Feinde. Piligrim ließ ihn in sicheren Gewahrsam bringen, nahm von Capua Besitz und rückte dann gegen Salerno, das sich nach vierzigtägiger Belagerung ebenfalls ergab. Fürst Waimar stellte seinen Sohn als Unterpfand seiner Treue. Auch Neapel und Amalfi erkannten jetzt abermals, wie in den Tagen der ersten Ottonen, die Hoheit des abendländischen Reichs an, und mit Siegesnachrichten kehrte der Kölner Erzbischof zum Kaiser zurück, der noch vor Troja lag. Hier wurde sogleich über Pandulf Gericht gehalten; der treulose Fürst wurde zum Tode verurtheilt und nur auf die inständigsten Bitten des Erzbischofs diese Strafe in das Exil verwandelt. In Ketten ließ der Kaiser Pandulf über die Alpen bringen; Waimars Sohn übergab er zur Bewachung dem Papste.

Bald nach der Mitte des Juni brach der Kaiser von Troja auf, nachdem er Geiseln von der Stadt verlangt und empfangen hatte. Da die heiße Jahreszeit eingetreten war, stand er davon ab, tiefer in Apulien einzudringen; ohne sich mit den Griechen im offenen Felde gemessen zu

haben, trat er den Rückzug an. Zunächst begab er sich nach Capua, wo er den Grafen Pandulf von Teano zum Fürsten einsetzte. Dann erstieg er die steile Anhöhe von Monte Cassino, wo er am 28. und 29. Juni mit dem Papste verweilte. Es geschah nicht allein, um den heiligen Benedict seine Ehrfurcht zu bezeugen, sondern zugleich um dem alten Erzkloster einen würdigen Mann zum Abte zu setzen und das zügellose und verwilderte Leben im Kloster zu bessern. Der Mann seiner Wahl war ein gewisser Theobald, dem er den Hirtenstab übergab und ihn dann vom Papste weihen ließ. Wenn unter dem Regiment dieses Abts bald darauf Odilo von Cluny nach Monte Cassino kam, geschah es gewiß weniger, um dort den Brüdern seine Verehrung an den Tag zu legen, als um die nothwendigen Reformen im Kloster durchzuführen. In den bergigen Gegenden nördlich von Monte Cassino bei Sora gab der Kaiser vier Neffen des Melus eine Grafschaft und bestellte zu ihrem Schutze fünfundzwanzig normannische Ritter; die Absicht konnte dabei keine andere sein, als den Namen und das Unternehmen des Melus der Vergessenheit zu entreißen. Einige Normannen ließ Heinrich auch in Salerno zurück; die Mehrzahl derselben wandte sich, von Rudolf geführt, jetzt wieder der Heimath zu. Man konnte damals nicht ahnen, welches Glück diesen Fremdlingen nach einem Menschenalter in den Süden Italiens erblühen sollte.

Nachdem der Kaiser so die longobardischen Fürstenthümer in ihrem ganzen Umfange dem abendländischen Reiche gesichert hatte, richtete er den Marsch seines Heeres nach Rom. Auch dieser zweite Aufenthalt des Kaisers in der Weltstadt dauerte nur wenige Tage, die er benutzte, um sich durch reiche Geschenke die Ergebenheit des römischen Adels zu sichern. Schon gegen Ende des Monats Juli war er im Gebiet von Lucca und beschleunigte mehr und mehr die Heimkehr, da ansteckende Krankheiten in dem Heere zu wüthen begannen. Von schweren Unglücksfällen war der weitere Rückzug durch die Lombardei begleitet. Bei weitem der größte Theil der Deutschen wurde von Seuchen hingerafft, und nur mit geringer Begleitung überstieg der Kaiser die Alpen. Aber ein stattliches Rittergefolge sandten ihm die deutschen Länder entgegen; in kaiserlichem Glanze konnte er wieder im Herbst in den rheinischen Gegenden auftreten. Gegen den Winter begab er sich nach Sachsen, wo er das Weihnachtsfest bei seinem Freunde, Bischof Meinwerk, prächtig beging. Nirgends war während der Abwesenheit des Kaisers

in Deutschland die Ruhe gestört worden, und der schnell beendigte Zug, der die abgelegensten Besitzungen dem Reiche gesichert, wird die Achtung vor dem kaiserlichen Namen nicht wenig erhöht haben, obschon man sich nicht verhehlen konnte, wie große Verluste an Menschenleben der Krieg gekostet hatte.

Waren durch diese letzten Waffenthaten des Kaisers auch die Wünsche des Papstes nicht befriedigt, da die griechische Herrschaft in Italien bestehen blieb, so hatten sie ihn doch in seiner Hauptstadt gesichert und zugleich der Welt gezeigt, wie viel sein Wort bei dem Kaiser vermöge. In der That trat der Kaiser hier weniger als Herr, denn als Schutzvogt des römischen Bisthums auf, welches Benedict wieder zu einer lange ungekannten Selbstständigkeit erhoben hatte. Es war keine geringe Sache, daß die Welt einmal Kaiser und Papst im genauesten Einverständniß sah, ohne daß der Eine von dem Andern die Bedeutung seiner Gewalt zu erborgen brauchte. Und dieses Einverständniß schien der Welt noch größere und heilsamere Erfolge in Aussicht zu stellen, da sich unmittelbar an diesen Zug des Kaisers umfassende Pläne zu einer großen Reformation der lateinischen Kirche schlossen.

Benedicts reformatorische Richtung.

So schwach auch die unmittelbaren Vorgänger Benedicts auf dem Stuhle Petri gewesen waren, hatten sie doch mit jener zähen Consequenz, mit der von den frühesten Zeiten her die Curie ihre Traditionen festhält, den Bund mit Cluny bewahrt. Als die Privilegien Gregors V. für die Cluniacenser von den französischen Bischöfen angegriffen wurden, hatte zum Beispiel Johann XVIII. einen Legaten an König Robert gesendet und mit der größten Entschiedenheit auf die Anerkennung der Rom gebührenden Autorität gedrungen. So hielt denn auch Benedict von Anbeginn seines Pontificats an der Verbindung mit den französischen Mönchen fest: es war einer seiner ersten in die Ferne wirksamen Schritte, daß er die angefochtene Erhebung des Abts Gauzlin von Fleury zum Erzbischof von Bourges durch energische Strenge aufrecht erhielt.

Gauzlin, ein unehelicher Sohn Hugo Capets, gehörte der strengsten Richtung der Cluniacenser an, und seine Erhebung war ein harter, schwer zu verwindender Schlag für den französischen Episcopat. Für

Cluny dagegen schien es ein unermeßlicher Vortheil, daß ein ihm ganz ergebener Mann auf einen der ersten Bischofsstühle Frankreichs erhoben wurde; um so mehr als König Robert, Gauzlins Halbbruder, so sehr er der Congregation früher widerstrebt, jetzt willig auf ihre Absichten einging. Seitdem gewann sie in Frankreich mit jedem Tage neuen Boden; bald mußte der Episcopat sich hier mit ihr abzufinden bedacht sein. Indem sich nun auch in der spanischen Mark die Verbindungen der Congregation immer weiter verzweigten, indem sie überdies durch ihr nahes und sorgsam gepflegtes Verhältniß mit dem burgundischen Königshause fast die ganze Kirche Burgunds in Abhängigkeit hielt, gewannen ihre Bestrebungen gleichzeitig auch in Italien und Deutschland einen festeren Halt, wo sie bis dahin nur flüchtigere Einwirkungen geübt. In Italien war vor Allem der heilige Wilhelm, ein geborener Italiener, doch in Cluny erzogen und dann zum Abt des Benignusklosters zu Dijon bestellt, für die Congregation thätig; ihm gelang zuerst dauernde Reformen im Sinne der Cluniacenser in mehreren Klöstern Oberitaliens durchzuführen, unter denen sich Fructuaria bald als Musterkloster erhob. In Deutschland war es, wie wir früher berichtet haben*), das Kloster des heiligen Vitonus zu Verdun, von wo sich durch den Eifer des Abts Richard die cluniacensischen Satzungen verbreiteten. Zunächst ergriffen sie Lothringen und fanden hier, während der italienische Episcopat sich noch wenig von ihnen berührt zeigte, selbst bei vielen Bischöfen Gunst und Förderung.

Die Bestrebungen Clunys hatten offenbar den glücklichsten Fortgang, und wie hätten einem Papste, wie Benedict, die ungeheuren Vortheile entgehen sollen, die Rom aus den Fortschritten der Congregation erwuchsen? Mußte er nicht es ihnen zuschreiben, wenn ihm jetzt die Devotion der Kirchen und Klöster der spanischen Mark freiwillig entgegenkam, wenn der französische Episcopat eine Reihe von Demüthigungen erfuhr, wenn König Robert im Jahre 1016 zu dem Grabe des heiligen Petrus pilgerte? Kein Wunder daher, wenn wir den Papst in stäter Verbindung mit dem großen Abt Odilo, mit dem heiligen Wilhelm, mit allen Führern der Cluniacenser finden, wenn er, so wenig er in seinem Lebenswandel ihren strengen Vorschriften folgen mochte, doch auf ihre Absichten, das kanonische Leben unter dem Klerus herzustellen,

*) Vgl. S. 86—88.

mit Lebhaftigkeit einging und bald mit dem heiligen Eifer eines Reformators gegen den üppigen und hoffährtigen Klerus verfuhr. Es war einer der kühnsten Schritte dieses Pontifex, dessen Handlungen überhaupt den Stempel des Ungewöhnlichen tragen, daß er sich selbst nach Pavia begab und hier die lombardische Geistlichkeit zu einem Concil versammelte*), auf dem er die durchgreifendsten Beschlüsse gegen die Priesterehe fassen ließ. Es ist weltbekannt, daß die lombardischen Weltgeistlichen damals vom Bischof bis zum Lector hinab fast allgemein in der Ehe lebten, daß sie ihre Kinder, an deren Vollfreiheit Niemand zweifelte, wenn sie von freien Müttern stammten, mit Lehen und Pachtungen aus dem Kirchenvermögen auf das Reichlichste auszustatten pflegten, daß diese Priesterkinder einen reichen und angesehenen Stand bildeten. Mitten unter diese lombardischen Bischöfe und Priester trat jetzt der Papst und gebot ihnen nicht allein sich, wenn sie ihrer Würde nicht verlustig gehen wollten, von ihren Weibern zu trennen, sondern beraubte auch ihre Kinder aller bis dahin genossenen Privilegien. Nicht mehr der Stand der Mutter sollte den Stand der Kinder entscheiden, sondern sie sämmtlich, wenn ihre Väter aus unfreiem Stande seien, in die Leibeigenschaft der Kirche, ohne das Recht der Freilassung, ohne das Recht vollfreies Eigenthum zu erwerben, auf ewige Zeiten verfallen. Weitere Beschlüsse über die Ehen freier Priester mit freien Frauen behielt der Papst einer allgemeinen Kirchenversammlung vor.

Diese Satzungen von Pavia, durch die, wie ein italienischer Markgraf jener Zeit sagte, der blinden Kirche das Augenlicht zurückgegeben wurde, bezeichnete der Papst selbst nur als den Anfang einer großen umfassenden Reformation. Indem er aber an die Heilung der kirchlichen Schäden ging, dachte er nicht auf lindernde, langsam wirkende Mittel, sondern mit fester Hand schnitt er sogleich tief in die wundeste und faulste Stelle des kranken Körpers ein. Die Priesterehe und das unzüchtige Leben der Geistlichkeit standen im offensten Widerspruch mit von der Kirche seit Jahrhunderten anerkannten Gesetzen — sie waren ein öffentliches Aergerniß, welches zuerst aus der Welt geschafft werden mußte, wenn man zu jenem Ideal kirchlicher Zustände zurückkehren wollte, das nach den alten Kanones vor Zeiten bereits in das Leben geführt schien.

*) Das Concil zu Pavia war wahrscheinlich am 1. August des Jahres 1018; das Nähere über die Zeitbestimmungen findet man in den Anmerkungen.



Eine lange Reihe anderer Schäden schien außer diesem Hauptschaden Heilung zu fordern. Längst war die Simonie, die Verkäuflichkeit der geistlichen Aemter und Würden, in ihrer Verderblichkeit erkannt: aber kaum gab es, selbst den Kaiser eingeschlossen, einen Fürsten, der sich mit ihr nicht befleckte, kaum vom Papst bis zu dem ärmsten Bischof einer Missionsgemeinde ein Kirchenhaupt, das sich ihrer nicht schuldig machte. Ueberdies waren ketzerische Lehren mit dem Aufleben wissenschaftlicher Studien in die Kirche gedrungen; von Italien gingen sie aus und erfaßten sofort Frankreich und Deutschland. Judaisirende Meinungen traten an manchen Orten hervor; sie führten im Jahre 1010 zu einer Judenverfolgung in Limoges, zwei Jahre später in Mainz. Gleichzeitig tauchten manichäische Ketzereien auf, die, von der Lombardei nach Orleans verpflanzt und dort mit Feuer und Schwert verfolgt, bereits die Sprengel von Lüttich und Cambray ergriffen. Vor Allem aber, wie weit war der Stuhl Petri von jener Herrschaft über die Kirche entfernt, welche ihm die Decretalien des Pseudoisidor angewiesen hatten und welche jedem hochstrebenden Papste als das Endziel seiner Forderungen erscheinen mußte! Noch lag der französische Episcopat in stätem Kampfe mit den Cluniacensern, den Vorkämpfern Roms. In Italien standen reicher und mächtiger als je die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, wie der Patriarch von Aquileja da, die alten Rivalen des römischen Bischofs, jetzt mit verstärkten Kräften den alten Kampf zu erneuern bereit. Auch die deutschen Bischöfe, meist aus der Schule des Willigis, waren nichts weniger als Römlinge. Im Bewußtsein der von ihrem Volke errungenen Weltherrschaft zeigten sie einen nicht geringen Trotz auf ihre eigene Autorität und ihre eigene Macht; von den Erzbischöfen von Mainz war, seit sie einen Kaisersohn unter ihren Vorgängern zählten, der gefügige Sinn eines Bonifaz völlig gewichen.

Es war eine ungeheure Aufgabe, die Benedict angriff. Wenn er dennoch an ihrer Lösung nicht verzagte, so geschah es, weil ihm die gewaltigen Fortschritte der Cluniacenser, wie sie von Tag zu Tag deutlicher hervortraten, stets neuen Muth einflößten, weil er in Italien selbst mit Sicherheit auf die Unterstützung der von Romuald und Wilhelm reformirten Klöster zählen konnte, weil er endlich vor Allem der Hülfe des Kaisers gewiß war, dessen Eifer für eine kirchliche Reformation kaum eines Spornes bedurfte.

Die ganze Regierung Heinrichs war von dem Bestreben, die kano-

nischen Bestimmungen zur Geltung zu bringen, erfüllt. So verschieden sein Ideal von dem der Cluniacenser sein mochte, so war er sich doch überall in seinen Reformen mit ihnen begegnet. Auch die reformatorischen Schritte des Papstes hatte er von Anfang an kräftigst unterstützt. Jene Paveser Beschlüsse begrüßte er mit Freuden als die Vorboten besserer Zeiten und bestätigte sie nicht allein nach dem Wunsche des Papstes, sondern verhängte neben den geistlichen auch strenge weltliche Strafen über die Uebertreter. Er gebot freigeborene Weiber, die mit unfreien Klerikern eine Ehe eingingen, öffentlich auszupeitschen und dann in die Verbannung zu schicken; er entsetzte kaiserliche Richter, welche die Söhne unfreier Priester für frei erklären würden, ihres Amts, verurtheilte Notare, die solchen Priestersöhnen durch irgendwelche von ihnen ausgestellte Urkunden zu freiem Eigenthum verhülfen, zum Verlust der rechten Hand und zum Schadenersatz; er verfügte endlich, es solle dieses sein kaiserliches Gesetz unter die lombardischen Gesetze aufgenommen werden, unter denen es aber nicht lange seine Stelle behauptet hat. Und nicht allein für Italien zeigte er sich um die Durchführung der Paveser Beschlüsse bemüht. Auf einer sächsischen Synode, die im März 1019 in seiner Gegenwart zu Goslar abgehalten wurde, drang er mit Entschiedenheit auf die Annahme jener Bestimmungen und setzte sie trotz der Einsprache mehrerer Bischöfe durch. Die folgenden Jahre brachten ihn dann in immer vertrautere und unmittelbarere Beziehungen zu dem Papste; die Gefahren des letzten Kriegszugs hatten sie getheilt, in ausgesetztem Verkehr mit einander gestanden. Wie hätten sie da nicht auch ihre Gedanken über den Zustand der Kirche, über die Mittel der Besserung austauschen und gemeinsame Maßregeln verabreden sollen? Der Kaiser kehrte, soviel ist gewiß, mit der Absicht, eine Reformation der Kirche weit über die Grenzen seines unmittelbaren Gebiets hinaus durchzuführen, über die Alpen zurück: diese Reformation war die letzte Sorge seines Lebens.

Man hat wohl geglaubt, der heilige Romuald, mit dem der Kaiser in Italien eine Zusammenkunft hatte, habe auf die kirchlichen Pläne desselben einen entscheidenden Einfluß geübt. Aber dieser alte Seher, der Mittelitalien mit seinen Einsiedeleien erfüllte, — die ganze Menschheit, sagte man, wolle er in die Einöde treiben — hat schwerlich jemals den nüchternen Sinn dieses Kaisers in ähnlicher Weise beherrscht, wie das phantastische Gemüth Ottos III. Es ist zwar begründet, daß der



Kaiser Romuald besondere Gunst erwies und wesentlich dazu beitrug, daß jene Congregation von Camoldoli, die aus den Bestrebungen des eifrigen Eremiten hervorging, in der Folge Bestand gewann: aber ein bestimmender Einfluß des dem Grabe zuwankenden Greises auf ihn läßt sich weder erweisen, noch ist er aus inneren Gründen glaublich. Die Absichten des Bischofs von Rom, des Hauptes der gesammten lateinischen Kirche, mußten auf einen Fürsten, wie Heinrich, einen anderen Eindruck üben, als die Mahnungen eines schwärmerischen Mönchs. Wie viel mußte dem Kaiser nicht ohnehin daran liegen, unter eine festgeregelte Zucht einen Stand zu bringen, auf den er vor allem die Ordnungen seines Staates gegründet hatte! Leicht konnte er der Gaben entbehren, die ihm die neuen Bischöfe darzubringen pflegten und deren Annahme man ihm als Simonie auslegte, so lange der Papst ihn in der Beraubung der reichen Abteien nicht allein nicht hinderte, sondern sie sogar ausdrücklich genehmigte; wie er denn gerade damals die Erlaubniß des Papstes zu jenem tiefen Griff in das Vermögen des Klosters Maximin zu Trier erhielt, dessen wir oben gedachten*). Wie viel auch das Papstthum bei der beabsichtigten Reformation gewinnen mochte, eine bedrohliche Uebermacht desselben hatte der Kaiser in einer Zeit kaum zu fürchten, wo allein die deutsche Macht Rom vor den Angriffen der Griechen schützte und die Wuth der lombardischen Bischöfe gegen den Nachfolger Petri nur der panische Schrecken niederhielt, welchen Heinrichs Name seit dem Brande von Pavia über Italien verbreitet hatte.

12.

Heinrichs II. letzte Zeiten.

Einleitungen zu einer großen Kirchenreform.

Man stand in einem Jahrhundert, welches durch eine große kirchliche Umgestaltung seine weltgeschichtliche Bedeutung erhalten sollte, und die Pläne zu umfassenden kirchlichen Reformen bewegten schon damals lebhaft die Gemüther. Solche Pläne lagen gleichsam in der Luft, in

*) S. 89.

der man athmete. Während die Cluniacenser, während Kaiser und Papst planten, hatte der Mainzer Erzbischof bereits die Sache angegriffen und die berühmten Beschlüsse der Seligenstädter Synode zu Stande gebracht.

Gewiß war Papst Benedict keine zuwartende, bedächtige Natur, aber noch bei weitem hitziger war jener Aribo, den der Kaiser vor Kurzem auf den Wunsch der Kaiserin auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben hatte. Er war kein Mann gewöhnlichen Schlags. Gelehrte Kenntnisse zeichneten ihn aus: das Mittelalter kannte von ihm einen Tractat über die Psalmen, und der lateinischen Bearbeitung des Walter von Aquitanien ließ er von einem Mönch St. Gallens eine dem klassischen Alterthum mehr entsprechende Form geben. Welterfahrung und Kenntniß der politischen Verhältnisse hatte er früh in der kaiserlichen Kanzlei gewonnen. Ohne Zweifel beseelte ihn ein großer persönlicher Ehrgeiz, aber es lebte dabei in ihm ein heiliger Eifer für seinen Stand und die erste Kirche Deutschlands, die seiner Obhut vertraut war. Kein Anrecht seines Stuhls, keinen Anspruch seiner Vorgänger ließ er ruhen und glaubte sich überdieß berufen eine Reinigung der gesammten deutschen Kirche, wie sie die Zeit erforderte, in das Werk zu setzen. Mit leidenschaftlicher Hitze griff er diese Aufgabe an, und mit leidenschaftlicher Hartnäckigkeit hielt er an ihr fest. Einer seiner Gegner hat auf ihn jenes Wort angewendet, welches die heilige Schrift über Ismael ausspricht: „Er wird ein wilder Mensch sein, seine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn.“

Sobald Aribo sein Erzbisthum antrat, suchte er das Band, welches seine Suffragane an ihn fesselte, so fest wie möglich anzuziehen. Die Provincialconcile waren seit geraumer Zeit sehr unregelmäßig abgehalten: wenigstens ein Mal in jedem Jahre beschloß er ein solches fortan zu versammeln. Auch Nationalconcile wollte er als Primas der deutschen Kirche in das Leben rufen und hielt sich dazu selbst ohne des Kaisers Einwilligung berechtigt. Nicht minder beschäftigte ihn die Herstellung der alten Sendgerichte, die seit den Karolingischen Zeiten vielfach in Verfall gerathen waren und die er jetzt unter seine besondere Aufsicht nahm. Indem er überdies gleiche Zucht, gleiche Ordnungen für die gesammte deutsche Kirche herzustellen gedachte, lag ein großer Kreis von schwierigen Aufgaben vor ihm, an deren Lösung er sich unverweilt machte.



Noch vor der Rückkehr des Kaisers berief Aribo zum 13. August 1022 seine Suffragane nach Seligenstadt und eröffnete hier seine Reformen. Die Beschlüsse dieses Provincialconcils schärfen großentheils ältere kanonische Bestimmungen ein, aber es giebt unter ihnen auch neue Satzungen, welche Aribos Stellung scharf und bestimmt bezeichnen. Wenn die Synode beschloß, daß Alle fortan, die sich vor dem Sendgericht des Bischofs zu erscheinen weigerten, vor das Provincialconcil geladen und dort unter dem Vorsitz des Erzbischofs von ihrem Bischof belangt werden sollten, so erhob sie damit ebensosehr die Gewalt ihres Metropolitanen, wie sie die Ansprüche des römischen Stuhls herabsetzte, indem sie das Absolutions- und Dispensationsrecht des Papstes so gut wie aufhob. Denn was war es anders, wenn die Synode bestimmte, daß Niemand fortan ohne Erlaubniß seines Bischofs nach Rom gehen, daß jede päpstliche Absolution ungültig sein solle, wenn nicht zuvor die von den Bischöfen auferlegten Strafen abgebüßt wären? Und zugleich traf man für die ganze Mainzer Provinz Anordnungen für die Quatemberfasten, die dem von der römischen Kirche angenommenen und über das ganze Abendland verbreiteten Brauche zuwiderliefen. Rom wurde so auch in seiner gesetzgebenden Macht, kurz in Allem angegriffen, was es als seine hervorragendsten Privilegien ansah. Und das geschah von Männern, die in den nächsten Beziehungen zu dem Kaiser standen: unter den Bischöfen, welche diese Beschlüsse unterschrieben, war Bischof Brun von Augsburg, des Kaisers eigener Bruder, war Eberhard von Bamberg, der frühere Kanzler und der ergebenste Dienstmann des Kaisers, war endlich der alte Burchard von Worms, den wohl Niemand bisher als einen Gegner des Papstthums angesehen hatte.

Wir wissen nicht, wie sich Heinrich zu den Seligenstädter Beschlüssen verhielt. Entschiedenen Widerspruch gegen dieselben kann er nicht eingelegt haben, da sie sonst nicht die Anerkennung im Reich erlangt haben würden, die sie ohne Zweifel eine Zeit lang fanden; selbst der Kanonensammlung des Burchard finden sie sich angehängt. Aber unmöglich entsprachen sie den eigensten Absichten des Kaisers, der es sich nicht verhehlen konnte, welche Gefahr eines tiefen Bruchs in der Kirche von dieser Seite drohe. Aribos Richtung, nur wenige Schritte weiter mit Glück verfolgt, mußte zu einer einheitlichen Gestaltung der deutschen Kirche unter der Leitung von Mainz mit Nothwendigkeit führen, und nie hätte Rom der weiteren Entwicklung der Mainzer Bestrebungen

ruhig zusehen können. Ueberdies aber saß jetzt auf dem Stuhle Petri ein Papst, welcher sich selbst mit großen Plänen zu einer allgemeinen Kirchenreformation trug, bei denen natürlich dem Mainzer Erzbischof und der deutschen Kirche ganz andere Rollen zugetheilt waren. Die Größe und die Nähe der Gefahr spornten den Kaiser zur Eile; es war, als er nach Deutschland zurückkehrte, sein erstes Geschäft, ein großes Nationalconcil in den rheinischen Gegenden zu versammeln. Wir kennen leider die Beschlüsse desselben nicht, aber die Reform hat unstreitig den Mittelpunkt der Verhandlungen gebildet.

Nicht die Seligenstädter Beschlüsse allein, auch andere Vorgänge wiesen den Kaiser immer deutlicher auf die Beschleunigung der Reform hin. Ueberall begegneten ihm Neid, Eifersucht, Zwietracht und Streit zwischen den deutschen Kirchenhäuptern, und je wichtiger deren Stellung im Reiche war, um so beunruhigender war ihr Hadern selbst für die Zukunft des kaiserlichen Regiments. Als Heinrich nach dem Schluß des Concils sich nach Grona begab, sah man an seinem Hofe die ärgerlichsten Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof Gero von Magdeburg und Bischof Arnulf von Halberstadt, die beide bald darauf unversöhnt aus dem Leben schieden. Zu derselben Zeit kam dem Kaiser zu Ohren, daß auch der alte Gandersheimer Streit wieder aufgelebt sei. Kaum hatte Bischof Bernward von Hildesheim die Augen geschlossen (20. November 1022) und Abt Godhard von Altaich, der Freund des Kaisers, das ihm übertragene Bisthum angetreten, so erhob Aribo abermals jene Ansprüche auf Gandersheim, welche Willigis einst so zähe vertheidigt hatte, und untersagte dem neuen Bischof unter Androhung des Banns jede Einmischung in die Angelegenheiten des Klosters. Der Kaiser beschied Aribo zu sich und nöthigte ihn von seinen Ansprüchen auf Gandersheim abzustehen, mit denen aber der Erzbischof doch bald genug wieder hervortrat. Ein ähnlicher Streit hatte sich gleichzeitig wegen der Jurisdiction über das Kloster Burtscheid zwischen dem Erzbischof von Köln und dem Bischof von Lüttich erhoben und wurde mit großer Erbitterung geführt. So waren die Kirchenhäupter selbst überall in Zwiespalt, und es bedurfte neuer und starker gesetzlicher Bande für sie, wenn die Einheit der Kirche und des Reichs nicht bedenklich gelockert werden sollte. Diese mächtigen Häupter in Deutschland schienen eines mächtigeren geistlichen Oberhaupts zu bedürfen: sollten sie es in Mainz gewinnen oder nach der bisherigen Entwicklung der Dinge in eine

festere Unterordnung unter Rom gebracht werden, das allein schien die Frage.

Da des Kaisers Absichten auf allgemeine Maßregeln für die Kirche des ganzen Abendlandes gingen, mußte er sich vor Allem den Beistand des Königs von Frankreich gewinnen. Um die Osterzeit 1023, die er zu Merseburg verlebte, sandte er eine Gesandtschaft an König Robert. Am 1. Mai erschienen Bischof Gerhard von Cambray und der Abt Richard von Verdun, jener Urheber der cluniacensischen Bestrebungen in Lothringen, am Hofe Roberts zu Compiègne und forderten den König zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser auf. Robert ging bereitwillig auf die Einladung ein und versprach, sich gegen Ende des Monats Juli an der Grenze seines Reichs zu der gewünschten Zusammenkunft einzufinden. Er forderte zugleich den Bischof Fulbert von Chartres auf, einen eben so gelehrten, als der Reform zugethanen Würdenträger seines Reichs, ihn zu begleiten, was Fulbert jedoch wegen Krankheit ablehnte.

Bald nach Ostern begab sich der Kaiser in die rheinischen Gegenden; zunächst nach Köln, dann nach Mainz, wo er, einer Einladung des Erzbischofs folgend, Pfingsten verlebte. Aribo hatte um dieselbe Zeit ein neues Concil nach Mainz berufen, auf dem er, wohl um den Kaiser zu gewinnen, vor Allem die Sache des Grafen Otto von Hammerstein zu erledigen versprach. Denn allen Befehlen des Kaisers, allen Beschlüssen früherer Synoden zum Trotz lebte der Graf mit Irmengard noch immer in ehelicher Gemeinschaft. Die Ehre des Reichs und der Kirche schien auf gleiche Weise ein ernstes Einschreiten gegen diese ärgerliche Ehe zu erheischen, und auch Aribo konnte nur gewinnen, indem er seine Sache eng mit der des Kaisers verband. Graf Otto stellte sich vor dem Concil und gelobte Besserung. Mehr Furcht vor dem Kaiser, als Achtung vor den Bischöfen, beugte den Trotz des Mannes. Aber Irmingards Sinn war starrer, als der ihres Gemahls. Der Acht des Reichs, wie der Bannflüche der Kirche spottend und die Gunst des Augenblicks nutzend, wandte sie sich nach Rom, um hier zu erlangen, was man in Mainz verweigerte. Auch ließ der Papst die erste Gelegenheit, das ihm zu Seligenstadt bestrittene Dispensationsrecht zu üben, nicht unbenutzt und lieh den Klagen des racheschnaubenden Weibes über Aribo nur allzu willig sein Ohr.

Der Kaiser fuhr von Mainz den Rhein hinab nach Neuß und

Utrecht und begab sich dann nach Aachen, wohin er einen Reichstag und eine Synode ausgeschrieben hatte. Wichtige Angelegenheiten wurden hier verhandelt, doch wissen wir von den Verhandlungen nicht mehr, als daß der Streit wegen des Klosters Burtscheid zu Ungunsten des Erzbischofs Piligrim entschieden wurde. Als die Reichsversammlung entlassen war, ging der Kaiser in den ersten Tagen des August an die Westgrenze seines Reichs, um hier mit König Robert nach der Verabredung zusammenzutreffen. Weshalb die Zusammenkunft sich über die zuerst angesetzte Frist verzögert hatte, wird nicht berichtet. In dem Gefolge des Kaisers waren Erzbischof Piligrim von Köln, der wahrscheinlich schon auf dem italienischen Zuge in die Absichten des Kaisers und Papstes eingeweiht war, Bischof Gerhard von Cambray und der Herzog Gottfried von Lothringen, einer der entschiedensten Anhänger Clunys.

Wo sich der Chiers in die Maas ergießt, an der Grenze ihrer Reiche kamen die Fürsten zusammen. Der Kaiser, welchen die größte Pracht umgab, lagerte bei Ivois am Chiers; König Robert, ebenfalls von einem glänzenden Hofstaat begleitet, bei Mouzon am jenseitigen Ufer der Maas. Es entstand Streit darüber, wer von den beiden Herrschern zuerst den anderen auf dessen Boden begrüßen solle. Viele hielten es für das Ziemlichste, daß sie sich mitten auf der Maas auf einem Schiffe begegneten, wie es einst zu den Zeiten des ersten Heinrichs bei Bonn geschehen war. Aber der Kaiser, wohl wissend, daß der Mächtigere sich über leere Formen leichter hinwegsetzen kann, ging ohne Bedenken zuerst zum König auf das andere Ufer hinüber. Die Herrscher umarmten und küßten sich, hörten zusammen die Messe und setzten sich nach dem Gottesdienst zum festlichen Mahle. Als sich der Kaiser verabschiedete, ließ ihm der König reiche Geschenke an Gold, Silber und Edelsteinen zugleich mit hundert prächtig aufgezäumten Rossen und ebenso vielen blitzenden Panzern und Helmen nachsenden und ihm dabei melden, er werde die Abweisung dieser Geschenke als einen Mangel an Freundschaft empfinden. Aber der Kaiser nahm allein ein Evangelienbuch und, was in seinem Auge noch werthvoller war, eine Reliquie des heiligen Vincentius an; die Kaiserin behielt einige Goldmünzen zum Andenken. Alle anderen Geschenke wurden entschieden zurückgewiesen.

Am 10. August war diese erste Zusammenkunft der Herrscher gewesen: am folgenden Tage stattete König Robert mit den Bischöfen in



seinem Gefolge dem Kaiser den Gegenbesuch ab. Mit der größten Pracht wurde der König im kaiserlichen Zelte empfangen, wo man sofort zu den wichtigsten Berathungen schritt. Wir kennen das Ergebniß derselben nicht im Einzelnen; nur soviel erfahren wir, daß die Herrscher Deutschlands und Frankreichs den innigsten Freundschaftsbund schlossen und wichtige Bestimmungen trafen, wie ein allgemeiner Landfriede in ihren Reichen aufgerichtet, wie Recht und Gerechtigkeit zu Ehren gebracht werden sollten, daß man aber vor Allem darüber zu Rathe ging, wie der Friede der Kirche gewahrt und die vielen Wunden, an denen die Christenheit leide, geheilt werden könnten. Zu dem Ende verabredete man eine neue Zusammenkunft zu Pavia, wo sich auch der Papst einstellen und alle Bischöfe diesseits und jenseits der Alpen zu einem allgemeinen Concil der lateinischen Kirche zusammentreten sollten.

Obwohl diese Verabredungen wohl zunächst auf die Sicherung des geistlichen Standes hinzielten, waren sie doch unfehlbar nicht minder gegen Ueberhebungen desselben gerichtet. Wir wissen, daß jene Vereinigung der burgundischen Bischöfe zur Erhaltung des Landfriedens, die wir berührten*), in Frankreich eine ähnliche Verbindung der zur Rheimser Provinz gehörigen Bischöfe zur Folge gehabt hatte, ja, daß man selbst Gerhard von Cambray in dieselbe zu ziehen suchte. Aber Gerhard erklärte weislich, daß man durch solche Verbindungen in die Rechte des Königthums eingreife; den Königen gebühre den Aufruhr zu bändigen, die Fehden zu unterdrücken, den friedlichen Verkehr zu sichern und zu verbreiten, die Pflicht der Bischöfe sei allein die Könige zu mahnen, daß sie für das Wohl des Landes männiglich kämpften, und für den Sieg ihrer Waffen zu beten. In dem Sinne Gerhards sorgte jetzt der Kaiser nicht allein für den Frieden des eigenen Landes, sondern auch für die Erhaltung desselben im Reiche seines schwächeren Nachbars, namentlich in der Rheimser Provinz. Einer der gefährlichsten Ruhestörer war hier der Graf Odo von der Champagne, ein Neffe des burgundischen Königs und Vetter des Kaisers. Gegen ihn erhob König Robert die schwersten Klagen, und nicht minder hatte sich der Kaiser selbst zu beschweren, da Odo mit dem Herzog Dietrich von Oberlothringen, wahrscheinlich in Folge des burgundischen Kriegs, in Fehde stand. Der Kaiser übernahm es Odos Treiben ein Ziel zu setzen.

*) S. 147.

Als die Geschäfte beendet waren, lag man abermals den Freuden des Mahls ob und schied dann unter den herzlichsten Freundschaftsbezeugungen. Auch der Kaiser bot dem Könige ein Abschiedsgeschenk, hundert Pfund reinen Goldes: doch wies diese Gabe König Robert in gleicher Weise zurück, wie am Tage zuvor der Kaiser, und nahm nur einige Goldstücke zum Andenken mit. Je uneigennütziger sich die Herrscher gezeigt hatten, desto reicher beschenkt wurden ihre Gefolge. Die Milde und Freigebigkeit der Herren konnten die Hofleute nicht hoch genug rühmen. Eine ungeheure Menschenmenge war zu der Zusammenkunft der Fürsten herbeigeströmt und erwartete dort den höchsten Glanz mit Augen zu sehen: aber, was man fand, überstieg alle Vorstellung, namentlich ließ der prachtvolle Haushalt des Kaisers Alles, was das Gerücht verbreitet hatte, weit hinter sich zurück. In aller Welt berichtete man von den Festen zu Ivois, von der Zusammenkunft des großen und des kleinen Königs, und ein Mönch zu Tegernsee, der damals in lateinischen Versen die Sage von Ruodlieb bearbeitete, verwob in sein Gedicht Züge, die er jenen Festlichkeiten entlehnte.

Der Kaiser begab sich von Ivois nach Verdun, wo wir ihn alsbald wieder in wichtigen Geschäften finden. Er beschied hier den Grafen Odo vor sich, der sich in Gegenwart der Gesandten König Roberts gegen die wider ihn erhobenen Klagen vertheidigte. Odo mußte zugleich mit Herzog Dietrich sich aussöhnen und die widerrechtlich erbauten Burgen niederreißen. Daß der Kaiser damals in Verdun auch den Abt Richard und das Kloster des heiligen Vitonus besucht hat, wird kaum zu bezweifeln sein, aber märchenhaft ist, was weiter von diesem Besuche berichtet wird. Als der Kaiser das Kloster sah — so erzählt die Legende —, brach er in die Worte des Psalmisten aus: „Dies ist meine Ruhe ewiglich, hier will ich wohnen, denn es gefällt mir wohl (Ps. 132, 14)!“ und verlangte sogleich in das Kloster aufgenommen zu werden. Der Bischof von Verdun stellte aber dem Abte vor, wie das Reich zu Grunde gehen müsse, wenn der Kaiser der Welt entsage, und bestimmte hierdurch denselben dem Willen des Kaisers entgegenzutreten. Der Abt versammelte darauf die Mönche, führte den Kaiser in ihre Mitte und befragte ihn nochmals, ob es sein fester Vorsatz sei in ihre Gemeinschaft zu treten. Als dies der Kaiser bejahte, verlangte der Abt von ihm das Gelübde unverbrüchlichen Gehorsams. Unbedenklich leistete der Kaiser den Schwur: aber der erste Befehl, der

ihm der Abt ertheilte, hieß ihn unverzüglich in die Welt zurückkehren, um in Gottesfurcht und Gerechtigkeit sein Reich zu regieren.

So wenig die enge Verbindung des Kaisers in seinen letzten Regierungsjahren mit den Cluniacensern und namentlich mit dem Abt Richard einem Zweifel unterliegt, so gewiß ist andererseits, daß die Legende Heinrichs Verhältniß zu Cluny auf das Mannigfaltigste ausgeschmückt und in ein falsches Licht gesetzt hat. Weil man Weihegeschenke des Kaisers in Cluny sah, fabelte man, daß er einst selbst mit Bischof Meinwerk dorthin gepilgert sei. Weil er das Kloster Richards besuchte und sich vielleicht unter die Ehrenbrüder desselben nach der Sitte der Zeit aufnehmen ließ, priesen ihn die Cluniacenser als einen der Ihrigen. Und wie Cluny mit diesem kaiserlichen Bruder der Congregation einen besonderen Glanz zu geben suchte, so erzählten in ähnlicher Weise die Cassinesen, daß der heilige Benedict den frommen Kaiser bei seinem Aufenthalt im Kloster auf wunderbare Art von seinen körperlichen Leiden geheilt und dieser darauf den Entschluß gefaßt habe in den Mauern von Monte Cassino seine Tage zu beschließen.

Die Geschichte steht mit solchen Ueberlieferungen der Legende in schneidendem Widerspruch; sie zeigt gerade in dieser Zeit den Kaiser inmitten der größten Pläne und der umfassendsten Thätigkeit. Mit rastlosem Eifer verfolgte er seine Absicht, einen allgemeinen Frieden im Abendlande aufzurichten und eine große Kirchenreformation durchzusetzen; Nichts mußte ihm in diesem Augenblicke ferner liegen als sein Scepter niederzulegen und der Welt zu entsagen. Von den Grenzen Frankreichs sehen wir ihn an die burgundischen Grenzen eilen. Am 25. September war er in Basel. Aehnliche Verabredungen, wie mit König Robert am Chiers, wird er hier mit seinem Oheim König Rudolf für den Weltfrieden und die Kirchenreformation getroffen haben; erst damals scheint ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Beiden hergestellt und die burgundische Sache fest geordnet zu sein. Die Gegenwart jener burgundischen Bischöfe, die bei der Auflösung aller Verhältnisse so tief in die königlichen Prärogativen eingegriffen hatten, konnte auf dem Concil nicht entbehrt werden: wir können kaum daran zweifeln, daß sie in Aussicht gestellt wurde. Von Basel fuhr der Kaiser den Rhein hinab. Am 29. October war er zu Erstein, am 30. November in Mainz; später begab er sich nach dem östlichen Franken, wo er das Weihnachtsfest zu Bamberg beging.

Unter den größten Hoffnungen ging das Jahr 1023 zu Ende. Schon war Erzbischof Piligrim mit Botschaften für den Papst nach Rom geeilt. Die Aufnahme, die er fand, zeigt uns, wie freudenreich seine Nachrichten dem Papste waren. Nicht allein daß er die kostbarsten Geschenke von demselben empfing, er wurde auch zum Bibliothekar des apostolischen Stuhls ernannt, eine nie zuvor einem deutschen Bischofe ertheilte Ehre. Das Pallium, äußerte Aribo, sei dem Kölner in Rom vergoldet, das Weihnachtsfest ihm doppelt gesegnet. Mit den glänzendsten Ehren, mit den besten Aussichten kehrte Piligrim zurück. Der Papst, der Kaiser, die Könige Frankreichs und Burgunds mochten nirgends ein bedenkliches Hinderniß mehr für ihre Pläne sehen. Und doch zerrannen sie alsbald durch wunderbare Fügungen in Nichts!

Nirgends wohl wurde der enge Bund des Kaisers mit dem Papste mit größerem Mißtrauen betrachtet, als in Deutschland; vor Allem sahen mit wenig freundlichen Blicken auf ihn jene deutschen Bischöfe, welche die Seligenstädter Beschlüsse gefaßt hatten. In die größte Aufregung geriethen sie, als sich die Nachricht verbreitete, daß wegen jener Beschlüsse vom Papste dem Erzbischofe Aribo das Pallium entzogen und er mit Amtsentsetzung bedroht sei. Nimmer war zu erwarten, daß Aribo die Drohungen Roms ruhig hinnehmen würde; standen doch alle Bischöfe des inneren Deutschlands, selbst des Kaisers Bruder Brun und der Bischof Godhard, so Vieles auch sonst sie trennte, hierin auf seiner Seite, glaubte er doch in der Gunst der Kaiserin eine feste Stütze zu haben und lebte mit Dietrich von Metz, ihrem klugen und vielvermögenden Bruder, in dem besten Vernehmen. Aribo zweifelte kaum, daß sich alle Bischöfe des Reichs in dieser Sache, der Sache der deutschen Kirche, für ihn erheben würden. Er berief ein Nationalconcil auf den Himmelfahrtstag (14. Mai) nach Höchst; wir wissen, daß selbst Piligrim von Köln und Poppo von Trier ihm ihr Erscheinen versprachen. Aus einem vertrauten Briefe Aribos an die Kaiserin sieht man jedoch, wie wenig er der Gesinnung des Kaisers von Anfang an traute. Aribo voll Sorge, der Kaiser möchte Piligrim von dem Versprechen abwendig machen, beschwört die Kaiserin, deren Willen er sich in Allem zu fügen verheißt, jedes Mittel anzuwenden, um Piligrims Anwesenheit auf dem Concil zu erreichen; er bittet sie zugleich dahin zu wirken, daß auch ihr Bruder Dietrich nicht der Versammlung fehle. Der Brief erreichte seinen Zweck nicht. Weder die Erzbischöfe von Köln

und Trier, noch Dietrich stellten sich zu Höchst ein; wir können wohl nicht bezweifeln, daß es vornehmlich der Kaiser war, welcher sie abhielt. Wir haben sichere Nachricht, daß er um dieselbe Zeit seinen Bruder Brun von Augsburg in die Verbannung sandte, und man wird die Veranlassung nur in Aribos Angelegenheit suchen dürfen. So konnte ein Nationalconcil, wie es Aribo beabsichtigt hatte, nicht zusammentreten. Aber die Suffragane von Mainz waren mit Ausnahme Bruns und Meinwerks von Paderborn vollzählig zur Stelle: Burchard von Worms, Ulrich von Chur, Werner von Straßburg, Eberhard von Bamberg, Walter von Speier, Wicher von Verden, Meginhard von Würzburg, Haimo von Konstanz, Godhard von Hildesheim, Heribert von Eichstädt, Brantho von Halberstadt, Hizzo von Prag. Unter ihnen finden wir Männer, die dem Kaiser seit Jahren auf das Engste verbunden waren; andere, die soeben erst den Stab aus seinen Händen empfangen hatten.

Nichts ist merkwürdiger, als ein früher wenig beachteter Brief, den die versammelten Bischöfe an den Papst richteten. Er ist nicht ohne schlaue Berechnung geschrieben, indem geflissentlich alle Schuld des Zerwürfnisses mit Rom der zuchtlosen Irmingard beigemessen und so die Sache des Erzbischofs mit den Maßregeln des Kaisers in die nächste Verbindung gesetzt wird: aber er ist nichtsdestoweniger ein schöner Beweis der Eintracht der Mainzer Suffragane, wo es die Ehre der deutschen Kirche gegen die Unbilden Roms zu schützen galt. Der Geist des Willigis lebte noch in diesen Bischöfen fort. „Gefallen ist die Krone von unserem Haupte“ — so schreiben sie dem Papste — „denn seine Ehren sind unserem Metropoliten genommen. Nur ein Gerücht davon ist bis jetzt zu uns gedrungen, aber schon dieses Gerücht beunruhigt uns und treibt uns von Dir, verehrungswürdiger Vater, Gewißheit zu erlangen. Ist begründet, was wir vernehmen, dann ist unser Saitenspiel zur Trauer gestimmt und unser Singen in Klagen verwandelt. Denn wer vermöchte den Thränen zu gebieten, wenn unser schuldloser Metropolit auf die Angeberei eines Weibes hin auch nur des kleinsten Theils seiner Ehre beraubt sein sollte? Fern sei dies von Dir, o Herr, fern von Dir, der Du als der Erste nach Gott, als Petri Stellvertreter mit Gerechtigkeit den Erdkreis zu beherrschen berufen bist! Wäre auch nur der geringste Priester je um solches Grundes willen seines Amtes entsetzt worden, längst wären alle Ordnungen des geistlichen Standes gelöst und vernichtet. Um so weniger aber können wir

glauben, daß unser Herr und Metropolit irgend einen Theil seiner Ehren eingebüßt haben kann, als dann folgerecht auch wir alle unseres bischöflichen Amtes entsetzt sein müßten. Denn alle seine Schritte gegen jenes Weib sind auf unseren Rath und mit unserem Willen geschehen. Ist also etwas gegen die Kirchengesetze gefehlt, so sind wir die Schuldigen, und der Schlag falle auf unser Haupt, nicht auf das seine. Die Vergehungen jenes gebannten Weibes zu erörtern ist überflüssig, denn sie sind weltkundig; nur darum kann es sich handeln, ob sie für immer vom Leibe Christi zu trennen oder, wenn sie Reue empfindet, in die Einöde zu verstoßen ist, um dort bis an ihr Ende ihre Sünden zu beweinen. Auch standen uns, als wir den Bann über sie verhängten, die weltlichen Gewalten nicht allein zur Seite, sondern sie gingen uns vielmehr voran; sie sprachen zuerst die Acht über sie aus, und unser Stand bekräftigte nur nach Gebühr diese Strafe. Deshalb werden auch sie beleidigt, wenn wir beschimpft werden. Und so bitten wir insgesammt Dich flehentlich, heiliger Vater, Deine eigene Würde zu bedenken und, wenn etwas unbedacht geschehen ist, es achtsam zu bessern; wir bitten Dich jenes Weib mit den Schrecken Deines Bannfluchs zu binden, Deine Liebe aber unserem Herrn Aribo, Deinem ergebensten Sohne, wieder zuzuwenden, welcher um der Gerechtigkeit willen das Schwert immerdar gezückt hält und sich vom Geiz niemals zu einer Sünde verlocken läßt."

Dieses Schreiben an den Papst, dessen letzte Worte eben so viele Stacheln als Worte sind, ist niemals in die Hände gelangt, für die es bestimmt war. Schon vor der Synode war Papst Benedict gestorben. Sein Tod hemmte die Erfüllung der Drohungen, die Rom gegen Aribo gerichtet hatte; er schwächte zugleich die Hoffnungen, welche die Könige auf ein allgemeines Concil gesetzt hatten, und beruhigte die Besorgnisse derer, die sich nichts Gutes von ihm versahen. Bald sollten die letzten Aussichten für dasselbe schwinden.

Heinrichs II. Tod.

Der Kaiser hatte zu Bamberg im Jahre 1023 kein freudenreiches Weihnachtsfest gefeiert. Schwere Körperleiden bedrängten ihn. Tiefe Bekümmerniß beschlich seinen Geist über die Zerwürfnisse in der Kirche; noch einmal war er durch sie in ernste Streitigkeiten mit seinem Bruder gerathen. Ueberdies bedrückte der Tod vieler Männer, die er als

Stützen des Reichs ansah, sein Herz. Schnell nach einander waren die Erzbischöfe Gero von Magdeburg und Hartwig von Salzburg, die Bischöfe von Meißen, Halberstadt, Osnabrück, Oldenburg und Prag aus dem Leben geschieden; auch der tapfere Herzog Gottfried von Niederlothringen starb, der Freund Clunys, der in den Plänen des Kaisers eine so wichtige Stelle einnahm. Bis Ostern nahte, verweilte der Kaiser in trüber Stimmung und unter vielen körperlichen Beschwerden in Bamberg, bemüht die Lücken zu ergänzen, die in den Kreis seiner Großen der Tod gemacht. Das Herzogthum Niederlothringen fiel, da Gottfried ohne Erben gestorben war, seinem Bruder Gozelo zu; auch dieser war, wie sein ganzes Haus, den Cluniacensern ergeben. Mit dem Erzbisthum Magdeburg bedachte der Kaiser seinen Kapellan Hunfried, mit Salzburg seinen Kanzler Günther aus dem Geschlechte der Markgrafen von Meißen, mit dem Bisthum Halberstadt den Abt Brantho von Fulda; die anderen Bisthümer erhielten gleichfalls erprobte Diener.

Nachdem die dringendsten Geschäfte geordnet, sehnte sich der Kaiser nach Magdeburg, wo er das Osterfest zu begehen wünschte. Aber man fürchtete, die Kräfte würden den Beschwerden der Reise nicht mehr gewachsen sein; erst nach langen Erwägungen brach man auf und gelangte glücklich nach Allstädt, wo der Kaiser den Palmsonntag verlebte. Nur von seiner Gemahlin und einem geringen Gefolge begleitet, setzte er die Reise bis Nienburg fort; den grünen Donnerstag und den Todestag des Herrn feierte er hier in aller Stille, da man die herbeieilende Masse des Volkes von dem kranken Fürsten geflissentlich fern hielt. Als er dann gegen Magdeburg kam, bereitete man ihm den prächtigsten Empfang; noch einmal feierte er hier das Osterfest in gewohnter Weise. Bald nachher begab er sich nach Halberstadt: auch hier wurde er festlich eingeholt und verweilte längere Zeit bei dem neuen Bischof. Gegen Pfingsten brach er nach Goslar auf, welches durch seine Pflege bereits zu einem stattlichen Orte erwachsen, feierte hier das Fest und eilte dann nach den westlichen Gegenden, um noch einige Reichsgeschäfte zu erledigen. Bald aber kehrte er nach dem östlichen Sachsen zurück und bezog seine Pfalz Grona bei Göttingen. Schon hatte ihn die Nachricht erreicht, daß sein treuer Bundesgenosse, auf dessen Freundschaft er die größten Pläne für die Wohlfahrt der Kirche und das Heil der Welt gegründet, daß Papst Benedict aus dieser Zeitlichkeit geschieden sei. Nicht lange nachher erlag auch er seinen Leiden.

Am 13. Juli des Jahres 1024 endete Heinrich in den Mauern von Grona. Auf sächsischem Boden starb das sächsische Kaiserhaus aus: ein Geschlecht, welches seine siegreichen Waffen weithin durch das Abendland trug, durch die Bedeutung seiner Thaten die deutschen Stämme zu einem großen Volke einigte und dieses Volk mit stolzem Selbstbewußtsein durchdrang, ein Geschlecht, welches mit dem Ruhm seines Namens die Welt für ewige Zeiten erfüllt hat. Der letzte Kaiser des Hauses schloß gleich den großen Begründern der Herrschaft da die Augen, wo die Wiege der Ahnherren gestanden hatte; der zweite und dritte Otto hatten ihre kummervollen Tage in den Mauern Roms und an dem Fuß des Soracte beendet. Das Kaiserhaus war, nachdem es ein böses Verhängniß der Heimath entzogen, wieder zu seinen heimischen Gauen zurückgekehrt: da ist es erloschen.

Kaiser Heinrich starb in der Fülle der Macht, im Glanze des Ruhms; er fing an die reifen Früchte von der Friedenssaat zu ernten, welche er unter den Stürmen der Zeit mit unablässiger Sorgfalt gepflegt. Keines Kaisers Tod wurde seit dem Abscheiden Ottos des Großen in gleicher Weise betrauert. „Die Blüthe der Menschheit," schreibt ein Geistlicher jener Zeit, „der Preis der Könige, der Glanz des Kaiserthums, der Leiter der Kirche Gottes, der friedfertige Vorkämpfer der Christenheit ist dahin, unser Kaiser Heinrich." „Es weine Europa," heißt es in einem gleichzeitigen Leichengedicht, „denn es hat sein Haupt verloren! Rom weine, es entbehrt seinen Schutzvogt! Es beklage die ganze Welt den zweiten Heinrich, der die Christenheit schützte, die Friedensstörer vernichtete und aller Willkür entgegentrat." Es war ein großer Schlag, der die Welt bei dem Tode des kinderlosen Kaisers traf; die ganze Gestalt der Dinge schien plötzlich verwandelt, die Sicherheit auf Erden verschwunden.

Heinrich II. starb im zweiundfunfzigsten Lebensjahre; er hatte dreiundzwanzig Jahre als König, elf als Kaiser regiert. Nach seinem Willen wurde sein irdisches Theil im Dom zu Bamberg beigesetzt, und die Leichenfeier zeigte, wie tief das Volk seinen Verlust empfand. Unermeßliche Schaaren strömten von nah und fern herbei und mischten ihre Thränen in die glanzvoll würdige Trauerfeier, die man dem großen Fürsten bereitete. Zu Bamberg hat dann neun Jahre später auch Kunigunde zur Seite ihres kaiserlichen Gemahls das Grab gefunden. Die alten Grabmäler Beider sind längst zerstört; sie gingen in einer

Feuersbrunst unter, die im Jahre 1081 den ersten Dom einäscherte. An der Stelle desselben erhob sich dann jenes eben so würdige als prachtvolle Gotteshaus, dessen harmonische Formen ein kunstsinniger König unserer Zeit in der angemessensten Weise hat herstellen lassen, die schönste Zier und der heilige Mittelpunkt des anmuthigen Bamberg und des ganzen Bamberger Landes. Hier erinnert ein kunstreicher Marmorsarkophag an Heinrich und Kunigunde; er ist das Werk eines Würzburger Meisters, welches der Fürstbischof Georg III. im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts aufstellen ließ. Die Verehrung des im Leben und Tode eng verbundenen Paars blieb vor Allem in Bamberg heimisch. Heinrich und Kunigunde sind die Schutzpatrone des Bisthums; ihren Namen ist der Hochaltar des Doms geweiht, ihr Andenken lebt überall im Bamberger Lande.

Umblick.

Es ist Kaiser Heinrich wie manchem anderen wackeren Mann ergangen: das Leben hat ihm eine andere Aufgabe gestellt, als zu der ihn die Natur bestimmt zu haben schien. Nichts würde seinen Fähigkeiten und seiner Neigung mehr entsprochen haben, als die kirchlichen und staatlichen Ordnungen seines Reichs zu regeln, durch die Macht des Gesetzes der Willkür zu steuern und das Königthum als die Alle beschützende, Alles leitende Gewalt zu befestigen. Aber das Leben ließ ihm zu dieser Aufgabe wenig Zeit und verwickelte ihn in eine ununterbrochene Reihe gefahrvoller Kriege mit den hartnäckigsten inneren und äußeren Feinden.

Fast zwanzig Jahre mußte Heinrich für den Bestand des Reichs die Waffen gezückt halten. Er hat sie fürwahr nicht ohne Ruhm geführt, wenn auch seine Zeit größere Kriegshelden hervorgebracht hat. Wie oft hat er das Schwert gezogen, um die übermüthigen Vasallen des Reichs zu züchtigen! Es war sein Verdienst, wenn sich Deutschland damals nicht in eine Anzahl fast selbstständiger Lehnsherrschaften auflöste, wie Burgund und das Capetingische Reich. Und zugleich war er stets auf dem Plan, wenn äußere Feinde seine Herrschaft bedrohten.

Das abgefallene Italien unterwarf er von Neuem, im Morgen und Abend sicherte er die Grenzen, die Erwerbung Burgunds bahnte er an, drei große Kriege bestand er gegen Boleslaw von Polen, den größten Eroberer der Zeit, und nöthigte ihn die Vasallenpflicht anzuerkennen, welcher er sich entziehen wollte. Den kriegerischen Geist unseres Volkes, der sich Jahrzehnde hindurch nur in inneren Fehden und unfruchtbaren Grenzhändeln befriedigt hatte, lenkte dieser Kaiser damit wieder auf nationale Ziele und kräftigte durch namhafte Erfolge das Bewußtsein von der Einheit der deutschen Stämme. Immer mehr wuchsen diese, von einem Reiche umschlungen, zu einem Volke zusammen.

Indem es Heinrich gelang, die Kräfte des Reichs an einem bedenklichen Wendepunkt seiner Geschichte von Neuem zu sammeln, behauptete er den Principat der Deutschen unter den europäischen Völkern, gab er zugleich seinen nächsten Nachfolgern die Mittel, diesen Principat zu erhalten und neuen Angriffen mit leichterer Mühe zu begegnen. Denn allerdings waren nicht alle Gefahren beseitigt, und die alten Kämpfe konnten im nächsten Augenblicke wieder beginnen. Noch lebte Boleslaw und in ihm seine hochstrebenden Pläne. Kaum erscholl zu dem alternden Helden die Kunde von dem Tode des Kaisers, so warf er die Bande ab, welche ihn an das Reich fesselten, und nahm die lange ersehnte Königskrone des freien Polens. Und war auch des Polen Gestirn schon dem Erlöschen nahe, so trat doch eben damals der glänzendere Stern Knuds von Dänemark, seines Schwestersohns, in den Zenith und erfüllte mit hellem Lichte weithin das Abendland.

Vor Allem im Norden war seit den Tagen Ottos II. der Einfluß des Reichs gesunken. Während die Verbindungen mit den Sachsen jenseits der Nordsee gelöst waren, während die Wenden an der Ostsee sich mehr und mehr der Abhängigkeit vom Reiche entzogen, hatten auch die Dänen die Lehnspflicht gegen den Kaiser abgeworfen und sich der kirchlichen Aufsicht des Hamburger Erzbischofs entwunden. Englische Missionare waren hier den deutschen gefolgt, und neben den dürftigen Keimen eines ungeordneten kirchlichen Lebens, die sie erhielten und pflegten, wucherte unbehindert aufs Neue die verderbliche Saat des alten Vikingerthums fort. Die Könige des Nordens, obgleich dem Namen nach Christen, waren doch zugleich die verwegensten Räuber, die gefürch-

tetsten Feinde der christlichen Völker. Noch in den ersten Regierungsjahren Heinrichs litten die friesischen und lothringischen Küstenbewohner schwer von Vikingerschwärmen, und nur dadurch scheint später ihre Lage gebessert zu sein, daß sich der Hauptsturm der Dänen immer mehr auf die englischen Küsten richtete, wo sie für ihre Schiffe bessere Landungsplätze trafen und nur selten noch einem kräftigen Widerstande begegneten. Außer der Habgier trieb bald auch der Rachedurst die Dänen an diese Küsten.

Am 13. November 1002 hatte König Ethelred „der Unberathene" alle in seinem Reiche ansässigen Dänen grausam ermorden lassen, indem er so sein Volk für immer von seiner schlimmsten Plage zu befreien hoffte. Aber die blutige That forderte blutige Rache. Stärkere Vikingerschaaren als je erschienen alsbald als die Rächer der Erschlagenen; zuerst Thurkil, ein Abenteurer aus der Schule der Jomsvikinger, dann König Sven Gabelbart selbst. Sommer für Sommer kamen und gingen mit den Schwalben die Schaaren der Dänen: plündernd und brandschatzend durchzogen sie nach allen Seiten das Land. Umsonst erkaufte König Ethelred den Beistand Thurkils mit großen Summen. Der Abenteurer konnte das Reich nicht retten, als im Sommer 1013 Sven wiederum mit großer Macht über das Meer kam, entschlossen der Herrschaft Ethelreds für immer ein Ende zu machen. Schon unterwarf sich ihm das ganze Land, schon ergab sich auch London, und Ethelred flüchtete nach der Normandie. Mitten in seinem Siege ereilte König Sven auf englischem Boden der Tod (2. Februar 1014). Die dänische Flotte rief sogleich den vierzehnjährigen Knud, der seinen Vater nach England begleitet hatte, zum König aus und gedachte ihm die Herrschaft Englands zu sichern: aber den dringenden Aufforderungen seines Volkes folgend, kehrte Ethelred in sein Reich zurück und nöthigte, von Thurkil unterstützt, noch einmal die Dänen der Eroberung Englands zu entsagen.

Knud schiffte nach Dänemark heim, welches er mit seinem Bruder Harald gemeinsam beherrschte. Aber schon im nächsten Jahre rief ihn Thurkil selbst wieder über die See, und mit 200 Dänenschiffen erschien er abermals an den englischen Küsten. Der bald darauf erfolgte Tod König Ethelreds war für sein Volk kein Verlust, zumal er in seinem Sohn Edmund einen Nachfolger hinterließ, der das Reich besser geschützt hätte, wäre es nicht durch innere Fäulniß mehr als reif zum Falle

gewesen. Umsonst entrang Edmund mehrmals in heißen Kämpfen den Dänen den Sieg; durch die Tücke eines Verräthers entging der letzte, entscheidende Sieg seinen Händen. London fiel, Edmund beschloß seine kurze Heldenlaufbahn, und die Herrschaft der Angelsachsen ging zu Grunde. Fast noch ein Knabe, eroberte Knud ein Königreich. Ganz England huldigte dem jungen Dänenfürsten, welcher der Wittwe Ethelreds die Hand reichte und die letzten Sprößlinge des alten Königshauses durch Mord oder Verbannung sich aus dem Wege räumte (1017). Bald darauf starb Harald, dem Knud bei seinem Auszuge Dänemark überlassen, und auch das dänische Reich fiel dem glücklichen Eroberer Englands zu, der als achtzehnjähriger Jüngling bereits zwei Kronen gewonnen hatte und größere Gunst vom Glücke erhoffte. Mit Unmuth sah er, wie Norwegen die Nachkommen Jarl Hakons vertrieben und sich der Abhängigkeit von den Dänen entzogen hatte, indem es in Olaf dem Dicken einen Nachkommen des alten Königshauses als Herrn erkannte. Und während er der Unterjochung Norwegens gedachte, griff er im Jahre 1019 die wendischen Küsten der Ostsee an, um auch nach dieser Seite seine Herrschaft zu erweitern.

Für die Welt war es ein Segen, daß endlich eine gewaltige Hand ordnend in die chaotische Verwirrung des nördlichen Europa eingriff. So schwierig die Aufgabe war, zeigte sich Knud, Kriegsheld und Gesetzgeber zugleich, doch vollauf ihr gewachsen. Ein Jüngling an Jahren, bethätigte er, von der Natur mit ungewöhnlichen Gaben ausgestattet, die gereifte Erfahrung des Mannes. Was Karl der Große dem mittleren Europa gewesen war, wurde Knud dem Norden. Bald wußte man selbst in England nicht genug seines Lobes zu sagen; das Joch der Fremdherrschaft wurde verschmerzt. Die Spuren der Eroberung verschwanden schnell, verständige Gesetze ordneten den Zustand des bezwungenen Landes, mit der Ordnung kehrte die Wohlfahrt zurück. Und zugleich erfuhr Dänemark die Segnungen der unmittelbaren Verbindung mit einem Lande, in welchem das Christenthum seit Jahrhunderten alle Verhältnisse des Lebens beherrschte. Das Vikingerthum erstarb, das Gesetz gewann festeren Boden, das Heidenthum brach zusammen, und die christliche Kirche machte, von Knud beschützt und gefördert, unter den Dänen die größten Erwerbungen. Englische Priester führte der König in sein dänisches Reich; in Schonen, auf Seeland und Fühnen errichtete er Bisthümer: die Kirche erhielt nun erst hier einen

für alle Folge gesicherten Bestand. Und zu derselben Zeit drang auch in Norwegen die Kirche zum vollständigsten Siege durch. Mit starrer Härte unterdrückte König Olaf — auch er vornehmlich von englischen Priestern unterstützt — die letzten Reste des Heidenthums und gewann sich den Namen des Heiligen.

So geschah es in den letzten Jahren Heinrichs, daß im Norden Europas der gewaltigste Umschwung eintrat, allerdings zum Heil der Welt, aber nicht ohne Beeinträchtigung des deutschen Einflusses, selbst nicht ohne Besorgnisse für die Zukunft des Reichs. Denn dieser Umschwung war nicht von den Deutschen ausgegangen und konnte leicht eine ihrer Herrschaft bedrohliche Richtung gewinnen. Es begreift sich, weshalb Erzbischof Unwan von Hamburg den in England geweihten Bischof von Seeland festnehmen ließ und bei sich gefangen hielt; stand er doch in der dringendsten Gefahr seinen ganzen Missionssprengel einzubüßen. So wenig als sein Vater Sven, gedachte Knud der Mächtige irgend eine Abhängigkeit von den Deutschen anzuerkennen. Und wenn er nun gar gegen sie zu den Waffen griff, wenn er seinem Oheim in Polen, dem erbittertsten Widersacher der Deutschen, die Hand zum Bund gegen die Deutschen reichte! Manches deutete darauf hin, daß er mit solchen Plänen umging; es war eine seiner ersten Sorgen gewesen, seine polnische Mutter, welche der Vater längst verstoßen, in sein Reich zurückzuführen, er hatte bald darauf jene Wenden an der Ostsee mit Krieg überzogen, die Boleslaws Herrschaft bisher so hartnäckig widerstrebten.

In der That scheint man, als Heinrich starb, in Sachsen nicht ohne Besorgniß vor einem dänisch-polnischen Kriege gewesen zu sein. Aber ein solcher Krieg würde das Reich nicht mehr in ähnlichen Zerwürfnissen überrascht haben, wie sie die Erfolge des Polen so lange erleichtert hatten. In zwanzigjährigen Kämpfen hatte Heinrich den Uebermuth der Vasallen unter die Macht der Krone gebeugt, den Landfrieden gesichert, durch das Gesetz der Willkür gesteuert. Eine ruhigere Entwicklung der deutschen Verhältnisse war angebahnt; nach inneren Gesetzen begannen sich ebenso im Reiche, wie in den einzelnen Territorien ständische Institutionen zu bilden. Wie die Reichsfürsten auf das Königthum einen geregelten Einfluß gewonnen hatten, welcher die Krone eher stärkte als schwächte, so waren auch die weltlichen Großen des Reichs bereits überall an den Willen ihrer Lehnsleute,

die Bischöfe an die Zustimmung ihrer Kapitel und Mannen gebunden. In die Mitte zwischen die Krone und den niederen Adel gestellt, waren die Fürsten doppelt beengt, und ihre Ausschreitungen fanden hier und dort eine Grenze. Das Königthum hatte in die inneren Bewegungen, welche von dem unaufhaltsamen Fortschritt des Feudalwesens nicht zu trennen waren, selbst wieder einmal tief und unmittelbar eingegriffen, und es war ihm gelungen sie nach seinem Willen zu leiten. Nicht allein ohne Einbuße an wirklicher Macht war es aus den inneren Kämpfen hervorgegangen, man sah es vielmehr neu gekräftigt, stärker als vordem. Daß sich die Erblichkeit der Lehen mehr und mehr durchsetzte, schien den Verhältnissen nur eine größere Stätigkeit zu geben und war in der That für die Krone kaum gefährlich, so lange sie das vollständige Regiment über die Kirche behielt und ihr die Investitur der Bischöfe und Reichsäbte nicht bestritten wurde. Jeder Kaiser, der mit der höchsten Reichsgewalt das Regiment über die Kirche, wie es jetzt begründet war, zu verbinden und zu behaupten wußte, hatte eine fast unangreifbare Stellung. Ueberall hatte Heinrich fruchtbare Keime gesetzlicher Entwicklung ausgestreut, und schon fing er an die Frucht seiner Saat zu ernten. Vollere Garben haben freilich seine Nachfolger in ihre Scheuern gebracht; sie haben reichlich auf dem Acker geschnitten, den er mit feinem Verstand und unermüdlichem Fleiße bestellt hatte: und doch, welch einen anderen Anblick bot bereits das Reich bei seinem Tode, als in jenem Jahr der Verwirrung, welches ihn einst zum Throne führte!

Wie sich der Meeresspiegel zitternd regt, wenn ein Sturm loszubrechen droht, so lief ein Schauer des Entsetzens durch das Reich, als sich die Nachricht verbreitete, der Kaiser sei nicht mehr. Schien er es doch allein gewesen, der nach dem Aussterben der Ottonen die im Reiche tobenden Stürme gebändigt hatte; er allein, der dann die Herrschaft der Deutschen bei der erstarkten Kraft der umwohnenden Völker schützte. Allgemein war die Besorgniß, daß die alten Kämpfe von Neuem ausbrechen würden. Und um so größer schien diese Gefahr, als keine Fürsorge für die Nachfolge im Reiche getroffen war. Der Kaiser war ohne Erben gestorben uud hatte, so viel wir wissen, in keiner Weise seinen Nachfolger bezeichnet. Seinen Bruder Brun, den einzigen ihn überlebenden Sproß aus dem Mannsstamm der sächsischen Herrscher, hatte er in den geistlichen Stand gedrängt; die

deutschen Fürsten, die in weiblicher Linie von den Ottonen stammten, die fränkischen Konrade und die Söhne des Pfalzgrafen Ehrenfried, nahmen, von Heinrich eher unterdrückt als gehoben, weder eine durch Macht ausgezeichnete Stellung ein, noch hatten sie sich durch hervorleuchtende Thaten kenntlich gemacht. Die Wahl schien frei, wie sie nie gewesen war. Und wie hätte da nicht in diesem ruhm- und machtliebenden Geschlecht jeder Fürst, der zu seiner Mannhaftigkeit und seinen Hülfsmitteln Vertrauen hegte, nach der deutschen Krone, der glänzendsten der Christenheit, den Blick erheben sollen? Welche Kämpfe konnten um diesen verlockenden Preis sich erheben!

Aber so groß die Befürchtungen waren, sie zeigten sich doch bald als eitel. Das Interregnum verlief in Ruhe. Die Kaiserin, in deren Händen die Reichsinsignien waren, führte unter dem Beirath ihrer Brüder, des Herzogs Heinrich von Baiern und des Bischofs Dietrich von Metz, mit der ihr eigenen Besonnenheit die Reichsgeschäfte fort und fand bei den Großen um so willigeren Gehorsam, je mehr sie die Wahl des neuen Königs zu beschleunigen suchte. Es wurde bestimmt, daß am 4. September bei Kamba am Rhein, Oppenheim gegenüber, sich die Fürsten zur Wahlhandlung einstellen sollten.

Ueberall traten nun die Fürsten zusammen, um die große Frage des Augenblicks zu berathen; sie thaten es in der verständigsten Weise. Wir wissen, daß die Sachsen damals zu Werla tagten und hier gemeinsam erwogen, wie sie sich bei der Wahl zu verhalten hätten; noch vor Kurzem so fehdelustig, entsagten diese sächsischen Herren um der allgemeinen Wohlfahrt willen allen Händeln und trugen ihre Feindschaften aus. Gleiches geschah auch in anderen deutschen Landen. Und indem so die einzelnen Stämme unter sich die Nachfolge im Reiche beriethen, standen sie sogleich von jeder Verfolgung eines Sonderinteresses ab; nicht ein Stammhaupt wollten sie wählen, sondern dem Reiche, dem gesammten deutschen Volke einen König geben. Heinrich hatte sich einzeln die Anerkennung der einzelnen Stämme gewinnen müssen, zu einer gemeinsamen Wahlhandlung aller Deutschen war es nicht gekommen; jetzt tauchte kein anderer Gedanke auf, als daß nur durch die allgemeine Wahl aller Stämme der deutsche Thron besetzt werden könne. Umsichtige Männer, wie Abt Bern von Reichenau, suchten zugleich ihre Verbindungen in Italien zu benutzen, um übereilten Schritten dort vorzubeugen und eine abermalige Trennung der

Halbinsel vom Kaiserreich zu vermeiden. Den ganzen Stand der Dinge wollte man halten, wie er sich eben glückverheißend gestaltet. Es ist deutlich, welche Macht die Idee des Kaiserthums gewonnen, welche Fortschritte durch sie die nationale Einheit bei uns gemacht hatte.

Unzweifelhaft scheint uns, daß es vor Allem Heinrichs Thaten waren, welche jene Blüthe zeitigten, zu der unmittelbar nach ihm das Reich gedieh. Aber es ist nicht minder gewiß, daß in seinem Regiment auch daneben die giftigen Keime wurzelten, welche emporschießend so früh jene Blüthe erstickten. Die eiserne Starrheit, mit der er am Investiturrecht festhielt, jene Staatskunst, die dem Klerus vor Allem eine politische Rolle zuwies und ihn damit tief in das weltliche Leben versenkte, waren recht eigentlich die ersten Keime zu der verderblichen Saat, die im Investiturstreite aufging. Man kann nicht sagen, daß Heinrichs scharfer Blick die Uebel verkannt habe, die im Gefolge seiner Politik einherschlichen. Nur der Tod hinderte ihn im Bunde mit dem Papste und Cluny eine allgemeine Reformation der abendländischen Kirche anzugreifen, von der man sich bei der Macht des Kaisers, der Klugheit Papst Benedicts und dem heiligen Eifer Clunys das Beste versprechen konnte. Das Streben nach Reformation der Kirche blieb die Signatur des Jahrhunderts: aber wohl in keinem Zeitpunkt hätte diese Reformation erfolgreicher und glücklicher durchgeführt werden können, als damals. Nie standen Kaiserthum, Papstthum und Cluny, die drei großen Factoren der Zeitbewegung, freier gegen einander da und waren doch zugleich einiger. Nie gab es im ganzen Abendlande Fürsten, die bereiter gewesen wären zu durchgreifenden Maßregeln, von welchen sich eine Heilung der kirchlichen Schäden erwarten ließ, die Hand zu bieten. Wie verschieden auch sonst Robert von Frankreich und Knud der Däne, der Pole Boleslaw und Olaf von Norwegen sein mochten, im Eifer für die Kirche waren sie sich gleich.

Die letzten Aufgaben, die Kaiser Heinrich seinem Leben gestellt hatte: einen allgemeinen Weltfrieden herzustellen und unter dem Schutz desselben die Kirche Christi von ihren Gebrechen zu heilen — es waren die höchsten und würdigsten, die ein Nachfolger Otto des Großen in das Auge fassen konnte. Es war ein Mißgeschick für die Welt, ein verhängnißvolles Unglück vor Allem für unser Volk, daß

den Kaiser der Tod ereilte, ehe er an das Ziel seines Strebens gelangte. Allerdings setzte sich nach einigen Jahrzehnden eine tief und weit genug greifende Reformation der Kirche durch: aber nicht im Frieden, sondern im Hader der herrschenden Mächte, und die Kennzeichen dieses Haders hat der Zustand Europas zu allen Zeiten bewahrt. Zu einem Weltfrieden, wie er Heinrich vorschwebte, hat es das Mittelalter niemals gebracht; nur ein schwacher Abglanz seines Ideals war jener Gottesfriede, welchen später der Kirche hier und da durchzuführen gelang.

Fünftes Buch.

Das Kaiserthum auf seiner Machthöhe unter Konrad II. und Heinrich III.

1024—1056.

1.

Konrads II. Anfänge.

Konrads II. Wahl und Krönung.

Um die Zeit, da die ersten Trauben reiften, zogen die deutschen Fürsten dem Rheine zu, um nach alter Sitte auf fränkischer Erde ihren neuen König und Herrn zu küren. Das breite Thal des Flusses zwischen Mainz und Worms war zum Sammelplatz bestimmt. Hier fanden die Herren mit ihrem Gefolge hinreichend Platz um sich zu lagern; das fruchtbare, schon damals reich angebaute Land bot ihnen alle Bedürfnisse des Lebens in Fülle, und kleine Eilande inmitten des Stroms gaben erwünschte Gelegenheit zu vertraulichen Besprechungen. Kein schönerer Anblick, als wie sich hier zu beiden Seiten des Rheins weithin ihre Zelte ausbreiteten. Wie der Fluß ihre Länder trennte, so lagerten diesseits die Ostfranken, Baiern, Schwaben und die Sachsen mit den benachbarten Wenden; jenseits die Rheinfranken und Lothringer. So meldet der Burgunder Wipo, der treffliche Biograph Konrads II., der als Augenzeuge von jenen Tagen berichtet.

Jeder in dieser glänzenden Versammlung empfand, um welche Sache es sich handelte. Mit unglaublichem Eifer, „mit brennender Seele" griff man das Werk an. Hier und da traten die Wähler einzeln zusammen; hin und her wurde überlegt und bedacht; man beschloß und verwarf wieder, was man eben beschlossen. Unter den Männern, auf die man die Augen richtete, schien bald der eine zu jung, bald der andere zu weit in den Jahren vorgerückt: dieser hatte noch keine Proben von Muth gegeben, jener in nur allzu verwegenen Unternehmungen seinen Uebermuth bekundet. So schwankte die Berathung hin und her. Zwischen Furcht und Hoffnung waren Alle ge-

spannt; nicht allein, die sich selbst Rechnung auf den großen Preis machen durften, sondern mit ihnen ihre ganze Sippe, alle ihre Vasallen und Freunde.

Enger und enger zog sich allmählich der Kreis der Männer, welche den Wählern der Krone würdig schienen; endlich blieben nur zwei fränkische Fürsten, zwischen denen sich die Stimmen spalteten. Es waren die beiden Konrade, Bruderssöhne, und wie durch das Blut, so auch bisher durch Freundschaft und gemeinschaftliche Interessen verbunden. Beide waren Urenkel jenes tapferen Konrad, der auf dem Lechfeld geblutet, und der ältesten Tochter Ottos des Großen; Beide Enkel jenes Herzogs Otto von Kärnthen, der seinen Ansprüchen an die Krone einst zu Gunsten Heinrichs II. entsagt hatte. Die nahe Verwandtschaft mit dem bisher regierenden Hause legte für Beide ein gleich schweres Gewicht in die Wage.

Die meisten Stimmen wandten sich dem älteren Konrad zu. Er war der Sohn des fränkischen Grafen Heinrich und der Adelheid, einer Schwester des im Elsaß und Lothringen reichbegüterten Grafen Gerhard, den wir als einen der hartnäckigsten Widersacher Heinrichs II. haben kennen lernen. Schon in früher Jugend scheint Konrad seines Vaters beraubt zu sein; als Jüngling finden wir ihn in Streitigkeiten mit seinem eigenen Geschlechte verwickelt, wahrscheinlich um das Erbe des Vaters. Gegen die Verfolgungen der Seinigen suchte und fand er Schutz bei dem klugen Bischof Burchard von Worms, ob wohl derselbe sonst mit den Gliedern dieses Hauses in stäter Feindschaft lebte. Burchard nahm sich des verlassenen Jünglings wie eines Sohnes an, unterwies ihn in den Lehren der Kirche und fand hier einen empfänglichen Schüler an ihm, obschon die wissenschaftliche Ausbildung des jungen Fürsten vernachlässigt war und blieb. Nach dem Tode seines Großvaters, des Herzogs Otto von Kärnthen, ging ein beträchtlicher Theil der Erbgüter des Hauses, namentlich die Gegenden um Speier und in der Hardt, auf unseren Konrad über, während sein Oheim Konrad die anderen Besitzungen in Franken und das Herzogthum Kärnthen erhielt. Mit diesem seinem Oheim scheint sich Konrad niemals ausgesöhnt zu haben; wohl aber zeigte er eine mehr als vetterliche Neigung für dessen Sohn, der früh den Vater und mit ihm das Herzogthum Kärnthen, das große Lehen der Vorfahren, verlor. Es war derselbe junge Konrad, der jetzt mit ihm um die Krone warb.

Wenn auch nicht unbegütert und durch seine Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Geschlecht ausgezeichnet, hatte doch der ältere Konrad, zu stolz von Anderen Lehen zu nehmen und von Heinrich II. niemals begünstigt, sich bisher mit vielen anderen Fürsten des Reichs weder an Reichthum, noch an Ehre und Einfluß messen können. Er reifte zum Mann, ehe er noch Gelegenheit sich auszuzeichnen gefunden hatte. Eine hervorragende Stellung gewann er erst, als er bereits in vorgerückteren Jahren sich mit Gisela, der ältesten Tochter des reichen Herzogs Hermann von Schwaben, vermählte. Gisela war ein hochstrebendes Weib von männlichem Geiste und ungewöhnlicher Bildung; obwohl über die Frische der Jugend hinaus, war sie noch von gebietender und fesselnder Schönheit. Zweimal war sie bereits vermählt gewesen: zuerst an den sächsischen Grafen Brun, einen Verwandten der Ottonen, dem sie einen Sohn, Liudolf mit Namen, geboren; dann an den ritterlichen Babenberger, Herzog Ernst von Schwaben, der mit ihr zwei Söhne, Ernst und Hermann, erzeugte. Als Wittwe verwaltete sie für ihren minderjährigen Sohn Ernst das schwäbische Land; sie besaß überdies große Besitzungen in Sachsen, Franken und Schwaben und lockende Ansprüche auf die Erbschaft ihres Oheims, des Königs Rudolf von Burgund. Erst durch die Verbindung mit Gisela wurde Konrad zu Reichthum und Macht erhoben, und ihr Ehrgeiz stachelte sein Selbstgefühl zu lohnender Thätigkeit an. So trat er aus seiner Zurückgezogenheit in das Leben. Aber so vortheilhaft die Ehe mit Gisela für Konrad gewesen war, hatte sie ihm doch auch bittere Feindschaften erweckt. Nicht allein der Klerus mißbilligte sie, weil die Ehegatten ziemlich nahe verwandt waren, sondern auch Kaiser Heinrich II. zeigte fortan gegen Konrad eine entschieden feindliche Gesinnung. Seitdem schlug sich Konrad überall zu den Gegnern des Kaisers. Mehr als ein Mal ergriff er gegen ihn die Waffen: zuerst für seinen Oheim, den Grafen Gerhard, dann für seinen Vetter Konrad*). Aber, wie alle Feinde des Kaisers, war auch er erlegen und hatte seine Schuld durch Verbannung büßen müssen; erst in den letzten Lebensjahren stand er dem Kaiser näher.

Vieles empfahl diesen Fürsten den Wählern. Seine Persönlichkeit war gebietend, er stand in der Blüthe des Mannesalters**) und

---

*) Vergl. S. 149. 163.

**) Das Geburtsjahr Konrads ist bisher nicht ermittelt; er muß aber im Jahre

kannte das Leben. Man sah in ihm einen Mann im vollsten Sinne des Worts: sein Blick war sicher, sein Wille unbeugsam, er konnte streng bis zur Härte sein, Menschenfurcht war ihm fremd. Eine starke und leidenschaftliche Natur, hatte er doch in der Schule des Unglücks Selbstbeherrschung erlernt, ein festes Herz auch im Leiden bewährt. Seinen Muth und seine Tapferkeit hatte Niemand je bestritten, auf sein Wort ließ sich bauen, freigebig war er bis zum Uebermaß: kurz in allen ritterlichen Tugenden fand man kaum seines Gleichen. Wieviel die Geistlichkeit auch an seiner Ehe auszusetzen hatte, so wußte sie doch, daß er in allen anderen Dingen sich immer als einen getreuen Sohn der Kirche gezeigt hatte; er hielt die Ordnungen derselben gewissenhaft und übte gern fromme Werke. Wenn er die Künste der Herrschaft auch bisher wenig getrieben und an gelehrter Bildung den letzten Kaisern sehr nachstand, so besaß er doch in hohem Maße natürlichen Scharfsinn, und ein schlagendes Wort stand ihm stets zu Gebot. Was ihm zum Herrscher fehlen mochte, schien in glücklichster Weise Gisela zu ergänzen. Sie kannte von früh an die Höfe der Kaiser und Könige, war mit allen Staatsgeschäften vertraut und besaß die gelehrte Bildung, welche die schwäbischen Fürstinnen jener Zeit auszeichnete. Wir wissen, daß sie an den wissenschaftlichen Bestrebungen in St. Gallen lebendigen Antheil nahm und namentlich für die Werke des geistreichen Notker Interesse empfand. Im Ueberfluß erzogen, hing sie an dem Leben und seinen Freuden; sie liebte Glanz und Ehre, aber mehr vollwichtigen Ruhm als eitle Schmeichelei.

Vornehmlich war es Erzbischof Aribo von Mainz, der sich für den älteren Konrad erklärte. Seine Stimme galt für die erste und wichtigste bei der Wahl und war um so einflußreicher, als seine sämmtlichen Suffragane hier, wie in der Sache gegen Rom, treu mit ihm zusammenhielten. So schloß sich ihm Brun von Augsburg an, der Bruder Heinrichs II.; so Eberhard von Bamberg, der sein bedrohtes Bisthum zu vertheidigen hatte; so noch viele andere mächtige und einflußreiche Fürsten der Kirche. Nicht minder waren für den älteren Konrad von Anfang an die meisten weltlichen Fürsten gestimmt: die Luxemburger, unter Heinrich II. zu so großem Ansehen gediehen, die Babenberger, mit

1024 über 40 Jahre alt, sein gleichnamiger Vetter beinahe zwanzig Jahre jünger gewesen sein.



Gisela durch ihre zweite Ehe verwandt und in dem oberen Deutschland von ausgezeichneter Geltung, wie auch manche sächsische Große, denen Gisela in ihrer ersten Ehe bekannt geworden war. Es mußte von entscheidender Wichtigkeit sein, daß sich endlich alle anwesenden Sachsen, von Herzog Bernhard II. geführt, auf die Seite des älteren Konrad stellten, entschlossen diesem Franken das so lange von ihrem Stamme behauptete Vorrecht der Herrschaft abzutreten.

Die Aussichten des älteren Konrad waren überaus günstig, aber er hatte dennoch gewichtige Gegner, die sich für seinen jüngeren Vetter erklärten. Mathilde, die Mutter desselben, eine Schwester Giselas, hatte sich nach dem Tode ihres ersten Gemahls mit dem Grafen Friedrich vermählt, der für seinen hochbetagten Vater Dietrich damals das Herzogthum Oberlothringen verwaltete. Friedrich, selbst ohne männliche Nachkommenschaft, trat für seinen Stiefsohn in die Schranken und wußte die meisten lothringischen Großen für ihn zu gewinnen. Mit ihm verband sich der tapfere Herzog Gozelo von Niederlothringen, der mehrfach im Kampfe dem älteren Konrad gegenübergestanden hatte; mit ihm Erzbischof Piligrim von Köln, schon in allen Dingen dem Mainzer zuwider; endlich ein großer Theil der strenggesinnten, von Clunys Einfluß beherrschten Bischöfe, die ebenso an Giselas Ehe Anstoß nahmen, wie sie gewohnt waren überall mit Gozelo und seinem Hause zu gehen. Was den jungen Konrad selbst betraf, so schien er der Krone wohl werth, obschon er bisher wenig Raum zu großen Thaten gefunden hatte. Denn das Glück hatte auch ihm nicht gelächelt. Als Knabe hatte er das Herzogthum seines Vaters verloren; still hatte er damals sein Leid bezwungen, dann als Jüngling die Waffen gegen den mächtigen Kaiser ergriffen, um die erlittene Unbill zu rächen, aber im unglücklichen Kampf war er bald unterlegen. Seitdem hatte er sich ruhig verhalten, aber Niemandem entging, daß ein hochstrebender Geist in ihm wohnte und von seiner Mutter Mathilde genährt wurde, die an Ehrgeiz, Klugheit und Bildung ihrer Schwester Gisela kaum nachstand. In den Adern dieses jungen Fürsten rollte das edelste Blut: auch er stammte von den Ottonen, und seine Mutter, die Nichte des burgundischen Königs, führte ihren Stammbaum unmittelbar auf Karl den Großen zurück. Und auch er konnte jetzt die stolzesten Hoffnungen nähren, da die Lothringer für ihn eine fest geschlossene Phalanx gegen seinen älteren Vetter bildeten.

Aribo und seine Freunde hegten nicht geringe Besorgniß vor einer Spaltung und fürchteten die Macht ihrer Gegner. Aber mit nicht geringer Klugheit wußte der ältere Konrad die Besorgnisse seiner Anhänger zu zerstreuen. Er trat — es war am fünften Tage der Wahlverhandlungen — zu seinem Vetter und stellte ihm in vertraulicher Zwiesprache die Lage der Dinge vor. Er wies ihn darauf hin, wie sich unerwartet die Stimmen aller Wähler auf sie, die Sprossen eines Hauses, gewendet hätten, wie ihrem Geschlecht die Herrschaft gesichert sei, wenn sie sich selbst vereinigten, wie nur durch ihre Zwietracht zu ewiger Schande für ihr ganzes Haus einem Dritten die Krone zufallen könne, deren Gewinn ihnen Beiden in jedem Falle förderlich sein würde; denn wer sie von ihnen auch davon tragen sollte, dem anderen wäre die nächste Stelle am Throne gesichert. „Daher wollen wir" — so läßt Wipo Konrad die Anrede schließen — „das Gewisse statt des Ungewissen erwählen und die Gunst des heutigen Tages nicht ungenützt entschwinden lassen. Was ich zu thun gesonnen bin, theurer Vetter, will ich dir vertrauen. Sehe ich dir die Wähler geneigt, so werde ich dir nicht arglistig die Gunst derselben abwendig machen, sondern vielmehr selbst für dich stimmen, und freudiger gewiß als die Andern, weil ich größeren Danks gewiß bin. Sollte dagegen Gott mich erwählt haben, so zweifle ich nicht, daß auch du mir Gleiches mit Gleichem vergelten wirst." Diese Vorstellungen wirkten; der junge Konrad erklärte, Alles sei ihm genehm, willig werde er seinem Vetter huldigen, wenn sich die Wahl für ihn entscheiden sollte. So verständigten sich die Nebenbuhler und besiegelten ihre Eintracht durch herzliche Umarmung und Bruderkuß. Es wurde ein Vertrag zwischen ihnen geschlossen, der vielleicht dem weichen Herzen des unerfahrenen Jünglings mehr zur Ehre gereichte, als der Klugheit des reifen Mannes.

Erfreut sah man aus der Ferne die Umarmung der Vettern. Die Botschaft, daß sich die Nebenbuhler verständigt, lief mit Blitzesschnelle durch die Reihen der Fürsten, und sofort schritt man zur Wahl. Unter freiem Himmel bei Kamba, Oppenheim gegenüber, wo das breite Bett des Rheins hier von Niersteins weinreichen Höhen bekränzt wird, dort sich das reiche Land allmählich zu den grünen Gipfeln des Odenwaldes erhebt, war der Wahlplatz. Hier ließen sich die Fürsten im Kreise nieder; sie umstand die der Entscheidung harrende Menge des Volkes. Zuerst rief man nach altem Brauche den Erzbischof von Mainz auf,

um seine Stimme zu geben. Mit frohbewegter Brust, mit lauter, glückverkündender Stimme wählte der Erzbischof Konrad den Aelteren „zu seinem König und Herrn, zum Regenten und Schützer des Landes.“ Ihm folgten die anderen Erzbischöfe und Bischöfe; wie mit einem Munde stimmten alle für den älteren Konrad. Dann traf die Reihe die weltlichen Fürsten, zuerst den jüngeren Konrad. Noch berieth er sich mit seinen lothringischen Freunden, als man ihn zur Abstimmung rief; er riß sich los, trat vor und wählte laut seinen Vetter. Freudig ergriff dieser die Hand des Getreuen und räumte ihm den Platz an seiner Seite. Die Wahl war entschieden; alle anderen Fürsten stimmten in gleicher Weise. Das Volk jubelte laut und erkannte mit donnerndem Zuruf die Wahl der Fürsten an. Und schon trat Kunigunde, die Kaiserin Wittwe, in den Kreis der Wähler und übergab dem erwählten Könige die Reichsinsignien mit edlen Worten, wie sie der hohen Frau geziemten. Ihr Regiment war zu Ende, und sie entsagte der Welt, die ihr keine Pflichten mehr auferlegte und keine Freuden mehr bot.

Es war der 8. September 1024, das Fest der Geburt Mariä, an dem so Konrad II. erwählt wurde und das Reich von den Sachsen an die Franken zurückfiel; ein großer, herrlicher Tag, an dem in der Eintracht der Fürsten Gottes Stimme selbst zu dem deutschen Volke zu reden schien. Denn nicht ohne höhere Fügung, meinte man, habe es geschehen können, daß so viele mächtige Fürsten, alles Neides vergessend, einen Mann, dessen bisherige Stellung im Reiche der ihrigen kaum zu vergleichen war, einmüthig über sich zum Herrn erhoben. Aber doch nicht ganz so einhellig, als es schien, war die Wahl vollzogen. Herzog Gozelo und Friedrich von Lothringen hatten, noch ehe sie ihre Stimmen abgaben, mißmuthig den Wahlplatz verlassen; viele lothringische Bischöfe und Herren waren ihnen gefolgt, und auch der Erzbischof von Köln hatte sich ihnen angeschlossen. Man zweifelte nicht, daß sie Arges im Schilde führten. Nur um so stürmischer verlangte deshalb das Volk die sofortige Krönung des Erwählten, zu der sich auch Erzbischof Aribo mehr als willig zeigte. Man beschloß, noch an demselben Tage solle Konrad vom Mainzer Erzbischof die Krone empfangen, und zwar im nahen Mainz, wo ja auch Heinrich II. von Willigis gekrönt war.

Vom Wahlplatz stürmte man zur Krönungsfeier. Unermeßliche Schaaren begleiteten jubelnd den König nach Mainz. Die Geistlichen

sangen Psalmen auf dem Wege, das Volk Freudenlieder; seit Menschengedenken hatten die gesegneten Ufer des Rheins nicht solche Lust gesehen. So kam Konrad, von dem begeisterten Volke umschwärmt, nach der alten Metropole, welche sich schon zur Krönungsfeier schmückte. „Wäre Karl der Große im Kaiserornate," sagt Wipo, „unter das Volk getreten, ihn hätte kein größerer Jubel empfangen können."

Ungesäumt schritt man zur Krönung, welche die schönsten Vorzeichen verherrlichten. Als im glänzenden Festzug der König von der Pfalz zum Dom getragen wurde, drängten sich drei Leute niederen Standes durch die Fürsten und riefen den König um Recht an. Ein Bauer war es, eine Wittwe und eine Waise. Sofort ließ der König den Zug halten, um die Klage der armen Leute zu hören. Einige Bischöfe wurden ungehalten über den Verzug und forderten den König auf zur heiligen Handlung zu eilen; er aber gab ihnen zur Antwort: „Wenn ich zum Herrschen berufen bin und ein wackerer Mann niemals aufschiebt, was er im rechten Augenblick thun kann, so scheint es mir besser, sofort meine Pflicht zu thun, als sie mir erst von Andern weisen zu lassen. Oft habt ihr mir gesagt, nicht der Hörer des Gesetzes werde selig, sondern der Thäter*). Je schwerer aber das Amt ist, das ich übernehmen soll, desto behutsamer muß ich in Gottes Wegen wandeln." Er verließ nicht eher die Stelle, als bis er der bedrückten Armuth zu ihrem Rechte verholfen hatte. Bald darauf durchbrach von Neuem ein Mann den Zug und betheuerte laut, schuldlos sei er aus seiner Heimath vertrieben. Der König ergriff ihn am Arme, zog ihn an seine Seite und empfahl seine Sache den Fürsten. Das Volk versprach sich selige Tage von einem Könige, der sein Regiment mit so edlen Handlungen der Barmherzigkeit eröffnete und mehr eilte den Bedrängten Rath zu schaffen, als sich mit der Krone zu schmücken.

Als der Zug den Dom erreichte, empfing Aribo mit seinem ganzen Klerus dort den Erwählten, führte ihn zum Altar und salbte und krönte ihn nach der Sitte der Vorfahren. Ernste Worte richtete der Erzbischof an den Gesalbten des Herrn. Er stellte ihm vor Augen, wie der irdische Herrscher ein Abbild des höchsten Weltherrschers in so großer Reinheit darstellen solle, wie sie die menschliche Natur nur erreichen könne; er erinnerte ihn an die schweren Kränkungen und Leiden seines früheren

*) Anspielung auf Jac. 1, 25.



Lebens, welche Gott vornehmlich deshalb über ihn verhängt habe, damit er sich nun der Leiden und Kränkungen Anderer um so williger erbarme. „Zu der höchsten Würde der Welt," schloß Aribo, „bist du gelangt, du bist Christi Statthalter, aber niemand herrscht in Wahrheit, der ihm nicht nachstrebt. Der himmlischen Ehren mußt du vor Allem auf diesem Königsthrone gedenken. Denn ein großes Glück ist es, in der Welt zu herrschen, das größte aber im Himmel zu triumphiren. Vieles verlangt Gott von dir, vornehmlich aber sollst du Recht und Gerechtigkeit schirmen, den Frieden des Landes wahren, ein Schutzherr der Kirche und der Geistlichkeit, ein Vormund der Wittwen und Waisen sein. Bist du das, so wird dein Thron hier und in Ewigkeit feststehen." Hierauf forderte der Erzbischof den König auf, wie er an diesem Tage gleichsam ein anderer Mensch geworden und mit einem Abglanz himmlischer Majestät umkleidet sei, so nun auch alles dessen zu vergessen, was dahinten läge, und seinen Feinden zu vergeben. Der König wurde so bewegt, daß helle Thränen seinen Augen entströmten. Als er darauf feierlich gelobte allen seinen Feinden von Herzen zu verzeihen, blieb kein Auge trocken.

Die heilige Feier war beendet, und von den Bischöfen mit dem Klerus, von den Herzogen, Grafen und Herren geleitet, kehrte der König zur Pfalz zurück. Leuchtenden Antlitzes und in sicherer Hoheit sah man ihn inmitten des Zuges einherschreiten. Es war, als ob er hoch über allem Volk hervorrage, und man gedachte des Wortes, welches von Saul gesagt ist, daß er eines Hauptes länger war als alles Volk. Es folgte das festliche Krönungsmahl, bei welchem die Herzoge nach der Sitte dem neuen Könige dienten. Spiele und Lustbarkeiten aller Art schlossen den großen Tag, dessen Jeder, der ihn erlebte, lange eingedenk blieb.

Der Krönung schloß sich unmittelbar die Huldigung an. Der Reihe nach leisteten den Eid die Bischöfe, die Herzoge und die anderen weltlichen Fürsten, dann die großen Reichsvasallen, die gemeine Ritterschaft und erst in letzter Stelle — so bestimmte der Lehndienst schon allerwege die Ehre des Mannes — einzelne Männer freien Standes, die obwohl ohne Lehen in Ansehen standen.

In glänzender Weise ordnete der König seinen Hof, besonders nach dem Rath und Willen seiner Gemahlin. Neben Gisela hatte den ge-

wichtigsten Einfluß auf ihn sein alter Freund und Waffengefährte Werner, einer seiner Vasallen, dessen Treue er in vielen und großen Fährlichkeiten erprobt hatte. Unter den Fürsten des Reichs gewannen am Hofe vor Allen Ansehen Bischof Brun von Augsburg, der Bruder des letztverstorbenen Kaisers, und Bischof Werner von Straßburg, der Erbauer der Habsburg, der Gründer des Klosters Muri im Aargau, einem Geschlechte entstammt, das noch zu den höchsten Ehren bestimmt war. Auch Erzbischof Aribo und der jüngere Konrad gehörten damals ohne Frage zu den einflußreichsten Männern am Hofe und im Reiche, aber bald genug hörten sie auf zu den vertrauten Räthen des Königs zu zählen.

Niemanden gab es offenbar, dem Konrad mehr verdankte, als dem Erzbischofe von Mainz, und seine Dienste konnten nicht unbelohnt bleiben. Wir wissen, daß Aribo das Erzkanzleramt für Italien, welches nach Willigis Tode an Eberhard von Bamberg übergegangen war, damals wieder an Mainz brachte; nur durch dieses Opfer scheint Eberhard die Existenz seines Bisthums gerettet zu haben. Wir wissen ferner, daß Meinwerk von Paderborn eine Grafschaft, die er einst seinem kaiserlichen Freunde abgedrungen hatte, jetzt an Mainz abtreten mußte. Wir haben endlich Grund zu vermuthen, daß Konrad dem Erzbischof auch wegen der alten Ansprüche Mainz auf das Kloster Gandersheim bündige Zusicherungen gab. Es waren Tage des Glücks für den kühnen und hochstrebenden Priester, der den Deutschen einen neuen König geschenkt hatte. Aribos Stern schimmerte im hellsten Glanze, aber nur um desto auffälliger war es, daß man ihn so bald erbleichen sah. An der Erbitterung eines Weibes fand die Kühnheit eines Mannes, welcher dem Zorne Roms unerschrocken getrotzt hatte, eine unübersteigliche Schranke.

Von jeher ein Eiferer gegen die Ehe zwischen Blutsverwandten hatte Aribo, so entschieden er Konrads Sache betrieb, doch an dessen Verbindung mit Gisela den größten Anstoß genommen. Ist auch kaum glaublich, was man sich zu Cluny erzählte, daß Konrad vor seiner Wahl eine förmliche Verpflichtung gegen die Bischöfe eingegangen sei sich von Gisela zu trennen, so mag Aribo doch eine Scheidung dieser ihm anstößigen Ehe dringend gewünscht und die Hoffnung gehegt haben, der König werde sich beeilen einer Frau zu entsagen, welcher die Kirche die Krönung versagte. Denn es ist gewiß, daß der Erzbischof Gisela nicht mit ihrem Gemahle krönte, und wohl nicht minder gewiß, daß sich ihr ganzer Stolz gegen diese Zurücksetzung regte. Man wird daher

kaum irren, wenn man zunächst in Giselas Erbitterung und der ehelichen Zärtlichkeit Konrads die Ursachen findet, daß Aribos geträumte Allmacht sich schnell genug der Welt als Ohnmacht erwies*).

Schneller noch scheiterte der Einfluß des jungen Konrad. Wir wissen, wie ihm sein königlicher Vetter zu Kamba die erste Stelle am Throne verbürgte. Er gewann sie, aber ohne sich in ihr befestigen zu können. Da seine Eltern hartnäckig im Widerstande gegen den neuen König beharrten und er unmöglich alle Verbindung mit jenen abzubrechen vermochte, mußte fast mit Nothwendigkeit die Saat des Mißtrauens zwischen ihm und dem König aufwuchern. Zuverlässig war es nicht Heimtücke, sondern der Zwang der Verhältnisse, welcher den König hinderte im vollen Sinne das Versprechen gegen seinen Vetter zu erfüllen, und nicht minder geschah es durch den Zwang der Verhältnisse, daß sich dann der getäuschte Fürst mehr und mehr dem Könige entfremdete und dem Lager der Unzufriedenen zuwandte.

Der Königsritt.

Nachdem Konrad von dem Reiche Besitz ergriffen, trat er nach der Sitte der Vorfahren den Königsritt durch die deutschen Lande an.

Nirgends schien seine Gegenwart dringender erforderlich als in Lothringen: hierhin wandte er daher zuerst seine Schritte. Gozelo und Friedrich hatten nämlich kaum den Wahlplatz verlassen, als sie sich einen vereinten Widerstand Lothringens gegen Konrads Wahl in das Leben zu rufen bemühten. Besonders zeigte sich Gozelo thätig; mit den Bischöfen des Landes verhandelte er zu Köln, Nymwegen, Verdun, Utrecht und Lüttich und gewann von den meisten das Versprechen, nur unter seiner Zustimmung dem neuen König zu huldigen. Dasselbe gelobte ihm Graf Raginar von Hennegau, der alten Feindschaft seines Hauses vergessend; dasselbe viele andere lothringische Herren, und selbst der alte Herzog Dietrich von Oberlothringen ging gegen ihn eidliche Verpflichtungen ein. Aber bald sah sich Gozelo doch von einem Theil

*) Es ist bemerkenswerth, daß Konrad schon in einer Urkunde vom 11. September 1024 Gisela Königin nennt; Kunigunde hatte vor ihrer Krönung niemals diesen Titel geführt.

seiner Anhänger verlassen, zuerst von dem Erzbischof von Köln, welchen die glücklichen Erfolge des Mainzers nicht schlafen ließen.

Schon gereute Piligrim, daß er Aribo das Feld geräumt und sich einem Fürsten widersetzt hatte, in dessen Händen nun die Reichsinsignien waren und dessen Haupt die heilige Krone schmückte. Er sann auf einen ehrenvollen und zugleich gewinnreichen Uebertritt auf die Seite seiner bisherigen Gegner; nicht genug daß er im Geheimen mit dem König zu unterhandeln anfing, er erbot sich sogar Gisela die von Aribo verweigerte Krönung zu ertheilen. Es gab schwerlich einen besseren Weg, um sich die Gunst des königlichen Paares zu erwerben; sicherlich war keiner geeigneter, um Köln das beanspruchte Krönungsrecht, aus dem es durch Mainz in letzter Zeit völlig verdrängt war, von Neuem zu gewinnen. Bald war der Handel geschlossen, gewiß zum größten Verdruß des Mainzers. Mit einem stattlichen Gefolge brachen Konrad und Gisela von Mainz nach Köln auf und am 21. September vollzog hier Piligrim an Gisela die Krönung. Unmittelbar darauf begab sich das königliche Paar nach Aachen, wo Konrad auf den Marmorstuhl Karls des Großen, den Erzthron des Reiches, erhoben wurde und von demselben nach alter Sitte dem Volke Recht sprach.

Stieß Konrad auch in Lothringen nirgends auf thätlichen Widerstand, so fand er doch eben so wenig sogleich allgemeine Anerkennung. Die Herzoge Lothringens erschienen nicht an seinem Throne, und mit ihnen verweigerten viele andere Große beharrlich die Huldigung. Dennoch mehrte sich allmählig die Zahl derer, welche Piligrims Beispiele folgten und zu dem König übergingen. Vornehmlich waren es die Bischöfe, die ihres Eides vergessend zu Hof kamen und huldigten. Mit Recht traf die wortbrüchigen Priester der beißende Spott des Volkes; ihn fürchtend hielt sich der behutsame Bischof Gerhard von Cambray persönlich vom Könige fern, obwohl er ihm durch Boten seine Ergebenheit kund that. Die Lothringer waren nun gespalten, und so zahlreich wurde bald der Anhang des Königs unter ihnen, daß er zu Aachen einen Landtag und eine Synode zu halten vermochte. Von Aachen zog er nach Lüttich und dann nach Nymwegen, wo er in der alten Kaiserpfalz Karls des Großen längere Zeit verweilte und erst im November seinen Umritt fortsetzte.

Konrad nahm seinen Weg jetzt nach Sachsen, und überall wurde ihm hier die freudigste Anerkennung zu Theil. Zu Vreden bei Coesfeld

kamen ihm die Aebtissinnen von Quedlinburg und Gandersheim, die Töchter Ottos II., glückwünschend entgegen. In Dortmund hielt er mit den westphälischen Bischöfen und Grafen einen Landtag. In größter Zahl strömten die sächsischen Herren dann nach Minden zusammen, wo der König das Weihnachtsfest feierte und die Huldigung der Herren empfing, die nicht selbst zur Wahl erschienen waren. Auf einem neuen Landtage zu Paderborn im Anfange des Jahres 1025 bestätigte Konrad, wie einst Heinrich II., nach dem Willen der Sachsen ihnen ihre Satzungen und Gewohnheitsrechte — das furchtbare Sachsenrecht, wie Wipo es nennt.

Eine besondere Einladung des Bischofs Meinwerk hatte Konrad nach Paderborn geführt, denn dieser kluge Bischof suchte sich durch Dienstbeflissenheit dem neuen Könige eben so unentbehrlich zu machen, wie vordem dessen Vorgänger. Eine ähnliche Einladung führte den König dann über Korvei nach Hildesheim; auch Bischof Godhard wollte sich die Gunst des neuen Herrschers gewinnen, um den Nachstellungen seines heißblütigen Erzbischofs zu entrinnen und sich Gandersheim zu erhalten. Festlich nahm der Bischof den König auf und bewirthete ihn und sein Gefolge drei Tage lang in der ausgesuchtesten Weise. Erzbischof Aribo hatte indessen die Absichten Godhards durchschaut und kam selbst nach Hildesheim, wo er ungesäumt mit seinen Ansprüchen hervortrat. Aribo und Godhard bestritten sich abermals ihr Aufsichtsrecht über Gandersheim, und der König, der den Streit nicht selbst entscheiden wollte, verschob die Sache auf einen Landtag, den er zum 22. Januar nach Goslar berief. Aber auch hier kam der Handel nicht zur Erledigung, doch wurde bis auf Weiteres Godhard, wie Aribo die Ausübung der bischöflichen Rechte in Ganderheim untersagt, dem Halberstädter Bischof aber vorläufig die geistliche Jurisdiction über das Kloster übertragen.

Als sich der König, von Aribo begleitet, unmittelbar darauf selbst nach Gandersheim begab, ereignete sich ein Auftritt, der deutlich verrieth, wieviel Godhard schon dem Erzbischof glaubte bieten zu können. Er war dem Könige und Aribo vorausgeeilt, und als Beide das Kloster betraten, empfing er sie am Altare, mit der Inful geschmückt und zur Messe bereit. Zornentflammt wies ihn der Erzbischof von der heiligen Stelle und wollte selbst das Hochamt halten, was ihm aber der König verwehrte. Augenscheinlich hatte Godhard das königliche Gebot auf das

Verwegenste verhöhnt, dennoch wagte er sogar den Ankläger seines Gegners zu machen. Kaum war der König aus der Kirche zurückgekehrt, so warf er sich in vollem Ornate ihm zu Füßen und beschwor ihn die ihm und dem ganzen geistlichen Stande angethane Kränkung zu rächen. Und Konrad tröstete ihn nicht allein, sondern versprach ihm überdies Genugthuung; mit Gisela vereint, forderte er Godhard auf nach Grona zu folgen, wo die Gandersheimsche Angelegenheit erledigt werden solle. Hier wurde denn auch in der That in Gegenwart von fünf Bischöfen und mehreren sächsischen Großen an den Hildesheimer vorläufig die Jurisdiction über Gandersheim zurückgegeben,. obschon der Erzbischof natürlich einen Spruch nicht anerkannte, der Jedermann verrieth, wie sehr sein Ansehen im Sinken war.

Von Grona begab sich der König im Februar nach Quedlinburg, Magdeburg, Merseburg; er besuchte alle jene Burgen und Städte, in denen die sächsischen Kaiser zu hausen pflegten, und fand überall hier die freudigste Aufnahme. Schon gab es in Sachsen und Thüringen Niemanden mehr, der nicht den Franken als König anerkannt hätte. Gegen Ende des März kehrte Konrad in seine fränkische Heimath zurück, verließ sie aber bald von Neuem, um das Osterfest in Augsburg mit Bischof Brun zu feiern.

Nach Ostern hielt der König seinen Umritt in dem baierischen Herzogthum und in dem Kärnthnerlande. Dann wandte er sich nach Ostfranken, wo er im Mai auch Bamberg besuchte, die noch bestrittene Stiftung seines Vorgängers durch die königliche Gegenwart sichernd. Durch die Maingegenden zog er darauf in die rheinischen Gegenden zurück, trat jedoch noch vor Pfingsten den Ritt nach Schwaben an, wo er das Pfingstfest (6. Juni) zu Konstanz feierte. Wie in Sachsen, Baiern, Kärnthen und Franken fand er auch in Schwaben, Giselas Heimathsland, bereitwillig Anerkennung. Das kraftvolle Auftreten des neuen Herrschers aus fränkischem Stamme erneuerte überall das Andenken an jenen alten Frankenkaiser, vor dessen Macht einst die Welt sich zitternd gebeugt hatte. Es kam das Sprüchwort in Umlauf: „An Konrads Sattel hängen die Steigbügel Karls des Großen.“ Schon hatte sich der Ruf von der Tüchtigkeit und dem Glücke Konrads auch über die Alpen verbreitet; es war zu Konstanz, daß sich zum ersten Male italienische Fürsten an seinem Hofe einstellten.

Nach Kaiser Heinrichs Tode war Italien abermals in einen Zu-



stand wilder Gährung gerathen. Viele dachten von Neuem daran, das Joch der Fremden abzuschütteln und sich einen einheimischen König zu wählen. Aber die Verständigen sahen ein, wie bei der Uneinigkeit der Großen und des Volkes kein anderer Ausweg aus den Wirren der Parteiungen blieb, als sich der Herrschaft der Deutschen auch ferner zu fügen. Niemand wohl durchschaute die Lage der Dinge klarer, als der welterfahrene und ehrgeizige Erzbischof Aribert von Mailand, ein Mann, gewandt genug, um sich die Nothwendigkeit, der er sich beugte, zugleich zu einer Quelle reichen Vortheils zu machen. Ein Italiener, voll Haß gegen die Fremdherrschaft, wie nur irgend einer im Lande, stets seine eigene Macht vor Allem bedenkend, ohne Scheu vor jeder höheren Autorität in Kirche und Staat, war er doch der Erste, der sich in Konstanz an Konrads Hofe einstellte und ihn über die Alpen zu kommen aufforderte, um in Mailand die Krone der Lombarden zu empfangen. Froh begrüßte Konrad die Ergebenheit des mächtigen Mannes; er ehrte ihn durch kostbare Geschenke, ertheilte ihm das ungewöhnliche Privilegium, die Bischöfe von Lodi zu investiren, und versprach demnächst mit einem Heer in der Lombardei zu erscheinen.

Nirgends hatte sich in Italien die Wuth gegen die deutsche Herrschaft ungestümer ausgelassen, als in Pavia, welches den Zorn Heinrichs II. so bitter gefühlt hatte. Kaum erscholl hier die Nachricht von Heinrichs Tode, als die Einwohner nach dem alten Kaiserpalast in der Stadt stürmten und ihn bis auf den Grund zerstörten. Der Bau, den einst der weise Dietrich von Bern aufgeführt, den noch Otto III. erneuert und mit Wandmalereien geschmückt hatte, wurde mit solcher Wuth vernichtet, daß man selbst die Grundfesten aufwühlte. „Kein König," riefen die freiheitstrunkenen Pavesen, „soll fortan seinen Sitz in unserer Stadt nehmen!" Aber wie rasch brach ihr verwegener Muth zusammen! Schon schickten auch sie Gesandte an Konrad nach Konstanz, um mit listigen Worten die That zu beschönigen. „Mit Unrecht," sprachen sie, „klagt man uns an, des Königs Haus zerstört zu haben; denn nach Heinrichs Tode hatten wir keinen König." Aber Konrad, nicht leicht um die rechte Antwort verlegen, gab ihnen zur Antwort: „Ich weiß, nicht des Königs Haus habt ihr zerstört; denn ihr hattet keinen. Aber daß ihr des Reiches Palast bracht, könnt ihr nicht läugnen; denn ob der König stirbt, bleibt das Reich, wie das Schiff bleibt, wenn der Steuermann untergeht. Der Palast war also des Reiches Eigenthum,

nicht eures, und wer sich an fremdem Eigenthum vergreift, fällt in die Hand des Königs." So sprach Konrad und entließ die Pavesen ohne den Frieden, den sie ihm anboten. Auch aus anderen Gegenden Italiens stellten sich zu Konstanz oder bald darauf zu Zürich Gesandte an Konrads Hofe ein, und manche vornehme Herren stiegen schon selbst über die Berge, um ihm zu huldigen; gleichzeitig erging immer dringender der Ruf an ihn, den Zug nach der Lombardei zu beschleunigen.

Aber auch die burgundischen Verhältnisse traten bereits dem Könige nahe: sie waren es, die seine Schritte gegen Ende des Juni nach Basel lenkten. König Rudolf von Burgund und die Großen des Reiches glaubten nämlich durch Kaiser Heinrichs Tod aller jener Versprechungen entbunden zu sein, welche sie diesem einst in Bezug auf die Nachfolge in ihrem Reiche geleistet hatten; nicht dem deutschen Könige, sondern dem Sohne seiner ältesten Schwester meinte Rudolf die Erbfolge verbürgt zu haben. Jedoch hatte weder Heinrich die Sache so verstanden, als er die Schätze und Kräfte Deutschlands auf die Erwerbung Burgunds verwandte, noch war Konrad die Ansprüche seines Vorgängers aufzugeben gewillt, zumal er selbst durch Gisela, Rudolfs Nichte, ein Anrecht auf die burgundische Erbschaft zu haben meinte. So eilte er jetzt nach Basel, dessen sich Rudolf gleich nach Heinrichs Tode wieder bemächtigt zu haben scheint, gewann die Stadt, hielt in derselben einen Landtag ab und besetzte den gerade erledigten Bischofsstuhl. Da er einen Ueberfall der Burgunder auf die Stadt, die er als Unterpfand für die alten Verträge um jeden Preis festhalten wollte, besorgen mußte, verließ er sie nicht eher, als bis er sie in wehrhaften Zustand gesetzt und die Grenze des Reichs nach dieser Seite gedeckt hatte. Dann kehrte er über Straßburg nach dem rheinischen Franken zurück; er verweilte damals zu Worms, wo seine Väter ruhten, wo die Stammburg seines Hauses gestanden, die Bischof Burchard zerstört und aus ihren Steinen einen Münster erbaut hatte. Er besuchte hier seinen alten Lehrer und Freund, der ihm krank das Geleit gab und bald darauf (20. August) aus der Zeitlichkeit schied.

Konrad hatte seinen Königsritt vollendet. Mit Ausnahme mehrerer Fürsten Lothringens hatte man allgemein ihm als König gehuldigt. Schon waren auch italienische Große an seinem Hofe erschienen und hatten ihn über die Alpen gerufen. Und nicht allein daran dachte er, ihrem Rufe Folge zu leisten, sondern auch nach Rom zu ziehen, um

sich die Kaiserkrone zu gewinnen, — es ließ ihn nicht Ruhe, bis sie, das Sinnbild höchster Gewalt, seine Schläfe zierte. Er berief einen großen Reichstag nach Tribur; hier wollte er mit den Fürsten die Romfahrt berathen.

Die erste Verschwörung gegen Konrad II.

Auf dem Tage zu Tribur (26. Juli) wurde der Römerzug nach dem Willen des Königs beschlossen und alle Anordnungen zu demselben schleunig getroffen. Während der Abwesenheit des Königs von dem deutschen Boden sollte Bischof Brun die Reichsgeschäfte führen und seiner Obhut zugleich der kleine Heinrich, der einzige Sohn des Königs, anvertraut werden; sein Töchterlein Beatrix sandte der König nach Quedlinburg und befahl es dort der Pflege der Aebtissin, der Schwester Ottos III. Alles war zum Aufbruch bereit, als unvorhergesehene Ereignisse den Zug aufzuschieben zwangen und den König nach anderen Seiten riefen. Er, dessen Art am wenigsten war ängstlich nach allen Richtungen die Witterung zu erspähen, der seiner Kraft und dem Glücke vertrauend gern gerade dem Ziele zusteuerte, sah sich plötzlich von einem furchtbaren Unwetter überfallen und auf die Künste eines behutsamen Lotsen verwiesen.

Am 17. Juni 1025 starb Boleslaw Chabry, der große Kriegsheld und Fürst der Polen. Nur kurze Zeit hatte er jene Königskrone getragen, die er sich nach Kaiser Heinrichs Tode aufzusetzen gewagt hatte; ein göttliches Strafgericht für dieses hochmüthige Unternehmen schien den Deutschen sein jäher Tod, der den ganzen Osten Europas in eine heftige, lang andauernde Bewegung versetzte. An den sächsischen Grenzen jubelte man laut des so lange gefürchteten Drängers entledigt zu sein. Aber man jubelte zu früh; denn bald genug zeigte sich, daß Boleslaws Sohn Mesco II. in die Fußtapfen seines großen Vaters zu treten gewillt sei. Um die Einheit des Reichs gegen die slawische Sitte zu erhalten, schloß er seine beiden Brüder von der Erbfolge aus und verjagte überdies den einen, Otto-Bezbriem, den Sohn der ungarischen Gemahlin Boleslaws, aus dem Reiche. Auch die Königskrone des Vaters sah Mesco als sein Erbtheil an und verweigerte zugleich, obwohl der deutschen Richeza, der Enkelin Ottos II., vermählt, den

Tribut und jede Anerkennung der deutschen Hoheit. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so rüstete er sich gegen die Deutschen, die alten Feinde seines Vaters, zum Kampfe. Gegen ihn hatte Konrad mit Nothwendigkeit die Grenzen des Reichs zu wahren, ehe er nach dem Süden aufbrach, und begab sich deshalb eiligst nach Sachsen.

Nichts mußte Konrad in diesem Augenblicke wichtiger erscheinen, als eine Verbindung des neuen Polenfürsten mit dessen glücklichem Vetter Knud zu hindern, jenem gewaltigen Herrscher des Nordens, der eben inmitten seiner glänzenden Siegeslaufbahn stand. Und nicht allein dies gelang, sondern es kam sogar zu einem engen Bunde zwischen Konrad und Knud, welcher schon damals oder einige Jahre später durch die Verlobung des jungen Heinrich mit Gunhild, der Tochter des Dänen, besiegelt wurde. Dem Erzbischof Unwan von Bremen, der sich durch die Freigebung des Bischofs Gerbrand von Seeland die Gunst Knuds erworben, verdankte Konrad hauptsächlich die Abschließung des Vertrages, welchen er freilich mit einem großen Opfer erkaufte. Denn die Mark Schleswig, den Grenzgürtel zwischen Schlei und Eider, mußte er bei demselben an Dänemark abtreten. Die Eroberung Heinrichs I. ging so aufs Neue und zwar für immer dem Reiche verloren; auch von einer Abhängigkeit des dänischen Reichs vom deutschen war jetzt nicht mehr die Rede.

So gewiß diese Abtretung eines Reichslandes wenig ehrenvoll war und sich durch keinen früheren Vorgang ähnlicher Art beschönigen ließ, so gewiß war doch die Freundschaft Knuds für Konrad in den augenblicklichen Verhältnissen ein unberechenbarer Vortheil. Auch für die Folge blieb dieser Vertrag nicht ohne Gewinn, wie er denn sich eines ungewöhnlich langen Bestandes erfreute. Die hundertjährigen Kämpfe an der Nordgrenze des Reichs gewannen endlich einmal einen Stillstand, und damit erhielt die deutsche Mission nach dem Norden wieder freies Feld; binnen Kurzem gedieh der Missionssprengel Hamburgs zu einer niemals zuvor erreichten Blüthe. So sahen die deutschen Zeitgenossen den Frieden als ein segensreiches Ereigniß an. Aber auch Knud war dieses Bündniß erwünscht, welches seine nordischen Reiche mit den Mittelpunkten der abendländischen Welt in nähere Berührung brachte. Denn schon trug sich dieser hochgesinnte Fürst mit politischen und kirchlichen Plänen, die ihn auf Kaiser und Papst verwiesen. Es war wenig später, daß er jene denkwürdige Reise antrat, die ihn durch Frankreich und Italien bis nach Rom führte, wo er, der erste Dänenkönig, am

Grabe des heiligen Petrus seine Kniee beugte. Verwundert entdeckte man auf dieser Reise in dem jungen Kriegsfürsten, in dem man einen blinden Heiden und wüthigen Nordlandsrecken erwartet hatte, einen klaren Verstand, einen reichbegabten Geist und ein der christlichen Lehre aufrichtig zugethanes Herz. Staunend sah man damals auf ihn, wie nach Jahrhunderten auf jenen geistreichen Zaren der Moskowiter, der zuerst die Kulturländer Europas aufsuchte.

Durch den Bund Konrads mit Knud, wie durch die Kriege, in welche Mesco mit anderen Nachbaren verwickelt wurde, schwand für den Augenblick die Gefahr, welche dem Reiche von Osten her drohte. Aber indessen hatte sich ein neues, schlimmeres Unwetter gegen das deutsche Reich im Westen zusammengezogen.

Während Konrad in den sächsischen Gegenden verweilte, nahmen die Verhältnisse Lothringens eine bedenklichere Wendung, als sich hatte ahnen lassen. Gozelo und Friedrich verharrten hier noch immer in ihrem Widerstande gegen den König; sie wagten es hauptsächlich im Vertrauen auf den Rückhalt, den ihnen Frankreich gewährte. Nach Konrads Wahl hatten sie sich in unmittelbare Verbindung mit König Robert gesetzt, einem Fürsten, dem sich nach tausendfachen Bedrängnissen einer langen kummervollen Regierung unerwartet durch Kaiser Heinrichs Tod glänzende Aussichten eröffneten. Denn nicht die unzufriedenen Lothringer allein richteten auf ihn ihre Blicke, sondern auch die Lombarden, welche gleichzeitig ihm Italiens Königskrone anboten. Wohlbedacht schlug Robert diese Krone ab, war es aber zufrieden, daß die Lombarden sie nun einem seiner Vasallen, dem reichen Herzog Wilhelm von Aquitanien, antrugen. Zu derselben Zeit zeigten sich auch einem anderen Vasallen seines Reichs Hoffnungen auf einen Thron, da Graf Odo von der Champagne nach Kaiser Heinrichs Tode unfraglich der nächstberechtigte Erbe Rudolfs von Burgund, seines Oheims, war. In der Aussicht auf die burgundische Erbschaft machte Odo seinen langen Fehden mit König Robert ein Ende und zeigte sich jetzt ernstlich um dessen Gunst bemüht. Niemals waren die Capetinger mächtiger, als wenn sie vereint mit ihren Vasallen auswärtige Eroberungen verfolgen konnten, und niemals waren noch alle Constellationen günstiger gewesen, als in diesem Moment, um einen entscheidenden Schlag gegen die unaufhörlich wachsende, erdrückende Macht des Ostreichs zu führen. So faßte König

Robert den Entschluß, im bevorstehenden Winter mit einem Heere in Lothringen einzufallen. Graf Odo und der Markgraf Balduin von Flandern hatten ihm hülfreiche Hand zu leisten versprochen. Vor Allem aber hoffte er auf die Unterstützung der Unzufriedenen in Deutschland, und zu diesen gehörten nicht allein Gozelo und Friedrich, sondern auch Männer, die unmittelbar am Throne des Königs ihre Stelle hatten.

Dem jüngeren Konrad schwanden, wie wir sahen, bald die schönen Hoffnungen, die ihm auf dem Tage zu Kamba erregt waren. Schon war es, als der Hof zu Augsburg Ostern feierte, zwischen ihm und dem Könige zu ärgerlichen Streitigkeiten gekommen, die einen tiefen Stachel in dem Gemüthe des jungen Fürsten zurückließen. Mit seinem Stiefvater Friedrich und den Lothringern war er stets in Verbindung geblieben, jetzt fing er an mit ihnen gemeinsam zu planen und sich zugleich im inneren Deutschland nach Bundesgenossen umzusehen. Der junge Herzog Ernst von Schwaben, der Stiefsohn des Königs, kam ihm da auf halbem Wege entgegen. Was dieser Jüngling auch sonst gegen seine Mutter und deren Gemahl an Bitterkeit im Herzen hegen mochte, Nichts scheint doch seinen Unmuth mehr gereizt zu haben, als die Ansprüche auf das burgundische Erbe, welche der König jüngst zu Basel unzweideutig an den Tag gelegt hatte; denn auch Ernst hatte auf diese Erbschaft seine Hoffnung gesetzt. Bald war zwischen ihm und dem jüngeren Konrad ein Bund gegen den König geschlossen, und bald fanden sich neue Genossen zu diesem Bunde. Auch der in Baiern und Schwaben reichbegüterte Graf Welf, der seinen alten Widersacher, Bischof Brun, jetzt in der Blüthe des Einflusses und der Macht sah, trat der Verschwörung bei.

Mit dem Winter sollte das Unternehmen an das Tageslicht treten. Schon stand König Robert bereit in das Reich einzufallen, schon suchte Balduin von Flandern sich Befestigungen in Cambray anzulegen, schon rüsteten Gozelo und Friedrich in Lothringen, Konrad in Franken, Ernst und Welf in Schwaben; es ist nicht unwahrscheinlich, daß man sogar mit dem Polen Unterhandlungen angeknüpft hatte. Der Bund war weitverzweigt, gebot über bedeutende Hülfsmittel und zählte Genossen selbst in der nächsten Nähe des Königs. Wie groß war nicht die Gefahr! Und wieviel stand auf dem Spiele! War das Glück mit Konrads Feinden, so wurde nicht allein die kaum befestigte Herrschaft desselben in Deutschland auf das Tiefste erschüttert, sondern auch Italien

ging wahrscheinlich für den Augenblick dem Reiche verloren und die Erwerbung Burgunds wurde für immer vereitelt; das Westfrankenreich, so lange in den Hintergrund zurückgedrängt, würde Gelegenheit gewonnen haben, das deutsche Königthum in den Schatten zu stellen.

So war die Lage der Dinge, als sich Konrad im December nach Lothringen begab. Nie ist das Glück ihm holder gewesen, als in diesem verhängnißvollen Moment: in kürzester Frist waren die drohenden Wolken nach allen Seiten zerstreut, und hell glänzte die Sonne wieder am klaren Himmel. Durch welche Mittel es Konrad gelang das Unwetter zu beschwören, wissen wir nicht. Hauptsächlich daran scheiterte das wohl vorbereitete Unternehmen, daß Herzog Gozelo plötzlich seine bisherigen Freunde verließ und ganz auf die Seite des Königs trat. Im Kampfe gegen Frankreich hatte Gozelos Haus seine Größe gewonnen: sollte er Lothringen jetzt an das Westreich verrathen? Diese Erwägung und wohl noch mehr große Verheißungen*) Konrads scheinen die vollständige Sinnesänderung Gozelos herbeigeführt zu haben. Am Weihnachtsfest erschien er zu Aachen vor dem Könige und huldigte ihm; seinem Beispiele folgten sofort Graf Friedrich und die anderen Lothringer. Die Kette der Bundesgenossen war in der Mitte gesprengt, der ganze Plan vereitelt. König Robert unterließ seinen Einfall, Balduin von Flandern blieb ruhig, die Verschworenen im inneren Deutschland waren in verzweifelter Lage. Wie der Bund mit Knud den König im Osten gesichert hatte, so sicherte ihn jetzt der Bund mit Gozelo im Westen und bahnte ihm den Weg nach Italien und Burgund.

Wie durch ein Wunder war Konrad aus der größten Bedrängniß in erwünschte Verhältnisse versetzt. Gerade erst durch die Verschwörung war er Lothringens völlig Herr geworden und hatte sich seine schlimmsten Gegner unterworfen; nun zeigte sich nirgends mehr eine ernstliche Gefahr, und unter günstigen Vorzeichen konnte er den Gedanken der Romfahrt aufnehmen. Unverzüglich ging er an das Werk. Im Februar 1026 sammelte sich das Heer, welches ihm nach Italien geleiten sollte, bei Augsburg, wohin er zugleich einen Reichstag berufen hatte. Unter den Fürsten des Reichs erschien auch Herzog Ernst; scheinbar voll Reue,

---

*) Wahrscheinlich wurde Gozelo bereits damals versprochen, daß er nach Friedrichs Tode Oberlothringen mit Niederlothringen vereinigen solle, was im Jahre 1033 erfolgte.



bat er demüthig um Verzeihung und erlangte sie auf die Bitten Giselas und der Fürsten. Die anderen Verschworenen wagten nicht vor den König zu treten und verkrochen sich scheu in ihre Burgen; Konrad verachtete sie und begnügte sich den Schutz des Landes gegen ihre Tücke seiner Getreuen zu übertragen. So hoch war sein Ansehen gestiegen, daß die Fürsten schon ohne Widerrede seinem achtjährigen Sohn die Erbfolge im Reiche verbürgten.

Unter der Obhut des Bischofs Brun, dem zugleich die Reichsgeschäfte in den deutschen Ländern übertragen wurden, blieb der kleine Heinrich in Augsburg zurück; von Gisela begleitet, überstieg Konrad mit seinem Heere die Alpen am Brenner und rückte über Verona in die lombardischen Städte ein.

2.

Aufschwung des Kaiserthums in Italien und Deutschland.

Konrads II. Romfahrt.

Bereits der Tod Papst Benedicts hatte in der Lombardei einen tiefen Eindruck hervorgebracht, zumal auf den Klerus; denn dieses Ereigniß vernichtete die Bedeutung der Paveser Synode, vereitelte das allgemeine Concil, ließ die verheiratheten Priester wieder frei aufathmen. Eine noch bei weitem größere Aufregung folgte hier der ersten Kunde vom Abscheiden des Kaisers: sie ergriff vor Allem die städtischen Bevölkerungen, welche Heinrichs Herrschaft nie anders als eine Gewaltherrschaft angesehen hatten. Die Pavesen stürmten, wie erwähnt, sogleich zur Königspfalz, um sie für ewige Zeiten zu zerstören, und in den meisten Städten war die Gesinnung der Bürgerschaft kaum eine andere.

Nicht weniger legten die lombardischen Fürsten jetzt ihren ganzen Groll gegen die deutsche Herrschaft an den Tag. Viele von ihnen hatten die Strenge Heinrichs hart genug empfunden und bittere Jahre der Verbannung in dem rauhen Norden verlebt, und alle haßten in gleicher Weise jene deutsche Politik, die unablässig die Bischöfe hob, um die

Macht des Adels zu brechen. Schon waren fast alle größeren Städte mit ihren Einkünften in den Händen des Klerus, dem die Markgrafen überall hatten weichen müssen; schon waren die Bischöfe zu einer Stellung gediehen, bei der ihnen der Adel kaum noch das Gleichgewicht halten konnte. Privilegien über Privilegien, Exemtionen über Exemtionen hatte die Geistlichkeit davongetragen, und mehr noch als die Freigebigkeit der Ottonen hatte ihr zuletzt die berechnende Staatskunst Heinrichs gewährt, welche lange Zeit in den Bischöfen die wesentlichste Stütze der kaiserlichen Macht gesehen und erst in den letzten Jahren durch die Anerkennung der Paveser Beschlüsse eine andere Richtung eingeschlagen hatte. Um so empfindlicher aber wurde das Uebergewicht des Episcopats dem lombardischen Adel, je mehr es Sitte wurde, deutsche Kleriker, die sich im Dienste des Kaisers auszeichneten, mit den fetten Pfründen Italiens zu versorgen. Lange schon harrten daher die lombardischen Großen auf eine Gelegenheit, das verhaßte Joch abzuschütteln, und einen günstigeren Moment konnten sie kaum erwarten, um mit der Herrschaft der Deutschen das bischöfliche Regiment gründlich zu brechen, als er sich jetzt ihnen darbot.

An der Spitze der unzufriedenen Herren stand das von Heinrich schwer verfolgte Geschlecht der Este. Die Führer der Bewegung wurden der Markgraf Hugo und seine Brüder Adalbert und Azzo; der Markgraf Manfred von Susa, ihr Schwager, und der Markgraf Rainer von Tuscien mit den meisten Großen der Lombardei schlossen sich ihnen an. Daran dachten freilich diese adligen Herren nicht, Einen aus ihrer Mitte zu krönen — Arduins Schicksal machte Niemanden nach der Krone lüstern —, sie faßten vielmehr den Entschluß, einen auswärtigen Fürsten durch ihre Wahl auf den Thron zu erheben, der mit ihnen vereint Italien von den Deutschen zu befreien vermöge. Bei einem solchen Unternehmen glaubten sie zugleich auf die Unterstützung der Bürgerschaften zählen zu können, die ihre Abneigung gegen die deutsche Herrschaft deutlich genug an den Tag gelegt hatten.

Zuerst boten die Lombarden, wie schon berührt wurde, die Krone Italiens dem König Robert von Frankreich an, aber weislich wies dieser die Anträge des Markgrafen Hugo, der selbst an den französischen Hof gekommen war, sowohl für sich, wie für seinen Sohn Hugo zurück. Geneigteres Gehör fand der Markgraf bei dem Herzog Wilhelm von Aquitanien, dem reichsten und mächtigsten Großen damals im französischen



Reiche, als er ihm für sich oder seinen Sohn die Krone Italiens in Aussicht stellte. Herzog Wilhelm, dem man den Beinamen des Großen gab, gehörte zu den ersten Fürsten des Abendlandes. Sein glänzender Hof wurde von den hervortretenden Männern Frankreichs, Italiens und der spanischen Mark mit Vorliebe aufgesucht; die strengeren kirchlichen Bestrebungen der Zeit fanden bei ihm, dem eifrigen Freunde Clunys, bereitwillige Unterstützung, nicht minder der Fleiß der Gelehrten und Künstler Gunst und Ermuthigung. Alljährlich pflegte Wilhelm nach Rom zu pilgern, und in ganz Italien war seine Freigebigkeit eben so bekannt, wie seine fromme Gesinnung; überdies war er mit Agnes, einer Tochter Otto Wilhelms von Burgund und Enkelin Adalberts, des letzten einheimischen Königs von Italien, seit einigen Jahren vermählt.

Allerdings entgingen Herzog Wilhelm die Gefahren nicht, denen er sich aussetzte, wenn er die Anträge der Lombarden annahm: da man ihm aber die einstimmige Anerkennung aller geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens versprach und König Robert selbst ihm Unterstützung zusagte, ging er schließlich dennoch auf das Anerbieten Hugos ein und nahm für seinen Sohn Wilhelm die Krone der Lombarden an. Aber bald zeigte sich, daß man dem Herzog mehr versprochen hatte, als man verbürgen konnte. Wie hätten auch die lombardischen Bischöfe auf Machinationen eingehen sollen, die augenscheinlich auf ihr Verderben zielten? Sie, an deren Spitze so scharfsichtige Männer wie Aribert von Mailand und Leo von Vercelli standen, unter denen nicht wenige auf deutschem Boden geboren und an dem Hofe Heinrichs II. erzogen waren, fühlten mehr als je, wie eng ihr Interesse mit dem deutschen Königthum verbunden sei. Kaum sahen sie daher, daß sich Konrads Herrschaft befestigte, als sie über die Alpen eilten, um ihm zu huldigen. Selbst die Bürgerschaften zeigten, wie groß auch ihr Widerwille gegen die deutsche Herrschaft war, zuletzt doch für einen Umschwung der Dinge, der vom Adel ausging und ihm allein Gewinn verhieß, geringe Theilnahme. Um so eher gaben sie deshalb den Rathschlägen Ariberts Gehör, und manche von ihnen fingen bereits an mit Konrad zu unterhandeln; wir wissen, daß es lediglich an dem König lag, wenn ihm die Pavesen nicht schon zu Konstanz huldigten.

Als Herzog Wilhelm selbst im Sommer 1025 nach Italien kam, fand er die Lage der Dinge wesentlich anders, als sie ihm geschildert war. Er sah, daß er auf die Unterstützung der Bischöfe nicht zählen

konnte; diese aber, wie ihm die lombardischen Großen riethen, zu entfernen und durch neue zu ersetzen, war ebenso seiner streng kirchlichen Gesinnung zuwider, wie an sich unausführbar. Zugleich erkannte er, daß die angebotene Krone ihn in eine Reihe von Kämpfen mit den Bürgerschaften des Landes verwickelt haben würde, denen er seine Kräfte in keiner Weise gewachsen fühlte. So kehrte er wenig befriedigt im Herbst in die Heimath zurück und dachte nun daran, ein Abkommen mit Konrad zu treffen und ihm gegen eine Entschädigung durch bedeutende Lehen in Italien die Ansprüche seines Sohnes auf die lombardische Krone abzutreten. Aber auch zu einem solchen Abkommen war es bereits zu spät; schon stand Konrad mit Heeresmacht an den Grenzen Italiens, wo ihm Ariberts weitreichender Einfluß das Feld bereitet hatte.

Im März des Jahres 1026 erschien Konrad in der Lombardei. Auf seinem Zuge stieß er von Verona bis Mailand nirgends auf Widerstand; alle Städte öffneten ihm willig die Thore. Schon am 23. März war er in Mailand, wo ihn Aribert festlich empfing und nach der Sitte zum Könige krönte*). Von hier begab sich der König nach Vercelli, wo er das Osterfest feierte. Als gerade damals Bischof Leo starb, fiel einem Domherrn der Mailänder Kirche das reiche Bisthum zu; unfehlbar geschah es auf Ariberts Wunsch, der jetzt Alles bei dem Könige vermochte. Bald nach dem Osterfest wandte sich Konrad gegen Pavia, da die Stadt noch immer die Unterwerfung und die Herstellung der Pfalz innerhalb der Mauern verweigerte und sich mit dem mißvergnügten Adel jetzt zu gemeinsamem Widerstande verbunden hatte. Pavia war volkreich und rings mit Burgen umgeben, welche der Markgraf Adalbert mit anderen Großen besetzt hielt: die Stadt zu bezwingen war keine leichte Aufgabe. Nachdem Konrad rings die Umgegend verwüstet und mehrere der vom Adel besetzten Burgen gebrochen hatte, stand er für seine Person von einer längeren Belagerung ab, ließ aber einen beträchtlichen Theil seines Heeres zurück, um die Stadt umzingelt zu halten, die Zufuhr ihr abzuschneiden und ihren Handelsverkehr zu vernichten.

Der König selbst wandte sich gegen Ravenna, wo ihm Erzbischof

*) Der Tag der Krönung ist unbekannt; auch wird nicht überliefert, ob ihr eine Wahl vorhergegangen ist.

Heribert ohne Schwierigkeiten die Thore der Stadt öffnete. Aber anders, als ihr Erzbischof, dachten die Ravennaten. Sie waren voll Haß gegen die Deutschen, aufrührerisch und zu den verwegensten Unternehmungen entschlossen. Da der König nur mit einem Theil seines Heeres in der Stadt lag, die größere Masse desselben aber ein Lager vor den Thoren bezogen hatte, hielten sie den Augenblick für günstig, ein großes Blutbad unter den Deutschen in ihrer Stadt anzurichten und den König selbst in ihre Gewalt zu bringen. An dem zur Ausführung des Planes bestimmten Tage sperrten sie Abends die Thore der Stadt und hielten sie mit starker Mannschaft besetzt, um dem Eindringen der im Lager liegenden Deutschen zu wehren. Dann überfielen sie in der Nacht voll wilder Mordlust die Deutschen in ihrer Mitte. In allen Häusern wurden Konrads Krieger von ihren Wirthen im Schlaf überfallen; wenn sie sich aufrafften und auf die Straßen stürmten, sahen sie sich draußen von andringenden Massen niedergeworfen; von den Dächern, von den Mauern und Thürmen schleuderte man Steine, Balken und andere rohe Waffen auf sie. Dennoch schaarten sie sich endlich zusammen. Mit gezückten Schwertern bahnten sich die getrennten Haufen der Deutschen einen Weg zu einander, die Städter in ihrer Mitte in dem gerechtesten Zorn und heißer Kampfluſt furchtbar zusammenhauend. Die ganze Stadt wurde zum Schlachtfeld. Der baierische Graf Eberhard, der das königliche Banner aus dem wilden Getümmel retten und sich mit ihm einen Ausweg aus der Stadt bahnen wollte, stieß auf der Brücke des Montone auf eine Schaar von Städtern, die ihm den Weg verrannte; ein einzelner Mann bestand er hier gegen eine feindliche Rotte den ruhmwürdigsten Kampf. Seine Gegner drängte er in den Fluß und brach so sich Bahn. Indessen war auch der König selbst auf dem Kampfplatz erschienen. Sobald er den Tumult in seinem Schlafgemach hörte, ergriff er, wie er war, die Waffen und schwang sich auf sein Roß. Aber kaum hatte er den Vorhof des Palastes verlassen, als er bereits die Städter sich nach allen Seiten flüchten und den Kirchen zueilen sah. Da befahl er dem Morden Einhalt zu thun und kehrte dann gelassen in sein Schlafgemach zurück. Die Niederlage der Ravennaten war vollständig. Schon am folgenden Morgen erschienen sie reumüthig, im Büßerhembe, barfuß, die nackten Schwerter um den Hals gehängt, vor dem König, baten um Verzeihung und nahmen die ihnen auferlegten

Strafen geduldig hin. Der König aber belohnte reichlich nach seiner Gewohnheit seine tapferen Krieger. Man erzählte noch gern in späteren Zeiten, wie er damals einem deutschen Kriegsmann, dem ein Theil des Beins im Kampfe abgehauen war, die Lederstiefel mit Gold füllen und neben sein Schmerzenslager stellen ließ.

Der König kehrte von Ravenna in die Gegenden am Po zurück und verweilte im Juni zu Cremona, wo er den Bischof in seinem Rechte gegen die Städter schützte. Schon begann die heiße Jahreszeit, den deutschen Heeren in Italien stets so verderblich; auch in Konrads Heer brachen damals Seuchen aus, und man hatte schwere Verluste zu beklagen. Der König führte deshalb das Heer nordwärts in die frischeren Alpenthäler, wo es über zwei Monate vom Erzbischof von Mailand mit allen Lebensbedürfnissen im Ueberflusse versorgt wurde.

Unwillig hatte sich Konrad zu längerer Unthätigkeit verurtheilt gesehen: kaum trat daher der Herbst ein, als er abermals in die Ebene hinabstieg und aufs Neue gegen die ihm Widerstrebenden den Kampf begann. Schnell bezwang er jetzt die meisten Burgen des Adels, hielt über die Empörer Gericht und verurtheilte sie zu den schwersten Strafen. Schon mußte sich auch Markgraf Hugo mit seinen Brüdern fügen; die ganze lombardische Ebene mit Ausnahme Pavias war in Konrads Händen. Im Winter griff er dann Ivrea*) an und nöthigte Markgraf Manfred und die anderen Fürsten der Umgegend sich ihm zu unterwerfen. Die Anwesenheit eines deutschen Heeres an den burgundischen Grenzen erfüllte König Rudolf mit nicht geringer Besorgniß; eilig schickte er deshalb Gesandte nach Ivrea, versprach Konrad alles Gute und verhieß selbst zu dessen Kaiserkrönung nach Rom zu kommen.

Denn schon war es eine bekannte Sache, daß Konrad jetzt ohne Verzug gegen Rom vordringen wolle. Bischof Brun führte den kleinen Heinrich dem Vater zu; Erzbischof Aribo, welcher den König über den Brenner begleitet, sich aber dann nach Mainz zurückbegeben hatte, stellte sich wieder im Lager ein; neue Heeresschaaren sammelten sich zu den alten. Auch Abt Odilo erschien, der, wie die Schwalben den Sommer melden, die Romfahrten unserer Kaiser zu verkünden pflegte. Er kam diesmal schweren Herzens; denn auch er hatte des Papstes Benedict und Kaiser Heinrichs Abscheiden bitter zu empfinden gehabt, da das Concil

*) Zu Ivrea feierte der König das Weihnachtsfest.

zu Anse im Jahre 1025 allen päpstlichen Privilegien zum Trotz Cluny wieder unter die Jurisdiction des Bischofs von Mâcon gestellt hatte. Mehr als jemals bedurfte er eines kräftigen Schutzes, den er nur bei Kaiser und Papst zu finden vermochte.

Im Anfange des Jahres 1027 brach der König mit verstärkter Heeresmacht gegen Pavia auf und griff von Neuem die Stadt an; auch sie mußte sich jetzt ihm ergeben und entging nur durch Odilos Fürsprache der strengsten Bestrafung. Unmittelbar nach Pavias Fall ging dann der König über den Po, überstieg den Apennin und kam ohne Widerstand zu finden bis vor Lucca, das Markgraf Rainer besetzt hielt und zu vertheidigen gedachte. Aber schon nach wenigen Tagen gab der Markgraf den Widerstand auf und überlieferte dem König die Stadt. Rainer wurde seines Amtes entsetzt, und der getreue Markgraf Bonifacius, Tedalds Sohn, erhielt zu Modena, Reggio, Ferrara jetzt noch die tuscische Mark, so daß er sich zum mächtigsten Fürsten Italiens erhob. Ganz Tuscien unterwarf sich nach Luccas Bezwingung ohne Schwertstreich dem Könige, der unbehindert bis gegen Rom vordrang. Am Dienstag der stillen Woche (21. März) zog er, vom Papst und den Römern feierlich empfangen, in die Kaiserstadt ein.

Papst Johann XIX. hatte selbst den König herbeigerufen. Dieser Papst war nicht für den geistlichen Stand erzogen; er war jener Bruder Benedicts VIII., Romanus mit Namen, der unter dem Titel eines „Herrn aller Römer“ lange die weltliche Verwaltung der Stadt geleitet hatte. Einzig und allein darauf bedacht, sein Geschlecht in der gewonnenen Macht zu schützen, hatte er nach dem Tode seines Bruders die Römer durch große Geldspenden vermocht, ihn, obwohl er Laie, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. An einem Tage ging er durch alle geistlichen Weihen hindurch, um zum Aergerniß der Welt den ersten Bischofsstuhl der Welt einzunehmen. Selten hat es unähnlichere Brüder gegeben, als Benedict und Johann. So hochstrebend jener, so engherzig war dieser; so umsichtig Benedict, so beschränkt zeigte sich Johann, vor Allem in der Auffassung seiner geistlichen Würde. Das Mißgeschick wollte, daß ihn überdies der Tod Kaiser Heinrichs und die Erhebung Italiens gegen die deutsche Herrschaft sofort in die schwierigste Lage versetzten und seine Bedrängniß sich noch steigerte, als gleich darauf die Griechen neue Rüstungen gegen Italien machten. Als im Zusammenhange mit diesen Rüstungen Gesandte von Constantinopel in Rom erschienen und

die ganze Stadt durch reiche Geldspenden zu bestechen suchten, fehlte wenig daran, daß sie nicht den Papst selbst für Constantinopel gewannen. Johann zeigte sich in der That einen Bund mit den Griechen zu schließen und den Patriarchen zu Constantinopel als seines Gleichen d. h. als allgemeinen Bischof der christlichen Kirche anzuerkennen geneigt. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das ganze Abendland. Der Abt Richard von St. Vannes eilte selbst nach Rom, der heilige Wilhelm von Dijon machte brieflich dem Papste die dringlichsten Vorstellungen: Alles, was mit Cluny zusammenhing, war in der größten Bewegung. So wurde das Aergerniß abgewandt und dem Papste die Nothwendigkeit auferlegt sich in den höchsten geistlichen Dingen wenigstens äußerlich an das Vorbild seiner Vorgänger zu halten. Nachdem der Papst den Bund mit den Griechen hatte aufgeben müssen, hatte er sich an den Verhandlungen der Lombarden mit König Robert und Herzog Wilhelm betheiligt; kaum aber sah er, wie Konrad in Italien festen Fuß faßte, als auch er sich auf die deutsche Seite wandte, um da wieder einen Anhalt zu finden, wo ihn sein Bruder gefunden hatte. Es wird berichtet, der Papst sei selbst nach Como in Konrads Lager gekommen. Man kann dies vielleicht in Frage stellen, da die Nachricht mit anderen nicht unverdächtigen im Zusammenhange steht: aber darüber kann kein Zweifel obwalten, daß der Papst selbst Konrad die Wege nach Rom bahnte.

Am Ostertage, am 26. März, fand die feierliche Krönung Konrads und Giselas statt. Eine ungemein glänzende Versammlung umgab das kaiserliche Paar und den kleinen Heinrich. Unter den anwesenden weltlichen Fürsten ragten vor Allen die Könige Knud von Dänemark und Rudolf von Burgund hervor, unter den zahlreichen deutschen und italienischen Bischöfen der Patriarch von Aquileja, die Erzbischöfe von Mailand, Ravenna, Mainz, Köln, Trier, Salzburg und Magdeburg; auch Heinrichs II. Bruder Brun und der dienstbeflissene Meinwerk von Paderborn waren zugegen. Unter der Klostergeistlichkeit war Abt Odilo weitaus die bedeutendste Erscheinung. Man kann sagen, die ersten Häupter des Abendlandes waren um das kaiserliche Paar vereinigt; alle tieferen Bestrebungen der Zeit schienen sich zur Aufrechthaltung und Befestigung des Kaiserthums zu verbinden.

Dennoch wurde das Fest auf unerwartete Weise gestört. Schon am Morgen des Krönungstages brach ein ärgerlicher Streit unter dem hohen Klerus Italiens aus. Als sich der König im feierlichen Zuge

zur Kirche begab und in dieselbe eintreten wollte, drängte sich der Erzbischof von Ravenna mit Gewalt an seine Rechte, um ihn zum Altare zu führen. Aribert von Mailand, der darin ein Vorrecht seiner Kirche sah und jetzt am wenigsten dasselbe aufzugeben geneigt war, trat dem Ravennaten entgegen und suchte ihn zurückzuweisen. Ein allgemeines Getümmel entstand, bei dem selbst Konrad die Fassung verlor und dem Ravennaten die Hand ließ. Da aber verließ der Mailänder wuthentbrannt den Zug und die Kirche, zu nicht geringer Bestürzung Konrads, der wohl wußte, was er diesem Manne schuldete, und seinen ganzen Einfluß durchschaute. Nach dem Rath der ihn umgebenden Bischöfe wies er daher den Ravennaten zurück. „Wer mich," sagte er, „zum Könige Italiens gesalbt hat, soll mich auch dem h. Petrus zur Kaiserkrönung vorstellen," und ließ den Mailänder zurückrufen. Da aber Aribert durch das Gedränge sich nicht mehr Bahn brechen konnte, ergriff Konrad die Hand des Bischofs von Vercelli, eines Suffraganen Mailands, damit dem h. Ambrosius seine Ehre bewahrt bliebe, und schritt so zum Altare. Im Uebrigen hatte die Krönung Konrads und Giselas den gewohnten Verlauf. Nach Beendigung der Ceremonien kehrte der neue Kaiser, von den Königen Knud und Rudolf geleitet, in glänzendem Festzug nach seinem Palast in der Leostadt zurück.

Es blieb nicht allein bei diesen Händeln der geistlichen Herren. Noch während der Krönungsfeste brach zu Rom unter der Volksmasse ein anderer schlimmer Streit aus, der leicht ähnliche Folgen hätte nach sich ziehen können, wie jener Tumult, der bei der Krönung Heinrichs II. Pavia in einen Schutthaufen verwandelt hatte. Der Anlaß war der geringfügigsten Art. Um eine Kuhhaut gerieth ein Deutscher mit einem Römer in Streit; von Worten kam es zu einer Rauferei, in welche sich bald auch Andere mischten. Die Deutschen ergriffen für ihren Landsmann, die Römer für den Römer Partei. Schon war das ganze Heer des Kaisers, das ganze römische Volk auf dem Platze; Kriegsgeschrei und Waffenlärm erfüllten die Stadt. Ein blutiger Kampf entspann sich, in dem außer Andern Berengar, der Sohn des schwäbischen Grafen Liutold, sein Leben verlor. Lange widerstanden die Römer, mußten aber endlich unter großen Verlusten weichen. Am folgenden Tage erschienen die Urheber des Aufstandes vor dem Kaiser, die freien Männer mit nackten Schwertern, die Knechte mit Weidenruthen am Halse; sie alle erhielten die verdiente Strafe.



Die Gegenwart so vieler hoher Kirchenfürsten in Rom wurde benutzt, um wichtige Entscheidungen auf einer großen Synode zu treffen, die nach dem Herkommen der Kaiserkrönung folgte und bei welcher der Kaiser selbst zugegen war. Am 6. April wurde sie in dem Lateran abgehalten, wo man eine ähnliche Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten seit den Zeiten Ottos III. nicht mehr gesehen hatte. Auf dieser Synode wurde zuerst der zwischen Mailand und Ravenna entstandene Rangstreit auf ewige Zeiten zu Gunsten Mailands entschieden. Dann trat der Patriarch Poppo von Aquileja mit der schon oft erhobenen Forderung von Neuem hervor, der Patriarch von Grado solle der selbstständigen Stellung, die er unter dem Schutz Venedigs gewonnen hatte, entkleidet und ihm untergeben werden; Papst und Kaiser fanden diese Forderung gerecht, und die Synode beschloß, was Poppo verlangte. Ferner brachte König Knud dringende Beschwerden vor die Versammlung über die unerschwinglichen Summen, welche Rom von den englischen Erzbischöfen für das Pallium verlangte; der Papst sagte gegen das Versprechen Knuds, in Zukunft regelmäßig den Peterspfennig von seinem englischen Reiche zu zahlen, Abhülfe dieser Beschwerden zu. Endlich ließ auch Abt Odilo seine Klagen über die französischen Bischöfe verlauten. Der heilige Mann besaß in hohem Maße die Gunst des Kaisers, der sogar einem Neffen desselben, einem jungen leichtfertigen Manne, die reiche Abtei Novalese bei Turin ertheilte; auch vor der Synode wird jetzt des Kaisers Fürsprache Odilo nicht gefehlt haben. Er erhielt vom Papste, wie er verlangte, neue Privilegien, aber freilich konnten weder diese noch besondere Ermahnungen des apostolischen Vaters an den Bischof von Mâcon die Congregation vor den Bedrängungen der französischen Kirchenhäupter bei der augenblicklichen Lage der Dinge schützen.

Die Beschlüsse der Synode waren zunächst kirchlicher Natur, doch bei der engen Verbindung, in der durchweg Kirche und Staat damals standen, griffen sie zugleich tief in politische Verhältnisse ein.

Noch während der Verhandlungen kam es in Rom zwischen den Vasallen der Erzbischöfe von Mailand und Ravenna zu blutigen Händeln, die mit der Niederlage der Ravennaten endeten; ihr Erzbischof selbst kam kaum mit dem Leben davon. Die Begünstigung Aquilejas war sodann ein unmittelbarer Angriff auf die Freiheiten Venedigs, welches in dem Patriarchat von Grado seine kirchliche Selbstständigkeit

fand. Der Patriarch von Grado war der leibliche Bruder des Herzogs Otto Orseolo, der im Jahre 1009, kaum dem Knabenalter entwachsen, seinem trefflichen Vater Peter Orseolo gefolgt war. Mit Mannhaftigkeit, aber nicht ohne leidenschaftliche Hitze vertheidigte Otto die weitreichende, fast unumschränkte Gewalt, die sein Haus in Venedig gewonnen hatte, sowohl gegen zahlreiche innere Feinde, wie gegen mächtigere Gegner von außen. Schon hatte Poppo von Aquileja, ein ehrgeiziger, staatskluger und streitlustiger baierischer Kleriker aus der Schule Heinrichs II., die Republik angegriffen, den Patriarchen aus Grado vertrieben und sich selbst in den Besitz der Insel und ihrer bischöflichen Kirche gesetzt; der Moment schien ihm einladend genug, um endlich einmal mit Gewalt Ansprüche durchzutreiben, die seine Vorgänger so oft vergebens vor Kaiser und Papst erhoben hatten. Indem nun der Kaiser offen Poppos Unternehmungen billigte, trat klar zu Tage, wohin seine Absichten in Betreff der Republik gingen, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er dem fortgesetzten Kampf Aquilejas gegen den Dogen nicht fern stand. Eine wichtige Rolle spielte dieser Poppo in den Plänen des Kaisers: hieraus erklären sich die großen Begünstigungen, die er ihm in seinen Streitigkeiten mit Herzog Adalbero von Kärnthen angedeihen ließ, wie die neuen wichtigen Privilegien, welche das ohnehin überreiche Aquileja erhielt. Neben dem Mailänder Erzbisthum erhob sich der Patriarchat von Aquileja zu einer ungemeinen Bedeutung, die sich noch wesentlich steigerte, als bald darauf Papst Johann den Patriarchen zum bleibenden Vicar des römischen Bischofs ernannte und dadurch seiner Kirche den Vorrang vor allen anderen Italiens zugestand. Dennoch gelang es Poppo nicht seine und des Kaisers Absichten gegen Venedig durchzusetzen. Obgleich Otto Orseolo im Jahre 1028 gestürzt und aus seiner Stadt vertrieben wurde, behauptete doch Venedig die Selbstständigkeit des Patriarchats von Grado, und im folgenden Jahre nahm Papst Johann selbst, wankelmüthig wie er war, die Beschlüsse der römischen Synode zu Gunsten Aquilejas zurück.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß zu Rom damals zwischen den vereinigten Herrschern Deutschlands, Burgunds und Dänemarks wichtige Verabredungen getroffen wurden. Wie hätte vor Allem nicht die große Frage des Augenblicks, die burgundische Erbschaft, zwischen Kaiser Konrad und König Rudolf zur Sprache kommen sollen? Nahe



genug liegt die Vermuthung, daß schon hier zwischen ihnen jene Bestimmungen verabredet wurden, die wenige Monate nachher in dem Vertrage von Basel ihre förmliche Bestätigung erhielten. Nicht minder wird der Bund zwischen Konrad und Knud, die sich jetzt erst persönlich begegnet zu sein scheinen, bekräftigt und fester geschlossen sein. Wir haben indessen von den Verhandlungen der Könige keine weitere Kunde, als die uns zufällig in einem Briefe Knuds an die englischen Bischöfe über einige weniger erhebliche Angelegenheiten erhalten ist. „Eine große Fürstenversammlung" — so schreibt Knud — „war am Osterfest zu Rom um Papst Johann und Kaiser Konrad; alle Fürsten vom Monte Gargano bis zu dem Rom benachbarten Meere waren erschienen. Sie nahmen mich ehrenvoll auf und beehrten mich mit schönen Geschenken; besonders ehrte mich der Kaiser mit mannigfachen kostbaren Gaben, mit goldenen und silbernen Gefäßen, mit prachtvollen Mänteln und Kleidern. Ich verhandelte mit dem Kaiser, dem Papste und den anderen Fürsten, die anwesend waren, über die Bedürfnisse meines Volkes, der Engländer sowohl wie der Dänen, in Sonderheit darüber, daß ihnen billigere Bedingungen und sicheres Geleit auf dem Wege nach Rom gewährt, sie nicht ferner an so vielen Pässen aufgehalten und durch ungerechte Zölle belästigt würden. Der Kaiser fand meine Forderungen gerecht, und König Rudolf, in dessen Händen vornehmlich jene Pässe sind, und die übrigen Fürsten erließen Befehl, daß alle meine Unterthanen, Kaufleute wie Pilger, fortan unbelästigt und zollfrei an den Pässen unter sicherem Geleit nach Rom ziehen und von dort heimkehren sollten."

Bald nach der Synode trennten sich die Könige. Knud und Rudolf kehrten in ihre Heimath zurück; der Kaiser begab sich nach dem Süden Italiens, um die langobardischen Fürstenthümer seiner Herrschaft zu sichern. Die Gefahren, mit welchen die Araber so lange diese Gegenden bedroht hatten, schreckten bei dem Verfall ihrer Macht in Sicilien nicht mehr, aber um so mehr war von den Griechen zu fürchten, welche unter den obwaltenden Verhältnissen sich ohne Mühe den ganzen Süden der Halbinsel wieder zu unterwerfen hofften.

Pandulf IV., der von Heinrich II. entsetzte Fürst von Capua, war nach des Kaisers Tode auf die dringende Verwendung seines Schwagers Waimar III. von Salerno der Haft jenseits der Berge entlassen worden und nach Salerno gegangen. Nur kurze Zeit verhielt sich indessen hier

Pandulf ruhig, bald dachte er auf nichts Anderes als die Herstellung seiner Herrschaft. Waimar unterstützte ihn; Beide verbündeten sich mit dem griechischen Katapan und den Grafen der Marsen und nahmen überdies eine Normannenschaar, wie sich solche jetzt stets von Neuem in Unteritalien sammelten, in ihre Dienste. So griff Pandulf Capua an, welches sich nach langer Belagerung ihm ergeben mußte. Pandulf von Teano, der vom Kaiser Heinrich eingesetzte Fürst, fiel in die Hände der Griechen, die ihn nach Neapel brachten und dort unter die Obhut des Magister Militum Sergius stellten; er entkam später der Haft und flüchtete nach Rom, wo er als Verbannter starb. Pandulf, der Griechen Freund, übernahm so von Neuem die Regierung seines Fürstenthums, in dem er sich seinen kleinen Sohn Pandulf V. als Mitregenten dem Namen nach zugesellte.

Indessen hatten die Griechen zu einem neuen Zuge gegen Unteritalien gerüstet. Kaiser Basilius II., der Bruder der Theophano, dessen lange Regierung nicht ohne glückliche Erfolge gewesen und dem im Jahre 1018 das Bulgarenreich zu vernichten gelungen war, ging noch als Greis von siebenzig Jahren mit dem Plane um, die alte Herrschaft der Griechen in Italien und Sicilien aufzurichten. Ein gewaltiges Heer und eine stattliche Flotte wurden zu diesem Zwecke im Jahre 1025 aufgebracht; persönlich wollte sich der alte Kaiser an die Spitze der Kriegsmacht stellen. Aber ehe das Heer abging, ereilte ihn der Tod, und die Regierung führte nun allein der alte und geistesschwache Constantinus IX., der Bruder des Basilius, fort. Dem Unternehmen des Basilius war seine Kraft genommen, aber es wurde deshalb nicht aufgegeben. Im Frühjahre 1027 landete ein großes Söldnerheer unter dem Kämmerer Orestes an der italienischen Küste, um die griechischen Besitzungen hier zu erweitern.

Dies war die Lage Unteritaliens, als Konrad aufbrach und im Fluge die südlichen Theile seines italienischen Reichs durcheilte. Er war nicht gewillt sich in einen andauernden Kampf gegen die Griechen zu stürzen, sondern nur die langobardischen Staaten dem abendländischen Reiche zu erhalten. Theils freiwillig, theils dem Zwange weichend, unterwarfen sich ihm schnell nach einander Benevent, Capua und Salerno. Pandulf IV. wurde, da er alles Gute verhieß, von Konrad in Capua ohne Bedenken in seiner Herrschaft anerkannt; gern gestattete auch der Kaiser den tapferen normannischen Abenteurern Wohnsitze in

seinem Reiche und widmete sie dem Dienste der langobardischen Fürsten, die von diesem kriegerischen Geschlecht unterstützt, wie er hoffte, um so leichter den Angriffen der Griechen widerstehen würden. In der That schien der Ehrgeiz Pandulfs und Waimars nun eine andere Richtung zu nehmen. Kurze Zeit darauf griff Pandulf Neapel an, verjagte den Sergius von dort und nahm die Stadt ein.

Nur wenige Tage hatte Konrad in Campanien verweilt, da er auf alle Weise seine Rückkehr nach Deutschland zu beschleunigen suchte. An Rom vorübereilend, war er am 1. Mai bereits in Ravenna. Dann verfolgte er die Brennerstraße und traf in den letzten Tagen des Mai wieder auf deutscher Erde ein. Es spornten ihn besorgliche Nachrichten, die er in der letzten Zeit von dem Ausbruch neuer Unruhen in Deutschland erhalten hatte, zu solcher Eile.

Mit Staunen sah die Mitwelt die raschen und glänzenden Erfolge Konrads in Italien. Ueberall waren seine Feinde ihm erlegen, und ein Zustand innerer Sicherheit schien in dem Lande hergestellt, wie man ihn seit den Tagen Ottos I. nicht mehr gekannt hatte. So hatte in der Gegend von Fermo ein vornehmer Räuber, Graf Thasselgard, lange Zeit ein gewaltiges Unwesen getrieben. Nachdem er auch Konrads Nachstellungen sich mehrfach entzogen hatte, fiel er endlich doch in die Hände der Deutschen. Erfreut hörte Konrad die Botschaft, eilte selbst, sich Tag und Nacht nicht Ruhe gönnend, über zwanzig deutsche Meilen herbei, damit der gefährliche Mensch ihm nicht wieder entrinne. Als er dessen ansichtig wurde, brach er in die Worte aus: „Ist das jener Löwe, welcher der Heerde Italiens so lange furchtbar war? Beim heiligen Kreuze des Herrn! er soll nicht ferner von meinem Brode zehren!“ Er ließ über Thasselgard die Fürsten zu Gericht sitzen und ihn nach dem Spruche derselben aufknüpfen. Als dies geschehen war, sagt Wipo, kehrten Ruhe und Friede wieder in Gegenden ein, wo sie lange entschwunden waren.

So wunderbar schien Vielen das Glück, das Konrad in seinen ersten Regierungsjahren begünstigte, daß sie meinten, nicht ohne überirdische Kräfte bewältigte er alle ihm widerstrebenden Gewalten. Der Teufel, erzählt ein Zeitgenosse, sei damals einem Kranken erschienen und habe ihm Heilung zugesagt, wenn er ihm seine Seele verschriebe; zum Beweise seiner Macht habe er sich dann darauf berufen, daß nur

mit seiner Hülfe Kaiser Konrad gelungen sei, was noch kein Herrscher vordem in so kurzer Zeit erreicht habe. Wie glückbringend Konrads Stern war, sollten bald auch seine Widersacher in Deutschland erfahren.

Die zweite Empörung gegen Konrad II.

Als Konrad vor Jahresfrist Deutschland verlassen hatte, waren die Unzufriedenen nicht ganz bewältigt gewesen, aber ihre Macht schien so gebrochen, daß er sie glaubte verachten zu können. Dennoch erhob sich der Aufstand noch einmal zu gefahrdrohender Höhe, und Herzog Ernst, Giselas Sohn, war es, der ihm neue Kräfte verlieh und die verglimmende Asche zu hellem Brande anfachte.

So tief auch Ernsts Reue in Augsburg schien, sie war nichts weniger als aufrichtig gewesen. Wenn der unselige Zwiespalt so bald von Neuem ausbrach, so trug er allein und nicht der Kaiser die Schuld, der vielmehr seinem Stiefsohne vollständig verziehen und ihm sogar ein ehrendes Vertrauen bewiesen hatte. Nicht allein daß er ihn mit der reichen Abtei Kempten belehnte, er entließ ihn auch aus Italien nach seiner schwäbischen Heimath, weil er glaubte, Niemand sei geeigneter den Mißmuth der Unzufriedenen völlig zu besänftigen, Niemand werde sie leichter zur Pflicht zurückführen. Aber übel lohnte Ernst solches Vertrauen. Aufs Neue stand er binnen Kurzem mit seinen alten Freunden in hochverrätherischen Verbindungen, und Schwaben und Baiern waren bald wieder in vollem Aufstand. Offen griff Ernst mit seinen Genossen zu den Waffen. Graf Welf verheerte die Güter des Bisthums Augsburg, nahm die Stadt ein und plünderte sie sammt dem bischöflichen Schatz. Indessen überfiel Ernst mit einer Schaar junger verwegener Leute den Elsaß, zerstörte hier die Burgen des Grafen Hugo von Egisheim, eines Vetters des Kaisers, und warf sich dann nach Burgund, wo er sich auf einer Insel bei Solothurn verschanzte. Er rechnete auf den Beistand seines Oheims, des Königs Rudolf, aber dieser versagte ihm jede Unterstützung und nöthigte ihn sogar Burgund zu verlassen. Ernst räumte das Land und zog nach der Gegend von Zürich. Hier befestigte er eine Burg, die ihm zum Anhalt für weitere Raubzüge diente, von denen besonders die Klöster St. Gallen und Reichenau schwer heimgesucht wurden.

Viele begünstigten, wenn sie auch aus Furcht vor dem Kaiser für Ernst nicht offen die Waffen ergriffen, doch im Stillen den Aufstand. Zu ihnen gehörten selbst die nächsten Verwandten des Kaisers, wahrscheinlich sogar dessen Halbbruder Gebhard. Vor Allem war Konrad der Jüngere mit seiner ganzen Sippe für Ernst im Verborgenen thätig. Konrads Stiefvater, Herzog Friedrich, der jetzt im eigenen Namen die Verwaltung Oberlothringens leitete, stand der Empörung nahe, und seine Mutter Mathilde beschickte damals den Polenkönig, den erbittertsten Feind des Reichs und des Kaisers. Sie wird es nicht allein gethan haben, um ihm jenes liturgische Buch zu übersenden, dem wir Kenntniß von dieser Thatsache verdanken. Merkwürdig genug scheint der Brief Mathildens, welcher dem Buche vorangeschickt ist. Während der Kaiser und das deutsche Volk Mesco den angemaßten Königsnamen zum härtesten Vorwurf machten, begrüßt ihn Mathilde hier als den „unbesiegtesten König", preist die Anfänge seines glorreichen Regiments und erhebt seinen Eifer für die christliche Kirche bis in den Himmel. „Der Allmächtige," schließt sie, „nach dessen Bestimmung Du mit dem königlichen Diadem geschmückt bist, möge Dir ein langes Leben und die Palme des Sieges gewähren, er möge Dir größere Kraft verleihen als Deinen Feinden." Der ganze Brief ist eine stets wiederholte Anerkennung der polnischen Königskrone: man muß glauben, daß Konrad und die Seinen sich dadurch den Beistand des Polen für ihre Absichten erkaufen wollten.

Weitverzweigt war auch diesmal die Verschwörung gegen den Kaiser, und sie erschien um so gefährlicher, als das Unglück wollte, daß gerade damals der alte Herzog Heinrich von Baiern starb, Bischof Brun mit den treuesten Anhängern des Kaisers in Italien verweilte, Bischof Werner endlich, dem die Obhut Schwabens anvertraut war, sich seiner Aufgabe keineswegs gewachsen zeigte. So hatten Ernst und seine Genossen im oberen Deutschland freies Spiel, bis der Kaiser im Mai 1027 über die Alpen zurückkehrte.

Konrad nahm seinen Weg zunächst nach Baiern. Kaum hatte er die baierische Erde betreten, so verfügte er auch schon über die Lehen des Grafen Welf als eines überwiesenen Hochverräthers. Die Grafschaft desselben im Innthale mit den Pässen von Seben verlieh er dem Bisthum Brixen. In den letzten Tagen des Juni hielt er dann einen großen Landtag zu Regensburg, belehnte hier den kleinen Heinrich mit

dem baierischen Herzogthum und ließ alle Güter und Einkünfte des Reichs in demselben und in der Mark Oestreich auf das Genaueste feststellen. Der Aufstand in Baiern erstarb überall bei seinem Erscheinen; ruhig hinterließ er das Land, als er im Juli nach Schwaben, dem Hauptheerd der Empörung, seine Schritte lenkte.

Auch hier brach sich die Macht des Aufstands, sobald sich der Kaiser zeigte. Nachdem er zu Augsburg mit Bischof Brun und anderen Vertrauten eine Berathung gehalten hatte, berief er auf die letzten Tage des Juli einen Reichstag nach Ulm, um hier auf schwäbischem Boden über die Empörer Gericht zu halten. Herzog Ernst und Graf Welf wurden vor das Gericht der Fürsten beschieden. Sie erschienen. Aber Herzog Ernst kam nicht mit reuigem Herzen und gebrochenem Muthe, vielmehr glaubte er, auf die große Zahl seiner wohlgerüsteten Vasallen vertrauend, mit dem Kaiser als seines Gleichen verhandeln und, bliebe dies ohne Erfolg, gegen ihn von Neuem das Waffenglück versuchen zu können.

Eine kurze Unterredung mit seinen Lehnsmann zeigte Ernst, wie sehr er sich getäuscht hatte. Obwohl er sie auf das Eindringlichste an ihren Lehnseid mahnte, sie beschwur ihn nicht in dieser Noth zu verlassen und um sein Herzogthum zu bringen, obwohl er sie daran erinnerte, daß die Schwaben nach den Geschichten der Väter immer in dem Ruf unverbrüchlicher und standhafter Treue gegen ihre Herren gestanden hätten, obwohl er ihnen endlich selbst die größten Belohnungen und ihrer Nachkommenschaft die höchsten Ehren in Aussicht stellte, — seine Worte blieben ohne alle Wirkung, und er sah sich von seinen eigenen Vasallen völlig verlassen. Die Grafen Friedrich und Anselm gaben ihm im Namen Aller Antwort. „Wir wollen nicht läugnen," sprachen sie, „daß wir dir Treue gegen Jedermann angelobt haben, nur nicht gegen den, der uns an dich übergab. Wären wir eigene Leute des Königs gewesen und als solche dir überlassen, so dürften wir uns freilich allerwege nicht von dir trennen. Jetzt aber, da wir freie Männer sind und der Kaiser der höchste Schutzherr unserer Freiheit auf Erden ist, büßen wir, wenn wir ihn verlassen, unsere Freiheit selbst ein, die ein wackerer Mann nur mit dem letzten Athemzuge aufgiebt. Deshalb sind wir bereit dir zu gehorchen, so weit du Rechtliches und Ehrbares von uns begehrst. Verlangst du Anderes, so kehren wir als freie Männer zu dem zurück, der uns nur bedingungsweise dir übergeben hat."



Bei solchen Gesinnungen seiner Vasallen sah Herzog Ernst keine Möglichkeit weiteren Widerstandes. Er ergab sich auf Gnade und Ungnade dem Kaiser, der ihn nach Gibichenstein an der Saale in Haft bringen ließ; die Verwaltung Schwabens nahm der Kaiser damals selbst, wie es scheint, in die Hand. Auch Graf Welf unterwarf sich und wurde ebenfalls, nachdem er dem Bisthum Augsburg vollen Schadenersatz hatte leisten müssen, auf einige Zeit in Haft gegeben. Ein ähnliches Schicksal traf mehrere andere Anhänger des Herzogs. Aber nicht Alle unterwarfen sich sofort; der König mußte in der nächsten Zeit noch mehrere Burgen der Aufständigen in Schwaben angreifen und brechen. Am längsten hielt sich die Kiburg unweit Zürich, eine starke Feste des Grafen Werner, welcher die Freundschaft seines jungen Herzogs höher anschlug als die Gunst des mächtigen Kaisers. Drei Monate lang wurde die Burg vom Heere des Kaisers umschlossen gehalten, der sie endlich im Herbst persönlich einnahm, doch Werners selbst nicht habhaft werden konnte.

Als der Kaiser Schwaben beruhigt sah, begab er sich nach Franken, um hier seinen Vetter Konrad zur Rechenschaft zu ziehen, da derselbe durch sein mehr als zweideutiges Benehmen die Erhebung Ernst vornehmlich gefördert hatte. Schwer mußte Konrad seine Betheiligung an dem Aufstande büßen; seine besten Burgen wurden gebrochen, seine Güter und Lehen eingezogen, er selbst in Haft gegeben. Brun, der Bruder des jüngeren Konrad, scheint erst damals in den geistlichen Stand getreten zu sein, den er schwerlich freiwillig erwählte. Zu derselben Zeit wurde auch des Kaisers Halbbruder Gebhard die Tonsur zu nehmen genöthigt; wahrscheinlich hatte auch er an Ernsts Unternehmungen Antheil gehabt. Gebhard, aus einer zweiten Ehe Adelheids entsprossen, war als Knabe dem geistlichen Stande geweiht und der Würzburger Kirche übergeben worden, hatte aber, zum Jüngling gereift, die Kutte abgeworfen und war in das weltliche Leben zurückgekehrt: jetzt mußte er seine Waffen niederlegen und aufs Neue in jene Knechtschaft zurückkehren, die er vor Jahren abgeschüttelt hatte. Dies war der Wille des Kaisers und der Beschluß eines Nationalconcils, das sich am 23. September 1027 um den Kaiser zu Frankfurt versammelte.

Der Mönch Wolfhere, der Biograph des Bischofs Godhard von Hildesheim, hat uns ausführliche Nachrichten über die Behandlungen dieses Concils hinterlassen. Er war selbst bei demselben zugegen, und

schon die äußere Ordnung der Versammlung machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Auf den Stufen des Hochaltars hatte der Erzbischof Aribo, der die Verhandlungen leitete, seinen Sitz; zu seiner Rechten saßen die Bischöfe von Straßburg, Bamberg, Würzburg, Hildesheim und Worms, zur Linken die von Augsburg, Paderborn, Verden und Halberstadt. Gegenüber auf der Abendseite des Chors war ein erhöhter Thron für den Kaiser aufgeschlagen, zu dessen Füßen der Herzog Adalbero von Kärnthen als dessen Schwertträger seine Stelle hatte; zur Rechten des Kaisers waren die Sitze für den Erzbischof Piligrim von Köln und dessen Suffragane, die Bischöfe von Minden, Münster und Utrecht, zur Linken des Throns für den Erzbischof Hunfried von Magdeburg mit seinen Suffraganen, den Bischöfen von Zeitz, Merseburg, Brandenburg und Meißen. Auf der Südseite des Chors fanden die Bischöfe, deren Metropoliten nicht anwesend waren, die Bischöfe von Verdun, Mantua, Oldenburg und Schleswig ihren Platz, auf der Nordseite endlich die Aebte, an ihrer Spitze die von Fulda und Hersfeld. In der Mitte des Kreises hatte man für die kaiserlichen Kapläne und einige den Bischöfen vertraute Kleriker und Mönche Sitze bestimmt. Die Laien blieben Anfangs von den Verhandlungen ausgeschlossen; als sie später bei denselben zugelassen wurden, mußten sie sich im Rücken der Bischöfe aufstellen.

Zwei Tage lang saß das Concil und berieth verschiedene Angelegenheiten, unter denen besonders die Gandersheimer Sache abermals die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Noch immer hatte sich Aribo nicht gefügt; trotz der Entscheidung des Kaisers und der Synode zu Grona hatte er neue Amtshandlungen in Gandersheim vorgenommen, denen sich jedoch Bischof Godhard auf ausdrückliche Anweisung des Königs nachdrücklich widersetzte. Als so der alte Kampf von Neuem ausgebrochen war, hatte Aribo die Abwesenheit des Königs zu benutzen gesucht, um auf einer Synode zu Seligenstadt (20. September 1026) eine ihm günstige Entscheidung herbeizuführen; aber seine Bestrebungen scheiterten an der Abgeneigtheit der Bischöfe in Abwesenheit des Königs eine so oft verhandelte uud ihm selbst wichtige Sache auszutragen. Jetzt in Konrads Gegenwart wurde sie abermals zur Erwägung gezogen, doch auch diesmal zu Gunsten Godhards entschieden. Immer deutlicher mußte Aribo empfinden, wie tief sein Einfluß gesunken war. Auch in der Angelegenheit des Grafen Otto von Hammerstein, die er vor dem

Concil noch einmal zur Sprache brachte, gelang es ihm nicht eine schließliche Entscheidung, wie er sie wünschte, herbeizuführen.

Bis zu dem December verweilte der Kaiser in Franken, wo er meist in der alten Königsburg zu Tribur Hof hielt. Dann begab er sich nach dem oberen Lothringen. So unzuverlässig sich auch Herzog Friedrich in den letzten Wirren gezeigt hatte, so entging er doch einer förmlichen Bestrafung; das Schicksal seiner Freunde mochte hinreichend scheinen, um ihn für die Zukunft zu warnen. Am 9. December war der Kaiser zu Toul und besuchte hier einen nahen Verwandten seines Hauses, der noch zu den höchsten Ehren der Kirche gelangen und in der Weltgeschichte eine hervorragende Rolle spielen sollte. Es war der junge Brun, der Sohn des Grafen Hugo von Egisheim, erst vor zwei Monaten zum Bischofe von Toul geweiht. Gegen Weihnachten wandte sich der Kaiser nach dem niederen Lothringen, wo er das Weihnachtsfest zu Lüttich beging.

Durch Entschlossenheit und unermüdliche Thätigkeit hatte Konrad alle seine Gegner in Italien und Deutschland besiegt. Jede Auflehnung gegen seinen Willen hatte nur dazu gedient, seine Macht zu befestigen und zu heben. Nicht allein daß er bereits in seinen Reichen diesseits und jenseits der Alpen vollständig Herr war, schon war auch ihm und seinem Sohne die Nachfolge in Burgund fest verbürgt, obschon er einen unantastbaren Erbanspruch an dieses Reich kaum zu begründen vermochte. Als er nämlich im August dieses Jahres durch Schwaben zog, war er mit König Rudolf zu Muttenz bei Basel abermals zusammengetroffen. Vereint waren darauf die Herrscher nach Basel gegangen und hatten hier einen Vertrag geschlossen, in welchem dem Kaiser und seinem Sohne Heinrich die Nachfolge im burgundischen Reiche gesichert wurde. Nach Rudolfs Tode sollte Burgund einen untrennbaren Bestandtheil des Kaiserreichs bilden. Dieser Vertrag schloß einen unermeßlichen Gewinn für das Reich in sich, den man besonders der Klugheit der Kaiserin Gisela zu danken hatte.

Wie hoch schon damals die Macht des Kaisers gestiegen war, zeigte sich der Welt am deutlichsten durch den feierlichen Act, welcher dem jungen Sohn des Kaisers die bereits verbürgte Nachfolge unumstößlich sicherte. Am Osterfest des Jahres 1028 (14. April) wurde der elfjährige Heinrich nach dem Willen des Kaisers und der Fürsten zum

König gesalbt und gekrönt. Es geschah nicht durch den Erzbischof von Mainz, nicht zu Mainz, sondern an der durch das alte Herkommen geweihten Stelle im Münster zu Aachen. Die Krönung verrichtete der Erzbischof von Köln, der durch Giselas Krönung sich und seinem Stuhl dieses lange bestrittene Recht wiedergewonnen hatte. Das war das wichtigste, das glänzendste Resultat der glückreichen Unternehmungen Konrads, daß er schon im fünften Jahre seiner Regierung die Nachfolge seines Sohnes im Reiche über jeden Zweifel erhob.

Nach einem halben Jahrhundert war zum ersten Mal wieder die Thronfolge im Voraus gesichert. Mit der Gewißheit derselben gewann naturgemäß das Königthum unermeßlich an Kraft und Vertrauen; mit derselben mehrten sich aber auch im deutschen Volke die Hoffnung auf eine ruhigere Entwicklung der Dinge im Innern und eröffneten sich ihm zugleich die lockendsten Aussichten auf die Befestigung seiner weltbeherrschenden Stellung. Die Zukunft leuchtete beruhigend in die bewegte Gegenwart hinein, wie lichte Wolken am fernen Horizont bei Gewitterstürmen.

3.

Die Kämpfe um die Erbschaft Boleslaw Chabrys.

Unglückliche Kriege gegen Polen und Ungarn.

Während Konrad Italien gewann, war der Kampf um das große Erbe Boleslaw Chabrys entbrannt: er tobte fort und hielt den ganzen Osten Europas in kriegerischer Bewegung. So sehr auch Mesco, der sehr mit Unrecht „der Faule“ genannt ist, die Rührigkeit und den Ehrgeiz seines Vaters besaß, so fehlte ihm doch dessen nachhaltige Kraft, um das ausgedehnte Reich zusammenzuhalten. Bald sah er sich von allen Seiten angegriffen; von den Dänen im Norden, den Ungarn im Süden, von den Russen, zu denen sich sein Bruder Otto-Bezbriem geflüchtet hatte, im Osten. So vielen Feinden zeigte sich Mesco in keiner Weise gewachsen und mußte eine Eroberung seines Vaters nach der anderen dahinschwinden sehen.

Diesen Kämpfen gegenüber konnte sich der Kaiser nicht mehr theilnahmlos verhalten und begab sich deshalb im Frühjahr 1028 nach Sachsen. Wir wissen, wie er sich mit dem Opfer der Mark Schleswig die Freundschaft Knuds und den Beistand der Dänen gegen die Polen erkauft hatte: wohl mochte er es daher mit innerer Befriedigung vernehmen, daß es Knud gelungen war die Pommern, Ermländer und Samländer zu unterjochen und sich tributpflichtig zu machen. Es waren heidnische Völker, die sich einst Boleslaw mit den Waffen unterworfen, deren Länder nie dem deutschen Reiche angehört hatten und auf die Konrad keinen Anspruch begründen konnte. Anders stand es mit den Eroberungen Stephans des Heiligen, der nicht allein seine früheren Besitzungen wiedergewonnen, sondern sich wahrscheinlich auch über die Karpaten nach dem Nordosten ausgedehnt hatte. Nicht ohne Mißtrauen sah der Kaiser diesen Anwachs des ungarischen Reichs, zumal sich die freundschaftlichen Beziehungen Stephans zum deutschen Reiche seit dem Tode seines kaiserlichen Schwagers mehr und mehr lösten. Schon im Herbst des verflossenen Jahres hatte sich gezeigt, daß Stephan nicht weniger Mißtrauen gegen die Deutschen hegte, als diese gegen ihn. Als damals Konrad den Bischof Werner von Straßburg als seinen Gesandten nach Constantinopel schickte und der Bischof den Weg durch Ungarn nehmen wollte, verweigerte ihm Stephan beharrlich den Durchzug. Obwohl der Bischof als Pilger nach dem gelobten Lande zu ziehen vorgab — und Pilgern hatte das Land des frommen Königs noch immer offen gestanden —, mißtrauete Stephan doch mit Recht einem Büßer, der mit dem stattlichsten Gefolge, großen Heeren von Hausthieren und allem Luxus des weltlichen Lebens auszog. Werner mußte den Weg über Venedig nehmen und gelangte erst nach einer sehr gefahrvollen Seefahrt an das Ziel seiner Reise. Seitdem spannte sich das Verhältniß des Kaisers mit dem Ungarn immer straffer; in der baierischen Ostmark wurde es wieder lebendig.

Ein Ungarnkrieg war dem Ausbruche nahe. Aber um so weniger konnte Konrad jetzt an einen Angriff gegen Stephan denken, als er sich selbst bereits von Seiten des Polen angegriffen sah. Kaum hatte sich Mesco seiner nächsten Feinde entledigt, als er im Jahre 1028 unerwartet die Waffen gegen den Kaiser ergriff, die sächsischen Marken verheerend durchzog und in das Land der Liutizen, der alten Feinde seines Vaters, einfiel. Fast unter den Augen des Kaisers geschah der

verwegene Beutezug, der eine gebührende Vergeltung herausforderte; zum Ueberfluß erschienen noch Gesandte der Liutizen vor Konrad, als er im October zu Pöhlde Hof hielt, forderten dringend zu einem Polenkriege auf und versprachen zu demselben ihre Hülfe. So wurde denn ein großer Zug gegen Polen auf den nächsten Sommer beschlossen, und kriegerische Rüstungen zu demselben erfüllten das Reich.

Der König begab sich im Anfange des Jahres 1029 nach Baiern, unfraglich aufs Neue die ungarischen Angelegenheiten ernst in das Auge fassend, die sich vollends nach dem Tode Bruns von Augsburg verwickeln mußten. Am 24. April starb dieser Bischof, der eine so einflußreiche Rolle im Reiche gespielt hatte und bisher die geeignetste Mittelsperson zwischen seinem Schwager, König Stephan, und dem Kaiser gewesen war. Bruns Tod schien das Signal zum Ausbruch des lange drohenden Krieges zu sein. An den Grenzen kam es sogleich zu blutigen Händeln, mehr wohl durch die Schuld der Deutschen als der Ungarn, obwohl diese herausgefordert bald ihrer alten Raublust den Zügel schießen ließen. Konrad, zu gleicher Zeit den Angriffen der Polen und der Ungarn ausgesetzt, bedurfte tüchtiger und verläßlicher Bundesgenossen; sie boten sich ihm von selbst in den Böhmen dar, die einen alten Anspruch auf Mähren hatten und geborene Feinde wie der Polen so der Magyaren waren.

Wenn auch von dem kraftlosen und unzuverlässigen Herzog Udalrich Nichts zu erwarten war, so erblühte ihm doch ein ausgezeichneter Sohn, der nach ruhmreichen Thaten dürstete. Auf diesen richtete der Kaiser den Blick und fand in ihm seinen Mann. Es war Bretislaw, die letzte Hoffnung des dem Aussterben nahen Geschlechts der Premysliden, ein frischer Sproß an diesem verdorrten Stamme. Nicht aus einer ebenbürtigen Ehe Udalrichs geboren, der Sohn der schönen Bozena, der Tochter eines böhmischen Freisassen, war Bretislaw im Stillen erwachsen; aber es regte sich in ihm ein hoher fürstlicher Geist und der Trieb, den Flecken seiner Geburt durch persönliche Auszeichnung vergessen zu machen. Es lag ihm am Herzen, sein schwer gebeugtes Vaterland aufzurichten, und in den Ungarn und Polen sah er die nächsten Dränger desselben, die er nur im engsten Anschluß an die Deutschen zu überwinden hoffen konnte. So ergab er sich dem Kaiser und suchte geflissentlich dessen Nähe. Auch sein Herz fesselte ihn an die Deutschen. Seine Liebe war Judith, die Schwester des Markgrafen

Otto von Schweinfurt, von deren Schönheit und Geist er Wunderdinge vernommen hatte.

Bretislaw entsprach den Erwartungen, die der Kaiser von ihm hegte, auf das Beste. Nachdem er von seinem Vater die Erlaubniß zum Kriege und ein Heer erhalten hatte, brach er im Jahre 1029 in Mähren ein. Der Sieg war mit ihm: gleich beim ersten Sturme verjagte er überall die Polen und gewann Mähren den Böhmen wieder. In dem seit mehr als hundert Jahren unablässig umstrittenen und fast in eine Einöde verwandelten Lande schaffte er Ordnung und weckte neues Leben. Seit der Eroberung des Landes nannte er sich Herzog von Mähren; er war es als Lehnsmann zugleich seines Vaters und des deutschen Kaisers. Und kaum sah er sich im Besitz dieses Herzogthums, als er auch die deutsche Jungfrau, der sein Herz gehörte, heimzuführen eilte. Die Bedenklichkeiten der Eltern fürchtend, die dem Sohne der Bozena ihr Kind verweigern konnten, entführte er Judith aus dem Kloster zu Schweinfurt, wo sie erzogen wurde. Heimlich schlich er sich, wie erzählt wird, mit einigen Gefährten eines Abends in das Kloster, bemächtigte sich der Geliebten und trug die schöne Beute auf starken Armen fort. Beim ersten Lärm sperrte man das Klosterthor; er aber durchhieb mit seinem Schwerte das dicke Tau, das es schloß, bahnte sich Weg in das Freie und eilte auf feurigem Rosse mit der Jungfrau spornstreichs von dannen. Er führte das deutsche Fürstenkind erst seinem Vater zu, dann kehrte er frohlockend mit ihm nach Mähren zurück.

Mit geringerem Glück als der junge Böhmenfürst hatte indessen der Kaiser gegen die Polen gekämpft. Nachdem er den Anfang des Sommers in Franken verlebt hatte, war er im Spätsommer nach Sachsen gekommen, um sich an die Spitze eines gewaltigen Heeres zu stellen, welches sich bei Leitzkau gesammelt hatte. Der Zug wurde angetreten, aber gleich im Beginn des Krieges sahen die Deutschen sich in die größten Gefahren versetzt. Das Heer gerieth in Wälder, Moräste und unbebaute Gegenden; unter dem zahlreichen Kriegsvolke brach die entsetzlichste Hungersnoth aus. Der Kaiser mußte sich in kurzer Zeit zur Umkehr entschließen und begnügte sich Bautzen zu belagern, in dem sich eine polnische Besatzung befand. Aber auch dieses Unternehmen gab er nach kurzer Zeit auf. Entmuthigt und geschwächt kehrte das Heer im Herbst nach Sachsen zurück, ohne sich nur mit dem Polen im Kampfe gemessen zu haben.

Das Mißgeschick des deutschen Heeres steigerte die Verwegenheit Mescos auf das Höchste. Als er bald darauf Kunde erhielt, Markgraf Thietmar sei gestorben und die Ostmark für den Augenblick unvertheidigt, stürmte er mitten im Winter mit Windeseile gegen die deutschen Grenzen an. Sein Wegweiser war ein deutscher Verräther, Siegfried, der Sohn des im Jahre 993 verstorbenen Markgrafen Hodo, ein dem Kloster Nienburg entlaufener Mönch. Auch andere landesflüchtige und abenteuernde Deutsche befanden sich im polnischen Heere, welches sich mit furchtbarer Gewalt, wie die Meeresfluth über die Dämme stürzt, über das ganze Elbland bis zur Saale ergoß. Eine entsetzliche Verwüstung richteten die Polen hier an. Mehr als hundert Dörfer wurden geplündert und eingeäschert, viele Tausende mit dem Schwerte erwürgt; auch der Greise, Weiber und Kinder schonten die Feinde nicht. Gegen zehntausend Deutsche schleppten die Polen damals in die Gefangenschaft, unter ihnen den Bischof von Brandenburg. Der Bischof von Zeitz hatte sich geflüchtet, aber seine Kirche und ihre Güter wurden dergestalt verwüstet, daß man an der Herstellung des Bisthums verzweifelte. Das geschah im Januar des Jahres 1030. Ein so panischer Schrecken hatte die Deutschen ergriffen, daß Niemand einen Widerstand wagte, bis endlich der Graf Dietrich in Eile eine bewaffnete Schaar zusammenraffte, die heimkehrenden Polen überfiel und ihnen einige Verluste beibrachte.

Die Nachricht von diesen ebenso gräßlichen als schmachvollen Vorgängen erreichte den Kaiser in den rheinischen Gegenden. Nur unter Flüchen und Verwünschungen nannte man den Namen des Polen. Wie kann sich, fragte man, der einen Jünger des Herrn nennen, der ein christliches Volk so grausam heimsucht, die Tempel des Herrn mit barbarischer Grausamkeit zerstört? Die Stimme ganz Sachsens verlangte die blutigste Vergeltung, und Niemand war weniger der Mann, der sich ungestraft verhöhnen ließ, als Kaiser Konrad. Aber dennoch mußte er einen neuen Angriff auf Polen für den Augenblick verschieben, da er bereits in dem ganzen Reiche gegen die Ungarn rüsten ließ. Nachdem er das Osterfest in Ingelheim zugebracht hatte, ging er in die Saalegegenden, wo er das Pfingstfest zu Merseburg feierte; ohne Zweifel suchte er diese Gegenden auf, um gegen einen neuen Einfall der Polen Vorkehrungen zu treffen. Gleich darauf aber eröffnete er in Person den ungarischen Krieg mit einem starken Ritterheere, zu dem

er sogar die Vasallen aus den entferntesten Gegenden Lothringens entboten hatte.

Es war der erste große Angriff des gesammten deutschen Reichs auf Ungarn, und mit schwerer Besorgniß sah ihm König Stephan entgegen. Aber, wie er seine Sache als die gerechte erkannte, vertraute er sie mit frommer Seele dem Schutze des Allmächtigen. Fasten und Gebete ließ er in seinem ganzen Reiche anstellen und erwartete gefaßt das Anrücken des Kaisers. Dieser zog im Sommer mit seinem Heere an der Donau hinunter und kam bis an die Mündung der Raab. Der Weg führte durch dichte, unzugängliche Waldungen; öfters wurde der Marsch durch Sümpfe und breite Ströme gehemmt; nirgends fand man bebaute Gegenden. So brach abermals, wie in dem polnischen Kriege, unter den gewaltigen Heeresmassen, die den Kaiser begleiteten, eine furchtbare Hungersnoth aus. Unüberwindliche Schwierigkeiten umgaben das Heer auf allen Seiten, ehe es noch des Feindes ansichtig wurde. Man mußte sich zur Rückkehr entschließen, und obwohl gleichzeitig der tapfere Bretislaw von Mähren aus in Ungarn eingefallen und siegreich bis Gran vorgedrungen war, scheiterte doch das sorgfältig vorbereitete Unternehmen des Kaisers auf die kläglichste Weise. Wie durch ein Wunder sah sich König Stephan von der drohenden Gefahr befreit und konnte nun ohne erhebliche Fährlichkeiten den Krieg an der Grenze fortsetzen. Dieser Grenzkrieg dauerte bis in das folgende Jahr, wo Stephan an den jungen König Heinrich, der nach Bruns Tode der Leitung des Bischofs Eigelbert von Freising übergeben war, Gesandte schickte und Frieden nachsuchte. König Heinrich gewährte ihn auf den Rath der baierischen Großen, selbst ohne Wissen des Vaters; er ging in Person zum Abschluß des Friedens nach Ungarn, den er durch die Abtretung des Gebiets zwischen Fischa und Leitha erkauft haben wird. Wipo, so entschieden er ein Lobredner Konrads ist, rühmt dennoch die Weisheit des königlichen Knaben, der einem ungerecht beleidigten Fürsten, als er sich zum Frieden erbot, denselben nicht habe verweigern wollen.

Das Glück, welches bisher dem Kaiser so treu beigestanden, ließ ihn jetzt seine Laune um so bitterer empfinden. Nicht genug daß sich zwei höchst unglückliche Kriegszüge unmittelbar gefolgt waren, schon hatte auch Herzog Ernst aufs Neue die Waffen der Empörung ergriffen.

Das Ende Herzog Ernsts von Schwaben.

So streng die Bestrafung Herzog Ernsts und seiner Genossen gewesen war, hatte der Kaiser doch nicht lange ein unversöhnliches Gemüth gezeigt. Graf Welf war nach kurzer Zeit von der Haft befreit und in seine Lehen und Würden wieder eingesetzt worden. Auch des Kaisers Vetter Konrad hatte bald die Freiheit wiedererhalten und am Hofe eine ehrenvolle Stellung erlangt; Konrads Bruder Brun war zu dem einflußreichen Amt eines Kanzlers für Italien erhoben worden. Zuletzt hatte der Kaiser auch Herzog Ernst seiner Haft auf Gibichenstein entlassen; ja er entschloß sich sogar ihn aufs Neue mit Schwaben zu belehnen.

Ostern 1030 erbot sich der Kaiser zu Ingelheim Ernst das angestammte Herzogthum unter der Bedingung zurückzugeben, daß er eidlich Werner von Kiburg, der noch immer auf freiem Fuße war und das Land durch abenteuernde Züge beunruhigte, als einen Reichsfeind mit seiner ganzen Macht zu verfolgen gelobe. Aber Ernst verweigerte ein solches Gelöbniß gegen einen alten, ihm in allen Fährlichkeiten treuen Freund zu leisten und verließ, schon durch die Zumuthung im höchsten Maße erbittert, mit einigen seiner Anhänger ungestüm und trotzig den Hof. Des Kaisers Nachsicht war erschöpft; die ganze Härte seiner herrischen Natur trat an den Tag. Er entkleidete für immer Ernst des Herzogthums Schwaben, mit welchem er dessen unmündigen Bruder Hermann belehnte, sprach über ihn als einen Feind des Vaterlandes die Reichsacht aus und ließ nach dem übereinstimmenden Spruch der Fürsten über ihn und alle seine Genossen von den versammelten Bischöfen den Bann der Kirche verhängen, indem er zugleich alle Güter der Rebellen für das Reich einzog. Selbst die Kaiserin gab den übelberathenen Sohn auf; feierlich in Gegenwart der Fürsten gelobte sie niemals zu rächen, was ihrem Kinde widerfahren würde, Niemandem zu grollen, der an Ernst Hand legen sollte.

Ernst, vogelfrei wie er war, verlassen von Vater und Mutter, eilte zu Werner von Kiburg, seinem einzigen Freunde, jetzt in der äußersten Noth seinem letzten Trost und seiner letzten Hoffnung. Mit ihm und einigen anderen Anhängern flüchtete er zu dem Grafen Odo von der Champagne, dem Vetter Giselas, der sich durch den

Baseler Vertrag ebenfalls um seine Ansprüche auf das burgundische Erbe betrogen sah. Er hoffte Odo zum Kampf gegen den Kaiser bewegen zu können, aber er sah sich in dieser Hoffnung getäuscht. Da kehrte er mit seinen Genossen nach Schwaben zurück: vielleicht daß sich die Schwaben ihres angestammten Fürsten jetzt in dem tiefsten Elend erbarmten. Aber auch hierin hatte er sich betrogen. Von allen Seiten schon von den kaiserlichen Vasallen bedrängt, blieb ihm zuletzt Nichts übrig, als sich in die ödesten Gegenden des Schwarzwaldes zurückzuziehen. Hier auf einer steilen Felsenburg, der Falkenstein genannt, deren Trümmer man noch jetzt unweit Schramberg sieht, setzte er sich fest, die Augen der Welt meidend, wie die Eule das Licht des Tages. Einige Monate fristete er hier durch Raub und Plünderung sein und seiner Genossen unglückliches Leben.

Indessen waren die kaiserlichen Vasallen unter Bischof Warmann von Konstanz, dem derzeitigen Verweser Schwabens für den jungen Herzog Hermann, auf der Fährte der Aufständigen gekommen. Es gelang ihnen, sich der besten Rosse derselben auf der Weide durch einen heimlichen Ueberfall zu bemächtigen und so ihnen die Flucht zu erschweren. Ernst sah seinen Untergang vor Augen, doch wollte er lieber tapfer sterben als schmachvoll verderben. Er beschloß den Falkenstein zu verlassen. So gut es gehen wollte, machte er sich und die Seinigen beritten; dann brachen sie tollkühn aus der Burg hervor und warfen sich vom Schwarzwald in die nach Morgen liegende Ebene, welche man die Baar nennt. Hier trafen sie auf die Spuren eines Lagers, welches erst in der letzten Nacht verlassen. Sie sahen, die Häscher weilten nicht fern; es war eine Schaar kaiserlicher Vasallen, vom Grafen Mangold geführt, die hier gelagert hatte.

Von wilder Kampfeslust entflammt, stürmte Ernst den Spuren der Feinde nach. Aber schon zog ihm Mangold streitgerüstet entgegen. Schnell gerathen sie an einander, und es entspinnt sich der heißeste Kampf. Hier entflammt Wuth, Trotz, Vermessenheit die Herzen; dort der Ruhm und die sichere Aussicht auf reichen Lohn. Mit Löwenmuth kämpft man auf beiden Seiten. Verlust und Gewinn schwanken lange; endlich entscheidet sich der Sieg für die weitüberlegene Zahl der Kaiserlichen. Aber so theuer wie möglich verkaufen Ernst und die Seinen ihr Leben im letzten verzweifelten Kampfe; mit entsetzlicher Wuth führen sie noch einmal ihre Schwerter gegen die Feinde und strecken sie reihen-

weis nieder. Da fällt Ernst, mit ihm sein Freund Werner, mit ihm fast alle seine Genossen. Aber auch Graf Mangold und mit ihm eine große Zahl der Kaiserlichen bedeckten den Platz.

So fand der Babenberger Ernst, Giselas Sohn, am 17. August 1030 ein unglückliches Ende. Als der Kaiser die Kunde erhielt, soll er gesagt haben: „Bissige Hunde haben selten Junge." Ernst starb ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Seine Leiche wurde nach Konstanz gebracht und dort nach Lösung des Bannes Anfangs in der Marienkirche bestattet; später ist sie in der Familiengruft der Babenberger zu Roßstall in Franken beigesetzt worden. Graf Mangold fand sein Grab in dem Kloster Reichenau.

Das traurige Ende des hochgestellten Jünglings machte auf die Mitwelt den tiefsten Eindruck. Selbst die Einsichtigen, die Ernsts Auflehnung mißbilligten, wurden durch seine Freundestreue und sein muthvolles Ende gerührt. Das deutsche Volk, von Alters her geneigt jedes Anringen gegen fürstliche Allgewalt als ein ruhmwürdiges Trachten nach angeborener Mannesfreiheit zu preisen, besang Ernsts Kampf mit dem Kaiser in lange nachhallenden Liedern. Obschon dieser Kampf nur ein schwaches Nachbild des großen weltgeschichtlichen Kriegs Ottos I. mit Liudolf ist, bietet er doch manche auffallende Vergleichungspunkte mit ihm dar, und so verschmolzen schon früh die Lieder von Ernst mit denen, die man von Liudolf sang. Ein Heldengedicht bildete sich aus, in dem Ernst und Liudolf zu einer Person verwuchsen und welches dann später die Zeit der Kreuzzüge noch mit den bunten Fabeln des Orients schmückte. Die seltsame Geschichte vom Herzog Ernst ist dann in den verschiedensten Bearbeitungen von dem deutschen Volke Jahrhunderte lang begierig gelesen und hat den Namen des unglücklichen Jünglings unter uns länger erhalten, als das Andenken mancher um das Vaterland hochverdienter Helden.

Auflösung des polnischen Reichs.

Für den Kaiser war Ernsts Untergang ein überaus günstiges Ereigniß, nach geraumer Zeit das erste Zeichen, daß ihm das Glück nicht gänzlich den Rücken gewandt. Aber noch war die Schmach des deutschen Namens an den Polen nicht gerächt, noch trug zum Hohn des Kaisers Mesco die Königskrone, und es schien fast, als ob Kon-



rad, durch üble Erfahrungen entmuthigt, einen neuen Kriegszug gegen den Polen nicht zu unternehmen gewillt sei. Denn ruhig verlebte er den Herbst des Jahres 1030 in Franken, feierte dann das Weihnachtsfest in Sachsen zu Paderborn und kehrte gegen Ostern 1031 in die rheinischen Gegenden zurück, wo er bis zum Spätsommer verweilte.

Aber in der That hatte Konrad den polnischen Krieg nie aus den Augen verloren und mit großer Umsicht Alles zu einem Unternehmen vorbereitet, welches eines günstigeren Erfolges gewiß schien. Er war Verbindungen mit Otto-Bezbriem eingegangen, jenem Bruder Mescos, der sich bis dahin bei den Russen aufgehalten hatte. Obwohl diese die Waffen gegen Polen ergriffen und um das Jahr 1030 die tscherwenischen Städte wieder in Besitz genommen hatten, legten sie doch zu der Zurückführung Bezbriems wenig Bereitwilligkeit an den Tag. Bezbriem erbot sich deshalb Konrad zur Dienstpflicht, wenn er ihm Beistand gegen seinen Bruder zu leisten verspräche. Willig nahm der Kaiser dieses Anerbieten an und beschloß mit den Gesandten des vertriebenen Fürsten, daß Bezbriem von Osten in das Land seines Bruders zu derselben Zeit einfallen solle, wo ein deutsches Heer von Westen her Polen mit einem neuen Kriege überziehen würde. Der Herbst des Jahres 1031 wurde zur Ausführung des Unternehmens bestimmt.

Der Kaiser war hinreichend belehrt, wie beschwerlich die Kriegsführung mit großen Heeren in den östlichen Gegenden sei; nur mit einer kleinen Streitmacht, die er leichter verpflegen und in der Stille zusammenbringen konnte, beschloß er deshalb diesmal den Polen anzugreifen. Am 16. September war er in Belgern an der Elbe; unmittelbar darauf ging er über den Fluß und drang durch die Lausitz in Polen ein. Unvorbereitet sah sich Mesco angegriffen. Er versuchte zwar eine Zeitlang mit einem schnell zusammengerafften, unzureichenden Heere dem Kaiser Widerstand zu leisten, da er aber gleichzeitig von den Absichten Bezbriems Kunde bekam, hielt er es doch für das Gerathenste Frieden zu schließen, selbst auf so ungünstige Bedingungen, als man ihm stellte. Denn er gab nicht allein die ganze Beute des vorigen Jahres mit allen Gefangenen heraus, sondern entsagte auch den Marken, die einst sein Vater erobert und vom Reiche zu Lehen erhalten hatte. So kam die Niederlausitz an die sächsische Ostmark zurück, mit der damals, da Odo, des Markgrafen Thietmar Sohn, bald nach dem

Vater ohne männliche Nachkommenschaft gestorben war, Graf Dietrich, der Ahnherr des Hauses Wettin, vom Kaiser belehnt wurde. Die Oberlausitz oder das Milzenerland fiel dagegen an die Mark Meißen zurück, seit dem kürzlich erfolgten Tode seines Bruders Hermann von dem tapferen Markgrafen Eckard verwaltet, der nun alle Reichslehen seines Vaters in Thüringen und den Marken abermals vereinigt hielt. Die Herrschaft der Polen im Wendenlande war an ihr Ende gelangt; jene Marken, die Heinrich II. an Boleslaw Chabry hatte überlassen müssen, kamen unverkürzt an die Deutschen zurück. Man sorgte dafür, die von so vielen verheerenden Kriegszügen hart mitgenommenen Länder wieder in leiblichen Stand zu setzen. Das Bisthum Zeitz wurde in Naumburg an der Saale hergestellt, wo es dann dauernd seinen Sitz behalten hat.

Durch den schimpflichen Frieden mit dem Kaiser hatte sich Mesco vor Allem vor dem Angriffe seines Bruders zu schützen gesucht. Aber umsonst. Bezbriem, der sich an das Abkommen der Deutschen mit seinem Bruder nicht gebunden hielt, fiel wenige Wochen nachher dennoch in Polen ein, und so tief war durch den Frieden das Ansehen Mescos gesunken, daß dieser sofort jeden Widerstand aufgeben und die Flucht nach Böhmen ergreifen mußte. Herzog Udalrich, der sich durch sein zweideutiges Benehmen während der letzten Wirren die Gunst des Kaisers verscherzt hatte, nahm denselben auf, obwohl nur in der Absicht, sich durch die Auslieferung des Polen das Gemüth des Kaisers zu versöhnen. Aber als er sich Mesco in die Hände der Deutschen zu übergeben erbot, war der Kaiser edel genug das schändliche Anerbieten zurückzuweisen; er ließ dem Böhmen sagen, er werde den Feind nicht vom Feinde erkaufen.

Nach der Flucht seines Bruders wurde Otto-Bezbriem von den Polen als Herzog ausgerufen. Er beeilte sich die Krone seines Bruders dem Kaiser zu übersenden und für seine Person treue Lehnspflicht zu geloben: so hoffte er sich in der Herrschaft zu sichern. Indessen scheint gerade dieser Schritt ihm unter den Polen eine große Zahl von Feinden erweckt zu haben. Obwohl ihn der Kaiser als Herzog anerkannte, konnte er ihn doch nicht vor den Nachstellungen der Unzufriedenen im eigenen Lande schützen. Schon nach wenigen Monaten (1032) fiel Bezbriem durch Meuchelmord, wie es heißt, auf Anstiften seines flüchtigen Bruders. In der That kehrte Mesco unmittelbar nach dem

Norde aus seinem böhmischen Exil zurück und riß von Neuem die Herrschaft Polens an sich. Aber an fernerem Widerstand gegen die Deutschen verzweifelte er und dachte nur daran, wie er sich die Gunst des Kaisers gewinnen könne. Durch die Vermittlung Giselas und mehrerer deutschen Fürsten gelang es ihm endlich, den Zorn des Kaisers zu brechen, und als er sich am 7. Juli 1032 reuig und demüthig zu Merseburg stellte, fand er eine unerwartet günstige Aufnahme. Der königlichen Ehren gedachte er jetzt nicht mehr; er unterwarf sich öffentlich dem Gebot des Kaisers und willigte sogar in die Abtretung der westlichsten Theile Polens, mit denen sein Vetter Markgraf Dietrich vom Kaiser belehnt wurde. Das so geschmälerte Herzogthum nahm dann Mesco vom Kaiser zu Lehen.

Es war der schmählichste Vertrag, welchen der Sohn Boleslaw Chabrys eingehen mußte, und ihm selbst blieb das Unwürdige seiner Lage nicht verborgen. Noch einmal nach Jahresfrist erhob er sich gegen die Deutschen und gewann die ihm entrissenen Theile Polens wieder. Aber bald darauf (15. März 1034) schied er aus dem Leben. Trotz des bitteren Hasses, den Mesco gegen die Deutschen hegte, fand der deutsche Klerus bald Grund den frühzeitigen Tod des Herzogs zu beklagen. Denn für die Förderung der christlichen Kirche hatte er sich nicht minder eifrig als sein Vater gezeigt und noch kurz vor seinem Tode ein neues Bisthum für Cujavien begründet; in drei Sprachen, lateinisch, griechisch und polnisch, wurde das Evangelium zu seinen Zeiten in Polen verkündet.

Es folgte in dem bereits völlig zerrütteten Reiche auf Mesco sein Sohn Kasimir, das Kind der deutschen Richeza, ein Urenkel Kaiser Ottos II. Vergebens suchten Mutter und Sohn durch die Anlehnung an das deutsche Reich ihre schwanke Herrschaft zu befestigen. Bald wurden sie von dem aufrührerischen Adel Polens vertrieben und flüchteten sich nach Deutschland. Das herrenlose Land wurde nun der Schauplatz der furchtbarsten inneren Kämpfe. Die Gemeinfreien erhoben sich gegen den Adel, die Leibeigenen wider ihre Herren, die Weltlichen gegen den Klerus, und selbst der Bestand des Christenthums wurde noch einmal bei dieser Auflösung aller Verhältnisse in Frage gestellt.

Erst zehn Jahre waren seit dem Tode Boleslaw Chabrys verflossen, und was war aus dem stolzen Reiche geworden? Die Slowakei, Mähren, die slawisch-deutschen Marken, die Ostseeländer, die tscherwe-

nischen Städte: alle Eroberungen Boleslaws waren den Polen entrissen. Die benachbarten Fürsten und Völker zerstörten die von ihm errichteten Grenzfesten und verheerten ungestraft das Land ihrer Feinde. Im Innern wüthete der Aufruhr. Die Städte und Kirchen lagen in Schutt und Asche. Nirgends war Ordnung und Sicherheit, bis es endlich Meczlaw, dem früheren Mundschenken Mescos, gelang in Masowien eine kleine Herrschaft auf eigene Hand zu begründen. Meczlaws Fürstenthum war das einzige Asyl vor der rohesten Gewalt in den polnischen Ländern.

Ordnung der Verhältnisse im Osten.

In den Fall Mescos war auch der Böhmenherzog Udalrich verwickelt worden. Zu jenem Tage in Merseburg, auf dem sich der Pole demüthigte, war auch er geladen, hatte sich aber, den Zorn des Kaisers fürchtend, nicht zu stellen gewagt. Dennoch mußte er bald darauf einer neuen Mahnung folgen und sich zu Werben am Hofe einfinden: hier wurde er der Untreue überführt, seines Herzogthums entkleidet und zum Exil in Deutschland verurtheilt. Noch einmal fiel Böhmen dem alten, entmannten Herzog Jaromir zu. So schwächlich zeigte sich aber auch diesmal sein Regiment, daß der Kaiser um Ostern 1034, als er zu Regensburg einen Landtag hielt, auf die Bitten der Fürsten und Günthers, jenes frommen Thüringers, der von seiner Klause im Böhmerwalde aus jetzt einen nicht unerheblichen Einfluß auf die böhmischen Angelegenheiten übte, Udalrich die Rückkehr zu gestatten und die Herrschaft über Böhmen zwischen ihm und seinem Bruder Jaromir zu theilen sich entschloß.

Auch damit war Böhmen noch nicht am Ende seiner Wirren, da Udalrich schlecht die Nachsicht des Kaisers lohnte. Kaum zurückgeführt, empörte er sich abermals. Im Sommer 1034 unternahm der junge König Heinrich gegen ihn einen Kriegszug. Man pries die Waffenthaten Heinrichs, aber doch blieb Udalrich in der Herrschermacht und wandte sie auf das Uebelste an. Mit unmenschlicher Grausamkeit verfolgte er Alle, in denen er offene oder versteckte Anhänger der Fremdherrschaft sah; seinen unglücklichen Bruder Jaromir ließ er blenden und in Ketten auf die Burg Lysa bringen; seinen eigenen Sohn, den

wackeren Bretislaw, der ein menschliches Mitleid mit seinem Oheim fühlen mochte, verjagte er aus dem Lande. Zum Glück waren Udalrichs Tage gezählt; am 9. November 1034 endete er, wie es scheint, durch Gift. Da eilte der alte Jaromir, seiner Ketten entledigt, auf die Prager Burg, weinte an der Leiche seines bösen Bruders, dem er sein Unrecht verzieh, entsagte der herzoglichen Würde und rief unter der Zustimmung des ganzen Volkes seinen Neffen Bretislaw zum Herrn und Herzog des Landes aus. Nach der Sitte wurde der neue Herzog sofort auf den alten Fürstenstuhl Böhmens erhoben und ihm gehuldigt.

Als Pfingsten 1035 der Kaiser nach Bamberg kam, erschien der junge Böhmenherzog an seinem Hofe und suchte die neue Belehnung nach. In Frieden wurde er vom Kaiser aufgenommen, in Frieden und mit reichen Geschenken entlassen, nachdem er Geiseln für seine Treue gestellt und ohne weiteren Anstand die Belehnung erhalten hatte. Der Kaiser hatte ihm seine frühere Empörung vergeben und ihm zu dem Herzogthum Mähren auch Böhmen verliehen; nicht mit Unrecht mochte er von einem Fürsten, dessen Thatkraft sich früh schon so glänzend erprobt, die besten Hoffnungen hegen. Und in der That kamen jetzt, während in Polen alle Gräuel der Anarchie entfesselt waren, über Böhmen ruhigere Tage, in denen Bretislaw Kräfte zu großen Unternehmungen sammelte. Denn dieser hochstrebende Fürst glaubte nicht am Ende, sondern am Anfang seiner Lebensaufgabe zu stehen; wenn auf irgend einen Fürsten des Ostens, hatte auf ihn das große Beispiel Boleslaw Chabrys gewirkt. Es irrten sehr die Deutschen, wenn sie auf seine dauernde Ergebenheit zählten. Boleslaws christlich-slawisches Reich war zu Grunde gegangen, aber die Idee dieses Reiches lebte in Bretislaw fort.

Gegen König Stephan und die Magyaren waren seit dem Frieden des Jahres 1031 die Waffen nicht wieder ergriffen worden, vielmehr hatte sich der junge Heinrich mit dem frommen König ein gutes Vernehmen zu erhalten auf alle Weise bemüht.

Die Gefahren, die vom Osten das Reich bedroht hatten, waren glücklich beseitigt. Nirgends zeigte sich von dieser Seite ein Besorgniß erweckender Feind; höher als je seit den Tagen Ottos I. war hier das Ansehen des deutschen Namens gestiegen. Vieles von der glücklichen

Ordnung dieser Verhältnisse verdankte der Kaiser dem Eifer seines Sohnes, dessen Einsicht weit seinem Alter vorauszueilen schien. Seit dem Polenkrieg des Jahres 1031 hatte der Kaiser selbst diesen Angelegenheiten keine unmittelbare Theilnahme zugewendet; er hatte inzwischen ein neues Königreich im Südwesten dem römischen Kaiserreich deutscher Nation gewonnen.

4.

Burgunds Einverleibung in das Kaiserreich.

Am 6. September 1032 starb nach einer langen unseligen Regierung König Rudolf von Burgund „der Träge“. Seine Krone, die Lanze des heiligen Moritz als das Banner des Reichs und die anderen Abzeichen seiner königlichen Gewalt wurden sogleich dem Kaiser übersandt; ein burgundischer Großer, mit Namen Seliger, war der Ueberbringer der Todesbotschaft und der Reichsinsignien an Konrad. So war endlich ein Ereigniß eingetreten, welches seit fünfundzwanzig Jahren vorbedenkend unsere Kaiser unablässig in das Auge gefaßt, welches die Politik der deutschen, französischen und burgundischen Großen während geraumer Zeit vorzugsweise geleitet hatte.

An den Nordgrenzen seines deutschen Landes stand der Kaiser, als ihn Seliger erreichte und ihm die Reichsinsignien auslieferte. In dem Augenblick, da er sie empfing, war ihm jedoch das burgundische Reich bereits bestritten. Denn kaum hatte König Rudolf die Augen geschlossen, als Graf Odo, der nächste Erbe desselben, aus der Champagne mit bewaffneter Macht in Burgund einfiel, um seine Ansprüche durchzukämpfen. Oft soll Odo gesagt haben, nicht König in Burgund wolle er sein, aber des Königs Herr. In Wahrheit mochte es ihm wenig gelüsten die traurige Rolle aufzunehmen, welche seit geraumer Zeit die burgundischen Könige gegen ihren Adel und ihre Bischöfe gespielt hatten; wünschenswerther konnte ihm erscheinen, Konrad die Krone zu überlassen und sich durch ein großes Erbgut und ausgedehnte Kronlehen die überwiegende Macht in dem Reiche zu sichern. Aber es gab eine starke,

besonders in den romanischen Theilen des Landes verbreitete Partei, die lieber einen französischen Großen als den gewaltigen deutschen Kaiser auf den erledigten Thron zu erheben wünschte: sie schloß sich an Odo an und nöthigte ihn die Hand nach der Krone auszustrecken und den Kampf um dieselbe mit dem Kaiser zu wagen. Diese Partei war es, die Odo sofort die Wege in das Reich öffnete. Als er in Niederburgund erschien, fand er fast aller Orten die bereitwilligste Anerkennung; die ersten und volkreichsten Städte öffneten ihm unverzüglich die Thore. Lyon nahm ihn auf, dessen Erzbischof Burchard, ein natürlicher Sohn des vorletzten Königs, zu den entschiedensten Widersachern der deutschen Herrschaft zählte; dann ergab sich Vienne, der Sitz des Primas, unter der Bedingung, daß es fortan statt Lausanne Krönungsstadt würde; auch in Arles unterwarf man sich Odos Herrschaft und stellte Urkunden aus, in denen man ihn als den anerkannten Herrn Ober- und Niederburgunds bezeichnete. Und schon richtete er seine Angriffe auch auf den oberen Theil des Reichs, der vorwiegend alamannische Bevölkerung in sich hegte. Beim ersten Anlauf nahm er die Burgen Murten und Neuenburg, welche er durch starke Besatzungen schützte.

Indessen war aber auch der Kaiser nicht unthätig gewesen; er rüstete zum Kampf gegen Odo und unterhandelte zu derselben Zeit ein Bündniß, welches ihm in diesem Augenblick nicht weniger nothwendig schien, als vor sieben Jahren der Bund mit den Dänen. Wir wissen, wie gespannt seit dem Tode Heinrichs II. der französische Hof mit dem deutschen war, wie geneigt sich König Robert noch vor wenigen Jahren gezeigt hatte einen entscheidenden Kampf gegen die deutsche Herrschaft zu unternehmen. Das Glück des Kaisers hatte indessen die hochfliegenden Pläne des Westfranken vereitelt; die freundlichen Aussichten, die Robert eine kurze Zeit leuchteten, hatten sich bereits völlig getrübt, als er am 20. Juli 1031 starb und das Reich im traurigsten Zustand seinem Sohne Heinrich I. hinterließ. Dem Tode des schwachen Königs folgten bedenkliche Unruhen, von der eigenen Mutter des neuen Herrschers erregt: ein großer Theil der Kronvasallen, unter ihnen auch Graf Odo, erhoben sich gegen den König, vertrieben ihn aus seinen Erblanden und nöthigten ihn in der Normandie eine Zufluchtsstätte zu suchen. Zwar konnte der junge König alsbald in die Heimath zurückkehren und wurde durch den Grafen von Anjou mit seiner Mutter ausgesöhnt, aber seine Lage war doch noch immer so schwierig, daß

ihm Nichts erwünschter sein mußte, als eine Stütze seiner Macht an dem Kaiser zu gewinnen, zumal sich ihm damit zugleich eine Gelegenheit bot, dem rebellischen Odo empfindlich zu züchtigen. Nichts aber lag andererseits dem Kaiser nach den früheren Erfahrungen mehr am Herzen, als sich vor dem französischen Hofe sicher zu stellen und Odo jede Unterstützung von dieser Seite abzuschneiden. Auf seine Veranlassung vermittelte deshalb der Abt Poppo von Stablo, der in den französischen Gegenden erwachsen und mit allen Verhältnissen des französischen Hofes vertraut war, jener glückliche Hersteller cluniacensischer Reformen in den lothringischen Klöstern*), einen beiden Reichen gleich vortheilhaften Bund, zu dessen Befestigung der Kaiser seine zweite Tochter Mathilde, damals erst vier Jahre alt, mit dem jungen König von Frankreich verlobte. Es ist uns nicht unbekannt, daß sich an diese Verlobung weite Pläne für die Zukunft von Seiten der deutschen Höflinge und wohl auch des Kaisers selbst knüpften, daß man so nicht nur einen dauernden Frieden zwischen dem Ost- und Westreiche anzubahnen, sondern sogar eine enge politische Verbindung beider zu ermöglichen hoffte. Alle diese Berechnungen zeigten sich bald als nichtig: das kaiserliche Töchterlein starb zwei Jahre später, und die beabsichtigte Verschwägerung der Herrscherhäuser wurde hierdurch vereitelt. Aber der Bund zwischen dem Ost- und Westreich erhielt sich und überdauerte Konrads Leben; er trug wesentlich dazu bei, die Erwerbung Burgunds zu erleichtern und zu sichern.

Nachdem der Bund mit Frankreich geschlossen war und der Kaiser das Weihnachtsfest des Jahres 1032 zu Straßburg gefeiert hatte, brach er, von seinem Sohne Heinrich begleitet, mit Heeresmacht nach Burgund auf. Am 24. Januar 1033 war er in Basel und eilte dann nach Solothurn und Peterlingen. Hier in dem Marienkloster, welches von seiner Gründung an Cluny unmittelbar untergeben war und welches damals Abt Odilo leitete**), wurde Konrad am Fest der Reinigung Mariä

*) Man vergleiche über Poppo oben S. 88.

**) Peterlingen war im Jahre 962 von der schwäbischen Bertha, der Mutter der Kaiserin Adelheid, gestiftet und dem Abt Majolus von Cluny untergeben worden. Am Tage nach seiner Krönung in Mainz (9. September 1024) hatte Konrad bereits die Besitzungen der Abtei im Elsaß bestätigt, ebenso nach der Kaiserkrönung in Rom. Wir wissen nicht, wer die Krone Burgunds dem Kaiser aufsetzte.

(2. Februar) von seinen Anhängern zum Könige gewählt und gekrönt. Es geschah, ehe noch Odos Freunde, da ihnen die alten Insignien der burgundischen Könige fehlten, zu einer Krönung hatten schreiten können. Unmittelbar darauf schickte sich der Kaiser an, Odo selbst anzugreifen, und belagerte die von dessen Leuten besetzten Burgen Murten und Neuenburg. Aber die ungewöhnliche Strenge des Winters, bei der Roß und Reiter erfroren, zwang ihn die Belagerung aufzugeben und die hochgelegenen Gegenden mit seinem Heere schleunigst zu räumen. Er nahm den Rückweg über Zürich, wo die Wittwe König Rudolfs erschien und sich zugleich mehrere Große des romanischen Burgunds am Hofe einstellten, welche, um den Nachstellungen Odos zu entgehen, ihren Weg durch Italien hatten nehmen müssen; unter ihnen war Graf Humbert von Maurienne, der Stammvater des Hauses Savoyen. Die neuen Ankömmlinge huldigten dem Kaiser wie seinem Sohne und wurden mit reichen Geschenken entlassen. Darauf eilte der Kaiser an den Rhein zurück; das Osterfest feierte er bereits zu Nymwegen. Der kurze Winterfeldzug hatte zu seiner Wahl und Krönung im alamannischen Theile Burgunds geführt; fast in allen deutschen Theilen des Reichs war er anerkannt worden. Aber das romanische Burgund blieb in Odos Händen und schien ohne einen neuen Angriff ihm nicht entrissen werden zu können.

Bald darauf griff Odo den Kaiser nicht allein in Burgund, sondern auch in Lothringen an. Er belagerte Toul, und wenn auch die Bürger durch tapfere Gegenwehr ihre Stadt dem Reiche zu erhalten wußten, wurde doch die Umgegend derselben furchtbar verwüstet, und Odo kehrte mit großer Beute nach der Champagne zurück. „Wenn Odo," sagte der Kaiser, „sich fremdes Gut unrechtmäßiger Weise aneignet, soll er es mit Gottes Hülfe an seinem eigenen büßen;" er beschloß die französischen Erblande Odos mit Heeresmacht zu überziehen. Der Bund mit dem französischen Hofe zeigte sich jetzt von der vortheilhaftesten Seite; ohne ihn wäre ein unmittelbarer Angriff auf die Champagne ein bedenkliches Unternehmen gewesen. Nachdem Konrad im Anfang des Sommers Sachsen und Thüringen besucht und am 29. Juni einen Fürstentag zu Merseburg gehalten hatte, kehrte er im August an den Rhein zurück und brach mit einem starken Heere gegen die Champagne auf. Am 24. August stand er bei dem Kloster St. Mihiel an der Maas nahe der französischen Grenze und fiel von hier, nachdem er seinem

Heere drei Ruhetage gegönnt hatte, in Odos Länder ein, welche er nach allen Seiten verheerend durchzog.

So furchtbar sah Odo seine Erblande verwüstet, daß er, um dem vollständigen Ruin derselben vorzubeugen, sich zur schleunigsten Nachgiebigkeit entschließen mußte. Er bat Herzog Gozelo und den Bischof Dietrich von Metz bei dem Kaiser zu vermitteln, daß er ohne Gefahr vor ihm erscheinen könne. Als ihm die erforderliche Sicherheit gewährt, begab er sich in das Lager des Kaisers und versprach eidlich seine Besatzungen aus Burgund zurückzuziehen und nach dem Urtheil der deutschen Großen jede billige Genugthuung zu leisten; zu dem Ende wolle er sich dem Kaiser in seinem Reiche stellen, wo es demselben beliebe. Dieses eidliche Versprechen bekräftigte er überdies durch die Stellung von Geiseln. Hierauf verließ der Kaiser die Champagne und wandte sich nach Lothringen, das eben damals nach langer Zeit wieder unter einem Herzog vereinigt wurde.

Herzog Friedrich war ohne Söhne zu hinterlassen gestorben*) und mit ihm der Mannsstamm jenes Hauses erloschen, das seit den Tagen Ottos I. Oberlothringen verwaltet hatte. Die reiche Allodialerbschaft Herzog Friedrichs kam an seine beiden Töchter Beatrix und Sophia, von denen sich Beatrix später an den italienischen Markgrafen Bonifacius vermählte und die Mutter der großen Gräfin Mathilde wurde, Sophia dagegen in der Ehe mit dem Grafen Ludwig von Mömpelgard ein bescheideneres Loos fand. Diese reichen Mädchen von dem edelsten Blute, die Nichten Giselas, kamen an den kaiserlichen Hof und wurden von der Kaiserin gleichsam wie Adoptivtöchter erzogen. Mit Oberlothringen aber wurde, wohl in Folge eines früheren Versprechens, Gozelo belehnt, so daß er nun die Fahnen beider Lothringen in seiner Hand vereinigte. Er gewann dadurch im westlichen Deutschland eine ungemein starke Stellung, die eben so sehr jetzt zur Sicherung des Reichs diente, als sie dermaleinst der königlichen Macht gefährlich werden konnte und wurde.

Der Kaiser begab sich, da er Lothringen durch Gozelo hinreichend geschützt glaubte, im Winter in die östlichen Gegenden des Reichs. Er feierte das Weihnachsfest zu Minden, das Osterfest des Jahres 1034 zu Regensburg, wo er sich bis zum Frühjahr aufhielt. Schon erhielt

*) Ein Sohn Friedrichs war in früher Jugend lange vor dem Vater abgeschieden.

er jedoch sichere Kunde, daß Odo seine Versprechungen nicht erfülle und zur Räumung Burgunds keine Anstalten treffe; mit um so größerem Eifer bereitete er deshalb einen neuen Zug gegen Burgund vor, dessen Erfolg er durch einen umfassenden Kriegsplan zu sichern gedachte. Nicht allein von der deutschen Seite aus wolle er diesmal die Burgunder angreifen, sondern gleichzeitig sollte ein großes Heer aus Italien unter Erzbischof Aribert von Mailand und dem Markgrafen Bonifacius durch das Rhonethal vordringen. Der Plan des Kaisers kam in Ausführung und glückte vollständig. Während Konrad selbst im Sommer von dem Rhein bis zur Rhone vorrückte, ging ein lombardisch-tuscisches Heer, geleitet vom Grafen Humbert, über den großen Bernhard und zog das Rhonethal bis Genf hinab, wo sich die beiden Heere vereinigten. Jetzt sank den Bischöfen und Herren Niederburgunds denn doch der Muth: sie kamen und ergaben sich, selbst der Erzbischof von Lyon wich den Umständen. An Petri Kettenfeier (1. August) erschien Konrad in feierlicher Procession, mit der Krone Burgunds geschmückt, von einer ungemein glänzenden Versammlung deutscher, italienischer und burgundischer Bischöfe und Fürsten umgeben, im Dome zu Genf; hier wurde seine Wahl von den Großen Niederburgunds noch einmal bestätigt und ihm allgemeine Huldigung geleistet.

Die Vereinigung Burgunds mit dem deutschen Reiche war durchgesetzt; der Kaiser sah sich fast von allen Seiten als König anerkannt und konnte an die Rückkehr nach Deutschland denken. Auf dem Rückwege wurde Murten, noch von Odos Leuten besetzt, abermals belagert, mit Sturm genommen, zerstört und die Besatzung in Kriegsgefangenschaft geführt. Die wenigen Widersacher der deutschen Herrschaft, die in ihrer Hartnäckigkeit beharrten, suchten ihr Heil in der Flucht, aber der Kaiser ließ sie ergreifen und bestrafte sie mit Verweisung nach Deutschland. Ehe er den burgundischen Gegenden den Rücken wandte, ließ er sich als Unterpfand für die Treue der Bewohner noch Geiseln in großer Anzahl stellen, dann zog er im Herbst von Basel nach Straßburg, wo ihn die Kaiserin erwartete. Auch der junge König Heinrich kam hier dem Vater entgegen, nachdem er so eben seinen Kriegszug gegen den Böhmenherzog Udalrich beendet hatte. Groß waren die Freuden des Wiedersehens, aber sie wurden bald durch den Tod der kleinen Mathilde, der Braut des französischen Königs, schmerzlich getrübt; sie starb auf der Reise ihrer Eltern zu Worms und fand dort ihr

Grab. Im Spätherbst begab sich der Kaiser mit den Seinen nach Sachsen.

Das Königreich Burgund — ein Land, das sich von den Quellen der Saône bis zu den Rhonemündungen und zum Mittelmeere, von den Bergketten des Jura bis zu den mit ewigem Schnee bedeckten Firnen der Westalpen ausdehnte und neben unwirthbaren, im Eise starrenden Gegenden die anmuthigsten Gesenke und fruchtbarsten Ebenen umfaßte, das wichtigste Passageland damals Europas, in dem sich viele altberühmte und noch immer volkreiche Städte, wie Lyon, Vienne, Arles Marseille, Genf und Besançon erhoben — hatte Konrad halb durch Vertrag, halb durch Eroberung an das römische Reich deutscher Nation gebracht, von dem es nun mehrere Jahrhunderte hindurch einen untrennbaren Bestandtheil bildete. Es war eine große Eroberung, die größte seit den Tagen Ottos I.; schon dadurch von unschätzbarer Bedeutung, daß sie die Herrschaft der Kaiser über Italien vor jedem äußeren Angriff sicherte und zugleich das Uebergewicht des deutschen Ostreichs über das französische Westreich auf das Augenfälligste zu erkennen gab. Die Erwerbung Burgunds bezeichnete damals in ähnlicher Weise die Erhebung des deutschen Reichs zu seiner Machthöhe, wie später das allmähliche Abkommen der burgundischen Länder den Verfall desselben verrieth. Daß das Kaiserthum jetzt, wo es sich im Westen ein inmitten der abendländischen Kulturländer liegendes Königreich unmittelbar unterwarf, während es gleichzeitig im Osten Alles aufbot, um seine oberherrliche Gewalt zu voller Anerkennung zu bringen, in der energischsten Machtentwicklung begriffen war, mußte man aller Orten empfinden. Jedermann, der die Zeichen der Zeit begriff, konnte und mußte erkennen, daß das Kaiserthum in jener idealen Höhe, in welche es Otto III. hatte versetzen wollen, sich nicht genügte, sondern mitten in die realen Verhältnisse der Welt hinabstieg, daß es auf dem Wege war, den unbestimmten, allgemeinen Anspruch auf Superiorität in ein sehr handgreifliches Regiment über die Staaten und Völker umzuwandeln. Die Wetterfahnen zeigten deutlich genug, woher der Wind kam und wohin er ging.

So wichtig aber auch die Erwerbung Burgunds für die Stellung des deutschen Reichs selbst und dessen weitere Entwicklung gewesen ist, so wurde sie doch kaum minder folgenreich für jene Länder, die damals

unter das Scepter unserer Kaiser kamen. Niemals war in Burgund die königliche Gewalt recht erstarkt; die einzelnen Territorien, von Natur vielfach gespalten und von einer ungleichartigen Bevölkerung eingenommen, waren von Anfang an nur äußerlich durch das Band des Reichs zusammengehalten, und die Schwäche der meisten Könige hatte die Auflösung des Reichs überdies beschleunigt. So hatten die territorialen Gewalten hier früh das vollständigste Uebergewicht über die Krone erlangt, die Erblichkeit der großen Lehen war hier am leichtesten und schnellsten durchgesetzt und mit dem Siege des Feudalismus das Fehderecht gleichsam zum obersten Gesetz des Landes erhoben, die Anarchie so zu sagen legalisirt worden. Mühsam hatte der Klerus in der letzten Zeit mit geistlichen Mitteln einen Landfrieden aufzurichten gesucht; ohne den Rückhalt eines starken Königthums konnten solche Bestrebungen nur vorübergehende Erfolge erzielen. Jetzt erst erfuhren die burgundischen Großen, was Königsregiment sei; jetzt erst gewannen Recht und Gesetz einmal wirklich Geltung; ein friedlicherer Zustand, bei dem die Kräfte des Volkes und Landes sich entfalten konnten, bahnte sich an. Konrad selbst und noch mehr sein Sohn Heinrich haben es sich große Anstrengungen kosten lassen, um die zerrütteten Verhältnisse Burgunds zu ordnen, und wahrlich nicht ohne Erfolg. Es ist nicht ohne tiefere Bedeutung, daß es gerade ein Burgunder war, der am wärmsten der Nachwelt ihren Ruhm verkündete. Wir meinen jenen Wipo, der um ein Jahrzehend später aussprach, die Sonne ginge unter, wenn der Kaiser Burgund verließe, und sie verbreite aufs Neue ihr strahlendes Licht, wenn er zurückkehre, Nichts wünsche Burgund mehr, als ihn, den Urheber alles Friedens, in seiner Mitte zu sehen.

Allerdings ist es weder Konrad noch seinen Nachfolgern gelungen die königliche Gewalt in Burgund auf jene Höhe zu erheben, die sie in Deutschland gewonnen hatte. Die Kronlehen waren hier längst, als Konrad die Herrschaft ergriff, im erblichen Besitz der großen Familien, die zahlreichen Erzbischöfe und Bischöfe hatten die Regalien und einen sehr ausgedehnten Grundbesitz an sich gerissen, das Krongut war zum großen Theil verschleudert. Alle Verhältnisse des Reichs hätten von Grund aus umgewandelt werden müssen, um dem Throne eine feste Grundlage zu verschaffen; eine zu kraft- und zeitraubende Arbeit, als daß sie die Kaiser bei ihren unablässigen Kämpfen nach anderen Seiten hätten angreifen können. Aber nichtsdestoweniger machten sich die heil-

samen Wirkungen des kaiserlichen Regiments bald auch in diesen Ländern fühlbar, in denen sich ein stätiger, regelmäßiger Fortschritt eigentlich erst von diesem Zeitpunkte an verfolgen läßt. Damals erst wurden sie von der Raubgier der Araber völlig befreit, damals erst ordneten sich fester die Besitzverhältnisse des Adels und der Geistlichkeit, damals erst wurden die belebten Straßen des Landes gesicherter, ein für den Handel der Städte unberechenbarer Gewinn. Die ganze Entwicklung vollzog sich geregelter, seitdem das Gesetz zur Geltung kam und die strafende Hand des Kaisers den mächtigen Frevler schreckte. Aber die Entwicklung selbst folgte demungeachtet unverwandt der einmal gewonnenen Richtung und führte damit zu immer größerer Trennung und Verselbstständigung der einzelnen Territorien. Diese Richtung konnten die Kaiser nicht wenden, ja die Auflösung des Reichsverbandes beschleunigte sich sogar, seitdem diese Länder eines einheimischen Königs entbehrten.

Niemand wird sich verwundern, daß sich unter solchen Bedingungen die Einheit des burgundischen Reichs endlich völlig auflöste und sich namentlich die romanischen Theile desselben von dem alamannischen immer bestimmter trennten. Auch ist es nicht auffallend, daß sich jene — die Länder an der Rhone, Saône und Isère — wie sie zuletzt von Konrad unterworfen waren, so auch zuerst wieder von der deutschen Herrschaft befreiten und dem französischen Westreiche anschlossen. Aber auch als so ein beträchtlicher Theil der Erwerbung Konrads in späterer Zeit dem Reiche verloren ging, wirkte sie nichtsdestoweniger noch lange in den alamannischen Theilen Burgunds nach, die im Wesentlichen jetzt die deutsche Schweiz bilden. Nicht allein daß diese Landschaften noch geraume Zeit mit dem deutschen Reiche in unmittelbarer Verbindung blieben, sie wurden auch für alle Folge so mit dem innersten Leben des deutschen Volkes in Berührung gebracht, daß wohl das äußere Band zeitweise zerrissen, aber die geistigen Beziehungen mit Deutschland niemals gelöst werden können. Man erwäge, was sich in einer viel späteren Zeit in einer verhältnißmäßig kurzen Periode im Elsaß vollzog, und urtheile dann, ob die Schweiz noch jetzt in ihrem innersten Kerne ein deutsches Land sein würde, wenn sie vor mehr als achthundert Jahren mit dem burgundischen Reiche nicht an den deutschen Kaiser, sondern unter die Herrschaft eines französischen Magnaten gefallen wäre.

5.

Konrads II. Regiment.

Erblehen und Erbkaiserthum.

Kaiser Konrad stand in der Mittagshöhe seines Ruhmes. Nach allen Seiten war seine Stellung gesichert; Niemanden gab es, der sie anzutasten sich erkühnte. Wenn nicht aller Orten geliebt, war Konrad doch im ganzen Abendlande geehrt und gefürchtet.

Eine imponirende Macht stand dem Kaiser zu Gebot; eine Macht, wie sie seit der Theilung des Karolingischen Reichs nie in den Händen eines Mannes geruht hatte. Von den Reichen, die einst Karl der Große beherrschte, waren Deutschland, Italien und Burgund ihm unmittelbar unterworfen, und der König des Westfrankenreichs stand neben ihm in gebundener Stellung, gebunden mehr noch durch seine Schwäche als den Vertrag, den er vor Kurzem geschlossen. Nirgends gab es in den Ländern, in denen sich seit Jahrhunderten die Entwicklung der abendländischen Welt vollzog, für den Augenblick eine dem Kaiserthum feindliche oder ihm furchtbare Gewalt. Und wie anders war jetzt die Stellung des Reichs zu den „Barbaren", zu jenen Völkern des Nordens und Ostens, die erst vor Kurzem das Christenthum angenommen hatten und damit in den Bund der abendländischen Staaten eingetreten waren, — wie anders als in den Tagen Heinrichs II.! Jene kolossale Macht, welche der Pole Boleslaw gegründet, war zertrümmert und durch ihren Fall die deutsche Herrschaft in den wendischen Marken aufs Neue befestigt worden. Das ungarische Reich, die Schöpfung des eben so frommen als klugen Stephan, hatte sich zwar unter Anfechtungen von allen Seiten erhalten, aber dieses Reich schien schon mehr eine Schutzwehr Europas gegen einen neuen Andrang von Osten anstürmender Völkermassen, als eine Gefahr für den Bestand der Dinge. Nicht Stephan hatte vor einigen Jahren den Frieden gebrochen, sondern die Deutschen: und doch war er dann der Erste gewesen, der die Hand wieder zur Versöhnung reichte! Tief gebeugt durch den Tod seines einzigen Sohnes, dachte der alternde König nicht von fern an neue Kriege und Kämpfe.

Nur einen Fürsten gab es im Abendlande, der Konrad in aller

seiner Macht hätte gefährlich werden können. Es war Knud, der nach langen Kämpfen mit Olaf dem Heiligen, dem für das Christenthum eifernden Sproß der alten Heidenkönige Norwegens, im Jahre 1030 auch Norwegen seinem großen Nordreiche hinzugefügt hatte. Knud, nun rings an den Gestaden und auf allen Eilanden des baltischen Meeres und der Nordsee mächtig, noch in frischer Jugendkraft blühend, die kühnsten Pläne im Geiste wägend, an der Spitze eines Kriegsvolkes, das zu Lande und zur See seit Jahrhunderten der Schrecken seiner Feinde war, hätte jedem Sterblichen ein furchtbarer Gegner sein müssen. Wohl war es deshalb ein Glück, daß sich Konrad den Dänen gleich im Anfange seiner Regierung zum Bundesfreund gewonnen hatte. So wurde die Stärke desselben eine Stütze seiner eigenen Stellung, eine Stütze, die mit der Abtretung Schleswigs kaum zu theuer erkauft scheinen mochte. Nie löste sich der Bund zwischen den beiden gewaltigen Herrschern; er schlang sich vielmehr fester und fester. Am Pfingstfest 1035 war es, daß die wohl schon lange verabredete Verlobung ihrer Kinder feierlich der Welt verkündigt wurde. Wie wenig Knud auch seine eigene Selbstständigkeit beeinträchtigen zu lassen gewillt war, so bereitwillig erkannte er doch den Vorrang der kaiserlichen Macht an; wer sie anzutasten gewagt hätte, würde an ihm zuletzt einen Genossen gefunden haben. Von Knud hatte Konrad am wenigsten Arges zu fürchten.

Der Kaiser schwelgte in dem Gefühl der errungenen und gesicherten Macht. Es giebt wenige Sterbliche, deren Sinn nicht die irdische Macht mit ihren tausend Verführungen lockte, aber vielleicht noch geringer ist die Zahl derer, die sich im Besitz der Macht befriedigt und glücklich fühlen. Konrad gehörte zu diesen seltenen Menschen: er lebte allein im Gefühl der Gewalt, sie erfüllte seine Gedanken, sein Herz. Unverwandt war sein Blick auf die Vergrößerung und Befestigung seiner Herrschaft, und nur hierauf allein gerichtet; diesseits und jenseits kannte sein Geist keine Zielpunkte. Eine schlichte und derbe Natur, ein streitlustiges und ritterliches Gemüth, für höhere geistige Bestrebungen weder gebildet noch von Natur empfänglich, besaß er doch den Instinkt der Herrschaft in unglaublichem Maße. Was seiner Größe diente, erfaßte er mit staunenswürdiger Schärfe und begriff sofort alle Mittel und Wege, die in kürzester Frist zum Ziele führten. In keinem Augenblick verließen ihn Muth, Festigkeit und Selbstvertrauen, neben dem guten Recht die stärksten

Brustwehren jeder Herrschaft. Nirgends findet man ihn auf den Pfaden einer furchtsamen und schwankenden Politik; alle seine Unternehmungen gehen gerade und unmittelbar auf ein klar erkanntes Ziel los. Seine Worte — wahre Königsworte, wie wir bei Wipo sie lesen, — umhüllen und verstecken nirgends die Regungen seiner Seele, sondern lassen deutlich seinen ganzen Willen, seine letzte Absicht erkennen.

Unablässig bedacht seine Gewalt zu erweitern und zu verstärken, wußte Konrad um des Größeren willen das Geringere zu opfern und verstand nachzugeben, wo die Durchkämpfung seiner Absichten unmöglich oder nur mit unverhältnißmäßigen Opfern ausführbar schien. Aber er wich dann nicht langsam, nicht erst durch die Noth gezwungen, sondern in klarster Erkenntniß der Sachlage gleich im Angriff der Dinge, noch im Gefühl unbesiegter Kraft; er gab ganz und für immer auf, was er nicht durchführen zu können glaubte, um des Erreichbaren desto sicherer zu sein: eine charaktervolle Selbstbeherrschung, welche bei einem so der Macht zustrebenden Geiste in der Geschichte kaum ihres Gleichen hat. So brachte er durch die Aufgabe Schleswigs ein dem Reiche ungemein empfindliches Opfer, aber er gewann dadurch die Möglichkeit Polens Uebermacht im Osten herabzudrücken und sicherte seine Stellung hier und im Norden. Vielleicht noch mehr kostete es ihm, ganz Lothringen wieder unter einen Herzog zu stellen, und doch erhielt er sich nur so die überrheinischen Länder und ermöglichte die Erwerbung des burgundischen Reichs. Wer ihn anklagt, daß er im Norden ein deutsches Markgebiet aufgab, muß zugleich erwägen, daß er der Herrschaft der Deutschen im Süden ein Königreich gewann.

Konrad verdankte seine glanzvolle Stellung zum guten Theil seiner derben Tapferkeit und seinem unverwüstlichen Selbstvertrauen; Niemand anders, als er selbst, war der Schöpfer seines Glückes gewesen. Aber nichtsdestoweniger waren die Thaten seines Vorgängers die Stufen, auf denen er zu solcher Höhe emporsteigen konnte. Konrad hat dies nicht verkannt, und wie hoch er die Verdienste Heinrichs schätzte, erhellt schon daraus, daß er mit Gewissenhaftigkeit meist denselben Grundsätzen in der Regierung des Reichs folgte, welche Heinrich geleitet hatten. Ein neues Geschlecht hatte den Thron bestiegen, aber es begann deshalb keine neue Ordnung der Dinge. Die Entwicklung der inneren Verhältnisse, die mit Heinrichs Regierung den Anfang genommen, setzte sich ununterbrochen in dem neuen Regiment fort.

Wir wissen, welchen Einfluß Heinrich den Großen auf die Regierung eingeräumt hatte. Dasselbe Mitregiment der Stände blieb unter Konrad, der eben so häufig die Fürsten auf Land- und Reichstagen um sich versammelte; selbst Maßregeln, die den allerpersönlichsten Charakter zu tragen scheinen, sind nicht ohne die Zustimmung der Fürsten in das Leben getreten. Freilich fiel es den Großen des Reichs nicht leicht, dem ausgesprochenen Willen dieses Kaisers auf die Dauer zu widerstreben; durch sein entschiedenes Auftreten kam er meist eben so sicher zum Ziele, wie Heinrich durch Ueberredung und List. Wie oft Konrad auch auf Widerstand gestoßen sein mag, niemals, so viel wir wissen, hat er seine Absichten aufgegeben.

Hatte schon Heinrich davon Abstand nehmen müssen, dem immer verstärkten Drängen nach Erblichkeit der Lehen sich hartnäckig zu widersetzen, so erklärte sich Konrad jetzt offen für die Vererblichung der Beneficien; nur daß er, indem er als oberster Lehnsherr ein wesentliches Recht der Krone aufgab, von allen Lehnsherren im Reiche ein gleiches Opfer verlangte. Erlangten sie von der Krone die Erblichkeit ihrer Lehnsgüter, so mußten sie dieselben hinwiederum auch ihren Vasallen gewähren. „Konrad gewann sich," sagt Wipo, „dadurch im hohen Maße die Herzen der Vasallen, daß er die von Alters her besessenen Lehen der Vorfahren den Nachkommen nicht mehr entziehen ließ." Man hat mit Unrecht an diesen Worten gedeutelt, indem man sich bald auf ein allgemeines Reichsgesetz beziehen wollte, durch welches Konrad die Erblichkeit aller Lehen festgestellt habe, bald darin nur eine Einwirkung des Kaisers auf die Erblichkeit gewisser niederer Lehen angedeutet sah. Von einem Reichsgesetz spricht Wipo nicht; auch liegt es nicht im Charakter des deutschen Staatslebens jener Zeit, durch Constitutionen große Verfassungsfragen zur Entscheidung zu bringen, wie es allerdings in Italien geschah, wo Konrad noch selbst durch ein geschriebenes Gesetz die Erblichkeit der Beneficien feststellte. Ein Reichsgesetz dieser Art hat er für die deutschen Länder nicht erlassen, aber nichtsdestominder war es auch hier für den Sieg des Feudalismus entscheidend, daß er sich offen für die Gerechtigkeit eines Grundsatzes aussprach, dem vom Thron herab bisher entweder hartnäckig widerstrebt oder doch nicht offen zugestimmt war.

Der Zug der Zeit ging auf das Erblehen: sobald sich deshalb ein Kaiser in der Ertheilung der Reichsbeneficien, in seinem Einfluß

auf die Entscheidungen der Lehnshöfe von dieser Zeitströmung beherrscht zeigte, mußten die alten Grundsätze des Lehnrechts, wie sie es längst anderer Orten waren, auch im deutschen Reiche erschüttert werden und eine neue Praxis sich Bahn brechen. Die Erblichkeit der Lehen ist in der That durch Konrad bei uns für alle Folge entschieden worden, und es gilt fortan auch im deutschen Lande als Recht nach Sitte und Herkommen, daß ein ehelich geborener Sohn in das Lehen des Vaters als Erbe eintritt, sobald er die an das Lehen geknüpften Bedingungen erfüllen kann und will. Auch sind hierbei die höheren von den niederen Lehen nicht zu scheiden: die Grafschaft wurde so gut erblich, wie die niederen Ritterlehen. Nur die Erblichkeit des Herzogthums lag nicht in Konrads Plänen, die vielmehr, wie sich zeigen wird, auf eine vollständige Beseitigung dieser provinziellen Gewalten gingen.

Wie viel auch die Krone durch die zugestandene Vererblichung der Beneficien einbüßte, ihr Verlust wurde dadurch reichlich vergütigt, daß sie sich so in dem Stande der kleinen Vasallen einen zahlreichen Anhang schuf, auf dessen Treue sie rechnen konnte. Die Anhänglichkeit dieses Standes hat Konrad trefflich zu nutzen gewußt, und es ist nicht seine Schuld, wenn sie seine Nachfolger sich nicht in gleicher Weise zu erhalten verstanden. Die unbeschränkte Macht der Großen über ihre Gefolgschaften schien gelähmt, seitdem gegen die Willkür des Lehnsherrn der Vasall sein Recht am Thron des Kaisers suchen konnte, ohne, wie bisher, befürchten zu müssen, daß seinen Nachkommen deshalb das Lehen entzogen würde. Und nicht geringer war ein anderer Gewinn. Erst durch die Befestigung der Lehnsverhältnisse ließ sich in einer Zeit, die wesentlich von ihnen beherrscht war, ein gesicherter Rechtszustand für die Dauer begründen. Tausendfache Veranlassungen zu Friedensbruch und Gewaltthaten schienen nun für immer beseitigt, eine Quelle unablässiger Streitigkeiten war verstopft, die Möglichkeit eröffnet, auf dem Wege des Rechts die Verhältnisse der Herren unter einander und zu ihren Mannen zu ordnen. Wir kennen Heinrichs Eifer für die Erhaltung des Landfriedens: nicht minder eifrig zeigte sich hierin Konrad und trat mit unnachsichtiger Strenge jeder Selbsthülfe entgegen. Wipo vergißt nicht zu bemerken, wie Konrad bei seinem ersten Umritt im Reiche überall durch Friedenseinigungen und Königsbann die Ruhe gesichert habe. Indem die Verhältnisse der Vasallen fester geordnet wurden,

mußten die Gesetze an Kraft und Geltung gewinnen, was vor Allem auch den niederen Klassen des Volkes zu Gute kam.

Die Aufzeichnungen schriftlicher Dienstrechte, die unter Heinrich begonnen, setzten sich unter Konrads Regierung fort. Wir besitzen von ihm selbst urkundliche Bestimmungen über die Gerechtsame der Ministerialen des von ihm gestifteten Klosters Limburg; auch das älteste Ministerialenrecht für Weißenburg an der Rezat wird ihm beigelegt. Konrads Zeit gehört auch das merkwürdige Hofrecht des Klosters Weingarten in Schwaben an, eines der ältesten erhaltenen deutschen Bauernrechte. Wie hart die Bestimmungen desselben auch sind, so erscheinen doch in ihm die Zinsleute und hörigen Leute des Klosters schon unter dem Schutz des geschriebenen Rechts. Wie Konrad das Geschick selbst der niedrigsten Klasse des Volkes im Herzen trug, zeigt ein denkwürdiges Schreiben desselben an den Herzog Bernhard von Sachsen, den sächsischen Pfalzgrafen Siegfried und den Markgrafen Bernhard von der Nordmark über den Verkauf einiger Leibeigenen des Bisthums Verden. Der Kaiser drückt seine höchste Entrüstung darüber aus, daß der Bischof seine Leute „wie das dumme Vieh“ verkaufe, und gebietet den genannten Fürsten auf das Gemessenste, mit allen Mitteln zu sorgen, daß ein solcher „Gott und Menschen verabscheuungswürdiger“ Kauf sofort rückgängig gemacht werde. Wer könnte ohne Befriedigung sehen, wie der Schutz des Kaisers sich hier auch über den letzten Leibeigenen erstreckt! Es war kein leeres Blendwerk, um die Menge zu täuschen, wenn sich Konrad an seinem Krönungstage zuerst und vor Allem als höchster Richter des Volkes, als Hort der Gerechtigkeit zeigte: an der Begründung eines festen Rechtszustandes hat er unablässig gearbeitet und ist auch hierin den Wegen gefolgt, welche ihm der kluge Heinrich gewiesen hatte.

Nimmt man hinzu, daß Konrad bei aller Freigebigkeit für erwiesene Dienste gleich seinem Vorgänger ein guter Haushalter war — wie er die Einkünfte des Reichs in Baiern feststellen ließ, wird er es auch in den anderen Ländern gethan haben —, daß er ferner dasselbe unbeschränkte Regiment über die Kirche festhielt, welches Heinrich geübt hatte, und darin ein unantastbares Recht der Krone erblickte, so übersieht man deutlich, wie sich alle jene Fäden der inneren Entwicklung fortspannen, welche sein Vorgänger mit feinem Verstand in einander gefügt hatte. Jene Politik, die mit Kaiser Heinrich II. begann und die in der gesetz-



lichen Consolidirung der deutschen Verhältnisse durch ein starkes, nach allen Seiten mächtiges Königthum ein festes Fundament für die kaiserliche Gewalt zu legen suchte, erhielt sich unverändert, obwohl ein neues Geschlecht den Thron bestieg und ein anderer deutscher Stamm in den Vordergrund der Geschichte trat; jene Politik setzte sich fort und gedieh jetzt zu den größten Erfolgen. Ueberreich hat Konrad auf dem von Heinrich bestellten Felde geerntet.

Unleugbar ist der enge Zusammenhang des neuen Regiments mit dem alten, und doch springt nicht minder der Unterschied beider in die Augen, sobald man den Dingen näher tritt. Von jeder Familienpolitik hielt sich der kinderlose Heinrich fern; Konrads Regiment ist dagegen durch und durch von dem Gedanken bestimmt, die Herrschaft seinem Sohne zu überliefern und ein erbliches Kaiserthum zu begründen. Das Wohl des Reichs, die Ehre seines Geschlechts, die Zärtlichkeit des Vaters wirkten zusammen, daß er diesen Punkt vom ersten Tage seiner Regierung an in das Auge faßte und unverrückt festhielt. Die Erblichkeit der Krone war die Entgeltung, die Konrad von den Vasallen für die Erblichkeit ihrer Lehen forderte und die sie ihm nicht verweigern durften; in seinem Sinne bedingte die eine Concession mit Nothwendigkeit die andere. Schon im Anfange des Jahres 1026 ließ er den achtjährigen Heinrich als seinen Nachfolger anerkennen, zwei Jahre später den Knaben zu Aachen krönen. Sobald die burgundische Frage auftauchte, mußte das Anrecht desselben auf die Erbfolge in Burgund beschworen werden; unverzüglich ließ er auch dem Sohne huldigen, als er die Regierung des neuen Reichs übernahm, und übergab ihm diese sogar noch vor seinem Tode, um auch hier jeden Zweifel über die Nachfolge zu heben. Nichts hat Konrad unterlassen, um seine ganze Macht ungetheilt seinem Sohne zu vererben.

Im Purpur wuchs der junge Heinrich heran und wurde für die Krone mit der größten Sorgfalt erzogen. Die höchste Meinung hegte Konrad von der Einsicht des Bischofs Brun von Augsburg, des Bruders Heinrichs II.; seinem Rathe folgte er in den Staatsgeschäften am liebsten, und ihm übertrug er auch die Erziehung des Sohnes. Als Brun starb, ehe noch der königliche Knabe zur Selbstständigkeit gereift war, wurde derselbe der Obhut des Bischofs Eigilbert von Freising übergeben. Die großen Verdienste Eigilberts um die Erziehung des Sohnes belohnte der Kaiser im Jahre 1033, wo Heinrich das Schwert

nahm, durch mehrfache Schenkungen an das Bisthum Freising; freilich zeigte sich bald, daß Eigilbert den jungen König nicht ganz in den Grundsätzen des Vaters erzogen hatte. Aber nicht allein in den Staatsgeschäften und in den Lehren der Kirche hatte Konrad den Sohn unterweisen lassen; zu tief verspürte er selbst den Mangel an gelehrter Bildung, um nicht darauf bedacht zu sein, dem Sohne ein solches Maß wissenschaftlicher Kenntnisse mittheilen zu lassen, wie es die Welt auf dem kaiserlichen Throne verlangte und an ihm vermißte. Ein Lombarde, Amalrich mit Namen, und der Burgunder Wipo, der spätere Biograph des Kaisers, waren es, die in den Wissenschaften jener Zeit Heinrich unterweisen mußten und einen gelehrigen Schüler in dem begabten Knaben fanden. Längst mit der Krone geschmückt und für das Regiment sorglichst vorgebildet, trat Konrads Sohn in die Jünglingsjahre, um dann sofort die Freuden und Genüsse, die Sorgen und Mühen der Herrschaft in ihrem ganzen Umfange aus Erfahrung kennen zu lernen. Kaum sechzehn Jahre alt, verhandelte er einen Bundesvertrag mit einem der erfahrensten Könige jener Zeit, führte ein Heer gegen einen nicht verächtlichen Feind und überwachte selbstständig, während der Vater Burgund gewann, die Angelegenheiten des Ostens. Selten hat ein Fürst, der an der Macht hing gleich Konrad, schon bei Lebzeiten dem Sohne eine ähnliche Theilnahme am Regiment gewährt; seltener noch, wenn der Sohn so selbstbewußt war, wie dieser junge Heinrich, der von der Bedeutung des Regiments noch andere Gedanken hegte, als sein Vater. Nur die Rücksicht, die Herrschaft seinem Geschlechte unter allen Umständen zu sichern, konnte Konrad zu solcher Entsagung vermögen.

Von zwei Seiten, wie die Erfahrung lehrte, war das Reich unaufhörlich inneren Angriffen ausgesetzt: von der Macht der Herzoge und von den nächsten Verwandten des regierenden Hauses, welche die höchste Gewalt als ein Erbstück der ganzen Familie in Anspruch zu nehmen und für ihre besonderen Zwecke auszubeuten immer geneigt waren. Hier und dort lagen die Keime jener inneren Kriege, die seit einem Jahrhundert den Thron stets aufs Neue bedrohten. Nach beiden Seiten suchte Konrad seine und seiner Nachkommen Regierung für die Folge zu sichern.

Längst ist bemerkt worden, wie Konrad nichts Geringeres im Schilde führte, als das deutsche Herzogthum ganz zu beseitigen. Denn

die Uebertragung fast aller erledigten Herzogthümer auf seinen Sohn war nicht nur ein Angriff auf die Selbstständigkeit der herzoglichen Gewalten, sondern mußte in ihrer Consequenz zur völligen Aufhebung derselben führen. Die Gunst der Umstände kam den Absichten des Kaisers entgegen. Der Tod des kinderlosen Luxemburgers in Baiern bot ihm Gelegenheit, seinen unmündigen Sohn mit diesem Herzogthum zu belehnen. Mehrere Jahre später starb unbeerbt Hermann II. von Schwaben; der junge Heinrich gewann auch Schwaben. Das Herzogthum Kärnthen ließ Konrad einmal unbesetzt und gab es dann einem kinderlosen Mann, so daß es bald wieder heimfallen mußte. So fehlte in der That nur die Einziehung Sachsens und Lothringens, um das alte Herzogthum zu vernichten und den Kaiser zum unmittelbaren Herrn in allen deutschen Ländern zu machen.

Die Herzogthümer waren bei der Begründung des Reichs gleichsam die Säulen des Baues gewesen, über denen sich die königliche Macht als das schützende Dach erhob; diese Säulen fortnehmen hieß den alten Bau zerstören, hieß das Reich nach seiner bisherigen Bedeutung aufheben. Wie hätten die deutschen Fürsten dem ruhig zusehen sollen! Wenn nicht die Ehrfurcht vor dem Werk ihrer Väter, mußten sie schon ihre eigenen Interessen zur Erhaltung einer Institution treiben, auf der vor Allem ihr Einfluß auf den Gang der Dinge, ihre Selbstständigkeit, ihr Gegengewicht gegen die Allmacht der Krone beruhte. Wie gebietend auch Konrads Stellung gegen die deutschen Großen war, sie konnten doch nicht stillschweigend in der Vernichtung des Herzogthums ihre eigene Stellung untergraben, ihre Zukunft bedrohen lassen. Was galt die Erblichkeit der Grafschaften und Ritterlehen, wenn das erbliche Kaiserthum auch die herzogliche Gewalt in allen deutschen Ländern für immer an sich brachte? Mit gewaltiger Uebermacht würde es unfehlbar den gesammten Adel auf eine rein lokale Bedeutung zurückgedrängt und schließlich die ganze Summe des Regiments sich gewonnen haben.

An harten Conflicten zwischen dem Kaiser und den Fürsten hat es nicht gefehlt, nur daß wir leider in unseren Quellen keine Kunde von ihnen erhalten. Die Annalisten, meist dem Hofe fern stehend, mochten wenig oder nichts von diesen Vorgängen wissen; Wipo konnten sie nicht unbekannt sein, aber er hatte kein Interesse von ihnen zu melden. Um so werthvoller ist deshalb ein uns durch Zufall erhaltenes Actenstück, welches einen Blick in das Verhältniß Konrads zu den

Fürsten werfen läßt. Es ist ein Brief eines jungen Klerikers, welcher dem Bischof Azecho von Worms von der Einziehung des Herzogthums Kärnthen Mittheilung macht und zugleich die dadurch am Hofe veranlaßten Scenen, wie er selbst sie von Andern vernommen, lebendig schildert.

Herzog Adalbero von Kärnthen war der Schwager des Kaisers, aber ein gutes Vernehmen scheint unter Beiden selten bestanden zu haben, da Adalbero das alte Herzogthum der Wormser durch Heinrich II. gewonnen hatte. Schon im Jahre 1019 war es zwischen ihnen zur offenen Fehde gekommen, die in Konrad trübe Erinnerungen zurückließ. Später muß zwar eine Ausgleichung stattgefunden haben, da Adalbero Konrads Wahl unterstützte; auch finden wir ihn dann in der ehrenvollen Stellung des kaiserlichen Schwertträgers. Aber der alte Groll des Kaisers wollte doch nimmer schwinden, und vor Allem scheint ihm derselbe das Herzogthum seiner Vorfahren mißgönnt zu haben. Adalbero hielt sich in der Gewalt so wenig sicher, daß er sich von dem jungen König eidlich versprechen ließ, ohne Urtheil und Recht werde er nie einen Schaden an Allem, was er besitze, erleiden. Es war Bischof Eigilbert von Freising, der seinen Zögling zu diesem Versprechen vermochte. Bald sollte sich zeigen, wie gerecht Adalberos Besorgnisse gewesen waren. Pfingsten 1035, als der Kaiser zu Bamberg Hof hielt, klagte er vor den versammelten Fürsten den Kärnthner wegen Hochverraths an und verlangte, daß ihm das Herzogthum und die Mark durch richterlichen Spruch entzogen würden. Wir wissen nicht, in welchem Umfange sich die Anklage begründen ließ; nur das hören wir, daß die Fürsten nicht leichthin das Urtheil fällten, sondern die Gegenwart und Zustimmung des jungen Königs verlangten, von dessen Versprechen an Adalbero sie ohne Zweifel wußten.

Heinrich wurde beschieden. Der Vater stellte ihm das Vergehen Adalberos vor und forderte eine gebührende Bestrafung desselben; er bestand darauf, daß er das Herzogthum verlieren müsse. Aber der junge König erklärte, eingedenk seines früher gegebenen Versprechens, unter den höchsten Betheuerungen seiner Ergebenheit und Treue gegen den Vater, daß er niemals zu Adalberos Entsetzung die Hand bieten werde, und blieb hartnäckig bei dieser Erklärung. Ermahnungen, Drohungen, Bitten des Vaters führten zu Nichts. Da endlich sank der Kaiser, in der gewaltigsten Aufregung und im tiefsten Herzen durch solchen Widerstand des Sohnes verwundet, ohnmächtig zur Erde; sprachlos, mit

geschlossenen Augen, wurde er aufgehoben, und man brachte ihn auf ein Bett.

Kaum war der Kaiser wieder zu sich gekommen, so beschied er den Sohn und die Fürsten aufs Neue zu sich. Und nun erfolgte eine Scene, die in unserer Geschichte kaum ihres Gleichen hat. Vor den Augen der Fürsten warf er sich unter Thränen dem Sohne zu Füßen und beschwor ihn nicht ihren Feinden einen Triumph zu verschaffen, nicht dem Reiche den größten Schimpf, sich selbst aber ewige Schande zu bereiten, indem er sich von dem Vater trenne. Man sieht, was es sich der Kaiser kosten ließ, um Adalbero Kärnthen zu entreißen: dieser Fußfall hat keine geringere Bedeutung, als Heinrichs II. Demüthigung vor den Bischöfen zu Frankfurt*). Wie hätte der Kaiser nun seinen Zweck nicht erreichen sollen? Der junge König gab nach und unterwarf sich dem Willen des Vaters; er gestand, wie er durch ein eidliches Gelöbniß dem Kärnthner verpflichtet gewesen sei und wie ihn sein Erzieher zu demselben bewogen habe. Hoch erzürnt fragte der Kaiser den Bischof von Freising, ob dem so sei. Der Bischof läugnete nicht, suchte sich aber damit zu rechtfertigen, daß er jenes Versprechen nur veranlaßt, um Adalbero in der Treue gegen den König zu erhalten, dasselbe überdies nichts Anderes enthalten habe, als was sich ohnehin von selbst verstände. Aber der Kaiser hörte auf solche Entschuldigungen wenig, fuhr mit der größten Heftigkeit auf den Bischof los und wies ihn aus der Thür: unter einer Fluth von Schmähungen zog sich derselbe zurück.

Adalberos Sache wurde nach diesen Vorgängen vor den Fürsten aufs Neue verhandelt und das Herzogthum mit der Mark ihm nun nach dem Willen des Kaisers abgesprochen. Der Verurtheilte scheint bei der Verhandlung nicht zugegen gewesen zu sein; nirgends wird seiner gedacht, und wir kennen die Besorgnisse, welche man hegte, daß er sich mit Hülfe der Kroaten dem Kaiser widersetzen könnte. Dahin kam es jedoch nicht; wir wissen vielmehr, daß er mit seinen Söhnen alsbald Kärnthen verlassen und in das Exil gehen mußte. Die Kärnth-

*) Heinrich II. fiel den Bischöfen zu Füßen, um eine große Schenkung an die Kirche durchzusetzen; Konrad seinem Sohne, um die Reichsgewalt zu erhöhen. Beide mußten sich vor denen erniedrigen, die ihnen am nächsten standen und die sie als ihre Erben ansahen.

nermark wurde gleich darauf wieder ausgethan und kam an den Grafen Arnold von Lambach. Um das Herzogthum bewarb sich der jüngere Konrad, der auch unfraglich die nächsten Ansprüche besaß. Dennoch zögerte der Kaiser mit der Belehnung, und erst bedenkliche Verhandlungen unter den Fürsten — auf einer Zusammenkunft zu Mainz handelten Piligrim von Köln, Brun von Würzburg, der Bruder des jüngeren Konrad, und Andere im Geheimen mit einander — scheinen ihn zur Nachgiebigkeit bewogen zu haben. Am 2. Februar 1036 zu Augsburg wurde der Vetter des Kaisers mit Kärnthen belehnt und kehrte in das Herzogthum seines Vaters und Großvaters zurück. Noch einmal versuchte Adalbero im folgenden Jahre mit bewaffneter Hand Kärnthen wieder zu gewinnen; er entkam dem Exil und griff den Grafen Wilhelm von Friesach und Soune an, den er vornehmlich als die Veranlassung seines Sturzes angesehen zu haben scheint. Wilhelm fiel im Kampfe, aber Adalbero konnte sich doch nicht in Kärnthen behaupten; er suchte eine Zuflucht zu Ebersberg in Oberbaiern, und fand am 28. November 1039 ein ruhmloses Ende auf baierischem Boden. So behauptete sich der fränkische Konrad im Herzogthum seiner Vorfahren, auf welches bei seinem Abscheiden der junge König Heinrich die nächsten Erbansprüche hatte; die Vereinigung auch Kärnthens mit der Krone war demnach nicht aufgegeben, sondern nur aufgeschoben.

Man erkennt an diesen Vorgängen, welche Kämpfe Konrad mit den Fürsten bei seinen Absichten mit den Herzogthümern zu bestehen hatte, wie er selbst auf den Sohn, dem er ein einiges Reich hinterlassen wollte, in seinen Bemühungen für die Herstellung desselben nicht zählen konnte. Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, wenn er sein Ziel, wie nahe er ihm rückte, doch nicht erreichte. Und nicht weniger dornenvoll war der Pfad, den er einzuschlagen für nöthig hielt, um die königliche Gewalt gegen die Ansprüche seiner eigenen Verwandten zu schützen. Schon unter den Ottonen war es Sitte gewesen, jüngere Söhne oder unächte Sprossen des königlichen Hauses um des Reichsinteresses willen dem geistlichen Stande zu widmen; auch die kaiserlichen Töchter mußten sich meist, um die Ruhe des Reichs zu erhalten, zum Klosterleben bequemen. Auf demselben Wege schritt Heinrich II. mit noch größerer Consequenz fort. Er bestimmte nicht allein seine Schwestern den Schleier zu nehmen und brachte seinen Halbbruder Arnold in den geistlichen Stand, sondern nöthigte auch seinen einzigen

Bruder Brun, sobald er sich gegen ihn erhob, dem weltlichen Leben zu entsagen. Auch hierin folgte ihm Konrad, so weit sein Familieninteresse es zuließ. Um den Thron seines Sohnes zu sichern, zwang er fast alle männlichen Sprossen seines Geschlechts die Tonsur zu nehmen. Wir wissen, wie sein Halbbruder Gebhard und sein Vetter Brun das Schwert mit dem Brevier vertauschen mußten; ebenso mußte ein spätgeborener Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, Wilhelm mit Namen, der einzige Oheim des Kaisers von väterlicher Seite, Kleriker werden. Sie alle wurden zu einträglichen Bisthümern befördert; Wilhelm erhielt das Bisthum Straßburg (1029), Brun Würzburg (1034), Gebhard Regensburg (1036). Aber einen geistlichen Wandel scheint diese königliche Sippe niemals geführt zu haben, wenigstens blieb Gebhard immerdar die Neigung zum Waffenlärm und weltlichen Händeln. Wie dem auch war, der Kaiser hatte erreicht, daß bei seinem Tode Niemand aus seinem Hause ritterliche Waffen trug, als sein Nachfolger und jener kinderlose Konrad von Kärnthen.

Nichts, wie man sieht, ließ der Kaiser unbeachtet, was der Begründung einer starken Erbmonarchie in den deutschen Ländern zu dienen verhieß. Alle Kräfte dieser Länder wollte er in eine Hand bringen und dem Reiche eine einheitliche Gestalt geben, wie es niemals zuvor besessen hatte. Einer so concentrirten, erblichen Gewalt inmitten Europas hätte allerdings keine Macht des Abendlandes widerstehen können; sie hätte die Zukunft der Welt für alle Folge bestimmt, und die Idee des Kaiserthums wäre zu einer für die selbstständige Entwicklung der anderen Völker furchtbaren Realität geworden. Hoch wird immer ein deutsches Herz bei dem Gedanken schlagen, daß die deutsche Einheit hätte unerschütterlich begründet und die Weltstellung unseres Volkes für alle Zeiten gesichert werden können, wenn Konrad seine Pläne durchgeführt oder sein Sohn sie mit gleicher Festigkeit verfolgt hätte. Aber, da dies nicht geschah, nahm der Gang der Dinge bald eine völlig andere Wendung: das Erblehen erhielt sich, die Erbmonarchie konnte sich nicht befestigen.

Konrad II. und die Kirchenreform.

Je bedeutender der Einfluß der Kirche auf die Reichsgeschäfte unter Heinrich II. gewesen war, desto mehr kam darauf an, wie sich Konrad

zum Klerus stellen konnte und wollte. Unverkennbar trat er nun zwar auch in der Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten in die deutlich gezeichneten Fußstapfen seines Vorgängers, aber man könnte doch nicht sagen, daß er sich immer mit jenem auf gleicher Bahn gehalten hätte. Der Unterschied ihres Verfahrens wurzelt nicht so sehr in einer abweichenden Auffassung der kaiserlichen Rechte, als in der Verschiedenheit ihrer Naturen: in Heinrich schlug eine klerikale Ader, Konrad lebte ganz in den weltlichen Dingen.

Gerade die ersten Häupter der Kirche hatten zu Konrads Erhebung das Meiste beigetragen. Dem Mainzer Erzbischof dankte er die Wahl in Deutschland, dem Mailänder die Anerkennung in Italien, der Papst hatte sich ihn mit der Kaiserkrone zu schmücken beeilt. Keinem Kaiser sind jemals die kirchlichen Gewalten bereitwilliger entgegengekommen, als Konrad; von allen Seiten bedrängt, trieb das eigene Interesse sie zu den Stufen seines Thrones. Das Papstthum in der jammervollsten Rathlosigkeit, Odilo und die Cluniacenser unter der Zuchtruthe des französischen Episcopats, die lombardischen Bischöfe, von dem Adel des Landes mit dem Ruin ihrer Herrschaften bedroht, die deutschen Bischöfe, von ihren alten, nicht mehr durch Heinrichs Strenge geschreckten Feinden beunruhigt, die deutschen Klöster endlich, wie die französischen, in ihren Privilegien von den Bischöfen angegriffen, — sie alle suchten beim Kaiser Hülfe und Rettung und legten ihm eine Macht in die Hände, wie sie seit den Tagen Ottos des Großen kein Fürst in der Kirche geübt.

Reformation der Kirche war seit Jahrzehnden der allgemeine Ruf, Papstthum und Kaiserthum hatten in denselben eingestimmt: der Zeitpunkt schien gekommen, wo ein Kaiser die Reformation ohne jedes Hinderniß, ohne ernstliche Gefahren, mit einem unzweifelhaft glänzenden Erfolge durchführen konnte. Auch werden die Cluniacenser von Konrad dies erwartet haben. Schon in den ersten Tagen seiner Regierung sah er den Abt Odilo an seiner Seite, wurde von ihm zur Kaiserkrönung nach Rom geleitet und in einem Kloster der Cluniacenser zum König Burgunds gewählt und gekrönt; der große Abt hat gewiß keinen geringen Einfluß darauf geübt, daß Burgund nicht Otto von der Champagne, sondern dem Kaiser zufiel. Auch Richard von St. Vannes und Poppo von Stablo, die Häupter der cluniacensischen Reformen in Lothringen, wurden nicht müde den Interessen des Kaisers

zu dienen. Er vergalt ihre Bemühungen, und wir erfahren, daß sie auch zeitweise Erhebliches für ihre Absichten erreichten. So übertrug Konrad dem Poppo einmal die obere Leitung der bedeutendsten deutschen Klöster, Hersfeld, St. Gallen, Weißenburg, Echternach, Limburg u. s. w., und es hätte sich so leicht eine Congregation bilden können, welche die Grundsätze der Cluniacenser tief in das innere Deutschland verbreitete. Aber die Vereinigung gewann niemals Bestand, da die alten Klöster mit Hartnäckigkeit an ihrer Selbstständigkeit festhielten und das strenggebundene Wesen Clunys der deutschen Natur überhaupt zuwider war. Auch war Konrad am wenigsten nach dieser Seite hin durchgreifend; er besaß, die Wahrheit zu gestehen, weder für die Absichten der Cluniacenser noch überhaupt für jene reformatorischen Bestrebungen, die er bei seiner Thronbesteigung vorfand, ein klares Verständniß. Die Kirche hatte für ihn nur Bedeutung, so weit sie seinen staatlichen Absichten diente oder sein persönliches Religionsbedürfniß befriedigte.

Trotz seiner anstößigen Ehe mit Gisela, welche der strengeren Geistlichkeit immer ein Dorn im Auge blieb, war Konrad ein ergebener Sohn der Kirche. Er bekannte mit Aufrichtigkeit ihre Lehren und fand in den frommen Werken der Zeit Beruhigung für sein Gewissen, wie Gewähr für den glücklichen Bestand seiner Herrschaft. Nach der Weise seines Vorgängers ließ er sich in mehrere geistliche Brüderschaften aufnehmen und gewährte diesen und anderen kirchlichen Stiftungen reiche Geschenke und große Privilegien; an Freigebigkeit gegen die Kirchen und Klöster stand er den früheren Kaisern kaum nach. Wenn er auch nicht neue Bisthümer gleich Heinrich errichtete, so hat er doch, obschon in anderer Weise, den Glanz der Kirche nicht minder erhöht. Er führte Kirchenbauten von einer Größe und Pracht auf, wie man sie in den deutschen Ländern bisher nicht gekannt hatte und wie sie noch jetzt unsere Bewunderung erregen. Es war bald nach seinem Regierungsantritt, daß er auf seinem verfallenen Erbgute, Limburg in der Hardt, eine Abtei zu errichten beschloß. Den Bau übertrug er dem Abte Poppo von Stablo, wie denn die Cluniacenser damals die rührigsten Bauleute des Abendlandes waren. Im Jahre 1035 war mindestens die Unterkirche bereits vollendet; wo in den alten Burgruinen noch vor Kurzem das Wild sein Lager gehabt, sah man sich nun ein stattliches Kloster und eine prächtige Basilika erheben, die an Größe der Dimensionen und Harmonie in der Ausführung damals nur in Rom

ihres Gleichen fand und deren Ruinen noch heute durch Erhabenheit und Reinheit der Form imponiren. Und zu derselben Zeit betrieb Konrad den Bau der Johanneskirche zu Speier und begann den dortigen Dom, an dem er und seine Nachkommen fast ein ganzes Jahrhundert gearbeitet und wo sie alle ihre Ruhestätte gefunden haben. Dieser Dom gehört für alle Zeiten zu den Wunderwerken unseres Landes, und der einheitliche Plan zu demselben ist ohne Frage in Konrads Geiste entstanden, wenn auch in der Ausführung später Einzelnes geändert sein mag. Es kam Konrad darauf an, zur Ehre der Mutter Gottes, welcher der Dom geweiht ist, einen Bau zu errichten, wie seit den Zeiten der römischen Kaiser kein gleicher erwachsen war, und die gigantischen Räume desselben zeugen noch jetzt ebensosehr für den hohen Schwung seiner Entwürfe, wie für die Kraft seines Willens und seinen religiösen Eifer.

Aber bei dieser frommen Gesinnung hatte Konrad weder ein lebendiges Gefühl für die Gebrechen der Kirche, noch besaß er die erforderlichen Fähigkeiten, um eine Reformation derselben einzuleiten und durchzuführen. Schon die theologische Bildung, die Heinrich II. geziert hatte, fehlte ihm gänzlich; in allen kirchlichen Angelegenheiten war er der Thätigkeit Giselas den weitesten Spielraum zu lassen genöthigt. Unter ihrem Einfluß sind unter dieser Regierung fast alle kirchlichen Fragen entschieden, alle Bischofsstühle besetzt worden; wie früher Baiern, so waren es jetzt Schwaben, die am Hofe besondere Begünstigung fanden, wenn es sich um die Besetzung einflußreicher Kirchenämter handelte. Für kirchliche Neuerungen hatte Konrad so wenig Sinn, daß er, selbst wo sie Aeußerlichkeiten betrafen, ihnen hindernd entgegentrat. So ruhte er nicht eher, als bis Aribos Aenderungen in den Fastenzeiten aufgehoben wurden. Als Bischof Wilhelm von Straßburg, sein Oheim, in der Feier der Adventszeit vom Herkommen abwich, widersetzte er sich der Neuerung nicht nur persönlich, sondern ließ sie auch durch eine Synode zu Limburg verwerfen. Viel weniger noch zeigte er Neigung sich auf eine weitgreifende Umgestaltung aller kirchlichen Verhältnisse einzulassen. Nothwendig erlahmte deshalb der reformatorische Eifer der Zeitgenossen, und die Kirche versank tiefer und tiefer in die Wogen des weltlichen Treibens. Unter Heinrich II. war die Mission erstorben, unter Konrad siechte auch die Reform dahin.

Aber von einer Seite hatte die Kirche dennoch für Konrad ein



sehr wesentliches Interesse: war sie doch jene große politische Körperschaft, auf deren Einfluß vor Allem sein Vorgänger die Herrschaft begründete. Wie hätte es auch Konrad entgehen sollen, daß Heinrichs Regiment hauptsächlich sich auf die fast willkürliche Gewalt gestützt hatte, mit welcher er über der Kirche schaltete? Wie wären ihm die Erfolge verborgen geblieben, die so erreicht waren? Und wie hätte er, dessen Seele Macht über Macht verlangte, irgend ein Recht aufgeben sollen, das ihm vererbt schien? Die ganze Fülle der Gewalt, die Heinrich in den kirchlichen Dingen sich angeeignet, hat Konrad in der That behauptet. Ohne die Privilegien früherer Zeiten zu achten, wurden auch unter ihm alle Bischofsstühle nach politischen Rücksichten mit ergebenen Anhängern besetzt, meist mit seinen eigenen Kapellanen. Nicht selten ließ er sich die Investitur mit Geld theuer bezahlen. Es ist häufiger geschehen, als Wipo zugeben möchte; wir haben dafür außer anderen Beweisen das Zeugniß des eigenen Sohnes. Auch über das Kirchengut hat er ohne Bedenken für staatliche Zwecke verfügt. Die Abtei Kempten gab er Herzog Ernst zu Lehen, mit Gütern von Reichenau wurde Graf Mangold belehnt, und das schon so arg heimgesuchte Hersfeld erfuhr von ihm eine neue Beraubung. In welcher Weise er die Bischöfe behandelte, selbst solche, denen er zum größten Danke verpflichtet war, sobald sie seine Absichten kreuzten, haben wir an dem Beispiel Eigilberts von Freising gesehen.

Mit gleicher Willkür hatte freilich auch Heinrich über der Kirche und ihren Häuptern gewaltet, und dennoch — man täusche sich darüber nicht — war die Lage der Kirche jetzt nicht mehr dieselbe, sondern wesentlich schlimmer. Heinrich hatte, wie schwer seine Hand auch auf dem Klerus ruhen mochte, doch ein innerliches Verhältniß zur Kirche gehabt: ihr Wohl und Wehe bekümmerte ihn wahrhaft, ihr Heil stand ihm mit der Wohlfahrt des Staates in engster Verbindung. Je schärfer er die Zügel des Regiments den geistlichen Herren gegenüber anzog, je willfähriger zeigte er sich wiederum auf der anderen Seite: wenn er die Klöster beraubte, war er um so freigebiger gegen die Bisthümer; dafür, daß die Bischöfe seine Kriege führen mußten, schaffte er ihnen Ruhe und Sicherheit in ihren Territorien; so groß ihre Einbußen waren, der Verlust wurde meist doch auf andere Weise vergolten. Konrad hatte dagegen allein die Ausbreitung und Befestigung seiner Macht im Sinne; die Bischöfe hatten lediglich seinen politischen Zwecken zu die-

nen, ihre besonderen kirchlichen Interessen waren ihm so gut, wie gleichgültig. Jede selbstständige Regung in der Geistlichkeit schien ihm bedenklich, jede Auflehnung derselben gegen seine Macht bestrafte er mit rauher, fast möchte man sagen mit roher Gewalt. Wie wenig er selbst das Ansehen des Papstes schonte, zeigt ein Vorgang, den Hermann von Reichenau uns berichtet. Der Abt dieses Klosters hatte sich vom Papste ein Privilegium erwirkt, welches ihm die Messe in bischöflichen Sandalen zu halten erlaubte. Bischof Warmann von Konstanz sah hierin eine Anmaßung seiner bischöflichen Gerechtsame und brauchte sein Ansehen beim Kaiser, um den Abt zu verdächtigen, und in der That ruhte Konrad nicht eher, als bis der Abt das päpstliche Privilegium mit den Sandalen auslieferte und beides in öffentlicher Synode verbrannt wurde. Schlimmer noch schien das geistliche Ansehen gefährdet, als im Jahre 1036 Erzbischof Burchard von Lyon, weil er den Landfrieden gestört und den Sohn jenes Seligers befehdet hatte, der Konrad die burgundischen Reichsinsignien überbrachte, in Ketten nach Deutschland geschleppt wurde, wo er mehrere Jahre lang in strenger Haft blieb. Ein ähnliches Loos traf Aribert von Mailand, obwohl der Kaiser ihm die Krone Italiens und zum großen Theil auch die Eroberung Burgunds verdankte: wir werden unten das Weitere davon zu berichten haben.

Noch einmal begegnet uns hier Erzbischof Aribo, der auf dem Tage zu Kamba die Stimmen auf Konrad gelenkt, zu Mainz ihn gekrönt hatte. Wir wissen, mit wie umfassenden Plänen sich dieser ehrgeizige Baier trug, wie er sich trotz Kaiser und Papst zum Reformator der deutschen Kirche geschaffen glaubte. Und fürwahr keine Stellung schien Anfangs der seinigen zu vergleichen. Während alle anderen Metropolen mehr oder weniger nur eine provinzielle Wichtigkeit behielten, hatte Mainz eine allgemein nationale Bedeutung gewonnen; alle geistlichen Bestrebungen in den deutschen Ländern schienen hier ihren Mittelpunkt zu finden. Ueberdies concentrirte sich das ganze Geschäftswesen des Kaiserreichs in den Händen des Erzbischofs, der sich zum Erzkanzler diesseits und jenseits der Alpen aufgeschwungen hatte. Zweimal nach einander hatte der Mainzer bereits die Entscheidung über die Krone in Händen gehabt und in seiner eigenen Stadt das Krönungsrecht geübt; fast schien es, als ob er ein Recht über das Reich zu verfügen sich erworben hätte. Papst Benedict VIII. und Kaiser Heinrich, Aribos

Gegner, waren schnell nach einander gestorben, an seiner Seite stand der neue, von ihm erhobene König, — wie hätte er da nicht Alles für seine Reformen wagen, nicht Alles hoffen können! Aber nur zu bald erkannte er, wie trügerisch die menschlichen Hoffnungen. Die Erbitterung Giselas und die List seines neidischen Vetters Piligrim wirkten zusammen, den Boden zu untergraben, auf dem er sicher zu stehen wähnte. Demüthigungen folgten auf Demüthigungen; weder durch dienstwillige Ergebenheit noch durch kecken Trotz konnte er sich gegen seine Feinde behaupten. Er gab jene weitaussehenden Reformpläne auf, zufrieden, wenn er nur seine bescheidenen Ansprüche auf Kloster Gandersheim durchkämpfte. Aber auch hierin war ihm der Kaiser entgegen, und Bischof Godhard gewann einen Triumph nach dem anderen. Bei der Entscheidung des Nationalconcils zu Frankfurt im Jahre 1027 hatte sich Aribo nicht beruhigt; Jahr für Jahr brachte er auf neuen Synoden die alte Sache zur Sprache, mit der zähesten Zähigkeit hielt er an seinen Ansprüchen fest, aber ein Erfolg wurde ihm niemals zu Theil. Da brach endlich die Kraft des Mannes. Als er im Juni 1030 am Hofe des Kaisers zu Merseburg mit Godhard zusammentraf, sah dieser ihn eines Morgens in das Zimmer treten; unter vier Augen bekannte hier Aribo, daß seine Ansprüche auf Gandersheim schlecht begründet seien, bat den Bischof um Verzeihung und gelobte ewiges Stillschweigen. Aribo fühlte, er hatte seine Rolle ausgespielt, sein Leben war beschlossen. Am Weihnachtsfest 1030 zu Paderborn bat er öffentlich den Klerus und das gesammte Volk für seine Sünden zu Gott zu beten, verlangte von dem Kaiser und den Brüdern Urlaub zu einer Wallfahrt nach Rom, und trat sie bald darauf an. Auf der Rückkehr starb er am 6. April 1031. Keiner seiner Vorgänger hat kühner begonnen und schwächlicher geendet.

Und wer war es, den der Kaiser zu seinem Nachfolger ersah? Lange wurde die Sache bei Hofe erwogen. Man brachte alte Privilegien des Klosters Fulda zur Sprache, nach denen immer der dritte Erzbischof von Mainz ein Abt dieses Klosters sein sollte, aber der Kaiser glaubte Gründe zu haben, sich vom alten Brauche zu entfernen. Seine oder vielmehr Giselas Wahl fiel auf einen alten Mönch, Bardo mit Namen, einen entfernten Verwandten der Kaiserin. Bardo war in der Wetterau geboren und schon früh dem Klosterleben bestimmt worden. Eine stille Natur, hatte er zu Fulda nur in klösterlichen Uebungen und in

seinen Büchern gelebt, der sanfteste und bescheidenste Mensch der Welt. Der Kaiser lernte ihn bei einem Besuch in Fulda kennen, und das schlichte Wesen des Mönchs behagte ihm ebensosehr, als ihn seine Geburt und Dienstwilligkeit empfahlen. So wurde Bardo, trotzdem er schon funfzig Jahr zählte, schnell von Ehren zu Ehren erhoben. Zuerst übertrug der Kaiser ihm die Abtei Werden, bald darauf auch das Kloster Hersfeld, und nun erhob er ihn sogar auf den ersten Bischofsstuhl des Reichs. Das Erstaunen über die Wahl des Kaisers war allgemein. Dieser einfache und der Welt unkundige Mönch schien am wenigsten zum Nachfolger eines Willigis und Aribo gemacht, seine Ernennung ein Hohn für Mainz und die deutschen Bischöfe. Lange trieben die Neider und Spötter ihr Spiel, und soweit kam es, daß den Kaiser selbst einen Augenblick die Wahl gereuete. Es war am Weihnachtsfest des Jahres 1031 zu Goslar, als Bardo zum ersten Mal vor Kaiser und Hof zu predigen hatte. Seine Rede, kurz und schlicht, machte nur geringen Eindruck und wurde der Gegenstand bitterer Ausfälle, als am nächsten Tage Bischof Dietrich von Metz recht geflissentlich alle Schleusen seiner Beredsamkeit öffnete. Der Kaiser war im höchsten Maße verstimmt, und als Bardo am dritten Tage aufs Neue die Predigt übernehmen wollte, beschwor man ihn davon abzustehen, um den Unmuth des Kaisers nicht zu verstärken. Aber Bardo war nicht seinen Gegnern das Feld zu räumen gewillt; er predigte abermals, und diesmal mit solcher Salbung, daß die Lästerzungen verstummten und der Kaiser die größte Genugthuung empfand.

In der That bewährte Bardo später, daß er seines bischöflichen Amtes nicht unwerth war. Er war eifrig in seinem geistlichen Beruf, sein Lebenswandel musterhaft, seine Bildung ungewöhnlich. Seine Zeit erkannte ihn als den ersten Prediger an und gab ihm den Beinamen Chrysostomus; durch die Fortsetzung des Mainzer Dombaues sicherte er sich auch bei der Nachwelt einen geehrten Namen; Wunder und Zeichen wollte man noch lange nachher am Grabe des heiligen Mannes bemerken. Aber ein Kirchenfürst gleich seinen Vorgängern war er nicht, und die politische Macht und weltliche Bedeutung der Stiftung des heiligen Bonifaz ist tief unter ihm gesunken. Sein Pontificat eröffnete sich sofort mit einem großen Opfer für Mainz. Piligrim von Köln, der Aribo bereits das Krönungsrecht entrissen, wußte jetzt auch das Erzkanzleramt für Italien sich zu gewinnen, das seine Nachfolger dann

dauernd behauptet haben. Auf einer Synode, die zu Tribur im Mai 1036 vor dem Kaiser abgehalten wurde, mußte Bardo ruhig ansehen, daß man die Seligenstädter Beschlüsse und andere Neuerungen seines Vorgängers beseitigte. Auch mit seinen eigenen Vasallen und Ministerialen hatte er unablässig zu kämpfen, die ihn verließen, um den lohnenderen Dienst des Kaisers aufzusuchen. Man war zu Mainz mit der Amtsverwaltung des eifrigen Mannes doch in Wahrheit sehr wenig zufrieden. Seine Schlichtheit, sagt sein ältester Biograph, wäre den Leuten nicht eben als Weisheit erschienen, und erst später sei es durch die Wunder an Bardos Grabe klar geworden, wie wohlgefällig Gott solche Einfalt sei.

Niemand kann bezweifeln, daß Konrad bei dieser Wahl keine andere Absicht hatte, als die Uebermacht des Mainzer Erzstifts herabzudrücken. Köln war recht eigentlich ersehen, um Mainz das Gegengewicht zu halten. Als im Jahre 1036 Erzbischof Piligrim starb, der größere Ehren an seine Kirche gebracht hatte, als je einer seiner Vorgänger, wurde ein junger fürstlicher Mann zu seinem Nachfolger bestimmt. Es war Hermann, der Sohn des Pfalzgrafen Ehrenfried, ein Enkel Kaiser Ottos II., der schon als Kanzler Italiens die Geschäfte des Reichs kennen gelernt hatte und auch als Erzkanzler Italiens Piligrim folgte. Mit großen Ansprüchen für sein Stift trat er auf; man erzählt, daß er selbst noch einmal die alten Streitigkeiten mit dem Erzbisthum Hamburg-Bremen erneuert habe. Gegen einen solchen Nebenbuhler mußte es Bardo schwer fallen, die alte Stellung seines Erzbisthums zu behaupten.

Es konnte nicht anders sein, als daß bei dem Uebermaß kaiserlicher Willkür ein drückendes Gefühl ihrer Abhängigkeit die deutschen Bischöfe beschlich. Besonders machte sich dies in Lothringen bemerklich, wo manche Bischöfe sich sichtlich bestrebten eine engere Verbindung mit Rom anzuknüpfen, um im Stuhle Petri eine Stütze für ihre schwankende Macht zu finden. Es war im Jahre 1028, daß der Bischof Reginard von Lüttich, der vom Kaiser sein Bisthum vor drei Jahren erkauft hatte, nach Rom ging, seine Schuld fußfällig vor dem Papste bekannte und seinen Krummstab in die Hände desselben niederlegte. Er erhielt ihn zurück und führte nachher sein Amt nach den Vorschriften der Cluniacenser. Es war um dieselbe Zeit, daß der muthige Babenberger Erzbischof Poppo von Trier sich nach Rom begab und mit dem Papste

in genaue Verbindung trat. Auf Anrathen desselben unternahm Poppo später eine Wallfahrt nach Jerusalem und fand bei seiner Rückkehr sein Bisthum von dem Grafen Giselbert von Luxemburg verwüstet. Seine Klagen beim Kaiser hatten keinen Erfolg. Da wandte er sich in einem Briefe, der uns erhalten ist, nach Rom und bat dringend den Papst um Unterstützung. Vielleicht hatte auch Aribos Reise nach Rom keinen anderen Zweck, als seine früheren Angriffe auf den apostolischen Stuhl abzubitten und den Nachfolger Petri vor den Gefahren zu warnen, welche der Selbstständigkeit der deutschen Kirche vom Kaiser drohten.

So richteten sich die Blicke Mancher hoffend nach Rom: aber welche Hülfe sollte von dorther kommen? Johann XIX., ein schwankes Rohr sein Leben hindurch, jedes sittlichen Ernstes bar, ohne alles Gefühl für seine geistliche Stellung, wie hätte er einem Kaiser wie Konrad offen entgegenzutreten gewagt? Wie hätte er, kaum sich selbst auf dem Stuhle Petri sicher fühlend, Anderen hülfreich die Hand zu bieten vermocht? Im Januar 1033 beschloß er sein unwürdiges Leben, und sein Tod war nur deshalb ein Unglück für Rom und die abendländische Kirche, weil der schmählichen Wahl eine schmählichere folgte. Noch immer hatten die Tusculaner Rom ganz in ihrer Gewalt; die kaiserlichen Rechte in der Stadt, vor Allem das Recht über den Stuhl Petri zu verfügen, waren seit einem Menschenalter nicht geübt worden und fast vergessen. In der nichtswürdigsten Weise mißbrauchten nun jetzt die Tusculaner ihre Macht und die usurpirte Befugniß, die Wahl zu lenken. Der Graf Alberich von Tusculum, der sich einen Pfalzgraf des Lateran und Consul der Römer nannte, verwandte unglaubliche Summen, um die Wahl seines Sohnes Theophylact, eines zehnjährigen Knaben, durchzusetzen. Es gelang zur ewigen Schmach der Römer. Unter dem Namen Benedict IX. bestieg Theophylact den apostolischen Stuhl, den er durch Bubenstreiche schändete. In Jahren, wo er der Zuchtruthe bedurfte, jeder Verantwortung enthoben, ergab sich der Knabe dem nichtswürdigsten Leben. Die weltliche Herrschaft führten für ihn seine Brüder Gregorius und Peter, die sich Consuln, Herzoge und Senatoren der Römer betitelten. Die Kirche war ohne Leitung, und das geistliche Leben gerieth in Rom in den allerärgerlichsten Verfall. Wie stand es nun mit den Träumen der Cluniacenser? Und welche Hülfe konnten deutsche Bischöfe von einem solchen Papste erwarten? Wir besitzen die Antwort, die im Namen des Papstes dem Erzbischof Poppo

von Trier auf seine Klagen über den Kaiser gegeben wurde. Man belobt darin die Ergebenheit des Erzbischofs, aber statt der hülfreichen Hand bietet man ihm nichtige Worte und sendet ihm einen römischen Bischof, der ihm beim Firmeln und Consecriren unterstützen solle. Wahrscheinlich nicht so hatte es Poppo gemeint, wenn er den Papst bat ihm einen seiner geachtetsten und verständigsten Räthe zu schicken, um ihm in seiner Bedrängniß beizustehen.

Die Kirche — man kann es kaum leugnen — war an Händen und Füßen gebunden, der Willkür eines Kaisers preisgegeben, der ihr nur freien Spielraum ließ, soweit sie sich seinen politischen Zwecken dienstbar erwies. An eine Reformation der Kirche, wie sie Heinrich II. und Benedict VIII. beabsichtigt hatten, war nicht von fern zu denken. Mit dem ungeheuren Reichthum und der gewaltigen Weltmacht, welche der Kirche zuwuchsen, war sie tief in weltliche Interessen versunken und sank mit jedem Tage tiefer. Weder die äußerliche Gesetzlichkeit und Kirchlichkeit der Cluniacenser, noch die schwärmerischen Bußübungen der Schüler Romualds konnten ihr helfen; war doch gerade in Italien und Burgund, wo die eifrigsten Bußprediger ihren Sitz hatten, das Uebel am schlimmsten. Was den deutschen Klerus noch vor Allem aufrecht erhielt, war der Rest altgermanischer guter Sitte. Die Treue und Ehrlichkeit, Keuschheit und Reinheit der Vorfahren waren in diesem Stande so wenig, wie überhaupt in unserem Volke, bei aller Verderbniß der Zeit ganz verschwunden; der deutsche Geist ließ sich einmal nicht ganz unterdrücken, am wenigsten wo es das höchste und heiligste Gut der Menschheit galt. Es lebte in der That noch ein reiches Maß wahren Glaubensmuthes und aufopfernder Liebe in den deutschen Bischöfen: nur eines starken moralischen Impulses von außen hätte es bedurft, um zu zeigen, daß der deutsche Klerus noch eben so großer Entschlüsse fähig sei, als in der Zeit der Ottonen. Wohl hätte ihm diesen Impuls die Mission noch einmal geben können, für die sich um das Jahr 1034 bessere Aussichten zu eröffnen schienen.

Konrads II. Wendenkriege und die Mission.

Der vielen frommen Seelen nicht mit Unrecht anstößige Bund, den Heinrich II. mit den heidnischen Liutizen geschlossen, löste sich, sobald

Konrad der polnischen Uebermacht den Todesstoß gegeben hatte. Nur gleiche Bedrängniß hatte Deutsche und Wenden zeitweise verbinden können; sobald der gemeinsame Gegner überwunden war, brach der alte Haß des Bluts und des Glaubens, schon lange nur mühsam unterdrückt, mit neuer Gewalt hervor. Räubereien und Brandstiftungen geschahen von beiden Seiten, plündernd schweifte man über die Grenzen herüber und hinüber. Es scheint, als ob die Sachsen den schwereren Theil der Schuld trugen; dennoch erschienen sie nicht minder, als die Wenden, mit Beschwerden vor dem kaiserlichen Thron. Schon vor dem burgundischen Kriege hatte sich der Kaiser nach Werben begeben, um die Streitigkeiten der Sachsen mit den Liutizen friedlich zu schlichten. Dies scheint auch für den Augenblick geglückt zu sein, aber der Friede hatte keinen Bestand. Bald begannen die Ueberfälle und Plünderungen von Neuem. Nicht immer war das Glück mit den Sachsen; im Jahre 1033 wurde der sächsische Graf Liudger mit zweiundvierzig Rittern von den Liutizen in der Nähe von Werben erschlagen.

Gleich nach Beendigung des burgundischen Krieges begab sich deshalb der Kaiser mit einem sächsischen Heere an die Grenzen des Wendenlandes; mit starker Hand wollte er die Liutizen züchtigen, wenn sie sich nicht vollständig von jeder Schuld zu reinigen wüßten. Die angesehensten Männer des Volkes stellten sich vor seinen Richterstuhl, rechtfertigten, was von ihrer Seite geschehen war, und schoben die Schuld des Friedensbruchs lediglich auf die Sachsen; durch das Gottesurtheil eines Zweikampfs erboten sie sich ihre Unschuld zu erhärten. Auch die Sachsen, obwohl sie ein weniger reines Gewissen hatten, waren bereit ihre Sache der Entscheidung eines Gottesgerichts zu unterwerfen. So gab der Kaiser auf den Rath der Fürsten seine Genehmigung zu dem verlangten Zweikampfe. Jedes Volk wählte seinen Kämpen, und Beide traten zum Kampfe an. Der Christ traute, wie Wipo sagt, auf seine Rechtgläubigkeit und den Beistand des wahren Gottes; der Heide baute auf seine gerechte Sache. Jener griff zuerst den Wenden an; der aber leistete ihm herzhaften Widerstand, verwundete ihn und warf ihn endlich zu Boden. Dieser Ausgang des Kampfes erhöhte gewaltig das Selbstvertrauen der Liutizen und den Glauben an die Macht ihrer Götzen; nur die Anwesenheit des gefürchteten Kaisers hinderte sie sogleich über die Sachsen herzufallen und ihre Schwerter mit deutschem Blute zu netzen. Was damals zur

Ausgleichung der Streitigkeiten geschehen ist, wissen wir nicht. Bald darauf verließ der Kaiser die Elbgegenden, nachdem er noch die Burg Werben stärker hatte befestigen lassen und in derselben eine zahlreiche Besatzung zurückgelassen hatte; zugleich hatte er eidlich alle sächsischen Fürsten einmüthig den Angriffen der Liutizen zu wehren verpflichtet.

Nach kurzem Aufenthalt in Franken kehrte Konrad nach Sachsen zurück, wo er das Weihnachtsfest zu Goslar, die Ostern zu Paderborn feierte. Seine Nähe war abermals erforderlich. Die Liutizen hatten den Frieden gebrochen und in der Fastenzeit Werben überfallen; sie hatten die Besatzung gefangen fortgeschleppt und mehrere sächsische Männer getödtet. Der Kaiser gerieth über ihren Trotz in den höchsten Zorn und traf schleunig Vorkehrungen, um das aufrührerische Volk zu züchtigen. Um das Pfingstfest des Jahres 1035 kündigte er eine große Heerfahrt in das Wendenland an und brach bald nach dem Feste mit einem stattlichen Heere nach der Elbe auf. Aber die Liutizen hatten ihn erwartet und die Elbübergänge besetzt. Dennoch gelang es dem Kaiser, an einer wenig beachteten Furt einen Theil seines Heeres überzusetzen und dem Feind in den Rücken zu senden. Sobald sie dies bemerkten, ergriffen die Liutizen die Flucht; das deutsche Hauptheer konnte ruhig den Fluß überschreiten. Sengend und brennend durchzog es alsdann das Land der Wenden, die sich in unwirthbare Sumpfgegenden zurückzogen und sich hier vor den Verfolgungen der Feinde schützten; das deutsche Heer wurde von Böhmen unter der Führung des jungen Herzogs Bretislaw vortrefflich unterstützt. Obwohl man tiefer und tiefer in das Land ohne erheblichen Widerstand eindrang, bot der Krieg doch durch die Natur des Landes die größten Schwierigkeiten. Bisweilen sah man den Kaiser selbst bis an die Hüften im Sumpfe stehen und sein Schlachtschwert auf die Wenden schwingen, während er zugleich seine Krieger durch Zuruf zum Kampf anfeuerte. Wo man der Feinde habhaft werden konnte, schleppte man sie fort und schlachtete sie mit großer Grausamkeit hin. Einen gewaltigen Schrecken verbreitete der Kaiser unter den Feinden, aber es gelang nicht, sie vollständig zu unterwerfen. Im Herbste kehrte der Kaiser über die Elbe zurück, entschlossen im nächsten Jahre den Kriegszug zu erneuern.

Im Winter begab sich Konrad nach dem südlichen Deutschland, wo er das Weihnachtsfest zu Straßburg verlebte; dann nahm er seinen



Weg durch Schwaben nach Franken, um das Osterfest 1036 in Ingelheim zu feiern. Das Fest der Himmelfahrt beging er zu Paderborn, wo ihm Bischof Meinwerk noch einmal seine Dienstwilligkeit bewies und bald darauf (5. Juni) das Zeitliche segnete. Der Tod hielt überhaupt in diesem Jahre unter den deutschen Bischöfen eine reiche Ernte. Außer Meinwerk und Piligrim starben auch die Bischöfe von Regensburg, Merseburg und Minden. Sie wurden nicht immer durch fähigere Nachfolger ersetzt; den Regensburger Krummstab erhielt, wie erwähnt, des Kaisers unruhiger Bruder Gebhard. Von Paderborn kehrte der Kaiser in die rheinischen Gegenden zurück und verweilte während des ganzen Juni in der alten Kaiserpfalz zu Nymwegen, wo er die Vermählung seines Sohnes mit Knuds Tochter Gunhild festlich beging. Wichtige Angelegenheiten für das Reich und sein Haus beschäftigten ihn, aber er hatte den Wendenkrieg nicht vergessen.

Von der Hochzeitsfeier des Sohnes eilte Konrad zum Kampf. Im Juli wurde in ganz Sachsen zu einer neuen Heerfahrt gerüstet; im August kam der Kaiser selbst, um die Führung derselben zu übernehmen. Da sank den Liutizen der Muth; sie gaben jeden Widerstand auf und fügten sich dem Willen des Kaisers, stellten Geiseln für ihre Treue und zahlten eine unermeßliche Summe Geldes. Ein Friede wurde aufgerichtet, in welchem der Tribut der Wenden erhöht wurde und sie überhaupt in größere Abhängigkeit vom Reiche herabsanken, als sie seit längerer Zeit gewohnt waren. Die alten Markeinrichtungen Ottos des Großen wurden jedoch nur dürftig hergestellt; vielleicht besorgte Konrad die Macht der sächsischen Großen in gefährlicher Weise zu stärken, wenn er sie abermals zu so gewaltigen Herren unter den Wenden machte.

Alle wendischen Marken waren durch die polnischen und wendischen Kriegszüge Konrads wieder unter die deutsche Herrschaft gebracht. Die Markgrafen schalteten wieder in den weiten Ebenen zwischen Elbe und Oder: Markgraf Bernhard in der Nordmark und unter den Liutizen, der Wettiner Dedi in der Ostmark und Niederlausitz, Eckard in der Mark Meißen und dem Lande der Milzener. Sie hatten ihre Burgen unter den Wenden, trieben von ihnen Tribut ein und boten sie auch wohl zu den Waffen auf. Aber, ob dem so war, ihre Macht faßte auf dem rechten Elbufer doch nicht wieder tiefe Wurzel, und das slawische Wesen blieb ungebrochen. Gewiß gab es keinen geeigneteren Zeitpunkt,

um die Mission unter den Wenden neu zu beleben. Aber Konrad war nicht der Mann, der sich der Mission annahm, und so ging ungenützt die günstigste Stunde vorüber. Im Sprengel von Meißen erhielt sich die Kirche freilich in leidlichem Zustand, aber in den Havelberger und Brandenburger Sprengeln war das Christenthum so gut wie erstorben. Den Bischöfen des Wendenlandes begegnen wir häufig am Hoflager und in den Heeren des Kaisers, wie in der Umgebung der Erzbischöfe von Hamburg und Magdeburg: unter den Wenden scheinen sie fast nie sich gezeigt zu haben. Kein Erzbischof hatte bisher auf dem Magdeburger Stuhle länger gesessen als Hunfried, aber doch ist wenig von seiner Amtsführung zu melden. Die Bedeutung Magdeburgs als Seminars für die Mission des Ostens schien völlig vergessen. Von der Wirksamkeit jener berühmten Domschule, in welcher der heilige Adalbert und Brun von Querfurt gebildet waren, verlautet jetzt Nichts mehr. Auch der letzte Einfluß Magdeburgs auf die polnische Kirche hörte auf, als im Jahre 1035 der Bischof Paulinus von Posen starb, der noch in Magdeburg die Weihe erhalten hatte; sein Nachfolger Benedict soll in Gnesen geweiht sein.

Regeres Leben herrschte indessen um die Erzbischöfe von Hamburg. Die letzten Jahre des wackeren Unwan waren überaus reich an Freuden gewesen. Die Zeit kam endlich, wo sich das lange Ringen des Christenthums mit dem heidnischen Aberglauben im skandinavischen Norden auf immer entschied, wo sich die Sonne mit siegender Gewalt durch die Nebel Bahn brach, die sie stets von Neuem umhüllt hatten. Es waren nicht unsere Kaiser, die der Kirche im Norden zu diesem letzten Siege verhalfen; die nordischen Könige selbst gewannen diesen Ruhm. Olaf Haraldsson, der Norwegssohn, den sein Eifer für den Glauben um Reich und Leben brachte, Olaf der Schooßkönig, des abtrünnigen Erichs Sohn, der den hartnäckigen Wahn seiner Schweden mit dem Eifer eines Neophyten bekämpfte, und sein Sohn Amund Jacob, in den Wegen des Vaters wandelnd, der Däne Knud, der mit seinem englischen Reiche auch die Bekehrungslust der angelsächsischen Mönche gewonnen zu haben schien und der Winfried des Nordens wurde, — wie uneins sonst unter einander, in dem Eifer für den wahren Glauben waren sie völlig einig. Sie führten das Werk zum Schluß, welches Otto I. begonnen und seine Nachfolger verlassen hatten. Jetzt gewannen die Stiftungen Ottos in Schleswig und Jütland wieder kräftigeres

Leben, neue Bisthümer fügte Knud zu den alten in Dänemark und auf den Inseln, auch Norwegen und Schweden erhielten jetzt ihre eigenen Bischöfe. Es waren nicht mehr Deutsche allein, ja nicht einmal in der Mehrzahl, die in dieses neueröffnete Arbeitsfeld zogen, Angelsachsen und Dänen theilten mit ihnen die Last und den Segen der Arbeit: dennoch erntete das deutsche Erzstift vor Allem die Früchte, die nun in üppiger Fülle aufschossen. Denn seit Konrad mit Knud seinen Bund gemacht, brachte Hamburg seine Stellung als Metropole des Nordens zu neuer Geltung. Seitdem ging der große Knud mit dem Erzbischof über seine kirchlichen Pläne zu Rathe, in Bremen empfingen die nordischen Bischöfe die Weihe, häufig sprachen sie dort ein und bezeugten dem Erzbischof und Primas des Nordens ihre Verehrung.

Als Unwan starb (1029) und der treffliche Libentius ihm folgte, begann eine so glückliche Zeit für das Erzstift, daß man ihrer noch lange nicht ohne Neid gedachte. Der schlichte, gerade, gottesfürchtige Mann gewann sich die allgemeinste Achtung, selbst die feindlichen Billinger versöhnte er sich und seiner Kirche; auch König Knud und die Herrscher des Nordens zollten ihm verdiente Verehrung. Da strömten nach Bremen die Missionäre aus dem Dänenlande, aus Norwegen und Schweden zusammen, erzählten die großen Thaten, die Gott durch ihre Hand ausgeführt, und zogen dann gestärkt wieder zu reichlich lohnender Arbeit hinaus. Freudig hörte sie der Erzbischof, weihte neue Bischöfe den neuen Gemeinden und knüpfte mit sanfter Hand die Stiftungen im Norden immer fester an die große Mutterkirche in Bremen. Leider starb Libentius bald (1032), und sein Nachfolger Hermann — ein vornehmer Herr, der aus Halberstadt herüberkam, — war nicht der Mann, um die eigenthümlichen Verhältnisse seiner Kirche vollauf zu würdigen. Dennoch erhielt sich während seines dreijährigen Pontificats Alles so ziemlich in dem gewohnten Geleise, und in Bezelin gewann er einen Nachfolger, der ihn mehr als ersetzte. Auch Bezelin war ein Fremder, vom Rhein kam er zur Weser, von Köln nach Bremen: aber klug, wie er war, begriff er schnell die eigenthümliche Lage des Erzstifts. Ein Mann seines Verstandes that Bremen um so mehr noth, als sich bald nach seinem Amtsantritt schwere Unwetter im Norden zusammenzuziehen schienen.

Am 12. November 1035 starb König Knud nach einem kurzen, aber thaten- und segensreichen Leben, wenig älter als jener macedonische



Alexander, dem ihn die Nachwelt durch den Namen des Großen zugesellt hat. Knuds Tod schien alle Verhältnisse im Norden zu brechen und zu lösen; nicht ohne große Befürchtungen sah man auch der Zukunft der christlichen Stiftungen dort entgegen. Niemand ahnte, was aus dem großen Reiche, welches er begründet hatte, sich entwickeln würde. Er hatte von seiner rechtmäßigen Gemahlin, Emma von der Normandie, nur einen Sohn, Hördeknud mit Namen, hinterlassen und ihn zu seinem Nachfolger in Dänemark, England und Norwegen bestimmt, dagegen schon bei seinen Lebzeiten zweien älteren unehelichen Söhnen, die ihm Aelfgiva, eine vornehme Engländerin, geboren hatte, Unterkönigreiche zugetheilt, dem Harald im nördlichen England, dem Svend in Norwegen. Kaum aber war Knud gestorben, als Svend von den Norwegern vertrieben wurde, die den zehnjährigen Sohn des heiligen Olaf, Magnus mit Namen, in das Reich seines Vaters zurückriefen. Svend ging nach Dänemark, beanspruchte hier einen Antheil am Reiche seines Vaters und erhielt ihn; da er aber schon nach wenigen Monaten starb, wurde Hördeknud bald wieder alleiniger Oberherr in dem dänischen und englischen Reiche seines Vaters.

Der Bund Dänemarks mit dem deutschen Kaiser erhielt sich und wurde sogar noch fester geknüpft. Am 29. Juni 1036 vermählte Konrad, wie erwähnt, seinen Sohn mit Hördeknuds Schwester Gunhild, welche die Deutschen, der Gemahlin Heinrichs II. gedenkend, mit dem ihnen geläufigeren Namen Kunigunde nannten. Das zarte Kind des Nordens gewann sich schnell die Liebe ihres Gemahls; trotzdem wollte es der Dänin im Anfang wenig in unserem Lande gefallen. Sie krankte an Leib und Seele, und nicht Alle mochten ihr in der Fremde so freundlich begegnen, wie Bischof Azecho von Worms, der sie mit wohlthuenden Worten und süßen Mandeln über ihre Verlassenheit zu trösten suchte und nach dem sie schmerzlich seufzte, wenn er den Hof verließ. Ueberdies kamen schon nach wenigen Wochen die traurigsten Nachrichten aus ihrer Heimath. Auch in England wurde die Herrschaft ihres Bruders bestritten. Aelfgiva, voll Haß gegen Emma und Hördeknud, suchte die Engländer aufzuwiegeln und für die Herrschaft ihres Sohnes zu gewinnen. Sie lud die Großen des Reichs zu Gelagen und brachte es theils durch Ueberredung, theils durch Bestechung dahin, daß Viele Harald huldigten. Doch zählte Hördeknud noch Freunde in England, die ihn zu schleuniger Ueberkunft aufforderten. Aber der

träge, der Wollust und Trunkenheit ergebene Jüngling, dem Geiste nach nicht der ächte Sohn seines Vaters, zögerte, bis es zu spät war. Das ganze englische Reich fiel Harald zu und Emma, Hördeknuds Mutter, ergriff die Flucht nach der Normandie, um nur ihr Leben zu retten. Auch Norwegen konnte Hördeknud nicht wiedergewinnen und ging schließlich mit dem jungen Magnus einen Vertrag ein, der Beiden den Besitz ihrer Reiche auf Lebenszeit sicherte, den Ueberlebenden aber das Reich des anderen verbürgte, insofern dieser ohne männliche Erben absterben sollte. Indessen waren auch die Eroberungen Knuds an den pommerschen und preußischen Küsten, wie im Wendenlande den Dänen verloren gegangen. Die Pommern hatten sich frei gemacht, und die Wenden griffen jetzt sogar selbst mit Heeresmacht die Dänen an, vor denen sie noch vor Kurzem gebebt hatten.

Knuds Reich war in völliger Auflösung: wie hätten sich da nicht auch die kirchlichen Verhältnisse, die er begründet, lockern sollen? Sie lockerten, aber lösten sich nicht; denn mit der größten Klugheit wußte Erzbischof Bezelin, was sich erhalten ließ, zu erhalten. So blieben die geistlichen Stiftungen Knuds denn doch im Ganzen bestehen, und zugleich schienen sich durch Gunhilds Vermählung die Bande zwischen der dänischen und deutschen Kirche fester, als jemals, zu knüpfen. Es war eine auffallende Erscheinung, als nach Godhards Tode (5. Mai 1038) sein und des heiligen Bernwards Nachfolger zu Hildesheim ein dänischer Priester wurde. Sein ursprünglicher Name war Tymme, den man in den deutschen Thietmar verwandelte. Mit Gunhild war er nach Deutschland gekommen und in die königliche Kapelle aufgenommen worden, aus der er bald den Weg in eines der angesehensten deutschen Bisthümer fand. Man wußte an ihm wenig mehr zu tadeln, als daß seine wissenschaftliche Bildung nicht eben gründlich und den Anforderungen der Deutschen kaum entsprechend war.

Wer sollte nicht glauben, daß während der Glanz des Hamburger Erzstifts von Neuem bis in den fernsten Norden leuchtete, er auch in Hamburgs nächste Nähe, in seine wendische Provinz, einen Widerschein hätte werfen müssen? Aber dem war nicht also. In dem tief erschütterten Zustand der christlichen Kirche unter den Abodriten und Wagriern ließ sich gleichzeitig keine Aenderung spüren. Wenn auch noch Bischöfe von Oldenburg geweiht wurden, so gingen sie doch selten oder nie in ihre Sprengel, und wenn von den drei abodritischen Fürsten jener Zeit

auch der eine Christ war, so war er doch ein schlimmer Christ, dessen Wandel seinem Glauben wenig zum Ruhme gereichte. Oefters griffen die Abodriten sogar wieder zu den Waffen, um die deutsche Herrschaft ganz abzuschütteln und das Christenthum mit Stumpf und Stiel unter sich auszurotten. Das gelang ihnen nicht, vielmehr befestigte sich durch Konrads Siege über die Liutizen die deutsche Herrschaft und mit ihr die Macht der Billinger auch in diesen Ostseelandschaften wieder mehr und mehr. Aber das Christenthum hatte keinen Gewinn davon und konnte ihn nicht erwarten, so lange die Billinger nur darauf bedacht waren, den Tribut im Slavenlande so hoch wie möglich zu steigern, und so lange ein Kaiser fehlte, der sich der Mission ernstlich annahm.

Vergleicht man, was Boleslaw Chabry und Mesco in Polen, was der heilige Stephan in Ungarn, was Knud und die Olafs im Norden für die christliche Kirche gethan hatten, mit der Thätigkeit Konrads nach dieser Seite, so kann man nicht umhin zu gestehen, daß es wenig gerechtfertigt war, wenn sich das Kaiserthum noch immer als den einzigen Schirm und Schutz der abendländischen Christenheit zu betrachten liebte. Wipo, so überaus beflissen Kaiser Konrad in ein glänzendes Licht zu stellen, weiß seinen Eifer für die Vertheidigung des Glaubens doch durch keine andere Thatsache zu erhärten, als durch die grausame Hinmarterung liutizischer Gefangenen, welche eine Strafe dafür sein sollte, daß die Liutizen ein Crucifix bespieen und verstümmelt hatten. Wenn Wipo so den Kaiser als Rächer des christlichen Glaubens feiert, vergleicht er ihn seltsam genug mit heidnischen Imperatoren, wie Vespasian und Titus, welche durch die Zerstörung Jerusalems den Tod des Herrn an den Juden straften. Die Wahrheit ist, Kaiser Konrad hat Nichts für die Mission gethan, als er die Wenden unterwarf; während andere Herrscher im Norden und Osten das Evangelium mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln ausbreiteten, ließ der Kaiser das Heidenthum in den nordischen Marken seines Reiches ungebrochen bestehen.

Man sage nicht, Konrad konnte nicht mehr für die Ausbreitung des Christenthums thun, als er that, seine Macht reichte nicht weiter. Nie war das Reich stärker, nie ausgedehnter, nie seine Kräfte gesammelter. Das Reich blühte, wie nie zuvor, aber die Zielpunkte des Regiments hatten sich seit der Zeit der Ottonen geändert. Nicht so sehr auf die Ausbreitung der christlichen Lehre und die Ordnung kirchlichen

Lebens war Konrad bedacht, als auf die Begründung einer Weltmacht von unerschütterlicher Festigkeit. Die politische Reform griff Konrad an, die kirchliche gab er auf; für die Ausbreitung des Reichs hat er gewirkt, die Ausbreitung der Kirche war ihm gleichgültig. Das Reich war von der heiligen Höhe, auf die es Karl der Große und Otto gestellt hatten, herabgesunken und so zu sagen profan geworden.

Und wäre es nur das Reich gewesen! Aber mit dem Reiche war auch die Kirche — innigst verbunden wie beide waren — in die Tiefen des weltlichen Treibens versunken. Sie verlor, in den Strudel der Staats- und Hofgeschäfte hineingerissen, immer mehr ihre eigensten Aufgaben aus den Augen. Ist es da ein Wunder, wenn sie der weltlichen Macht zum Raube fiel und in unerträgliche Vergewaltigung gerieth, wenn Konrad zuletzt, wie die Zeitgenossen sagen, alle Ehrfurcht gegen ihre Häupter verlor? Während Reform und Mission erstarben, sank der hohe Klerus ganz in die Vasallenschaft der Krone; treue Dienstpflicht gegen den Kaiser wurde sein höchster Ruhm, Verweigerung der Lehnspflicht sein schwerstes Verbrechen. Hier ist der dunkelste Fleck, welcher den Glanz der glorreichen Zeit Konrads II. trübt. Der Schaden wurde größer und größer, der so bald die Blüthe der kaiserlichen Macht zerfressen sollte.

Die Keime des furchtbaren Streites mit den römischen Päpsten, welche Konrads Nachkommen durchkämpfen mußten, lagen schon in Heinrichs straffem Kirchenregiment: Konrad hat Nichts gethan, sie zu ersticken, sondern nur ihr Wachsthum erheblich gefördert. So ging die böse Saat auf, die gesäet war. Ein wunderbares Vorspiel jenes Streites fast in allen seinen Phasen ist Konrads Kampf mit dem Mailänder Erzbischof, der einzige, welchen der glückliche Kaiser nicht zu einem siegreichen Ende durchführen konnte, und auch das war vorbildlich.

6.

Konrads II. letzte Zeiten.

Aribert von Mailand und Konrads Lehnsgesetz.

Nur einen Bischof gab es, so weit Konrads Macht reichte, der neben ihm eine freie Stellung behauptet hatte. Es war jener Aribert von Mailand, der ihn nach Italien gerufen, ihm dort die Wege gebahnt, ihn gekrönt und nach Rom geleitet hatte, der noch jüngst durch seinen Zuzug im burgundischen Kriege dem Kaiser zur Gewinnung eines neuen Königreichs behülflich gewesen war. Ueberreich ohne Frage war Aribert für diese Dienste belohnt worden. Nicht allein daß er eine fast unbeschränkte Gewalt in seiner Stadt und in dem Gebiete von Mailand gewann, daß ihm das Bisthum und die Stadt Lodi unterworfen wurde, daß seine Suffragane in die abhängigste Stellung von ihm geriethen: alle Verhältnisse der Lombardei fielen im Wesentlichen unter seine Entscheidung. Er leitete, wie sich Konrads Nachfolger ausdrückte, das ganze italienische Reich frei nach seinem Willen. Doch auch für ihn kam die Stunde der Prüfung, der er um so schwerer entgehen konnte, je weniger er sich ein großes Glück mit Selbstbeherrschung zu tragen fähig zeigte.

Aribert*) stammt aus einem ritterlichen Geschlecht langobardischer Abkunft, das zu Antemiano im Mailändischen ansässig war. Sein Vater Gariard hinterließ ihm und einem anderen Sohne eine schöne Erbschaft. Ein Bruder Ariberts, der dem Waffenleben sich widmete, scheint früh gestorben zu sein; ihn überlebte ein Sohn mit Namen Gariard, dessen sich Aribert dann wie seines eigenen Kindes annahm. Er selbst, klein und unansehnlich von Gestalt, war früh unter den mailändischen Klerus aufgenommen und wurde durch die Gunst Heinrichs II., dessen er stets dankbar gedachte, wir wissen nicht in Folge welcher Verdienste oder Glücksumstände, an die Spitze des glänzenden und überreichen Erzbisthums gestellt (1018). Sein lebendiger und hochstrebender

*) So schrieb er selbst seinen Namen, während die mailändischen Chronisten die Form Heribert haben.

Geist fand in dieser Stellung Spielraum zu einer umfassenden Thätigkeit, in der sich die ausgezeichneten Gaben des Mannes schnell weithin bemerklich machten. Die ersten Jahre seines Pontificats waren von den Reformbestrebungen Benedicts VIII. und Heinrichs II. erfüllt, auf die Aribert mit Eifer einging und die er auch in der Folge nie ganz aus den Augen verlor. Die Disciplin und das kanonische Leben unter dem mailändischen Klerus herzustellen, das Joch der übermüthigen Stiftsvasallen von der Kirche des heiligen Ambrosius abzuschütteln: das waren die Aufgaben, die er zuerst sich stellte, deren Lösung aber eines heiligeren Ernstes bedurft hätte, als ihm eigen war.

Die Verhältnisse führten Aribert bald auf eine andere, seinem unruhigen Geiste mehr entsprechende Bahn. Als nach dem Tode Heinrichs II. die Herrschaft der lombardischen Bischöfe von dem einheimischen Adel gefährdet war, sah er nur in dem engsten Anschluß an Konrads aufsteigende Macht Rettung und trat deshalb als der Vorkämpfer der deutschen Herrschaft in Italien auf. Die Sache, der er sich gewidmet hatte, gelangte zum vollständigsten Siege, und mit seinen Erfolgen stieg Ariberts Selbstvertrauen von Tag zu Tage. Nie hatte er aufrichtig die Deutschen geliebt — „das wildeste Volk“ nennt er sie in einer seiner Urkunden —, sie hatten ihm nur zur Stütze seiner eigenen Macht dienen sollen; nie hatte er gegen diesen Kaiser eine persönliche Anhänglichkeit gehegt, obwohl er nicht geringe Beweise seiner Erkenntlichkeit erhielt. Sobald er sich daher in seiner Stellung gegen den Adel Lombardiens gesichert glaubte, verfolgte er eine Politik, die mit den Absichten des Kaisers nichts mehr gemein hatte; er verfolgte sie mit maßloser Willkür, mit blindem Eifer, ohne nach rechts oder links seine Blicke zu richten.

Sein Ziel war kein anderes, als eine unbeschränkte Herrschaft in der Lombardei zu gewinnen, nicht für sich oder die Seinen, sondern für sein Bisthum und den heiligen Ambrosius. Denn so tief er sich auch in die weltlichen Verhältnisse einließ, er war und blieb immer ein Priester; nur auf den Glanz der Kirchen und Klöster zeigte er sich noch in seinen letztwilligen Verfügungen bedacht, und noch heute besitzen die Kirchen Mailands die kostbarsten Spenden seiner Freigebigkeit. Aber kaum hat es jemals einen stolzeren und hoffährtigeren Kleriker gegeben. Wie einst bei Konrads Kaiserkrönung der Vortritt Ravennas seinen Geist nicht ruhen ließ, so entflammten jetzt in der Fülle der

Macht die Privilegien des Stuhls Petri seinen Ehrgeiz. Noch in seiner Grabschrift nennt sich Aribert mit der stolzen Demuth der Nachfolger Petri einen „Knecht der Knechte Christi". Die Rivalität Mailands gegen Rom war uralt und nie ganz beseitigt; vor Allem war es die weltliche Macht, welche die Nachfolger Petri gewonnen hatten, die jetzt Ariberts Wetteifer entzündete. Neben dem römischen Kirchenstaat einen mailändischen in der Lombardei zu begründen, war, wenn nicht Alles trügt, sein letztes Ziel.

Kein Zeitpunkt konnte günstiger scheinen, um zu einem solchen Ziel zu gelangen. Auf dem Stuhle Petri saß ein sittenloser Knabe, den selbst die ganze Macht und der enorme Reichthum seines Hauses kaum in der erkauften Würde zu halten vermochten; er war der Abscheu Italiens und der abendländischen Christenheit. Das Kaiserthum, von den lombardischen Fürsten gehaßt, schien keinen anderen Inhalt in Italien zu haben, als in Aribert und seinen Freunden, und an den Willen des Erzbischofs gleichsam gebunden. Die Bevölkerung Mailands war ihrem Bischofe, der sich den Glanz der Stadt auf das Aeußerste angelegen sein ließ, blind ergeben und ehrte ihn wie einen Heiligen. Nie war überdies die Vasallenschaft des Erzstifts zahlreicher gewesen; theils durch Güte, theils durch Gewalt vermehrte Aribert von Jahr zu Jahr sein Vasallenheer, an dessen Spitze sein Neffe Gariard stand, ein verwegener, zu den gefahrvollsten Unternehmungen stets bereiter Mensch. So steuerte Aribert mit der ihm eigenen Dreistigkeit unmittelbar auf sein Ziel los; er häufte Gewalt auf Gewalt, um die erstrebte Macht zu gewinnen.

Es konnte nicht fehlen, daß Beschwerden über seine Gewaltthaten bis zum kaiserlichen Throne gelangten. Wir wissen, daß sie besonders von dem Bischof Ubald von Cremona erhoben wurden, der das Bisthum in dem traurigsten Zustand übernahm. Sein Vorgänger, ein alter und gebrechlicher Mann, hatte mit den Bürgern Cremonas in unausgesetzten Streitigkeiten gelebt: sie verweigerten ihm nicht allein den Gehorsam, sondern vertrieben ihn aus der Stadt, zerstörten die bischöfliche Burg in derselben und bauten sich eine neue Feste, um ihre Freiheit, wie sie sagten, gegen ihren Bischof und den Kaiser zu schützen; diese Verwirrungen hatten Aribert und Gariard benutzt, um sich bischöfliche Besitzungen im Gebiet von Cremona anzueignen und dort festzusetzen. Ubald erhob, sobald er sein Bisthum antrat, beim Kaiser gegen die Cremonesen, wie gegen Gariard Klage. Konrad schritt gegen die Bürger

ein und verurtheilte sie zum Schadenersatz (1031). Auch Gariard sollte seinen Raub ausliefern, aber wußte ihn dennoch zu behaupten; denn nicht eher weihte Aribert den neuen Bischof, als bis er nothgedrungen jenen Besitzungen entsagte. Als Ubald sich über die erzwungene Abtretung später abermals beim Kaiser beschwerte, erließ dieser zwar einen neuen Befehl, dem Bischof das Seine zurückzugeben, aber Aribert und Gariard spotteten des kaiserlichen Gebots. Nicht allein daß sie ihren Raub behielten, sie griffen sogar immer weiter im Gebiet von Cremona um sich und bemächtigten sich einer Burg des Bischofs nach der anderen.

Der Kaiser hatte Gründe, mit Aribert nicht völlig zu brechen, so wenig er solche Nichtachtung seines Willens vergaß. Doch ehe noch die Strafen des Reichs über den gewaltthätigen Kirchenfürsten hereinbrachen, erhob sich gegen ihn ein bedenklicher Widerstand von einer anderen Seite. Er ging von den kleinen Vasallen der Lombardei aus, den Valvassoren, wie man sie damals nannte. Dieser ritterliche Stand, in welchem sich am unvermischtesten das langobardische Blut erhalten hatte, in dem etwas von dem Unabhängigkeitssinn und dem Muth der Vorderen lebte, war schon seit geraumer Zeit in gährender Bewegung. Voll Haß gegen die großen Vasallen des Reichs und vor Allem gegen die Bischöfe und deren erste Vasallen, die den Stand der Capitane bildeten, hatten die Valvassoren die Sache Arduins unterstützt, weniger wohl aus persönlichem Interesse für ihn, als um die Erblichkeit ihrer Lehen durch ihn zu gewinnen. Der deutschen Herrschaft waren sie nicht hold, weil an ihr vor Allem die Bischöfe einen Rückhalt fanden; unverhohlen hatten sie zu allen Zeiten ihre Abneigung gegen das kaiserliche Regiment an den Tag gelegt. Eine nationale Partei gab es in Italien damals nur in diesem Stande und in den städtischen Bevölkerungen; im eigentlichsten Sinne dort allein, da die Bürgerschaften noch lediglich von den communalen Interessen beherrscht waren und ihnen jener allgemeine Verband fehlte, in welchen die Valvassoren seit Arduins Zeiten getreten waren.

Ein gewaltthätiger Herr, wie Aribert war, mußte mit Nothwendigkeit mit diesem unruhig aufstrebenden Stande in Streitigkeiten gerathen. Seine Willkür erbitterte die kleinen Lehnsritter seiner Kirche; eine ausgebreitete Verschwörung bildete sich unter ihnen, und sie warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, dem Erzbischof ihre Macht zu zeigen. Als er sich einst einem angesehenen Mann ihres Standes die Lehen zu entziehen erkühnte, brach der Sturm los, und Aribert sah sich so-

fort rings von aufständigen Vasallen umgeben. Vergeblich suchte er sie durch Nachgiebigkeit zu besänftigen; es blieb ihm nichts übrig, als der Gewalt mit Gewalt zu begegnen und einen Krieg im eigenen Gebiet zu entzünden. Mit Hülfe der Capitane und Ministerialen seines Stifts gewann er endlich den Valvassoren einen Sieg ab, aber die Besiegten verließen, statt sich zu unterwerfen, in hellen Haufen das mailändische Gebiet. So gewann der Aufstand schnell den weitesten Umfang. Die Einwohner von Lodi, das Joch des Erzbischofs längst unwillig tragend, machten gemeinschaftliche Sache mit den Flüchtlingen; die Valvassoren in den Grafschaften Seprio und Martesana schlossen sich ihren Genossen an; in allen Theilen Italiens erhoben sich die kleinen Lehnsmannen gegen ihre Herren und verschworen sich gegen sie auf Tod und Leben. Ein großes Heer der Valvassoren brach gegen Mailand auf, um den Erzbischof zu vernichten, in dem sie den Todfeind ihres Standes und ihrer Interessen sahen.

Aribert, in der größten Bedrängniß schwebend, sah sich Unterstützung bei den Bischöfen und Grafen der Lombardei zu suchen genöthigt. So wenig Mitgefühl sie für ihn, ihren alten Widersacher, haben konnten, war es doch zugleich ihre eigene Sache, um die es sich handelte, und nach mehreren vergeblichen Anstrengungen, eine Vermittelung herbeizuführen, stellten sie eine ansehnliche Macht ihm zu Gebote. Zwischen Mailand und Lodi kam es zu einer offenen Feldschlacht, in welcher die Valvassoren, an Zahl Aribert weit überlegen, gleich beim ersten Anlauf einen vollständigen Sieg errangen (1035). Mehrere Großen blieben auf dem Platz; unter ihnen auch der Bischof von Asti. Zwar griffen die Sieger Mailand selbst nicht an, dessen Festigkeit ihnen wohlbekannt war; aber der innere Krieg war in der Lombardei entbrannt und griff immer weiter um sich. Die Verschwörung dehnte sich bald über ganz Italien aus und erfaßte zugleich immer tiefere Kreise. Auch die Ministerialen wollten nicht mehr ihren Herren dienen, die städtischen Bevölkerungen, schon lange schwierig, nicht mehr den Bischöfen gehorchen. Alle niederen Klassen des Volkes verbanden sich gegen die höheren, setzten sich selbst Richter und Schöffen und bestimmten Satzungen, nach denen ihnen Recht gesprochen werden sollte. Sie erklärten, keinem Herrn würden sie mehr dienen, der sie nicht nach dem von ihnen anerkannten Gesetze behandele; sie verlangten ein geschriebenes Recht und drohten mit dem Abfall vom Reiche, wenn der Kaiser es ihnen ver-

sage. Schon sah Aribert keinen anderen Rath, als den Schutz des Kaisers nachzusuchen und ihn über die Alpen zu rufen.

Es bedurfte den Ruf des Erzbischofs nicht. Bereits hatte der Aufstand der Valvassoren die allgemeine Aufmerksamkeit im ganzen Abendlande auf sich gelenkt und beschäftigte auch den Kaiser. Diese Bewegung war der Mitwelt ein unglaubliches, unerhörtes Ereigniß. Seit zwei Jahrhunderten war ein unausgesetzter Druck von den höheren Schichten der Gesellschaft auf die unteren geübt, aller Orten hatte man die alte Gemeinfreiheit unter das Joch des Königthums und der Lehnsherrschaften gezwängt, ohne daß man auf sonderliche Schwierigkeiten gestoßen wäre; hatte sich auch hier und da vereinzelt ein Widerstand geregt, so war doch nirgends bisher eine planmäßige Erhebung der niederen Klassen gegen die höheren gewagt. Jetzt aber erhob sich zur Verwunderung der Zeitgenossen eine große Bewegung von unten, die dem bisherigen Gange der Dinge eine entgegengesetzte Richtung zu geben schien. Man ahnte, daß sie von den durchgreifendsten Folgen sein könne; obwohl aus dem Feudalismus selbst hervorgehend und in ihm wurzelnd, schien sie doch weit über die Grenzen desselben hinauszuweisen.

Eine heillose Verwirrung aller bestehenden Ordnungen sahen die Meisten in diesem Aufstand; nicht so der Kaiser. Als er den Ruf der Valvassoren nach einem Lehnsgesetze vernahm, gab er zur Antwort: „Hungert Italien nach einem Gesetz, so will ich mit Gottes Hülfe seinen Hunger mit Gesetzen stillen.“ Die Erblichkeit der Lehen, die er in seinen deutschen Ländern factisch bereits anerkannt hatte, erregte ihm keine Besorgniß; die Gefahr der Bewegung schien ihm vielmehr auf einer ganz anderen Seite zu liegen. Den Aufstand brachte er mit Ariberts ehrgeizigen Absichten in eine Verbindung, die in Wahrheit nicht bestand; für ränkevoller hielt er den Erzbischof, als seine offenkundigen Thaten glauben ließen. Wie die Valvassoren einst Arduin Beistand geliehen hatten, so schien ihm auch jetzt ihr Aufstand auf eine Trennung Italiens vom deutschen Reiche zu zielen, und eben dahin deuteten Ariberts Ungehorsam und Herrschsucht. So rüstete er sich zu einem neuen Zuge nach Italien, um die Bewegung zu bewältigen und zugleich den übermüthigen Erzbischof in seine Schranken zurückzuweisen.

Schon im Sommer 1036 war Konrad mit den Vorbereitungen zu



diesem Zuge beschäftigt. Es war damals, daß sich der reiche Markgraf Bonifacius von Tuscien, nach Aribert unstreitig der mächtigste Mann Italiens, am deutschen Hoflager einfand und in das engste Verhältniß mit dem Kaiser trat, der ihn nicht nur mit den größten Ehren auszeichnete, sondern ihm auch Beatrix, die Erbtochter Friedrichs von Lothringen, Giselas Nichte und Pflegetochter, vermählte. Bonifacius gewann so zu den ererbten Grafschaften von Modena, Reggio, Mantua und Ferrara und zu der neu erworbenen Mark von Toscana ausgedehnte Besitzungen in den deutschen Ländern; eine Macht fiel in seine Hände, wie sie Konrad nur denen zu gewähren pflegte, deren Geneigtheit er um jeden Preis sich gewinnen wollte. Die Vermählung des schon ältlichen Herrn mit der jungen lothringischen Fürstin wurde mit der größten Pracht gefeiert. Noch später erzählte man davon, wie Bonifacius mit einem prächtigen Gefolge, das auf Rossen mit silberbeschlagenen Hufen kam, die Braut heimgeführt habe und dann zu Marego im Mantuanischen die neue Herrin mit unglaublichem Aufwand empfangen sei, wie der Markgraf Wein für das Volk habe springen lassen, die Fürsten und Herren Italiens drei Tage an seiner Tafel zu Gaste gewesen seien, wo man auf Gold und Silber die leckersten Speisen reichte, während die Klänge der Musik und die Spiele der Gaukler die Freuden des Mahles würzten. Je tiefer Aribert in der Gunst des Kaisers gesunken, desto höher war Bonifacius gestiegen. Einst hatte Aribert dem Kaiser die Wege nach Italien gebahnt, jetzt wollte Konrad gegen Aribert ausziehen und Bonifacius sollte ihm dazu die hülfreiche Hand bieten. Auch mit dem Aribert feindlichen Geschlechte der Este wird sich Konrad schon damals verständigt haben; wir finden mindestens dieses Geschlecht später auf seiner Seite.

Nachdem der Kaiser den Kriegszug gegen die Liutizen beendet hatte, hielt er sich während des October in seiner Pfalz Tilleda am Kyffhäuser auf und traf alle Vorkehrungen zum Zuge über die Alpen. Mit dem Anfange des Winters trat er dann, von einem zahlreichen Heere, den ersten Fürsten des Reichs und seiner ganzen Familie begleitet, den Weg nach dem Süden an und feierte das Weihnachtsfest 1036 zu Verona. Dann eilte er über Brescia und Cremona nach Mailand, verhängnißvolle Absichten gegen Aribert in der Seele hegend. Der Erzbischof empfing ihn in der Kirche des heiligen Ambrosius mit den

höchsten Ehren. Aber Konrad traute weder ihm noch den Mailändern, und schon am Tage des Einzugs selbst brach in der Stadt ein Aufstand aus. Es geschah wohl nicht, wie Wipo zu meinen scheint, weil die Mailänder den Kaiser hätten sich für die Valvassoren zu erklären zwingen wollen — sie konnten kein sonderliches Interesse für diese Flüchtlinge hegen, die ihre Stadt angegriffen hatten, — sondern der Grund wird vielmehr da zu suchen sein, wo ihn Arnulf, der Geschichtsschreiber Mailands, findet, in dem inzwischen ausgekommenen Gerüchte, daß der Kaiser Böses gegen Aribert im Schilde führe und ihm namentlich die Investitur der Bischöfe von Lodi entziehen wolle. Konrad zweifelte nicht, daß Aribert selbst der Urheber des Tumults sei; er gerieth in den höchsten Zorn und eilte nach Pavia, wohin er alle Fürsten Italiens zu einem großen Reichs- und Gerichtstag beschieden hatte, um Jedermanns Klagen gegen Jedermann zu hören, die ihm vorgetragenen Beschwerden zu erledigen und einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten. Er befahl Aribert ihm dorthin zu folgen.

Die Großen sammelten sich im Anfang des April zu Pavia um den Kaiser; auch Aribert hatte sich seinem Gebot nicht entziehen können und war erschienen. Tausend Klagen wurden laut; vielleicht gegen Niemand zahlreichere und härtere, als gegen den Mann, der bisher mit fast unbeschränkter Gewalt in Italien geboten hatte. Ein Graf Hugo und andere lombardische Herren erhoben laut ihre Stimme über die Willkür und die Gewaltthaten des Erzbischofs und verlangten die Rückgabe der ihnen entzogenen Güter. Der Kaiser selbst erinnerte den trotzigen Kirchenfürsten an die Nichtachtung seiner Befehle und verlangte, daß er sich rechtfertigen solle. Gegen diese Forderung bäumte sich der ganze Stolz eines Mannes, der bisher Niemandem Rede zu stehen gewohnt war. Er verlangte Bedenkzeit und zog sich zurück, trat aber bald wieder vor und erklärte, was er im Besitz der Kirche des h. Ambrosius gefunden oder auf irgend eine Weise ihr gewonnen habe, werde er derselben erhalten und auf N i e m a n d s Befehl oder Bitte auch nur das Geringste herausgeben. Vor den Fürsten aufgefordert, zu bedenken, daß er wenigstens den Befehl des Kaisers zu achten habe, wiederholte er noch einmal mit der größten Keckheit die Worte, die er gesprochen: „auf Niemands Befehl und Bitte." Der Kaiser fuhr in leidenschaftlicher Hitze auf; sein Verdacht wurde ihm zur Gewißheit, Niemand anders als Aribert sei der geheime Anstifter der Bewegung, die ganz

Italien erfülle. In der Seele des Erzbischofs las er Hochverrath und Verbrechen aller Art und befahl ihn mitten unter den Fürsten zu ergreifen und zur Haft zu bringen. Nach der Entscheidung der Großen gab er sodann die von Aribert geraubten Güter ihren rechtmäßigen Eigenthümern zurück; Aribert selbst mußte als Gefangener dem Kaiser folgen, der seine Bewachung dem Herzog Konrad von Kärnthen und dem Patriarchen Poppo von Aquileja übertrug.

Wer vermöchte den Eindruck zu schildern, welchen der unerwartet jähe Sturz des jüngst noch so gefürchteten Erzbischofs erregte! Die Urtheile der Menschen über das alle Welt verwirrende Ereigniß wandten sich meist gegen den Kaiser. Selbst diejenigen, die von der Schuld Ariberts sich überzeugt hielten, wollten nicht billigen, daß einer der ersten Kirchenfürsten des Abendlandes, ehe noch seine Vergehen festgestellt waren, mit Gewalt ergriffen war; auch in der nächsten Nähe des Kaisers tadelten Viele im Geheimen die Strenge desselben, selbst sein eigener Sohn war unter den Tadlern. Besonders aber regte sich jetzt in Italien die nationale Abneigung gegen den deutschen Oberherrn und die Deutschen; die schon vorhandene Bewegung empfing kräftige Nahrung. Die Flamme des Aufstandes schlug höher und höher. Zum Fanatismus wuchs die Aufregung, als nach wenigen Tagen der Erzbischof wie durch ein Wunder den Händen der Deutschen entrann und triumphirend in Mailand einzog.

Der Kaiser lag bei Piacenza, und in seinem Heere war der Patriarch von Aquileja, unter dessen Obhut Aribert stand. Ueberall umspäht, hatte der Gefangene dennoch Gelegenheit gefunden, sich mit seinen Freunden in der Ferne über einen Fluchtplan zu verständigen. Der Plan gelang, wie er verabredet wurde, besonders durch die aufopfernde Treue eines mailändischen Mönchs, welcher dem Erzbischof zur Gesellschaft belassen war. Dieser — er hieß Albizo — legte sich am Abend, der zur Flucht bestimmt war, in das Bett des Erzbischofs und zog die Decke desselben über den Kopf, so daß er nicht sogleich erkannt werden konnte. Indessen schlich sich der Erzbischof verkleidet aus der Nähe der Wächter und fand glücklich einen Ausweg aus dem Lager. Ein Pferd wurde ihm von einem in den Plan eingeweihten Manne zugeführt; er schwang sich in den Sattel und eilte dem Po zu. In der Angst seines Herzens gelobte er dem Kloster des Erlösers, das von einer Höhe bei Piacenza durch die Nacht ihm zublinkte, eine Schenkung, wenn er den

Händen der Deutschen entränne. Glücklich kam er an den Po, setzte über den Strom und eilte spornstreichs nach Mailand, wo er wie eine himmlische Erscheinung mit Staunen und Jubel begrüßt wurde. Schwer mußte Albizo damals für die Treue büßen, die er seinem Herrn erwiesen, aber Aribert vergalt ihm später den unvergleichlichen Dienst; er bestellte ihn wenige Jahre nachher zum Abt jenes Klosters, dem er sein Gelübde in jener Schreckensnacht geweiht hatte und lösete.

In welche Leidenschaft mußte der Kaiser gerathen, als er die Flucht Ariberts erfuhr. Der Patriarch von Aquileja hatte sich dem ersten Ausbruch des kaiserlichen Zorns entzogen; er hatte das Weite gesucht, denn er wußte, auch gegen ihn würde der argwöhnische Kaiser die Anklage des Hochverraths schleudern. Ariberts Demüthigung war fortan der einzige Gedanke des Kaisers; aber der Kampf gegen den Erzbischof war der Kampf gegen Mailand, die festeste Stadt Italiens, wo nicht im ganzen Abendlande. Nach allen Seiten erging deshalb das Aufgebot des Kaisers zum Zug gegen Mailand. Er selbst begab sich in die Länder des Markgrafen Bonifacius, und dann nach Ravenna, wo er das Osterfest feierte; Erzbischof Hermann von Köln wandte sich indessen nach Tuscien, andere Sendboten durchzogen den Exarchat.

Auch Aribert mußte sich nun zur Vertheidigung seiner Person und seiner Stadt rüsten. Alle Streitigkeiten der Stände waren hier wie durch einen Zauberschlag ausgeglichen, und Alles schaarte sich um ihn. Die Bewegung nahm einen großen nationalen Aufschwung, und Aribert war jetzt in der That der Führer derselben. Ein starkes und kampflustiges Heer stand ihm zu Gebot; auch in ihm regte sich der kriegerische Geist seiner Ahnen, als er sich an die Spitze dieses enthusiastischen Heeres gestellt sah. Mailand wurde auf das Beste bewehrt und alle Vorkehrungen für eine längere Belagerung getroffen. So konnte die Stadt mit ihren gewaltigen Mauern, ihren dreihundert Befestigungsthürmen und ihren starken Außenwerken ruhig den Angriff des Kaisers erwarten.

Im Mai zog das deutsch-italienische Heer des Kaisers gegen Mailand an und berannte zuerst die Burg Landriani auf der Seite nach Lodi. Sie wurde eingenommen und dem Erdboden gleich gemacht. Dann schlug der Kaiser sein Lager in einer Entfernung von wenig mehr als einer Meile von Mailand auf. Anfangs kam es nur zu unbedeutenden Treffen; die Mailänder machten einzelne Ausfälle, die

indessen ohne erhebliche Folgen blieben. Endlich am Himmelfahrtstage (19. Mai) rückte das ganze Heer des Kaisers in Schlachtordnung gegen die Stadt an; auf dem rechten Flügel standen die Deutschen, auf dem linken die Italiener. Die Mailänder verließen die Mauern und kamen den Kaiserlichen entgegen. Nicht weit von den Thoren Mailands bei einem verfallenen Triumphbogen aus der Zeit der Imperatoren kam es zum hartnäckigsten Kampfe. Das Blut floß in Strömen. In der vordersten Schlachtreihe des Kaisers fiel ein vornehmer deutscher Herr, der durch seine riesige Gestalt das Augenmerk Aller gewesen war; an der Seite des Kaisers sank sein Fahnenträger, Markgraf Guido, wahrscheinlich dem Geschlecht der Este entstammt; viele andere Herren in beiden Heeren bedeckten mit ihren Leibern das Schlachtfeld. Endlich verrauchte die Hitze des Kampfes. Der Waffenlärm verstummte, und die Kaiserlichen zogen in ihr Lager, die Mailänder in ihre Stadt zurück. Nichts schien entschieden: dennoch verzweifelte der Kaiser an der Eroberung der Stadt und hob wenige Tage nachher die Belagerung auf.

Am 28. Mai verließ Konrad das Lager vor der Stadt; am 29. stand er bereits drei Meilen westlich vor der dem heiligen Ambrosius gehörigen Burg Corbetta. Es war Pfingsttag, und es fehlte an jeder Zurüstung zu dem heiligen Feste. In einer kleinen Kirche der Umgegend sah man sich genöthigt die Messe vor dem Kaiser zu lesen, welche der Bischof Brun, so eben zum Bischof von Minden geweiht, abhalten sollte. Auf die wunderbarste Weise wurde die heilige Handlung unterbrochen. Am heiteren Himmel sammelten sich plötzlich schwarze Wolken über dem Lager; ein furchtbares Gewitter brach los. Flammende Blitze durchzuckten die Zelte und die Kirche, wo man zum Gottesdienst versammelt war; unter dem Tosen des Donners schien das Gewölbe des Himmels zusammenzubrechen. Entsetzen über Entsetzen erfaßte Alle; Einige tödtete die Furcht, Andere verloren den Verstand. Der Kaiser selbst stand in vollem Krönungsornate am Altar, während das Unwetter wüthete. Er zagte nicht, aber Viele in seiner Umgebung glaubten in diesem himmlischen Zeichen den Zorn des heiligen Ambrosius zu erkennen. Bertolf, ein Vertrauter des Kaisers, erzählte, wie er mitten im Donner und Blitz die zürnende Gestalt des Heiligen erkannt habe. Wie frohlockten Aribert und die Mailänder über den sichtlichen Beistand ihres Schutzpatrons, der ihnen die rettende Hand aus den Wolken reichte!

Weder die erlittenen Verluste, noch der Zorn des heiligen Ambrosius vermochten den Kaiser zur Nachgiebigkeit gegen den Erzbischof zu bewegen; muthig schritt er auf dem Wege fort, den er eingeschlagen, um Aribert zu beugen oder zu vernichten. Vor Allem bemühte er sich die Sache des Mailänders von dem Vortheil der Valvassoren zu trennen und dadurch dem Aufstande seine nationale Bedeutung zu nehmen. An demselben Tage, an dem er das Lager von Mailand abbrach, hatte er jene berühmte Lehnsconstitution erlassen, welche die Grundlage für die ganze weitere Ausbildung des Feudalrechts in Italien wurde. Alle Ansprüche der Valvassoren wurden ihnen hier rückhaltslos gewährt: Erblichkeit der Lehen im Mannsstamme, Gerichte aus ihres Gleichen, Berufung von denselben an den Kaiser oder seine Pfalzgrafen, Sicherung gegen die Verwandlung der Lehen in Zins- und Pachtgüter; der Kaiser verbürgte ihnen überdies, daß er von ihren Lehngütern niemals andere Leistungen für den Kriegsdienst, als die bisher üblichen, fordern würde. Diese Constitution bewirkte, wenn auch nicht im ersten Augenblicke, doch in kurzer Frist, was sie bezweckte: die Valvassoren wandten sich auf die Seite eines Kaisers, der ihre Sache zu der seinen gemacht hatte und allein die Macht besaß, dieselbe gegen ihre Lehnsherren durchzusetzen.

Nachdem der Kaiser so Ariberts Sache von den Interessen der Valvassoren getrennt hatte, griff er sofort ihn selbst mit der schärfsten Waffe an, die ihm zu Gebote stand. Er entsetzte ihn ohne rechtliches Verfahren des Erzbisthums und übertrug dasselbe einem seiner Kapellane, Ambrosius mit Namen, einem geborenen Mailänder. Die Geistlichkeit in der Umgebung des Kaisers wagte nicht ihren Mund gegen dieses allen Kirchengesetzen widersprechende Verfahren aufzuthun; sie duldete es schweigend, aber mißbilligte es desto entschiedener im Geheimen. Gerade in diesen Tagen kam der Papst nach Cremona an den Hof des Kaisers. Was hätte dem Nachfolger Petri wohl mehr geziemt, als das gekränkte Recht der Kirche zu wahren? Aber dieser Knabe, der den päpstlichen Namen führte, bewahrte seine eigene Stellung nur allein noch durch die Gnade des Kaisers. Schon war es am Petrus- und Paulstage 1035 so weit gekommen, daß in der Peterskirche ein Mordanschlag auf ihn gemacht war und er aus Rom hatte fliehen müssen; nur durch kaiserliche Unterstützung hatte er die Rückkehr in sein Bisthum erreicht. Wahrscheinlich war dieses willenlose Werkzeug der kaiserlichen Absichten jetzt ausdrücklich nach Cremona beschieden, um der Ab-

setzung Ariberts durch seine Gegenwart einen Schein des Rechts zu leihen. Nur kurze Zeit verweilte Benedict am Hofe des Kaisers, dann wurde er ehrenvoll entlassen und kehrte nach Rom zurück.

Die heiße Jahreszeit brach an. Der Kaiser vertheilte sein Heer und ließ das Mailändische von seinen Kriegsschaaren verwüsten; er selbst begab sich in die Gegenden am Fuße der Alpen. Am 18. Juni war er am Gardasee, im Juli im Veronesischen; im August ging er nach Aquileja, dem Sitze des Patriarchen, der ihm barfuß und im Büßergewande entgegenkam, um Verzeihung bat und sie erlangte. Bis in den Winter hinein verweilte Konrad in diesen Landschaften und den Besitzungen des Markgrafen Bonifacius.

Indessen war Aribert nicht müßig gewesen. Der Rückzug des Kaisers, die Zuversicht höheren Beistands, die Gunst der Umstände: Alles kam zusammen, sein Selbstvertrauen und seinen Hochmuth in das Unermeßliche zu steigern. Hatte ihm der Kaiser an die Mitra gegriffen, so hielt er sich für stark genug, jenem die Krone Italiens vom Haupte zu reißen, welche er einst ihm aufgesetzt hatte. Seinen alten Gegnern, der französischen Partei unter den Großen Italiens, bot er jetzt zuvorkommend die Hand, und diese ergriffen sie begierig und ohne Argwohn. Wie hätten sie auch an der Aufrichtigkeit von Ariberts Sinnesänderung zweifeln können? Und nicht sie allein versöhnte der verschmitzte Priester, er gewann auch Mehrere jener lombardischen Bischöfe, die bis dahin mit Unmuth seinen Druck ertragen hatten, selbst jenen Ubald von Cremona, der ihn so oft beim Kaiser verklagt hatte. Keine getreueren Anhänger hatten bisher die deutschen Kaiser in Italien gehabt, als die Bischöfe der Lombardei: aber die Gefangennehmung und Absetzung Ariberts öffneten ihnen, wie es scheint, plötzlich die Augen, welcher Sklaverei sie zu verfallen im Begriff ständen. Ueberdies mußte das neue Lehnsgesetz, das ihrer freien Gewalt über die Vasallen ein Ziel setzte, alle geistlichen und weltlichen Herren Italiens in gleicher Weise gegen den Kaiser, den Urheber des Gesetzes, erbittern. So fiel es Aribert leicht, eine weitverzweigte Verschwörung unter den Fürsten des Landes zu Stande zu bringen. Auf nichts Geringeres zielte diese Verschwörung hin, als die Herrschaft Italiens den Deutschen zu entziehen und auf einen französischen Großen zu übertragen. Man beschloß die Krone der Lombarden zunächst dem Grafen Odo von Champagne anzubieten, dem alten Widersacher des Kaisers.

Graf Odo war, während Konrad in Italien verweilte, in Lothringen eingefallen; er glaubte, die rechte Stunde sei gekommen, um vielfache Unbill zu rächen, die er vom Kaiser erlitten. Plündernd hatte er die Gegend von Toul durchzogen, die alte Burg Commercy mit Feuer zerstört und endlich die Feste Bar überrumpelt und eingenommen: hier ließ er eine Besatzung zurück und eilte nach seiner Heimath, wo ihn Gesandte der Lombarden, wie er vernahm, erwarteten. Es war im Sommer 1037, als Aribert mit seinen Verschworenen Odo die Krone Italiens anbot, die dieser zu ergreifen nur allzu geneigt war. Man kam überein, Odo solle den Krieg in Lothringen fortsetzen, bis nach Aachen vordringen und sich des ganzen Landes versichern; inzwischen wollten die Verschworenen im Stillen seine Sache in Italien fördern, wo sie den Kaiser lebend oder todt in ihre Gewalt zu bringen hofften. Man bestimmte überdies, daß binnen kurzer Frist Gesandte von beiden Seiten sich auf halbem Wege entgegenkommen und den beschlossenen Vertrag beschwören sollten.

Welche Aussichten eröffneten sich Odo! War Lothringen erobert, fiel ihm die Krone Italiens zu, so konnte ihm auch sein burgundisches Erbe nicht mehr vorenthalten werden: in dem Besitz Lothringens, Burgunds und Italiens hätte er unter den abendländischen Fürsten keinen seines Gleichen gehabt, noch einmal wäre das Kaiserreich des ersten Lothar hergestellt worden. Mit Ungestüm warf er sich im Herbst aufs Neue in den Krieg. Er belagerte Bar, welches ihm inzwischen wieder entrissen war; er sprach schon davon, er wolle zu Aachen das Weihnachtsfest feiern. Er ahnte nicht, wie nahe sein Ende. Am 15. November wurde er vor Bar von einem lothringischen Heere überfallen, welches Herzog Gozelo mit seinem kriegskundigen Sohne Gottfried anführte. Die Franzosen wurden nach heißem Kampfe völlig überwunden und fast ihr ganzes Heer vernichtet. Das Wichtigste aber war, daß Odo selbst in der Schlacht den Tod fand; mit Mühe wurde am folgenden Tage sein von den Pferden zertretener Leichnam erkannt. Man trennte das Haupt von demselben, und Gozelo schickte es mit dem feindlichen Banner dem Kaiser als Siegeszeichen nach Italien.

Indessen war bereits auch hier die Verschwörung entdeckt worden. Es war das Verdienst der Markgräfin Bertha von Susa, das Verbrechen enthüllt oder doch zuerst Beweise gegen die Hochverräther geliefert zu haben. Diese Frau aus dem Geschlechte der Este, deren



Gemahl Manfred vor Kurzem gestorben war, hatte ihre Tochter Adelheid dem jungen Herzog Hermann von Schwaben, dem Stiefsohne des Kaisers, vermählt und auch die Belehnung mit der Mark Susa ihrem Tochtermanne erwirkt; dem Kaiser unbedingt ergeben, wandte sie, als sie von einer Zusammenkunft der Gesandten Ariberts und Odos in den Alpen Kunde erhielt, Alles an, um Ort und Zeit derselben zu erspähen. Es gelang ihr nicht nur dies, sondern auch sämmtlicher Gesandten habhaft zu werden. Ariberts Unterhändler war ein gewisser Adalbert, eines der thätigsten Mitglieder des Unternehmens. Man fand bei ihm Briefschaften, welche unleugbare Beweise gegen die Verschworenen enthielten und sogar mehrere Bischöfe des Hochverraths überführten, die noch an dem Hofe des Kaisers unbehindert verkehrten und seines Vertrauens sich erfreuten; man erfuhr zugleich, daß auf den 11. November ein Anschlag gegen die Deutschen verabredet war, ähnlich dem Aufstande dereinst in Ravenna, in welchem man den Kaiser zu tödten, sein Heer zu vernichten hoffte. Sobald Konrad von diesen Dingen Kunde erhielt, ließ er die Schuldigen ergreifen und hielt über sie Gericht. Unter ihnen befanden sich die Bischöfe von Vercelli, Cremona und Piacenza, die über die Berge in das Exil geschickt wurden. Auch Adalbert ließ der Kaiser in Ketten nach Deutschland bringen. Ein gleiches oder ähnliches Schicksal traf noch andere Verschworene. Manche, und besonders Aribert selbst, konnte die Hand des Kaisers nicht erreichen.

Die Gunst der Heiligen blieb Aribert, wie man sieht, nicht lange treu. Die Entdeckung der Verschwörung, der Tod Odos, der sich mehrende Abfall der Valvassoren stimmten seine Hoffnungen allmählich herab. Die rücksichtslose Strenge und der unerschütterliche Muth des Kaisers steigerten dessen Ansehen in Italien von Tage zu Tage, und Aribert sah sich schon fast allein auf die ausdauernde Anhänglichkeit seiner Mailänder angewiesen. Diese blieb ihm trotz alles Ungemachs, welches die Verwüstung der Umgegend über Mailand brachte. Vergebens suchte der kaiserliche Gegenbischof Ambrosius in der Stadt und Umgegend eine Partei zu gewinnen. Sein Haus und seine Habe hatte man in Mailand zerstört; in derselben Weise rächte man sich jetzt an den Wenigen, die Ambrosius und des Kaisers Partei zu ergreifen wagten, und schreckte dadurch Andere ab. Aribert war noch immer Herr und Gebieter der Stadt, aber nichtsdestoweniger hatte seine Sache ihre gefährlichste Bedeutung verloren. Der Aufstand hatte seinen nationalen Charakter ein-

gebüßt und besaß fast nur noch ein lokales Interesse. Manches wurde versucht, um Aribert endlich zur Nachgiebigkeit zu bewegen: aber weder Drohungen, noch die Zusage der Verzeihung, noch Vermittlungsversuche des Papstes und anderer Bischöfe bewirkten etwas bei dem hartnäckigen Manne. So ließ denn Konrad durch seine Anhänger das Mailändische aufs Neue verwüsten; er selbst aber nahm den Kampf nicht wieder auf, sondern ging über den Po, um das Weihnachtsfest in Parma zu feiern und dann in die südlichen Länder Italiens zu ziehen.

Zu Parma kam es am Weihnachtstage zu Streitigkeiten zwischen den deutschen Kriegsleuten, die mit dem Kaiser waren, und den Bürgern der Stadt. Sei es daß der Tumult zufällig entstanden, sei es daß Ariberts Verschwörung im Stillen fortwirkte, die Schreckensscenen von Ravenna erneuerten sich in Parma. Alles fiel über den Kaiser und sein kleines Heer in der Stadt her; ein hitziger Kampf entspann sich, in dem die Deutschen fast unterlagen. Da ließ der Kaiser Brandfackeln in die Stadt werfen, um durch den weithin leuchtenden Schein seine in der Umgegend lagernden Kriegshaufen herbeizurufen. Sie eilten herbei, besonders Markgraf Bonifacius mit zahlreichen Schaaren, und leicht wurden die Städter nun überwältigt. Mord, Brand und Plünderung wütheten in der Stadt, deren Mauern der Kaiser zum großen Theil niederreißen ließ, als die Empörung bewältigt war. Die Schutthaufen Parmas sollten anderen Städten zum warnenden Beispiele dienen; Konrad glaubte zu erkennen, was einst schon Heinrich begriffen hatte, daß der Schrecken das einzige Mittel sei, Italien im Gehorsam zu erhalten.

Im Anfange des Jahres 1038 brach Konrad von der verwüsteten Stadt auf, ging drei Wochen später über den Apennin, verweilte längere Zeit in Tuscien und begab sich gegen Ostern nach dem Herzogthum Spoleto, wo er zu Spello bei Foligno das Osterfest feierte. Mit seinem Heere lag er hier in der Nähe Roms, und der Papst kam selbst in das Lager, um durch seine Gegenwart den Glanz des Festes zu erhöhen. Damals geschah es, daß der Papst in öffentlicher Versammlung nach dem Beschlusse der anwesenden Bischöfe die Excommunication über Aribert aussprach und das Erzbisthum Mailand dem Ambrosius bestätigte. Aribert stand nun unter Acht und Bann, aber sein Muth war auch jetzt noch nicht völlig gebrochen.

Wir wissen, daß sich die Kaiserin Gisela von Spoleto nach Rom



begab, um an den Gräbern der Apostel zu beten. Konrad selbst scheint absichtlich Rom nicht berührt zu haben. Er mochte dort ähnliche Auftritte, wie in Parma, fürchten und ihnen vorbeugen wollen. Denn die Stadt war in innerer Gährung. Nicht allein daß eine mächtige Partei der Herrschaft der Tusculaner und des schamlosen Knaben, den sie auf den Stuhl Petri erhoben hatten, fort und fort entgegenarbeitete, auch tiefer in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens eingreifende Fragen spalteten die Einwohnerschaft. In der Karolingischen Zeit hatte im Römischen für einen Theil des Adels und manche geistliche Stiftungen das langobardische Recht Geltung gewonnen und seitdem seine Stellung als Ausnahmsrecht neben dem römischen Rechte behauptet: Rechtsverwirrung und in Folge derselben endlose Streitigkeiten gingen aus dem Kampf des fremden Rechts mit dem alteinheimischen hervor und machten endlich das Einschreiten des Kaisers nöthig. Wir besitzen ein an die römischen Richter erlassenes Edict Konrads, durch welches er fortan alle Processe im römischen Gebiet nach römischem Rechte zu schlichten befiehlt. Wie die Lehnsconstitution, war unfehlbar auch dieses Edict ein Zugeständniß, welches der Kaiser den niederen Klassen machte, um sie für sich und den von ihm geschützten Papst zu gewinnen. Ohne selbst, wie gesagt, Rom zu berühren, zog der Kaiser nach Ostern aus der Mark von Camerino in das Gebiet von Benevent. Er eilte nach Troja, an die Grenze der Griechen.

Die Verhältnisse Unteritaliens und die Normannen.

Wenn Konrad, sobald er die langobardischen Fürstenthümer betrat, seine Schritte hart an die Grenzen der Griechen lenkte, so geschah dies nicht in feindlicher Absicht gegen das morgenländische Reich, sondern vielmehr, wenn nicht Alles trügt, um ein friedliches Abkommen mit dem Hofe zu Constantinopel zu treffen oder einen früheren Vertrag zu erneuern. Wir wissen, daß Konrad schon im Jahre 1027 durch den Bischof Werner von Straßburg freundschaftliche Verbindungen mit dem Ostreiche anzuknüpfen suchte, und Vieles legt die Vermuthung nahe, daß es damals zu Troja oder bereits früher zu einem engen Bunde zwischen beiden Reichen gekommen ist.

Als der alte Kaiser Constantin IX. dem Grabe entgegenging, waren von dem macedonischen Stamme, der trotz vielfacher Anfechtungen sich



hundert und sechszig Jahre in der Herrschaft des Ostens behauptet hatte, nur noch drei alternde Mädchen übrig, die Töchter des Kaisers. Die eine, Eudoxia, hatte der Welt entsagt und lebte im Kloster; von den beiden anderen, Zoe und Theodora, wurde die erstere erwählt, um den Thron ihrer Vorfahren einzunehmen und das Geschlecht derselben fortzupflanzen. Nach den Rücksichten griechischer Staatskunst mußte sich Zoe einem Hofmann von guter Gestalt, Romanus Argyros, vermählen, der bald darauf als Romanus III. den Thron des Morgenlandes bestieg (1028). Aber in keiner Weise entsprach der neue Herrscher den von ihm gehegten Erwartungen. Weder gewann er sich die Liebe seiner Gemahlin, noch erzielte er Nachkommenschaft, noch zeigte er in den Kämpfen gegen die Nachbaren und in den Aufständen, welche der Anhang seiner Schwägerin Theodora erregte, männliche Festigkeit. Schon nach sechs Jahren wurde der schwächliche Fürst durch Mord beseitigt, und Zoe verlieh mit ihrer Hand darauf das kaiserliche Diadem an Michael IV., einen Paphlagonier von niederer Abkunft, der sich in Constantinopel an Wuchergeschäften bereichert hatte und dann durch seinen mächtigen Bruder, den Eunuchen Johannes, zu Aemtern, Titeln und Einfluß am Hofe gelangt war. Weder Zoe noch das Reich gewann bei diesem Tausche. Auch Michael war ein Schwächling, und alle Gewalt ruhte in den Händen jenes Eunuchen, der sie nur zur Befriedigung seiner unersättlichen Habgier benutzte. Als der Eunuch sah, daß sein Bruder schnell dem Tode zureifte, zwang er Zoe, die im Palaste ihrer Väter nicht anders als eine Gefangene gehalten wurde, einen seiner Neffen, einen anderen Michael, den Sohn eines Schiffkalfaterers, zu adoptiren, um ihm die Nachfolge im Reich zu verbürgen. Die schandbarsten Verhältnisse beherrschten den Hof und verwirrten die Staatsangelegenheiten. Die Macht des Reichs sank zusehends, obwohl man sich noch mit hochfahrenden Plänen trug und sich gerade damals die günstigste Gelegenheit zur Wiedergewinnung einer Provinz zeigte, die man seit Jahrhunderten verloren, aber niemals aufgegeben hatte. Es war Sicilien, für dessen Eroberung man schon so viele Flotten und Heere mit den größten Kosten ausgerüstet und aufgeopfert hatte.

Die Emire von Sicilien hatten sich von den Fatimidischen Chalifen losgesagt, aber nur zu ihrem eigenen Verderben und zum Ruin des Landes. Endlose innere Zwistigkeiten brachen aus, in welche sich bald die spanischen Araber, bald die eben aufsteigende Macht der Zeiriden



mischte, welche die Küsten der Berberei den Fatimiden entrissen und Tunis zu ihrer Hauptstadt gewählt hatten. Im Jahre 1035 machte der Sultan von Tunis Moezz-ibn-Bâdis einen entscheidenden Versuch, sich der Insel zu bemächtigen. Unter der Anführung seines Sohnes Abdallah schickte er ein bedeutendes Heer hinüber, das von der aufständigen Bevölkerung mit Freuden begrüßt wurde. Palermo wurde belagert, und der Emir Ahmed mit dem Beinamen Akhal fand durch Meuchelmörder den Tod. Schon längst hatte Ahmed den Beistand des griechischen Hofs nachgesucht, um den Zeiriden zu wehren; man hatte zu lange gezögert, um ihn zu retten, aber man gab deshalb den Kampf nicht auf, sondern beschloß vielmehr die Gunst des Augenblicks mit allem Ernst zu nutzen. Heer und Flotte wurden gerüstet und unter den Befehl der Patricier Georgius Maniaces und Stephanus gestellt; kein Geld wollte man sparen, um außer den Hülfsmitteln des Ostens auch alle Streitkräfte Italiens gegen Sicilien richten zu können.

Es liegt auf der Hand, daß dem Hofe zu Constantinopel unter solchen Verhältnissen Alles daran gelegen war, nicht gleichzeitig in kriegerische Händel in Unteritalien verwickelt zu werden, daß er vor Allem die gefürchteten Normannen von den Grenzen des Reichs fern zu halten suchen mußte. Man ließ es deshalb geschehen, daß sich die langobardischen Fürstenthümer dem Westreiche unterwarfen, und gab selbst die kleinen griechischen Staaten Campaniens — Amalfi, Neapel und Sorrent — für den Augenblick Konrad preis; sei es durch einen förmlichen Vertrag, sei es durch eine weniger bindende Uebereinkunft. Nur durch ein solches Abkommen zwischen den beiden Kaisern können die folgenden Ereignisse begreiflich werden.

Die langobardischen Staaten Unteritaliens genossen seit einigen Jahren einer Ruhe, wie sie ihnen seit langer Zeit nicht beschieden war. Weder von den Griechen, noch von den Arabern ernstlich angegriffen, schienen sie einer friedlichen Entwicklung entgegen zu gehen, nach welcher die einheimische Bevölkerung, die außer dem reichlich lohnenden Feldbau einen ausgedehnten Handel betrieb, vor Allem verlangen mußte. Ueppiges Wohlleben und ein gewisser äußerer Glanz herrschten in den Städten, besonders in den größeren Orten Campaniens, aber der glänzende Schein verdeckte nur dürftig die Alles durchfressende Fäulniß der inneren Zustände. Schaudernd wendet man den Blick ab, wenn er sich

einmal tiefer in das erbärmliche und schandbare Treiben dieser Staaten verliert. Nur unter so verrotteten Verhältnissen, wie sie hier obwalteten, konnte Pandulf IV. von Capua, ein Tyrann des gemeinsten Schlages, ohne Kraft und Beherztheit, ohne jede ausgezeichnete Eigenschaft, eine hervorragende Stellung gewinnen und die Hoffnung nähren, sich eine ausgedehnte selbstständige Macht zu gründen.

Es war nicht wohlgethan, daß Konrad diesen Fürsten aus dem Exil befreit und ihn dann in die Herrschaft seiner Väter hergestellt hatte. Denn nicht nur daß Pandulf die Pflichten der Dankbarkeit nicht kannte, seine Herrschaft wurde zum furchtbarsten Fluch für sein eigenes Land. Wie ein Räuber plünderte er seine Unterthanen und brachte einen unermeßlichen Vorrath von gestohlenem Gut und Lebensbedürfnissen aller Art auf eine Feste, die er sich unmittelbar über Capua auf dem Berge der heiligen Agatha erbaut. Schwer lag auf jedem Wehrlosen die Hand des ruchlosen Fürsten, vor Allem aber lastete sie drückend auf den Kirchen und Klöstern. Fast dem Untergange nahe brachte er die reiche Abtei Monte Cassino, raubte die Schätze, die Kaiser und Päpste hier geweiht hatten, und nöthigte den von Heinrich II. eingesetzten Abt erst zu knechtischer Unterwürfigkeit, dann zu heimlicher Flucht. Ein ähnliches Schicksal erfuhr das Kloster des heiligen Vincentius und dessen Abt; ein schlimmeres der Erzbischof Adinulf von Capua, ein vornehmer, gewissenhafter und frommer Mann, der einem Bastarde Pandulfs Platz machen mußte. Adinulf wurde in Ketten gelegt und in den Kerker geworfen; es konnte keinen empörenderen Auftritt geben, als wie man ihn dann am Himmelfahrtstage aus dem Kerker nach seiner Kirche schleppte, hier zwang während der Messe öffentlich dem Bastard Bischofsring und Kreuz zu übergeben und die Füße Pandulfs zu küssen, hierauf aber nach dem Kerker zurückführte. Alles bebte vor dem grausamen und gewaltthätigen Fürsten, und um so mehr, als man gegen seine Tyrannei ohne alle Waffen war, da er mit seinem Schwager, dem alten Fürsten Waimar III. von Salerno, im besten Einverständniß lebte, auch die normannischen Ritter fast sämmtlich in seinen Dienst gezogen hatte und von seinem Raube unterhielt.

Durch den Beistand der Normannen hielt sich Pandulf nicht allein für in seinem eigenen Lande gesichert, sondern glaubte sich auch stark genug, um die Herrschaften seiner Nachbaren an sich zu reißen. Aber die Erfolge seiner Waffen waren gering. Ein Unternehmen gegen



seinen Vetter Landulf von Benevent scheiterte, und im Jahre 1029 gelang es sogar jenem Sergius, den er kurz vorher aus Neapel verdrängt hatte, in seine Stadt zurückzukehren und der Macht des Capuaners hier ein Ende zu machen. Der Verlust dieser Eroberung war für Pandulf nicht einmal das Empfindlichste; schwerer noch traf ihn, daß der Normanne Rainulf — derselbe, der einst mit seinen Brüdern zuerst die fremden Ritter in diese Gegenden geführt hatte, — mit fast allen seinen Landsleuten in Sergius Dienste trat, da dieser dem fremden Kriegsmann seine fürstliche Schwester, die Wittwe des Grafen von Gaeta, zur Ehe gab. Rainulf erhielt als Mitgift einen fruchtbaren Landstrich Campaniens zwischen Neapel und Capua, in dessen Mitte er eine Burg anlegte und mit breiten Gräben und hohen Hecken umgab (1030). Dieser Burg, Aversa genannt, machte er die umliegende reiche Campagna dienstbar und zinspflichtig: es war das erste eigene Territorium, welches die Normannen gewannen. Durch neue Ankömmlinge aus der Heimath und Flüchtlinge von allen Seiten wuchsen Rainulfs Schaaren schnell so an, daß es ihnen zu eng in ihren Grenzen wurde und das zinspflichtige Land sie kaum noch ernährte.

Rainulf sollte dem Sergius als Schutz gegen Capua dienen, Aversa sollte ihm ein kriegerisches Bollwerk gegen Pandulfs Habgier sein, und war es einige Jahre. Aber zum Unglück starb alsbald die dem normannischen Führer vermählte Schwester des Sergius, und Pandulf beeilte sich nun diesen durch eine seiner Nichten, eine Tochter des Patricius von Amalfi, auf seine Seite zu ziehen. Das reiche und junge Fürstenkind blendete den Normannen so sehr, daß er Sergius verließ und wieder unter Pandulfs Fahne zurücktrat, indem er sogar das Gebiet von Aversa unter die Botmäßigkeit des Capuaners stellte. So sehr nahm sich Sergius die Untreue des Normannen zu Herzen, daß er sie nur kurze Zeit überlebte. Pandulfs Freude war groß, aber währte nicht lange. Vor Kurzem war nämlich der alte Waimar von Salerno gestorben und hatte seinem gleichnamigen Sohne die Herrschaft hinterlassen. Waimar IV. traf zwar im Anfange seiner Regierung mit seinem Oheim Pandulf ein Abkommen, wonach sie gemeinsam und einträchtig in allen ihren Angelegenheiten zu Werk gehen wollten, aber Pandulf war zu herrschsüchtig und sein junger Neffe zu ehrgeizig, als daß dieser Vertrag einen längeren Bestand hätte haben können. Dazu kamen die schmutzigen Familienverhältnisse der Fürsten. Der Herzog von Sorrent,

hatte seine Gemahlin, eine Schwägerin Waimars, mißhandelt und verstoßen, eine Tochter derselben suchte Pandulf seinen Lüsten dienstbar zu machen, und Waimar glaubte sich die Kränkungen seiner Schwägerin und seiner Nichte zu rächen berufen. Er beschloß den Herzog von Sorrent und Pandulf mit Krieg zu überziehen und zu diesem Ende die ebenso tapferen wie feilen Normannen auf seine Seite zu ziehen. Durch Geld und reiche Geschenke an schönen Rossen, kostbaren Gewanden und blitzenden Waffen waren Rainulf und die Normannen leicht gewonnen. Rainulf entschloß sich jetzt Waimar zu dienen, wie er vordem Sergius und Pandulf seine Dienste verkauft hatte.

Dies war die Lage der langobardischen Fürstenthümer, als sie Konrad im Anfange des Sommers 1038 betrat. Pandulf und Waimar lagen im Kampfe, und es war kein Geheimniß, daß Konrad mit der Absicht kam, die Frevelthaten Pandulfs zu strafen und seiner tyrannischen Herrschaft ein Ziel zu setzen. Schon in Deutschland waren vielfache Klagen über den gewaltthätigen Fürsten zu seinen Ohren gedrungen, besonders von flüchtigen Cassinesen. Dann war, als der Kaiser vor Mailand lag, ein neuer Hülferuf an ihn ergangen, den er nicht länger glaubte überhören zu können. Er versprach Hülfe und schickte sich alsbald an, sie in Person zu leisten. Noch ehe er das Beneventanische betrat, hatte er Gesandte an Pandulf geschickt und ihm bei seiner Ungnade befohlen die geraubten Schätze auszuliefern und Monte Cassinos gerechte Forderungen zu gewähren. Aber die Gesandten hatten Nichts erreicht. Nun erschien Konrad selbst im Süden und beschied den ungehorsamen Lehnsmann nach Troja vor seinen Richterstuhl. Pandulf wagte nicht sich zu stellen, sondern flüchtete sich auf die Burg der heiligen Agatha. Niemals, hatte er erklärt, werde er selbst vor die Augen des Kaisers treten; „kein Wunder,“ sagt eine Chronik, „denn kein Dieb will das Angesicht seines Richters sehen.“ Statt seiner erschien seine Gemahlin mit ihrem Sohn und ihrer Tochter; sie versprach 150 Pfund Goldes sogleich zu zahlen und für die Nachzahlung einer gleichen Summe ihre Kinder als Geiseln zu stellen. So erwirkte sie Aufschub und Nachsicht ihrem Gemahl, dessen Geiz jedoch das gegebene Versprechen bald bereute. Dies wurde klar, als sich nach wenigen Tagen Pandulfs Sohn den Händen des Kaisers durch Flucht entzog.

Unverzüglich rückte der Kaiser nun in das Capuanische ein. Zunächst ging er nach Monte Cassino, welches Basilius, der von Pandulf



eingesetzte Abt, flüchtig verließ. Konrad verjagte hier die Verwalter des Fürsten, dann rückte er gegen Capua selbst an und zog am Abend vor Pfingsten (13. Mai) in die Stadt ein. Das Pfingstfest feierte er im Lager bei den Ruinen des alten Capua. Recht und Ordnung wurden in dem Fürstenthum hergestellt: der Erzbischof Adinulf erhielt die Freiheit und seinen Bischofsstuhl zurück, die Kirchen und Klöster kamen wieder in den Besitz ihres Eigenthums, in Monte Cassino setzte der Kaiser einen ihm vertrauten Mönch, den Baiern Richer, zum Abte ein. Richer war aus einer vornehmen Familie, im Kloster Altaich unter Godhard gebildet, ein Mann von hervorragender und kräftiger Persönlichkeit; die Cassinesen selbst wünschten ihn an der Spitze ihres Klosters zu sehen, da er bereits durch die Verwaltung der Abtei Leno im Sprengel von Brescia sich einen Namen gemacht hatte, und nur zögernd entschloß sich der Kaiser den ausgezeichneten Mann ihnen zu überlassen. So wurde ein deutscher Mönch Abt des ältesten und vornehmsten Klosters im Occident, welches unter seiner Leitung sich aus dem Verfall erhob und zu neuer Blüthe gedieh.

Der Kaiser beschied die Fürsten Campaniens nach Capua. Aber Niemand leistete seiner Mahnung Folge, als Waimar von Salerno, schon als Widersacher Pandulfs der Bundesgenosse des Kaisers. Prächtige Geschenke brachte er und wurde auf das Beste empfangen. Auch große Ehren harrten seiner, denn der Kaiser hatte ihm das von Pandulf verscherzte Fürstenthum bestimmt. Mit der Fahnenlanze wurde Waimar mit Salerno und Capua zugleich belehnt und die beiden reichen Fürstenthümer so in e i n e Hand gegeben. Da aber Waimar ohne den Beistand der Normannen seine Stellung und das Ansehen des Reichs in diesen Gegenden nicht behaupten zu können versicherte, belehnte der Kaiser auf seinen Wunsch Rainulf mit der Grafschaft von Aversa. Mit der Fahnenlanze, wie die Fürsten des Reichs, empfing der Normanne seine Grafschaft als Lehen und sah sich damit unter die Zahl der Reichsfürsten Italiens aufgenommen. Als Konrad in den letzten Tagen des Mai Capua verließ, übertrug er die Leitung der Angelegenheiten des unteren Italiens Waimar, Rainulf und dem Abt Richer. Er begab sich darauf nach Benevent, seine Gedanken waren schon auf die Heimkehr nach Deutschland gerichtet.

Ein langobardischer Fürst, ein normannischer Kriegsmann und ein baierischer Mönch sahen sich berufen die Stellung des abendländischen

Reichs in seinen südlichen Provinzen zu wahren. Wie sie dies thaten, zeigte die nächste Folge. Der Herzog von Sorrent wurde verjagt und Waimars Bruder Guido dort als Herr eingesetzt; das reiche Amalfi wurde erobert und dem Fürstenthum Salerno verbunden: überall hatte der Triumvirat die besten Erfolge. Pandulf hielt sich bald nicht mehr auf seiner Felsenburg sicher und flüchtete sich nach Constantinopel, wo er auf den Beistand der Griechen zählte. Aber auf die Vorstellungen Waimars wurde Pandulf von dort in ein fernes Exil geschickt, aus dem er erst nach zwei Jahren zurückkehrte. Alles zeigt, in welchem Einverständniß damals das morgen- und abendländische Reich handelten; Nichts aber thut dies augenfälliger dar, als daß zu derselben Zeit Waimar und die Normannen auch den Angriff der Griechen auf Sicilien nachdrücklich unterstützten.

Noch im Jahre 1038 ging der Patricius Georgius Maniaces unter dem Beistande des Katapans Michael Doceanus nach Sicilien hinüber und landete an der Ostküste; ihm zur Hülfe zog eine langobardische Schaar Waimars, dann dreihundert normannische Ritter unter der Anführung Wilhelms des Eisenarms, der mit seinen Brüdern Drogo und Humfried erst vor Kurzem aus der Normandie in Italien angekommen war, endlich noch einige abendländische Ritter, an deren Spitze Arduin, ein vornehmer Dienstmann des Mailänder Erzbisthums, stand. Morgenland und Abendland verbanden sich so, um die griechische Herrschaft in Sicilien herzustellen. Wenn dies dennoch nicht gelang, so trugen die Griechen die Schuld, vor Allem die Eitelkeit und der Hochmuth ihres Führers. Die Normannen vollführten Wunder der Tapferkeit; eine Reihe von Städten an der Ostküste der Insel wurde den Arabern abgenommen, fast in allen Kämpfen der Islam besiegt. Aber Maniaces lohnte den abendländischen Kriegern schlecht ihre trefflichen Dienste. Alles maß er seinen Verdiensten bei und reizte dadurch selbst die Empfindlichkeit seiner eigenen Landsleute. Endlich wurde er nach Constantinopel beschieden, wo Entsetzung und Haft seiner harrten. Die Normannen und Waimars Hülfstruppen kehrten im Jahre 1040 nach Italien zurück. Alle Eroberungen der Griechen in Sicilien gingen in kurzer Zeit wieder verloren; der Kriegszug hatte nur dazu gedient, den Normannen den Weg in die reiche Insel zu zeigen.

Indessen hatte der Kaiser den Heimweg angetreten; die heiße Jahreszeit brach ein und mahnte zur Eile. Von Benevent zog er mit



den Seinigen und seinem Heere schnell durch die Marken nach den Pogegenden zurück, wo wir ihm am 23. Juli zu Viadana begegnen. Aber so sehr man den Zug auch beschleunigte, es war zu spät, um den verderblichen Krankheiten zu entgehen. Mit furchtbarer Gewalt brach eine Seuche im deutschen Lager aus und forderte selbst in der nächsten Nähe des Kaisers beweinenswerthe Opfer. Am 18. Juli starb die Schwiegertochter des Kaisers, das liebliche Dänenkind; nur ein Töchterlein hinterließ sie ihrem Gemahle. Zehn Tage später beendete auch der Herzog Hermann von Schwaben, der Stiefsohn des Kaisers, in jungen Jahren sein Leben. Man wollte des Herzogs Leiche nach Konstanz schaffen, sah sich aber genöthigt sie in Trient zurückzulassen; die irdischen Reste der jungen Königin wurden nach dem Kloster Limburg gebracht. Immer größer wurden die Lücken im deutschen Heere; auch wenn der Kaiser es gewollt hätte, er hätte nicht länger in der Lombardei verweilen können, obschon Mailand noch immer ihm trotzte. Im August ging er über den Brenner und verweilte dann längere Zeit in Baiern, um seinem Heere Ruhe zu gönnen und für die Kranken zu sorgen.

Noch ehe Konrad die Lombardei verlassen hatte, war ihm von den italienischen Fürsten das Versprechen gegeben worden, mit all ihren Streitkräften die Belagerung Mailands von Neuem zu beginnen und ein Jahr hindurch fortzusetzen. Was sie versprochen hatten, hielten sie und zogen mit großer Macht gegen Mailand. Aber Aribert wußte ihnen zu begegnen. Klar zeigte sich, daß er sich auf die Kunst der Waffenführung besser verstand, als auf die friedlichen Geschäfte seines heiligen Amtes. Er wurde damals der Begründer der städtischen Miliz in Mailand, deren Organisation sich in der Folge über alle Städte der Lombardei verbreitete. Er zuerst, wie uns die Mailändischen Chronisten ausdrücklich versichern, bewaffnete alle Klassen des Volkes, alle Bewohner seines Gebiets, die Landleute wie die Städter, die Armen wie die Reichen, und verwandte zuerst ein so gebildetes Heer für die Vertheidigung der Stadt. Er war es auch, der dieser neuen Miliz das Feldzeichen gab, unter dem sie nachher so viele glorreiche Siege erfocht. Ein hoher Balken erhob sich, einem Mastbaum gleich emporragend, auf einem gewaltigen Wagen; auf der Spitze des Mastes leuchtete ein goldener Apfel, von dem zwei Flaggen von schneeweißem Linnen lustig im Winde flatterten; in der Mitte des Mastes hing das heilige Kreuz, von dem

der Heiland mit ausgebreiteten Armen über dem Heere schwebte; sein göttliches Bild gab Muth im Streite und Trost im Tode den Kämpfern. Schon längst hatte man in ähnlicher Weise das Kreuz bei Processionen auf einem solchen Carroccio herumgeführt; jetzt wurde es zum ersten Mal angewendet, um den Kampf für die Vaterstadt als einen Dienst für den Heiland und seine Kirche zu weihen. Mit der Begeisterung des Glaubens fochten die Mailänder und schlugen die Angriffe der Fürsten auf ihre Stadt ab; unter dem Carroccio stritt dieses städtische Heer in rühmlichster Weise gegen die Lehnsmannschaften der Herren. Mailands Verfassung mußte eine andere werden, seit das Waffenhandwerk hier nicht mehr das Privilegium des Ritterstandes blieb; die städtische Miliz Ariberts hat zur Entwicklung der bürgerlichen Freiheit und des Bürgerregiments in Mailand und den anderen lombardischen Städten mit innerer Nothwendigkeit geführt.

Wer kann in Abrede stellen, daß Konrad mit tapferem Muthe die kaiserliche Herrschaft in Italien behauptet hatte? Die Furcht vor seiner Macht hielt die Gemüther gefangen, als er über die Alpen zurückkehrte; wenn auch Aribert und Mailand noch trotzten, es war ein Trotz, der den gewaltigen Mann kaum noch beunruhigen konnte. Die Banner des Kaisers hatten Achtung gebietend und Scheu verbreitend überall in Italien geweht. Aber ihnen gegenüber wurden damals auch andere entfaltet, um die sich muthige, unbezwungene Schaaren sammelten und an die sich glänzende Hoffnungen knüpften. Die bunten Fähnlein der normannischen Ritter und das Carroccio der Mailänder Bürger waren noch zu großen Dingen bestimmt.

Das Ende Konrads II.

Mitten unter Leichen hatte der Kaiser seinen Weg über die Alpen genommen und fand auch in der Heimath nicht Alle wieder, denen er zu begegnen gehofft hatte. Am 5. Mai 1038 war Bischof Godhard gestorben, einer der Letzten aus der Schule Heinrich II., vielbeweint in Hildesheim, wie in dem Kloster Altaich, das unter seiner Pflege zu der schönsten Blüthe gedieh. Noch unmittelbarer berührte den Kaiser der Tod des sächsischen Grafen Liudolf, seines Stiefsohns, der in den Jahren erster Manneskraft mit Hinterlassung zweier Söhne starb (23. April 1038). Gisela hatte Liudolf in ihrer ersten Ehe geboren; von ihren

vielen Kindern lebte jetzt nur noch ihr jüngster Sohn, die Hoffnung des Reichs*). Liudolfs Todesfall war der dritte, der die kaiserliche Familie in Jahresfrist betroffen hatte, und scheint auch den alternden Kaiser selbst an sein Ende gemahnt zu haben. Ueberdies fühlte er die Gebrechen des Leibes oft schwer genug; an der Fußgicht leidend, kehrte er aus dem Süden zurück und hatte in der nächsten Zeit mehrere harte Anfälle der Krankheit zu überstehen. Alle seine Sorgen schienen fortan nur noch darauf gerichtet, sein Haus zu bestellen und das Reich in geordnetem Zustande seinem Sohne zu überliefern.

Tiefe Ruhe fand der Kaiser bei seiner Rückkehr in Deutschland. Von Baiern aus scheint er sich gegen den Herbst zunächst nach Schwaben begeben zu haben, wo er das erledigte Herzogthum seinem Sohne verlieh. Dann zog er in das burgundische Reich, um es seinem Sohne schon bei Lebzeiten zu übergeben. Zu Solothurn versammelte er die burgundischen Großen. In einer dreitägigen großen Reichsversammlung wurden hier alle Angelegenheiten des Landes geordnet; am vierten Tag übertrug dann der Kaiser dem jungen König unter Zustimmung des Adels und alles Volkes die Regierung des Reichs. Alle Anwesenden huldigten Heinrich aufs Neue, der sofort in der Stephanskirche zu Solothurn zum König von Burgund nach der Sitte der Vorfahren gekrönt wurde. Im Anfang December begab sich darauf der Kaiser über Basel und Straßburg nach den rheinfränkischen Gauen. Er hielt einen Landtag zu Straßburg, versammelte eine Synode zu Limburg, nahm aber dann in Eile seinen Weg nach Goslar, wo er das Weihnachtsfest beging. Eine große Zahl von Fürsten umgab ihn hier, Gesandte kamen von allen Seiten, die umwohnenden Völker brachten Tribut. Das Fest wurde prächtig begangen, aber eine trübe Stimmung beherrschte dennoch die Menge. Wunderbare Erscheinungen sah man am Weihnachtstage am Himmel — große Wetterwolken bauten sich auf und stießen zusammen —, man wußte nicht, wie man diese Zeichen sich deuten solle.

Von Sachsen kehrte der Kaiser im Anfange des Jahres 1039 in die rheinischen Gegenden zurück. Zu Nymwegen, der alten Kaiserburg Karls des Großen, verweilte er am liebsten; hier beging er auch diesmal das Osterfest. Ein heftiger Gichtanfall hielt ihn dort länger, als

*) Auch ihre beiden Töchter von Konrad waren bereits verstorben.

er erwartet, gefesselt und erlaubte ihm erst gegen Pfingsten nach Utrecht aufzubrechen. Mit vielen Lustbarkeiten und ausnehmender Pracht ließ er hier das Pfingstfest begehen; das Volk sollte den Kaiser mit seiner Gemahlin und seinem königlichen Sohn von aller Herrlichkeit der Welt umgeben sehen. Mit der Kaiserkrone geschmückt zeigte er sich der schaulustigen Menge bei dem Hochamt, im Festzuge und beim Mahle; sie jubelte ihm zu, freute sich nach ihrer Art des kaiserlichen Glanzes und staunte die Pracht an, welche den Herrn der Welt umgab.

Am anderen Tage war der Kaiser eine Leiche. Schon während des Festmahls hatte er Tags zuvor heftige Schmerzen empfunden, aber sie unterdrückt, um die allgemeine Freude nicht zu stören. Als jedoch am folgenden Morgen die Schmerzen heftiger wiederkehrten, fühlte er, daß seine letzte Stunde gekommen. Mit derselben Unerschrockenheit sah er ihr in das Auge, wie vor einem Jahre dem furchtbaren Unwetter bei Corbetta. Er entließ die Seinigen, um das Mittagsmahl einzunehmen; indessen beschied er die anwesenden Bischöfe zu sich, ließ sich das heilige Sacrament, das Kreuz und den Reliquienschatz bringen, richtete sich auf und beichtete unter hellen Thränen seine Sünden. Hierauf empfing er die Absolution und das Abendmahl. Nachdem er so sich zum Todeskampfe bereitet hatte, sah er noch einmal Gisela und seinen Sohn, sprach zu ihnen mit herzlichen Worten und sagte ihnen Lebewohl. Bald nach Tagesmitte hauchte er dann den letzten Athemzug aus. Es war am 4. Juni 1039. Er hatte sein Leben auf etwa sechszig Jahre gebracht, über vierzehn Jahre die ostfränkische Königskrone, über zwölf Jahre das kaiserliche Diadem getragen; seit seiner Krönung in Burgund waren nahe an fünf Jahre vergangen.

Auf das Volk, das den Kaiser noch am Tage zuvor von aller seiner Macht umstrahlt gesehen hatte, machte die erste Kunde von seinem Tode einen gewaltigen Eindruck. Wo hätte es auch jemals einen schärferen Gegensatz irdischer Größe und irdischer Hinfälligkeit gegeben? Viele Thränen flossen um Konrad; denn Vielen war er ein freigebiger Herr gewesen, und Manchem war seine strenge Rechtspflege die Quelle reichen Segens geworden. Aber die Thränen der Menschen trocknen schnell, wenn sich die Trauer um den Verlust nicht mit der Besorgniß vor nahen Gefahren und eigener Bedrängniß verbindet. So war der gewaltige Kaiser nur allzubald von der Masse vergessen, welche die Erbfolge gesichert sah und sich Großes von dem jungen Könige versprach.



Anders war jetzt die Lage des Reichs, als bei dem Tode Heinrichs II., wo Alles mit banger Spannung der nächsten Zukunft entgegenging. Aber auch das war Konrads Verdienst, und mit großem Recht klagt der Hildesheimer Annalist seine Zeitgenossen des schreiendsten Undanks an. „O ihr harten und fühllosen Menschen," ruft er aus, „bei dem jähen Tode eines Mannes, in dem die gewaltigste Kraft und Macht des Erdbodens unterging, hörte man kaum einen Seufzer."

Der junge König ließ seine erste Sorge sein, die irdischen Ueberreste seines Vaters mit den gebührenden Ehren zu bestatten. Die Eingeweide wurden in Utrecht beigesetzt, der Leib einbalsamirt und über Köln, Mainz und Worms nach Speier gebracht. Nach alter Sitte wurde die Leiche in allen Kirchen, an denen der Trauerzug vorüberkam, feierlich ausgestellt. Ueberall war ein gewaltiger Andrang der Menschen, und man bewunderte vor Allem die kindliche Liebe und Demuth des Königs, der auf seinen eigenen Schultern die Leiche in jede Kirche tragen half. So trug er sie auch zur letzten Ruhestätte, als sie am 12. Juli zur Speier in der Unterkirche jenes kolossalen Tempelbaues beigesetzt wurde, den Konrad begründet hat.

Auf dem Wahlfelde zu Kamba hatte einst Konrad seinem gleichnamigen Vetter als Nebenbuhler gegenüber gestanden; sie hatten sich damals verständigt, und ihre Eintracht dem Reiche schweres Mißgeschick erspart. Noch einmal führte sie dann das Leben feindlich gegen einander, aber sie fanden sich abermals als Freunde zusammen. Auch der Tod sollte sie nicht lange trennen. Acht Tage nach der Bestattung des Kaisers starb der jüngere Konrad noch in kräftigem Mannesalter an der Gelbsucht, ohne einen Erben seines Namens und seines Herzogthums zu hinterlassen. Von der männlichen Nachkommenschaft jenes Konrads, der auf dem Lechfelde fiel, lebte in dem weltlichen Stande jetzt allein noch der junge König. Das rasche Aussterben des einst so blühenden Stammes sah die strengere Geistlichkeit als eine Strafe des Himmels an, vor Allem als eine Folge der unkirchlichen Ehen, die sich in diesem Hause von Geschlecht zu Geschlecht gleichsam vererbten.

7.

Heinrichs III. Anfänge.

Regierungswechsel.

Ohne alle Störung vollzog sich der Regierungswechsel, stiller als es selbst in alten Erbmonarchien zu geschehen pflegt. Herzog Gozelo von Lothringen dachte wohl einen Augenblick daran, sich durch Schwierigkeiten neue Vortheile zu ertrotzen, aber stand bald davon ab; wohl damals erhielt er das Versprechen, daß seine großen Reichslehen unverkürzt seinen Söhnen verbleiben würden. Die andern deutschen Fürsten faßten nicht einmal den Gedanken, die Anerkennung des neuen Regiments für selbstische Zwecke zu nutzen. Längst gewählt, gekrönt, in alle Reichsgeschäfte eingeweiht, übernahm der junge Heinrich die Regierung; die gespanntesten Erwartungen begleiteten ihn auf den Thron seines Vaters, und gewiß selten hat ein Fürst mit redlicherem Willen und strengeren Ansprüchen an sich selbst das Scepter ergriffen.

Der junge König hatte noch nicht das zweiundzwanzigste Jahr überschritten, aber er zeigte eine Selbstständigkeit des Urtheils und eine Weite des Blicks, wie sie sonst nur lange Uebung in den Künsten der Herrschaft gewährt. Er besaß viele treffliche Eigenschaften des Vaters, dieselbe Seelenstärke, dieselbe strenge Gerechtigkeitsliebe, denselben persönlichen Muth; auch das stolze Bewußtsein von der Bedeutung seiner unvergleichlichen Stellung, den Ehrgeiz, sie zu erheben, und den Trieb, sie seiner Nachkommenschaft zu erhalten, hatte er vom Vater ererbt. Aber die Härten desselben waren gemildert; statt der Leidenschaftlichkeit und Gewaltthätigkeit Konrads schienen Milde und Besonnenheit aus der Natur des jungen Königs hervorzuleuchten. Man glaube nicht, daß nicht auch in Heinrichs Adern das heißeste Blut gewallt hätte, doch hatte er früh den Jähzorn zu mäßigen und auf den Rath kluger Männer zu hören gelernt. Ein durch und durch religiöses Gemüth, liebte er aus dem ihn umgebenden Glanze den Blick zu der größeren Herrlichkeit des überirdischen Lebens zu erheben; seine aufrichtige Frömmigkeit streifte nahe an das Gebiet, in welchem sich die stille Schwärmerei beschaulicher Seelen heimisch fühlt. Ein unermeßlicher Gewinn war



es für ihn, daß er unter der Leitung seiner fein gebildeten Mutter und zweier ausgezeichneter Bischöfe des Reichs eine vortreffliche Erziehung genossen hatte. So war seine natürliche Beredsamkeit durch Unterricht und Uebung entwickelt worden. Auch mit der Rechtswissenschaft, so weit jene Zeit sie trieb, war er bekannt. Eine Zierde der Studien nennt ihn Wipo, und nicht mit Unrecht preist er Konrad wegen seiner Fürsorge für die Erziehung seines Sohnes. Wie die Bildung jener Zeit vorwiegend die kirchliche Farbe trug, mußte Heinrich, indem er tiefer in die Studien eingeführt wurde, zugleich zu einer klareren Erkenntniß der geistigen Macht der Kirche und ihrer besonderen Wichtigkeit für die Entwicklung der Staaten gelangen, als sie dem alten Kaiser beiwohnte. Daher begreift sich, daß er früh eine völlig andere Stellung zum Klerus gewann, als der Vater, dessen gewaltsame Maßregel gegen die lombardischen Bischöfe er niemals gebilligt hatte. Hierin, wie in vielen anderen Punkten neigte sich seine Anschauungsweise der Denkart Heinrichs II. zu, so sehr sein enthusiastisches Gemüth sonst von der berechnenden Klugheit jenes Kaisers entfernt war. Heinrich III. war gleich dem Vater von hoher Gestalt; um eines Kopfes Länge soll er alles Volk überragt haben. Seine Gesichtsfarbe war so dunkel, daß man ihm den Beinamen des Schwarzen gab, aber die Züge waren anmuthig und gewinnend. Alles in Allem, das schönste Bild eines jungen hochstrebenden Fürsten stellte sich in ihm dar. Es ist nicht leere Schmeichelei, wenn Wipo sagt, eine lange Reihe von Tugenden, deren jede einzeln einem anderen Manne besonderen Werth verleihen würde, zierten den jungen König, sechs aber unter ihnen strahlten besonders hervor: Demuth, Frömmigkeit, Friedensliebe, Adel, Würde der Haltung und Kriegsmuth, gerade die Tugenden, welche man vor Allem als königliche bezeichnen müsse.

Mit dem edelsten Willen, das Größte und Beste zu vollbringen, verbanden sich zu guter Stunde die reichsten Mittel. Niemals hatte noch ein deutscher Fürst eine Macht überkommen, wie sie diesem Heinrich zufiel. Nicht allein daß er die königliche Gewalt in Deutschland, Burgund und Italien unbestritten empfing, auch die hohe Aristokratie Deutschlands war noch niemals tiefer gebeugt, niemals der Klerus von der Krone abhängiger gewesen, als in diesem Augenblick. Das Herzogthum schien fast vernichtet; in Baiern, Schwaben und Franken war die herzogliche Gewalt geradezu an die Krone gefallen, Kärnthen war durch



Konrads Tod erledigt und wurde vorläufig nicht von Neuem ausgethan; nur in Sachsen und Lothringen hatte sich die nationale Bedeutung des Herzogthums bisher erhalten. Ueberdies gab es unter den anderen Königen Europas keinen von hervorragender Bedeutung. Knud der Große und Stephan der Heilige waren aus dem Leben geschieden, ohne ihrer würdige Nachkommen zu hinterlassen. Das polnische Reich Boleslaws war in vollständiger Auflösung, das französische Königthum seit geraumer Zeit in der kläglichsten Ohnmacht. Auch gab es keine kirchliche Macht, die dem Kaiserthum gegenüber eine selbstständige Stellung hätte einnehmen können; das Papstthum lag in Sünde und Schanden darnieder; die Congregation von Cluny, von Rom schmählich verlassen, mußte sich durch die Mächte der Welt und vor Allem durch das Kaiserthum zu stützen suchen. Welche Fülle der Macht fiel da dem Nachfolger Konrads zu! Wie viel mußte und konnte die Welt von ihm hoffen! „Sei gegrüßt, Heinrich!" — ruft ihm Wipo zu — „du, der sicherste Hafen der Völker in unseren Tagen, der Friede des Erdkreises, die starke Schutzwehr der Welt!"

Sobald der neue König die letzte Sohnespflicht gegen den Vater erfüllt hatte, begann er seinen Umritt im Reiche. Zuerst wandte er sich nach Unterlothringen und Friesland, dann im Herbst nach Sachsen, im Winter nach Baiern, wo er das Weihnachtsfest zu Regensburg feierte. Im Anfang Januar 1040 zog er nach Augsburg. Hier erschienen auch die Fürsten Italiens vor seinem Throne, um mit ihm die Angelegenheiten ihres Landes zu berathen. Vor Allem mußte Ariberts Sache entschieden werden, da die lombardischen Großen auf die Nachricht von Konrads Tode die Belagerung Mailands aufgehoben hatten und eine Ausgleichung des Königs mit dem Erzbischof wünschten. Der König zeigte sich zu derselben mehr als bereit und gestattete wahrscheinlich auch damals bereits den lombardischen Bischöfen, die noch im Exil lebten, die Rückkehr in ihre Heimath. Von Augsburg aus ging Heinrichs Weg durch die schwäbischen Gaue; die Fastenzeit verlebte er in den rheinischen Gegenden und feierte das Osterfest zu Ingelheim, wo sich die Fürsten des Reiches an seinem Throne versammelten. Auch die burgundischen Großen erschienen hier; sie kamen mit reichen Geschenken und kehrten königlich belohnt in ihre Heimath zurück. Nach dem Fest stellte sich Erzbischof Aribert zu Ingelheim ein und wußte sich zu rechtfertigen; auf die Verwendung der Fürsten erhielt er sein Bisthum zu-



rück. Er leistete dem Könige den Huldigungseid und begleitete ihn dann nach Köln, wo er in die Heimath entlassen wurde. Das Himmelfahrtsfest feierte der König zu Nymwegen, Pfingsten zu Lüttich. So hatte er seinen Umzug im Reiche beendet und überall Recht und Gesetz geschützt, überall Friede und Freude bereitet.

Heinrichs III. Kriege mit Bretislaw von Böhmen.

Nichts hatte bei dem Zuge durch das Reich mehr die Aufmerksamkeit des jungen Königs auf sich gelenkt, als die Verhältnisse des Ostens, die eine bedrohliche Wendung nahmen. Das gewaltige Reich Boleslaw Chabrys war zerstört, aber auch aus seinem Ruin erwuchsen Deutschland Gefahren. Wir wissen, wie wenig es sich Konrad II. hatte angelegen sein lassen, in Polen eine neue Ordnung der Dinge zu gründen und dort die christliche Kirche zu befestigen. Ihm war es genug, die gefährlichste Macht im Osten zu brechen und die Polen zum Tribut zu zwingen; wenig kümmerte ihn, wenn sich hier eine Vielherrschaft bildete, welche grenzenlose Verwirrung in alle Verhältnisse brachte. Der rechtmäßige Erbe Polens verweilte seit Jahren mit seiner Mutter in Deutschland; wir hören nicht, daß Konrad Versuche zu seiner Herstellung machte. Wer hätte auch dafür gebürgt, daß Kasimir nicht bald dieselben Wege einschlagen würde, wie vor ihm sein Vater und Großvater?

Ruhig sah man in Deutschland die Rückkehr der Polen zum Heidenthume und zu ihrer alten Volkssitte an; man ahnte kaum die Gefahr, welche die dortigen Zustände über die Christenheit bringen konnten, obschon sie doch denen unter den Liutizen auf das Genaueste glichen, die man seit einem halben Jahrhundert zu bekämpfen hatte. Klarer, als die Deutschen, erkannte der Böhme Bretislaw die Lage der Dinge, ein Fürst voll hochherziger Gesinnungen, glänzender Eigenschaften und lebendigen Glaubenseifers. Der Kampf gegen die Polen schien ihm die Aufgabe seines Lebens, wie er gegen sie zuerst in Mähren seine Waffen geschwungen hatte. Wenn er auch dieses Land ihnen im Siege entrissen, so hatte Böhmen doch noch immer Schlesien und Chrobatien von den Polen zu fordern, und tausendfache andere Unbill war an den schlimmen Nachbaren zu rächen. Nur durch die Zerstörung Gnesens und Posens schien die Eroberung Prags gesühnt werden zu können. Ueberdies war



Böhmen weit von der Macht entfernt, die es einst in besseren Tagen schon erreicht hatte, und nicht allein bei der Herrlichkeit früherer Zeiten beruhigten sich die Wünsche des ruhmliebenden Fürsten; er gedachte sein Volk zu einer höheren Stufe der Macht zu heben, als es jemals erstiegen hatte. Warum hätte auch dem Böhmen nicht glücken sollen, was dem Magyaren und dem Polen gelungen war, eine unabhängige Macht im Osten zu gründen? Ein Feind der Polen, hatte Bretislaw doch von dem ruhmreichen Boleslaw Vieles gelernt und war vor Allem von der Idee eines mächtigen christlichen Reichs, welches die westlichen Stämme der Slawen verbände, entzündet worden. Daß nur Prag die geistliche und weltliche Metropole dieses Reichs werden könne, hatte schon Boleslaw gesehen; welche Aufforderung daher für den Böhmen, von dieser seiner Hauptstadt aus eine Idee zu verwirklichen, die nicht durch Polen, sondern nur im Kampf gegen Polen ausführbar schien! Und nicht der Ehrgeiz allein trieb ihn in diesen Kampf, nicht minder that es die Sorge um seine eigene Erhaltung. Wenn das Heidenthum und die Volksherrschaft unter den Polen, wie unter den Wenden, noch einmal das Herzogthum und die Kirche verdrängten, dann ließen sich auch unter den stammverwandten Böhmen die Gewalten, auf denen die neue Ordnung der Dinge beruhte, kaum ferner erhalten, zumal sich gleichzeitig unter den Magyaren ein lebhafter Kampf der alten Zustände gegen die neuen erhob, so daß überall im Osten Christenthum und Fürstenthum in gleicher Weise bedroht erschienen.

Am 15. August des Jahres 1038 war König Stephan von Ungarn gestorben; die verdienteste Bewunderung der Welt hatte ihn in das Grab geleitet, und er fand keinen Nachfolger, der ihn hätte in Vergessenheit bringen können. Nach dem frühzeitigen Tode seines einzigen Sohnes Emmerich hatte er einen seiner Schwestersöhne, Peter mit Namen, zu seinem Nachfolger ersehen. Aber Peter, in Venedig geboren, war als Fremdling den Magyaren zuwider, und die Abneigung gegen ihn steigerte sich, als er bald andere Fremde in großer Zahl in das Land zog. Vorzüglich waren es wohl Italiener; denn für die Deutschen hatte der Venetianer keine Vorliebe und behandelte sogar die baierische Gisela, die Wittwe seines Oheims, in der übelsten Weise. Es dauerte nicht lange, so regte sich in Ungarn ein Geist der Auflehnung gegen die königliche Gewalt, damit zugleich gegen die christliche Kirche. Kaum ein Menschenalter bestanden die neuen Ordnungen unter dem rohen Ge-



schlechte und hatten noch nirgends feste Wurzeln getrieben; selbst wenn Peter ein einheimischer Fürst gewesen wäre, hätten starke Reactionen der alten, tief im Geiste der Nation wurzelnden Zustände gegen die neuen Satzungen kaum ausbleiben können. Seine Stellung im fremden Lande, ohnehin bedenklich genug, wurde mit Nothwendigkeit immer schwieriger, je weiteren Boden das Heidenthum in den polnischen Ländern gewann, deren Schicksale seit geraumer Zeit auf das ungarische Reich von fühlbarem Einflusse gewesen waren. An der Bekämpfung des neu erwachenden Heidenthums in Polen hatte er daher kein geringes Interesse; seine Lage machte ihn zum natürlichen Bundesgenossen des Böhmen.

Wie aber hätte sich Bretislaw verhehlen sollen, daß seine Pläne wie sie auf die Herstellung eines freien Slawenreichs gerichtet waren, an dem deutschen Hofe dem hartnäckigsten Widerstande begegnen würden? Nicht mit den Deutschen, nur gegen sie waren dieselben in das Leben zu führen. Deshalb konnte er keinen günstigeren Zeitpunkt für ihre Ausführung finden als den Sommer 1039. Kaum hatte der Kaiser die Augen geschlossen, so brach Bretislaw gegen Polen los. Eine Schlinge von Eichenbast wanderte in Böhmen von Haus zu Haus; mit ihr ging der Befehl des Herzogs umher, wer sich nicht sofort zum Heere stelle, solle am nächsten Baume aufgeknüpft werden. Mit großer Schnelligkeit sammelte sich ein zahlreiches Heer aus Böhmen und Mähren, und in Sturmeseile führte es Bretislaw gegen das schutzlose Polen. Er nahm seinen Weg auf Krakau. Verheerungen bezeichneten die Straße, welche die Böhmen zogen: die Dörfer wurden geplündert und eingeäschert, die Einwohner niedergemacht, die Burgen, auf welche man stieß, besetzt. Nirgends begegnete man einem Widerstande. Krakau fiel auf den ersten Angriff und wurde geplündert; die Schätze, welche die polnischen Fürsten hier aufgehäuft hatten, schleppte man fort. Auch die anderen Festen Chrobatiens kamen in die Gewalt der Böhmen, die sie mit Feuer zerstörten und ihre Mauern niederrissen. Weiter brauste Bretislaws Heereszug durch Schlesien und dann in das Innere Polens. Posen fiel unvertheidigt sogleich in Bretislaws Hand, bald darauf auch Giecz, eine der stärksten Festen Boleslaw Chabrys. Als man sich der Burg näherte, kamen die Mannen und das Landvolk der Umgegend, welches dort Schutz gesucht hatte, flehend den Böhmen entgegen und übergaben ihnen den Platz unter dem Zeichen einer goldenen

Ruthe. Sie baten, mit ihrer Habe sich nach Böhmen übersiedeln zu dürfen, und der Herzog gewährte diese Bitte. So verlor Giecz seine Bedeutung; die Nachkommen der alten Bevölkerung lebten noch lange nachher in Böhmen nach polnischem Recht unter aus ihrer Mitte gewählten Richtern.

Nicht weit von Giecz lag Gnesen, die Metropole Polens. Gegen sie wandte sich jetzt Bretislaw, um das kostbarste Heiligthum Polens, die Reliquien des böhmischen Adalbert, zu gewinnen. Der Platz war stark befestigt, aber hatte nur eine dünne Besatzung; ohne allen Widerstand ergab sie sich dem Herzog. Sofort stürmte dessen Kriegsvolk zum Grabe des Märtyrers, aber Wunderzeichen und die Ermahnungen des Bischofs Severus von Prag, welcher dem Heere folgte, hielten die tobende Masse, welche die Reliquien des Märtyrers sogleich fortschaffen wollte, wie gefesselt. Darauf brachte man drei Tage in Fasten und Bußübungen am Grabe Adalberts zu und gelobte dem Heiligen Gottes allen den Lastern zu entsagen, die ihn einst aus seiner Heimath vertrieben hatten. Es sind die merkwürdigsten Satzungen, die Bretislaw hier am Grabe des Märtyrers erließ; sie richteten sich gegen Vielweiberei und Unzucht, gegen Mord, Todtschlag und Diebstahl, gegen die Sonntagsentheiligung und gegen die Bestattung der Todten in ungeweihter Erde, in Flur und Wald, vor Allem aber gegen das Halten und Besuchen der Schenken, die schon Bretislaw als die Geburtsstätten aller Laster unter den slawischen Völkern bezeichnete. Jeder Schenkwirth, verordnete der Herzog, sollte auf dem Markt an den Schandpfahl gebunden und gegeißelt werden, so lange der Büttel den Arm rühren könne, die Besucher der Schenken aber eingekerkert werden, bis sie eine Buße von dreihundert Groschen zahlten. Auch auf andere Vergehungen wurden hohe Geldstrafen gesetzt, die schwereren Verbrechen aber mit der Strafe der Brandmarkung, der Landesverweisung und des Verkaufs nach Ungarn bedroht; die Todesstrafe findet sich dagegen nirgends ausgesprochen, selbst nicht gegen Vater-, Bruder- und Priestermörder. Es bezeichnet scharf den Charakter dieser Satzungen, daß sie die Erzpriester der einzelnen Diöcesen als die öffentlichen Ankläger bestellen, auf deren Anzeige der Graf einzuschreiten habe, daß sie keine andere Reinigung von der Anklage verstatten, als durch Gottesgericht, daß sie endlich durch das Ansehen des Bischofs sanctionirt werden und jede Uebertretung derselben mit dem Banne belegt ist.



Als so der Zorn des Heiligen gesühnt schien, schritt man unter großen Feierlichkeiten zur Hebung der Reliquien und eilte dann, um sie mit den kostbarsten Schätzen Polens nach Prag zu schaffen. Am 23. August stand Bretislaw bereits wieder im Lager vor seiner Hauptstadt, am folgenden Tage zog er mit den Gebeinen Adalberts ein. Im Triumphzuge brachte man die heilige Beute nach dem Prager Dome; der Herzog und der Bischof selbst trugen die Bahre, ihr folgten die Reliquien anderer Märtyrer, die man in Polen geraubt, dann kamen mehr als hundert mit Beute beladene Wagen, zuletzt eine große Zahl edler Polen in Fesseln. Kaum war der heilige Adalbert so in sein Bisthum zurückgeführt, so sandte Bretislaw Boten nach Rom, um den Papst zu vermögen Prag, wo jetzt die Heiligthümer Gnesens ruhten, zur Metropole der slawischen Völker zu erheben; vielleicht daß er gleichzeitig in Rom auch um die Königskrone warb und für sie dem heiligen Petrus Tribut und Dienstpflicht gelobte.

Bretislaw schien dem Ziel seiner Wünsche nahe. Polen war in seiner Bedeutung vernichtet und durch den böhmischen Zug fast zur Wüste geworden: die Städte standen leer, die Dörfer verlassen, an den heiligen Stätten zu Gnesen wucherten die Dornen und machte das Wild sein Lager. Kaum war man noch in der kleinen Herrschaft sicher, die Meczlaw jenseit der Weichsel in Masovien begründet hatte. Alle Herrlichkeiten, alle Schätze Polens waren nach Böhmen gewandert. Der heilige Adalbert und die anderen Märtyrer der Slawen thaten ihre Wunder zu Prag; unter ihrem Schutze erließ Bretislaw neue Gesetze, welche die sittliche Verderbniß des Volkes von Grund aus heilen, die Gewalt des Fürsten und der Kirche höher als jemals erheben sollten. Unverkennbar geht ein großartiger Zug durch diese Unternehmung des Böhmen; eine mächtige politische Idee, die sich mit religiöser Begeisterung verbindet, bildet den Ausgangspunkt derselben, aber mit der diebischen Lust, mit der wilden Zerstörungswuth des barbarischen Volkes tritt sie sofort in das Leben. Aehnliche Erscheinungen begegnen uns hier, wie vier Jahrhunderte später in den Kriegen der Taboriten.

Wie viel aber Bretislaw auch erreicht haben mochte, doch fehlte viel daran, daß er Böhmen dem deutschen Einfluß hätte entziehen und seine kirchliche und politische Selbstständigkeit begründet können. Die Bedenken des römischen Papstes mochte er durch Gold zu beschwichtigen hof-

sen; den Widerstand des deutschen Königs so leichten Kaufs zu beseitigen durfte er niemals erwarten. Schon hatte Heinrich, als er im Herbste 1039 in Sachsen weilte, ein Heer gesammelt und war gegen Böhmen aufgebrochen; nur mit Mühe hatte Bretislaw die nahe Gefahr damals abgewendet. Nachgiebiger, als man erwarten konnte, hatte er sich gezeigt, seinen Sohn Spitihnew als Geisel für seine Treue gesendet, die Zahlung des rückständigen Tributs verheißen und demnächst selbst am Hofe des Königs zur Huldigung zu erscheinen gelobt. So erreichte er, was er zunächst bezweckte; Heinrich stand von dem Böhmenkriege ab und setzte seinen Umzug im Reiche fort. Aber Bretislaw erfüllte seine Versprechungen nicht, und wie wenig man seinen Absichten zu trauen habe, verrieth sich klar genug, als noch in demselben Winter König Peter von Ungarn, sein Bundesgenosse, einen verheerenden Einfall in die baierische Ostmark machte. Der Krieg gegen Böhmen war demnach geboten, und kaum hatte Heinrich seinen Königsritt vollendet, so eilte er im Sommer 1030 nach Regensburg, um den Kampf zu beginnen.

Noch einmal schickte der Böhme Gesandte und erbot sich zu dem üblichen Jahrestribut von 120 Kühen und 500 Mark Silber, wie ihn König Pippin eingesetzt haben sollte; nicht minder gelobte er treue Lehnsfolge für die Zukunft, wie sie von alten Zeiten her die Böhmen den deutschen Königen geleistet hätten. Aber Anderes und Schwereres verlangte Heinrich, zunächst und vor Allem die Auslieferung der polnischen Beute. Als die böhmischen Gesandten Schwierigkeiten machten, soll ihnen Heinrich nach dem Bericht des ältesten böhmischen Chronisten folgende Antwort gegeben haben: „Ihr beruft euch auf ein altes Gesetz, aber von jeher stand den Königen frei das Gesetz zu ändern; denn das Recht ist nicht ein einiges für alle Zeiten, sondern im stäten Wechsel wandelt es sich um von einem Herrscher zum anderen, und die es bestimmen, werden nicht von ihm bestimmt. Das Gesetz hat, wie man sagt, eine wächserne Nase, der König aber einen langen und starken Arm, so daß er sie drehen kann, wohin ihm gefällt. König Pippin hat nach seinem Willen gehandelt; ich habe meinen Willen, und wenn ihr euch dem widersetzt, will ich euch zeigen, wie viele gemalte Schilde mit mir sind und wieviel ich im Kampfe vermag." Man kann nicht sagen, daß solche Worte der Sinnesart Heinrichs und der damaligen Stellung der deutschen Könige entsprächen, aber die tyrannische Rede zeugt von



der scheuen Furcht, die damals und noch lange nachher die Böhmen vor der deutschen Königsmacht hegten. Die Verhandlungen zerschlugen sich und von beiden Seiten schritt man zum Kampfe.

Zwei deutsche Heere sollten nach Heinrichs Bestimmung gleichzeitig in Böhmen eindringen: das eine, aus Thüringern bestehend, vom Norden aus unter der Anführung des Markgrafen Eckard von Meißen und des Erzbischofs Bardo von Mainz; das andere größere wurde aus Baiern und Franken aufgeboten, und der König wollte es selbst mit dem Markgrafen Otto von Schweinfurt über den Böhmerwald gegen die Feinde führen. In der Mitte des August trat das thüringische Heer bei der Burg Dohna (bei Pirna), das Heer des Königs bei Cham zusammen; beide setzten sich dann sogleich in Bewegung. Bretislaw hatte die Vortheile, die ihm die Natur seines Landes bot, trefflich benutzt und alle Pässe, welche durch die Waldgebirge in das Innere Böhmens führen, durch starke Verhaue sperren lassen, neben denen er Verschanzungen aufführte und mit zahlreicher Mannschaft besetzte. So fand der König, als er von Cham her gegen den Paß bei Furth vordrang, diesen versperrt und durch eine starke Verschanzung gedeckt, die von den Böhmen besetzt war. Um die Stellung des Feindes zu umgehen und ihn dann in die Mitte zu nehmen, sandte Heinrich den Markgrafen Otto mit einigen Truppen durch unwegsame Theile des Gebirgs in den Rücken der Feinde. Es gelang Otto durch die dichte Waldung zu dringen. Er griff sogleich die böhmische Verschanzung an, aber es geschah zur unglücklichen Stunde. Denn schon waren Tags zuvor (22. August) von der anderen Seite einige Ritter des Königs, die ihren tollkühnen Muth nicht zu zügeln vermochten, in den Paß eingedrungen und hatten dort fast sämmtlich, von einem Hagel feindlicher Geschosse überdeckt, ihren Tod gefunden. Hier fiel Graf Werner von Hessen, des Königs Bannerträger; hier endete Graf Reinhard, der Majordomus des Stiftes Fulda; hier manche andere edle Vasallen des Königs, des Erzbischofs von Mainz und des Abts von Fulda. Diese Niederlage hatte des Königs Heer entmuthigt, das Vertrauen der Böhmen gehoben: als sie daher nun Markgraf Otto von der anderen Seite angriff, kämpften sie mit dem sicheren Bewußtsein des Siegs in derselben Weise, wie sie den ersten Vortheil errungen. Aus einem Hinterhalt bedeckten sie Ottos kleine Schaar mit einer Wolke von Pfeilen, unter denen Graf Gebhard und andere edle Männer den letzten

Athem verhauchten. Die Niederlage der Deutschen war vollständig; wenn ein Theil derselben dem Verderben entrann, so dankte man das jenem frommen Günther*), der seit längerer Zeit im Böhmerwalde lebte und jeden Steg dort kannte; er wurde Vielen jetzt ein rettender Engel. Der König sah sein Heer so geschwächt und niedergeschlagen, daß er mit ihm den Krieg fortzusetzen aufgab. Er entsandte Boten an das thüringische Heer, um es von seinem Entschluß zu benachrichtigen und zur Rückkehr zu mahnen.

Eckard und Bardo hatten ihr kleines Heer am 24. August an den Kulmer Pässen über das Erzgebirge geführt. Ihnen gegenüber hatte Bretislaw seine besten mährischen Truppen aufgestellt, nebst 3000 Magyaren, die ihm König Peter zur Hülfe gesandt hatte. Es war ein Heer, das den Thüringern vollauf gewachsen schien. Aber sein Führer, der Biliner Zupan Prikos, war ein Verräther, der, von Eckard bestochen, die Grenzbefestigungen preisgab. Neun Tage lang durchschwärmten die Thüringer die Gegenden an der Biela und Eger, fast ohne einem Feinde zu begegnen; nur am 31. August hatten sie einen leichten Angriff zu bestehen uud verloren einige Ritter. Weiter und weiter rückten sie vor. Da kamen, von dem Eremiten Günther geleitet, die Boten des Königs zum Markgrafen und nöthigten ihn Waffenstillstand zu schließen und das böhmische Land zu verlassen. In den ersten Tagen des September gingen Eckard und Bardo mit den Thüringern über das Erzgebirge zurück. Der König hatte bereits früher Böhmen geräumt und war am 8. September in Bamberg. Viele Deutsche waren in den Händen der Böhmen geblieben, welche der König einige Monate später gegen den Sohn des Herzogs auslöste.

Der Erfolg dieses Kriegszuges mußte beide Theile im höchsten Maß überraschen. Einen so leichten Sieg hatte weder Bretislaw hoffen, noch einen so schmählichen Rückzug der König jemals besorgen können. Es begreift sich, wenn Heinrich die folgende Zeit in schweren Sorgen über diese seine erste mißglückte Waffenthat verlebte und auf Nichts mehr bedacht war, als den Makel, der an seinem Kriegsruhm haftete, schleunigst auszulöschen. Er brachte den Herbst und den Winter bis zum Weihnachtsfest meist in Sachsen zu. Nachdem er hier das Fest zu Münster gefeiert hatte, ging er im Anfang des Jahres 1041 an den Rhein, wo

*) Vergl. S. 165.

er zu Aachen, Utrecht und Mainz die Fasten- und Osterzeit verlebte. Ueberall und unablässig war sein Geist mit einem neuen Böhmenkriege beschäftigt. In den Bettagen (27. bis 30. April) versammelte er einen großen Fürstentag zu Seligenstadt, um alle Anordnungen zu dem neuen Feldzuge zu treffen. Hier erschienen Gesandte der Böhmen und versprachen, daß ihr Herzog sich persönlich dem Könige stellen würde. Sie erhielten die sehr bestimmte Antwort, daß ihr Herr, wofern er nicht sich selbst und sein ganzes Land unterwerfen wolle, einen neuen Krieg zu erwarten habe.

Im Juni verließ der König die rheinischen Gegenden und begab sich durch Westfalen nach dem östlichen Sachsen. Nachdem er hier die Kriegsrüstungen vollendet hatte, eilte er nach Ostfranken und an die böhmische Grenze, um den Feldzug zu eröffnen. Auch diesmal sollte er in der Mitte des August beginnen; wiederum sollten von Norden und Westen gleichzeitig zwei Heere in Böhmen einrücken, und zwar unter denselben Führern, wie im Jahre zuvor. Aber die Heere waren zahlreicher und besser gerüstet, und zugleich hatte der König ein Hülfscorps aus der baierischen Ostmark aufgeboten, das von Süden her Böhmen anzugreifen bestimmt war. Alles glückte diesmal vollständig, obwohl Bretislaw die Zugänge seines Landes wie im vorigen Jahre verschanzt hielt. Wir wissen nicht, an welchem Punkt der König diesmal in Böhmen einzudringen versuchte; das Wichtigste war, daß es ihm gelang den Feind zu täuschen. Indem er eine Abtheilung seines Heeres gegen die vom Feinde vertheidigten Pässe schickte, umging er selbst mit dem Hauptheere auf unbeachteten Wegen die Feinde und zeigte sich unvermuthet mit starker Macht in ihrem Rücken. Da stürmten diese in wilder Flucht davon und räumten das Feld dem Heere des Königs. Sengend und brennend drangen die Baiern und Franken bis gegen Prag vor, wo sie am 8. September unterhalb der Stadt an der Moldau ein Lager bezogen. Zu derselben Zeit waren auch die Heereshaufen Markgraf Eckards und Erzbischof Bardos bis zur Hauptstadt vorgerückt und bezogen auf dem anderen Ufer des Flusses ein zweites Lager.

Bretislaws Lage wurde im höchsten Grade gefährdet, als jetzt auch die Treue der Seinen schwankte. Bischof Severus selbst ging in das Lager der Feinde, den Zorn des Königs und seines Metropoliten, des Erzbischofs Bardo, fürchtend. Der Erzbischof hatte sich nämlich, sobald

er die böhmischen Pläne, ein Erzbisthum in Prag zu errichten, erfahren hatte, nach Rom gewendet, dort die schwersten Klagen gegen Herzog Bretislaw und Bischof Severus erhoben und strenge Strafe verlangt. Der Papst und die Cardinäle schienen zuerst den deutschen Vorstellungen Gehör zu schenken, bald aber erwirkten die Böhmen durch Bestechung, wenn auch nicht die Anerkennung dessen, was sie wünschten, doch Verzeihung des Geschehenen gegen eine leichte Buße. Darauf beschloß Bardo, durch das Urtheil Roms wenig befriedigt, von einem deutschen Concil Bischof Severus seines Bisthums entsetzen zu lassen, und bei dem Glück der deutschen Waffen hatte der Prager das Aergste zu fürchten. Deshalb trennte er jetzt seine Sache von der seines Herrn; heimlich schlich er sich mit mehreren böhmischen Großen in das deutsche Lager, versprach dem Kaiser die Auslieferung des Herzogs, Unterwerfung des Landes und Stellung von Geiseln. Der Bischof war den Deutschen willkommen, ob er gleich seine Zusagen nicht erfüllen konnte; denn Herzog Bretislaw war nicht in seinen Händen, sondern stand auf freien Füßen und suchte sogar neue Mittel im Lande zu fernerem Widerstande zu gewinnen. Ohne stärkere Demüthigungen war nicht auf seine Unterwerfung zu rechnen.

Die beiden Heere vor Prag zerstreuten sich auf Plünderung und verwüsteten weithin das Land, während zugleich der junge Liutpold, der tapfere Sohn des Markgrafen Adalbert von Oestreich, mit dem Hülfscorps in Böhmen einfiel. Am 29. September vereinigten sich dann die deutschen Streitkräfte abermals bei Prag und bezogen oberhalb der Stadt an der Moldau ein Lager. Bretislaws Kräfte waren jetzt erschöpft, sein Muth gebrochen; er bat, der König möge ihm Gesandte schicken, mit denen er unterhandeln könne. Als diese erschienen, versprach er vollständige Unterwerfung, Ersetzung jeden Schadens, Auslieferung der polnischen Gefangenen und eine Buße von 8000 Pfund Silber; überdies erbot er sich selbst zu einer bestimmten Frist vor dem Kaiser zu Regensburg zu stellen, seinen Sohn und mehrere seiner Großen dem Könige als Geiseln zu geben, und überließ diesem sie mit dem Tode zu strafen, wenn er die gemachten Zusagen nicht erfülle. Auf diese Bedingungen wurde der Friede geschlossen. Bretislaw selbst ließ die Verhaue in den Pässen niederreißen, um den Heeren des Königs einen bequemeren Abzug aus Böhmen zu ermöglichen.

Der König begab sich nach Regensburg, wo er seine Tapferen reich-



lich belohnte; vor Allem wurde der wackere Babenberger Liutpold ausgezeichnet, der nebst anderen Geschenken das kostbare Roß des Böhmenherzogs erhielt. Hier hatte sich in der Mitte des October nach seinem Versprechen auch Herzog Bretislaw eingestellt und, da er mächtige und bei dem König hoch angesehene Fürsprecher in seinem Schwager Otto von Schweinfurt und dem Markgrafen Eckard von Meißen besaß, eine günstige Aufnahme gefunden. Barfuß und im Büßergewande warf er sich dem König zu Füßen, überlieferte ihm die herzogliche Fahne Böhmens und entsagte seinen polnischen Eroberungen. Voll Mitleid erhoben sich alle deutschen Fürsten und baten den König um Gnade. Milder zeigte sich Heinrich, als die Fürsten erwarten konnten. Er gab Bretislaw nicht allein sein Herzogthum zurück, sondern beließ ihm auch Schlesien; überdies schenkte er ihm die Hälfte der bedungenen Geldsumme. Er gewann dadurch sich den tapferen Böhmenherzog vollständig zum Freunde; in allen späteren Kämpfen hat Bretislaw auf das Wirksamste den König unterstützt, und die Böhmenherzoge blieben noch lange nachher treue Anhänger des fränkischen Kaiserhauses.

Die ersten Ungarnkriege Heinrichs III.

Der Sieg des Königs konnte nicht vollständiger sein. Nicht allein daß derselbe den Zorn des böhmischen Achilles — so nennt Cosmas von Prag Herzog Bretislaw — gebrochen und dessen Kraft den Deutschen dienstbar gemacht hatte, die Folgen wirkten auch weithin durch den ganzen Osten. Zunächst machten sie sich in Polen und Ungarn bemerklich, und zwar in gerade entgegengesetzter Weise.

Wahrscheinlich zu derselben Zeit, wo der König zum ersten Male in Böhmen einfiel, kehrte Kasimir nach Polen, in das Erbe seiner Väter, zurück. Man kann bezweifeln, ob es mit dem Willen des Königs geschah; wenigstens versichert die älteste polnische Chronik, Kasimir sei sowohl bei seiner deutschen Mutter, wie bei dem König auf Widerstand gestoßen, als er den mannhaften Entschluß, sein Erbe zu erobern und die fürstliche Gewalt unter seinem Volke herzustellen, laut werden ließ. Mit Vorstellungen über das reiche Erbe seiner Mutter und seines Oheims, des Erzbischofs von Köln, welches ihm in Deutschland gewiß sei, wie mit großen Versprechungen, heißt es, hätte ihn der König zu-

rückhalten wollen, aber Kasimir habe allein an das Erbe der Piasten gedacht; und wie er dasselbe gewinnen könne. Nur mit fünfhundert Rittern soll er die Eroberung Polens begonnen haben. Von einer kleinen Burg, die ihm seine Getreuen übergaben, drang er nur sehr allmählich weiter vor; in langen und schweren Kämpfen säuberte er das Land von den Böhmen, den heidnischen Pommern und Preußen. Mit der fürstlichen Gewalt stellte Kasimir auch zugleich die christliche Kirche in Polen her, obwohl ihm nicht gelang die festen Ordnungen der früheren Zeit wieder ganz zur Geltung zu bringen. Auch erhielt sich die Herrschaft des Meczlaw noch mehrere Jahre gegen Kasimirs Angriffe. Den königlichen Namen nahm Kasimir nicht von seinen Vorfahren an; er bekannte sich vielmehr als ein Vasall des deutschen Königs und lebte in Friede und Freundschaft mit dem Volke, unter dem seine Mutter geboren war und wo er selbst mit ihr eine Zuflucht gefunden hatte.

Wenn auch Heinrich nicht unmittelbar Kasimir unterstützt haben sollte, so hat doch offenbar sein Sieg über Böhmen die Erfolge des Piasten erleichtert und zur Herstellung staatlicher und kirchlicher Ordnungen in Polen Erhebliches beigetragen. Wie ganz anders wirkten die böhmischen Kämpfe auf die Verhältnisse Ungarns! An dem Böhmenherzog hatte König Peter eine Stütze für seine wankende Macht zu finden geglaubt; sobald er dieser Stütze nicht mehr sicher war, sank seine Herrschaft zusammen. Wild tobend erhob sich gegen ihn die ganze Nation. Der Aufruhr brach in Peters Königsburg ein; von seiner Seite riß man einen seiner Hofleute, Budo mit Namen, der als das wichtigste Werkzeug der volksfeindlichen Absichten des Königs galt; man zerfleischte ihn vor Peters Augen bei lebendigem Leibe und blendete die beiden Söhne des unglücklichen Mannes. Entsetzt ergriff Peter die Flucht, zunächst zum Markgrafen Adalbert von Oestreich, dem Gemahl seiner Schwester. Nur die höchste Noth konnte ihn hierhin treiben, da er noch kurz zuvor seinen Schwager mit den Waffen angegriffen hatte; vor dem Könige wagte er nicht zu erscheinen, den gerechten Zorn des glücklichen Siegers fürchtend. Aber Markgraf Adalbert versöhnte das Gemüth des Königs dem verjagten Fürsten, und als Peter so ermuthigt am Hofe erschien, sich Heinrich zu Füßen warf und dessen Hülfe anflehte, wurde dieser so gerührt, daß er sich seiner Sache anzunehmen versprach. Es war ein nicht geringer Triumph für Heinrich,



nachdem er den Böhmen gedemüthigt und zum Freunde gewonnen hatte, jetzt auch den Ungarn schutzflehend an seinem Throne zu sehen.

Inzwischen hatte das ungarische Volk, da es unter den Angehörigen des heiligen Stephan keinen Mann fand, der seinen Absichten entsprach, sich von dem Geschlechte Arpads abgewandt und einen einheimischen Magnaten, Aba oder Ovo genannt, auf den Thron erhoben. Aba stand nur durch Verschwägerung mit dem königlichen Geschlecht in Verbindung und bezeichnete den Anfang seiner Regierung mit der Aufhebung zahlreicher Gesetze und Bestimmungen seines Vorgängers, wie mit der Vernichtung des Einflusses, den seit geraumer Zeit die Fremden im Lande geübt hatten. Wurde das Christenthum auch von ihm nicht unterdrückt, so gewann doch der alte Glaube des Volkes wieder freieren Raum, und Alles kündigte die Rückkehr zu den wüsten Zuständen an, aus denen Stephan die Magyaren erhoben hatte. Solcher Entwicklung der Dinge gegenüber konnten die Deutschen sich nicht ruhig verhalten: das sah Aba selbst ein und faßte sogleich einen Krieg nach dieser Seite hin in das Auge. König Heinrich hatte sich von Baiern durch Schwaben nach dem Elsaß begeben, wo er das Weihnachtsfest zu Straßburg feierte. Hier erschienen Gesandte Abas am Hofe mit der übermüthigen Anfrage, ob Heinrich mit den Magyaren Frieden halten wolle oder den Krieg vorziehe. Der König gab zur Antwort, es stehe bei Aba, darüber zu entscheiden; hielte er Ruhe, so würde Friede bleiben, andernfalls werde er die Macht des deutschen Reichs kennen lernen. So kehrten die Ungarn heim, begleitet von Gesandten Heinrichs, welche über die Absichten Abas Kundschaft einziehen sollten.

Bald traten Abas Absichten an den Tag. An nichts Anderes dachte er, als jene alten Raubzüge der Magyaren furchtbaren Andenkens zu erneuern, und nur darauf kam es ihm an, die Deutschen in Sicherheit einzuwiegen, um keinem Widerstand zu begegnen. Heimlich bot er sein Heer auf; damit von seinen Rüstungen Nichts verlautete, ließ er alle Fremden im Lande, Kaufleute, Boten, selbst die Gesandten Heinrichs wider alles Völkerrecht einsperren; gegen die Mitte des Februar 1042 brach er dann mit zahlreichem Kriegsvolk in die baierische Ostmark ein. Während einer seiner Feldherren einen Theil des Heeres am Nordufer der Donau vorführte, nahm er selbst mit andern Schaaren seinen Weg am Südufer hin. In größeren oder

kleineren Zügen schlichen sich seine Leute verstohlen durch die Wälder, bis sie sich an der Mündung des Traisen wieder sammelten. Hier brachen sie mit dem Morgengrauen des 15. Februar sengend und brennend über die Umgegend her, ein gräuliches Werk der Zerstörung anrichtend. Wer sich von den Landleuten ihnen widersetzte, sank unter ihren Schwertern. Viele wurden aus den Häusern geschleppt und aus den Betten gerissen, um in die Gefangenschaft geführt zu werden. Bis zum sinkenden Abend dauerte das Plündern und Morden. Dann trat Aba sofort den Rückweg an, übernachtete bei Tuln und kehrte schleunigst mit reicher Beute und vielen Gefangenen nach Ungarn heim.

Aba und die Seinen konnten eines glücklichen Streichs sich rühmen; nicht so der Führer, welcher die andern Schaaren am linken Ufer der Donau befehligt hatte. Auch diese waren zu derselben Zeit verwüstend losgebrochen, und hatten ähnliche Verheerungen angerichtet und zahlreiche Gefangene fortgeschleppt. Aber auf dem Rückzuge wurden sie von dem Markgrafen Adalbert und seinem Sohne Liutpold, welcher in der Eile ein kleines Heer von nur etwa dreihundert Mann gesammelt hatten, erreicht. Es kam zum Kampfe, an dem sich auch die gefangenen Deutschen, ihre Banden brechend, betheiligten. So gelang es ein großes Blutbad unter den Ungarn anzurichten. Verzweifelnd ergriff der Führer mit dem Rest seiner Schaar die Flucht und suchte über die March zu kommen. Aber Viele von ihnen fanden in den Strudeln des reißenden Stromes ihr Ende; nur Wenige entkamen, unter ihnen der Führer selbst, den Aba seine Niederlage mit dem Verlust seines Amts und seiner Augen büßen ließ. Zu derselben Zeit hatte ein drittes ungarisches Heer die kärnthnische Mark angegriffen und viele Gefangene und eine große Beute fortgeschleppt. Aber es ereilte dasselbe Markgraf Gottfried, der Sohn des Markgrafen Arnold, und brachte ihm eine vollständige Niederlage bei; die Gefangenen kehrten jubelnd in ihre Heimath zurück.

Während diese Dinge vorgingen, verweilte König Heinrich in Burgund, das er zum ersten Male seit der Uebernahme der deutschen Herrschaft besuchte. Am 19. Januar finden wir ihn zu St. Maurice an der Grenze Italiens, am 21. Februar zu Basel; von hier zog er den Rhein hinab und beging das Osterfest zu Köln. Alle Fürsten des Reichs waren hier um ihn versammelt: er berieth mit ihnen einen Zug gegen die Ungarn, welche die Waffen des Reichs so übermüthig heraus-



gefordert hatten. Der Krieg wurde beschlossen und überall im Reiche gerüstet. Der König selbst ging, nachdem er das Pfingstfest in Würzburg gefeiert hatte, nach Sachsen, war dann am 15. August zu Bamberg, wo er mit Herzog Bretislaw, wie es scheint, eine Zusammenkunft hielt, und begab sich erst gegen Ende des August nach Regensburg, um den Feldzug zu eröffnen.

Auf den Rath Herzog Bretislaws beschloß der König auf dem linken Donauufer vorzurücken, und als er im September, von den Böhmen kräftigst unterstützt, auf dieser Seite die Ungarn angriff, machte er schnell die glücklichsten Fortschritte. Die Burgen an der Grenze ergaben sich; Hainburg und Preßburg, beide damals zuerst genannt, wurden durch Feuer zerstört. Abas Heer wurde an der Gran geschlagen, er selbst flüchtete sich in die inneren Theile des Reichs. Heinrich war so Herr des westlichen Ungarns und gedachte nun seinen Schützling Peter wieder in die verlorene Herrschaft einzusetzen. Aber die Ungarn widerstrebten dem so sehr, daß Heinrich von seinem Wunsche abstand und einen anderen Neffen des heiligen Stephan, der sich, ebenfalls aus dem Lande vertrieben, nach Böhmen geflüchtet hatte und sich jetzt im Gefolge des Herzogs Bretislaw befand, die eroberten Plätze übergab. Sieggekrönt verließ er darauf das Land. Das Weihnachtsfest beging er zu Goslar, von vielen Fürsten des Reichs umgeben; auch Herzog Bretislaw stellte sich hier ein und ehrte den König durch große Geschenke, für welche er reiche Gegengaben empfing.

Im Anfange des Jahres 1043 trat der König eine Reise nach den westlichen Gegenden seines Reichs an. Das Osterfest feierte er zu Lüttich und hatte bald darauf (21. April) zu Ivois am Chiers eine Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich. Dann aber kehrte er wieder nach Sachsen zurück und feierte das Pfingstfest zu Paderborn. Noch immer beschäftigten ihn die Verhältnisse Ungarns. Denn nicht allein hatte sich König Peter, der die Hoffnung auf Herstellung in seine Herrschaft noch keineswegs aufgab, am Hofe eingefunden, auch Gesandte des Aba waren erschienen, da dieser bald nach Heinrichs Abzug sich des ganzen Reichs von Neuem bemächtigt hatte und nun durch einen Frieden mit den Deutschen seine Herrschaft zu sichern suchte. Er versprach Entlassung aller Gefangenen, Wergeld für diejenigen, welche er nicht mehr zurückgeben konnte, und für den König selbst große Geld-

summen. Heinrich wies jedoch Abas Gesandte ab und beschied sie auf einen Landtag, den er demnächst in Regensburg abhalten wollte, indem er sie zugleich darauf hinwies, daß ein Abkommen nur dann, wenn sie zu den versprochenen Leistungen noch Entschädigungen für die verwüsteten Landestheile nach dem Ermessen seiner Großen hinzufügten, getroffen werden könne.

Im Sommer traf der König in Regensburg ein, wo sich ihm die Gesandten abermals vorstellten. In der That machten sie jetzt noch größere Anerbietungen, aber die Verhandlungen scheiterten dennoch, da sie vom Könige selbst eine eidliche Gewähr für den Frieden verlangten. So verließen sie unverrichteter Sache Regensburg, und der König führte nun sein Heer im August gegen die ungarischen Grenzen. Er drang diesmal am südlichen Donauufer vor, von einer Flotte begleitet, die er mit großer Anstrengung ausgerüstet hatte. Erst an der Repcze, einem Nebenflusse der Raab, stieß man auf von den Ungarn angelegte Befestigungen, und als man sich anschickte diese mit Sturmmaschinen zu berennen, erschienen neue Gesandte Abas im Lager des Königs und boten ihm unter den günstigsten Bedingungen den Frieden an. Aba wiederholte nicht allein alle schon früher gegebenen Versprechungen, sondern erbot sich auch Stephans Wittwe Gisela wieder in alle ihre Rechte einzusetzen, eine Buße von 400 Pfund Gold und eben so viel kostbare Gewänder an Heinrich zu leisten und die westlichsten Theile seines Reichs bis zur March und Leitha, die einst an den heiligen Stephan abgetreten waren*), zurückzugeben. Dies Alles wollte er eidlich verbürgen und sieben seiner Magnaten, welche die Deutschen selbst auszuwählen hätten, als Geiseln für seine Zusagen stellen, damit man an ihnen Rache nehme, wenn er nicht bis zum 30. November alle Versprechungen erfülle. Auf diese Bedingungen hin wurde der Vertrag geschlossen, von Aba beschworen und die Geiseln gestellt. Aba hatte seine Krone gerettet, aber für dieselbe die größten Opfer bringen müssen. Ohne einen Schwertstreich hatte Heinrich den glänzendsten Triumph gewonnen und die deutschen Grenzen bis zur Leitha und Marchmündung wieder vorgerückt; die von Aba abgetretenen Landstriche wurden dauernd dem Reiche erworben. Der König kehrte darauf mit dem Heere zurück; am 11. September war er zu Pechlarn und begab sich dann nach Regensburg, wo er bis in den Anfang des October verweilte.

*) Vergl. S. 263.



Eine Reihe glücklicher und gewinnreicher Kämpfe hatte die Regierung des jungen Königs eröffnet. Nächst seiner eigenen rastlosen Thätigkeit und seinem frischen Muthe verdankte er die Erfolge vor Allem der tapferen Ritterschaft, die unter seinen Fahnen diente. Ein Heldengeschlecht umringte in diesen Kämpfen den kühnen Führer, bereit Alles für ihn zu wagen, Alles für die Ehre des Reichs zu leiden. Wie anders war es, als einst in den Tagen Heinrichs II., wo die deutschen Fürsten unaufhörlich gegen den Thron conspirirten, wo die Hüter der Grenzen selbst unausgesetzt mit den äußeren Feinden in verdächtigen Beziehungen standen. Nirgends hatte der König jetzt mit einer ähnlichen Felonie zu kämpfen. Die deutschen Fürsten und Herren schienen wieder einmal zu erkennen, daß Königswohl ihr eigenes Wohl, die Stärke des Reichs ihre eigene Stärke sei; es war, als ob die Tage Ottos des Großen zurückkehrten. In dem deutschen Kriegerstande wurde der Geist unverbrüchlicher Diensttreue und aufopfernder Hingebung wieder wach, nachdem er in den letzten Jahrzehnden fast erstorben war; besonders erfüllte er die Ritterschaft jener südöstlichen Marken, die hauptsächlich den Schauplatz dieser Kriege bildeten. Ein Abglanz jener Zeit spiegelt sich, wenn wir nicht irren, im Nibelungenlied ab, welches auf dem mit Ungarnblut getränkten Boden damals seiner letzten, abschließenden Form entgegenreifte.

Unter den Helden Heinrichs erwarben sich den Ruhm treuester Lehnspflicht und glänzender Tapferkeit der Markgraf Eckard von Meißen, der alte Markgraf Adalbert von Oestreich, sein Stammvetter Otto von Schweinfurt, der kärnthnische Markgraf Gottfried und endlich, sie Alle überragend, der junge Liutpold von Oestreich, welcher den Beinamen des „Tapferen“ für alle Folge behauptete; keines Andern Ruhm strahlte in hellerem Lichte, und die schönsten Anerkennungen fielen ihm unbestritten und ohne Neid zu. Neben diesen Führern ließen sich viele andere brave Krieger des Königs nennen, die großentheils ihren nur allzu verwegenen Muth mit ihrem Blute büßten.

So gewiß man den Geist jener Zeit verkennen würde, wenn man diesen Eifer der deutschen Ritterschaft in der Erfüllung ihrer Lehnspflichten lediglich auf eigennützige Beweggründe zurückführen wollte, so unverkennbar trug doch die Freigebigkeit Heinrichs viel dazu bei, den freudigen Muth der Seinen zu beleben und zu erhalten. Selten haben deutsche Könige treueren Vasallen geboten als damals Heinrich, aber

selten haben auch Vasallen einen freigebigeren und erkenntlicheren Herrn gefunden. Es konnte keinen lohnenderen Dienst geben, als unter seinen Fahnen; die größten Geldsummen flossen ihm von den überwundenen Feinden zu, mehr als ein Mal hat er sie bis auf den letzten Heller unter seine Krieger vertheilt. So begreift sich, daß trotz jener Summen die königliche Schatzkammer meist leer war, wie denn gleich nach diesen Siegen Heinrich im Sommer 1044 ein Darlehn von 20 Pfund Gold und 200 Mark Silber von der Wormser Kirche aufnehmen mußte, und daß er daneben die hergebrachten Kriegslieferungen mit solcher Strenge betrieb*), daß er, der freigebigste Fürst, gemeiner Habgier bezüchtigt wurde. So freigebig er mit dem Gelde gegen seine Krieger umging, so wenig sparte er auch des Reiches Gut, um große Dienste gebührend zu belohnen, wie die klarsten Beweise vorliegen. Es ist bekannt, daß sich aus jenen Zeiten Schenkungsurkunden für weltliche Personen nur in geringer Zahl erhalten haben, da für ihre ununterbrochene Aufbewahrung selten gleiche Vorkehrungen getroffen werden konnten, wie in den geistlichen Stiften: dennoch besitzen wir noch jetzt allein aus den ersten sechs Regierungsjahren Heinrichs III. vierzehn Urkunden, durch welche Reichsfürsten, Vasallen oder Ministerialen zum Theil sehr bedeutende Dotationen erhielten, meist in den von den Ungarn neu abgetretenen Landestheilen, die schnell colonisirt werden sollten. Keine Familie wurde reicher bedacht als die Babenberger, deren großer Allodialbesitz in der Mark Oestreich hauptsächlich von Heinrich III. begründet wurde.

Die südöstlichen Marken des Reichs hatten in den letzten Kämpfen von Neuem eine hervorstechende Wichtigkeit gewonnen und erfuhren in Folge derselben nachhaltige Veränderungen. Oestreich, die baierische Ostmark, wurde durch das neugewonnene Gebiet nicht unerheblich erweitert, obwohl dasselbe nicht sogleich mit dem bisherigen Bestande zu einer Mark zusammenfloß. Wir erfahren, daß der König gegen Ende des Jahres 1043 den tapferen Liutpold in ehrenvoller Weise zum Markgrafen erhob: es kann nur dieser neue Zuwachs des Reichs gewesen sein, der seine Markgrafschaft bildete. Ohne Zweifel wollte der König den verwundbarsten Theil seiner Herrschaft nur der erprobtesten Tapfer-

*) Seinen alten Lehrer Amalrich, den er zum Abte von Farfa erhoben hatte, setzte Heinrich ab, weil die Lieferungen desselben ungenügend waren.



keit und einer frischeren Kraft anvertrauen, als dem alternden Markgrafen Adalbert, aber leider überlebte Liutpold seine Erhebung nur wenige Tage. Noch im Jahre 1045 finden wir in dieser neuen Mark einen eigenen Markgrafen, Siegfried mit Namen, der große Schenkungen dort vom Könige erhielt. Ob er ein Sohn oder Bruder oder ein entfernter Verwandter Liutpolds war, wissen wir nicht, aber dem babenbergischen Hause wird er irgendwie angehört haben. Bald darauf muß Siegfried gestorben sein, und die neuerworbenen Landestheile kamen in der Folge an die alte Ostmark und sind dann mit derselben vereinigt geblieben. Diese Erweiterung war von der größten Bedeutung. In dieser Zeit ist der Sitz der Markgrafen von Melk nach Tuln verlegt worden. Die Gegenden östlich vom Wiener Wald wurden nun dauernd von deutschen Colonisten besetzt, und ein frischer Sproß deutscher Kultur schoß hier kräftig empor.

Obschon die Ostmark unter den Babenbergern in den sichersten Händen war, nöthigten die Ungarnkriege und die Vertheidigung des Reichs dennoch den König schon im Anfange des Jahres 1042 das baierische Herzogthum herzustellen. Der neue Herzog wurde der lothringische Graf Heinrich aus dem Hause Luxemburg, ein Vetter der Kaiserin Kunigunde und des im Jahre 1026 verstorbenen Herzogs Heinrich. Das Herzogthum Kärnthen blieb dagegen damals und noch bis zum Jahre 1047 bei der Krone: um so nothwendiger erschien es hier für einen kräftigen Schutz der Marken besonders zu sorgen. Deshalb gewannen die kärnthnischen Marken jetzt einen festeren Bestand, als sie bisher gehabt hatten. Der Eppensteiner Adalbero war der letzte Herzog gewesen, welcher Kärnthen mit allen Marken in seinem ganzen früheren Umfange verwaltet hatte. Als Konrad der Jüngere das Herzogthum erhielt, wurde die Mark an der Murr und unteren Drau, welche die Eppensteiner schon vor ihrer Erhebung zum Herzogthume verwaltet hatten, vom Herzogthume von Neuem gesondert und kam an den Grafen Arnold von Lambach. Arnolds Sohn Gottfried wird nach seinem Siege über die Ungarn schon im Jahre 1042 in einer Urkunde Markgraf genannt, obwohl sein Vater noch lebte und gleich ihm noch später als Markgraf bezeichnet wird; hart an der Grenze der Ungarn bei Pütten an der Leitha hatte er seinen Hauptsitz. Ob er, ähnlich wie Liutpold, einen besonderen Theil der Mark verwaltete oder die Geschäfte des Vaters in ihrem ganzen Umfange versah, läßt sich nicht ermitteln.



Gottfried starb vor dem Vater (1050); im Jahre 1056 war auch Arnold nicht mehr am Leben, und die Mark fiel an den ihnen verwandten Grafen Ottokar von Steier, so genannt von seiner Hauptburg Steier im Traungau. Seitdem kam der Name „Steiermark" für den bisher üblichen der Kärnthner Mark auf und gewann bald allgemeine Geltung, doch läßt sich eine Scheidung von Unter- und Obersteiermark für jene Zeit noch nicht nachweisen. Gleichzeitig mit der Steiermark sonderte sich auch die Markgrafschaft Krain aus dem Herzogthum Kärnthen aus. Unmittelbar nach dem Tode Konrads des Jüngeren findet sich in Urkunden aus dem Jahre 1040 ein Markgraf Eberhard von Krain erwähnt, dessen Abstammung unbekannt ist. Sein Nachfolger Udalrich gehörte dem thüringischen Geschlecht der Grafen von Weimar an und war der Neffe des letzten Grafen von Ebersberg in Oberbaiern; noch zu Heinrichs III. Zeiten empfing er die Krainer Mark, und da er zugleich Istrien und Friaul verwaltete, liegt die Vermuthung nahe, daß gleichzeitig mit Krain auch bereits diese beiden Landschaften vom Herzogthum abgesondert und unter die Verwaltung Eberhards gestellt seien. Später (1077) wurden von Heinrich IV. Krain, Istrien und Friaul an den Patriarchen von Aquileja verliehen, diese Verleihung aber von den Eppensteinern hartnäckig bestritten. Als der Graf Welf im Jahre 1047 das Herzogthum Kärnthen erhielt, war mit demselben nur noch die Mark Verona verbunden. Uebrigens blieben die Marken damals noch in einer gewissen Abhängigkeit von der herzoglichen Gewalt, der sie sich jedoch mehr und mehr entzogen. So stand auch Oestreich noch in einem losen Zusammenhang mit dem Herzogthum Baiern, mindestens besuchten die Markgrafen die Landtage der baierischen Herzoge.

Heinrich III. und Agnes von Poitiers.

Mehr wohl der Zwang der Verhältnisse als Neigung hatte die Thätigkeit des jungen Königs im Anfange seiner Regierung fast ausschließlich nach dem Osten gerichtet: dennoch war nichts natürlicher, als daß sich die Meinung bildete, er sehe seine Lebensaufgabe in der Erweiterung des Reichs nach dieser Seite. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgten deshalb die Fürsten des Ostens die Siege des jungen Kriegsfürsten. Das Einverständniß, welches Heinrichs Vater mit Constantinopel erhalten hatte, löste sich nach kurzer Zeit; dagegen zeigte sich der russische

Großfürst Jaroslaw in hohem Grade bemüht in freundschaftliche Verbindungen mit dem deutschen Hofe zu treten. Schon im Herbste des Jahres 1040 erschien eine russische Gesandtschaft vor dem Könige zu Allstädt; eine zweite stellte sich Weihnachten 1042 zu Goslar ein und bot die Tochter des Großfürsten dem deutschen Könige zur Ehe. Aber Heinrich hatte sich bereits die zweite Gemahlin ersehen, und diese Wahl zeigte besser als jene Kriegszüge, wohin seine Staatskunst vor Allem zielte. Schon Pfingsten 1042 hatte er seinen nächsten Verwandten, den Bischof Brun von Würzburg, mit einem großen Gefolge von vornehmen Männern und Frauen abgesandt, um für ihn um die Hand der reichen Agnes von Poitiers zu werben.

Agnes war die Tochter jenes Herzogs Wilhelm von Aquitanien, dem man einst die Königskrone Italiens angeboten hatte und den die Mitwelt den Großen nannte; eine Enkelin jenes Otto Wilhelm, der Kaiser Heinrich II. Burgund bestritten hatte; ihren Stammbaum führte sie auf die letzten selbstständigen Könige Italiens, Adalbert und Berengar, zurück. Ueberdies entstammte sie dem angesehensten Fürstengeschlechte Frankreichs, welches dem Königshause an Macht vollauf gewachsen war, und besaß die ausgedehntesten Familienverbindungen in Italien und Burgund; ihrem Gemahl eröffnete sie überall in dem westlichen Europa die mannigfachsten Beziehungen. Als Heinrich um ihre Hand warb, folgte er nicht einer romantischen Neigung, sondern den Berechnungen einer in weite Fernen schauenden Politik: durch diese Ehe gedachte er seine Macht in Italien und Burgund zu befestigen, vor Allem aber einen nachhaltigen Einfluß auf die französischen Angelegenheiten zu gewinnen. Wir wissen, welche Pläne man einst an die Verlobung von Kaiser Konrads Töchterlein mit Heinrich I. von Frankreich geknüpft hatte*): diese durch den Tod seiner Schwester vereitelten Entwürfe des Vaters nahm der Sohn jetzt auf, nur daß er sich nicht mit dem Königshause der Capetinger zu verschwägern beabsichtigte, sondern mit dem mächtigsten Fürstengeschlecht Frankreichs, welches kaum noch eine Abhängigkeit von der Krone anerkannte.

Unfehlbar lagen in dieser Verbindung drohende Gefahren für den französischen Thron. Es scheinen derselben daher von dieser Seite erhebliche Schwierigkeiten bereitet zu sein, und man wird schwerlich irren,

*) Vergl. S. 274.

wenn man als die Veranlassung zu Heinrichs Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich im April 1043 solche Weiterungen annimmt. Ein anderes Hinderniß, welches strenge Mönche in der doch nicht eben allzu nahen Verwandtschaft Heinrichs mit Agnes fanden, scheint den König weniger beunruhigt zu haben. Die Verhandlungen mit dem Hofe von Poitiers zogen sich über Jahr und Tag hin; endlich im Herbst 1043 war man so weit gediehen, daß an die Hochzeit gedacht werden konnte. Im October verließ Heinrich Baiern und zog an die äußerste Westgrenze seines burgundischen Reichs, um die Braut heimzuführen. In neue Bahnen lenkte mit seiner zweiten Vermählung sein Leben ein; er trat Verhältnissen nahe, die ihn und sein Regiment bisher wenig berührt hatten.

8.

Heinrichs III. Stellung zum westfränkischen Reiche.

Faustrecht und Gottesfriede in Frankreich.

Seit der Trennung der Karolingischen Monarchie hat die Entwicklung der Dinge in Frankreich wesentlich eine entgegengesetzte Richtung verfolgt als in Deutschland, so gleichartig auch die Verhältnisse beider Länder bei jener Trennung schienen. Im elften Jahrhundert trat der Gegensatz recht scharf und schneidend hervor. Je höher das königliche Ansehen damals in Deutschland stieg, um so tiefer sank es in Frankreich; je straffer dort die das Reich umspannenden Banden angezogen wurden, desto mehr lockerten sie sich hier fast bis zur völligen Lösung. Die Capetinger mußten bald erkennen, daß sie durch die Krone, die sie in eine unabsehbare Reihe von Händeln mit den großen Baronen des Reichs verstrickte, an wahrer Macht eher eingebüßt als gewonnen hatten. König Robert I. und sein Sohn Heinrich I. konnten nicht von fern die Macht ihrer Vorfahren behaupten. Ueber die Grenzen ihres Erbherzogthums hinaus galt ihr Name so gut wie Nichts, und wie oft wurden sie sogar in den alten Besitzungen ihres Hauses angegriffen und aus denselben vertrieben! Gerade nur so weit fanden sie Gehorsam, als ihr Arm und ihr Schwert reichten; ihr Arm aber war nicht immer

der stärkste und ihre Waffe selten die schärfste. Der Abt eines stark ummauerten Klosters an der Garonne sagte einst zu den Zeiten Roberts: „Hier zu Lande bin ich mit meinem Kloster mächtiger als der König, dem Niemand gehorcht." Es war das keine Großsprecherei, sondern entsprach vollkommen der Lage der Dinge.

Der König von Frankreich, damals in der That der machtloseste König der Welt, war zugleich wunderbarer Weise der Lehnsherr der mächtigsten Vasallen Europas. So ohnmächtig die Krone, so machtvoll war der hohe Adel des Landes. Unter den Großen, welche dem Capetinger den Lehnseid schwuren, zählten viele zu den ersten Fürsten des Abendlandes und konnten sich im Kampfe mit Kaisern und Königen messen. Weit und breit hatte es lange kaum einen gefeierteren Namen gegeben, als den Wilhelms V. von Aquitanien, den man den Großen nannte und um dessen Tochter jetzt der deutsche König warb. Die Grafen von Flandern und von der Champagne hatten selbst den Kaisern Heinrich II. und Konrad II. einen schweren Stand bereitet. Die Grafen von Toulouse und Anjou standen den genannten Baronen mit fast gleicher Macht zur Seite, die Herzoge von der Normandie waren ihnen weit überlegen. Es lag eine unerschöpfliche Fülle kriegerischer Kraft in dem dicht bevölkerten und reich gesegneten Lande, furchtbar der ganzen Welt, wenn sie einen Einigungspunkt gehabt hätten: aber ohne den Zusammenhalt eines starken Königthums rieben sie sich in der fieberischen Unruhe innerer Kämpfe auf. So verlor Frankreich von Tag zu Tag mehr die geachtete Stellung, die es unter den Staaten des Abendlandes eingenommen hatte.

Bei den ununterbrochenen Kämpfen der Barone unter einander und mit der Krone entwickelte sich hier eine Herrschaft roher Gewalt, wie man sie bis dahin nur in Burgund gekannt hatte. Es galt kein Recht als das Recht der Faust, kein Gesetz als das Gesetz der Fehde. Wer seine Selbstständigkeit wahren wollte, war genöthigt sich mit bewaffneten Knechten zu umgeben, sein Besitzthum durch Wälle und Mauern zu schirmen, in stätem Kriegszustande zu leben. So wurde gleichsam zur Nothwendigkeit nach Besitz an Geld und Gut, nach Land und Leuten zu trachten, um nicht der Uebermacht des stärkeren Nachbarn zu unterliegen. Die Freiheit war ohne Streitbarkeit und Reichthum nicht zu behaupten. Wer nicht in Dienstbarkeit herabsinken wollte, mußte sich an die Spitze von Kriegsschaaren mit gezogenem

Schwerte stellen, wer nicht untergehen sollte, sich ohne Scheu auf den Raub fremden Eigenthums und die Unterdrückung der Schwächeren stürzen. Niemand wohl vermöchte den Zusammenhang und den Verlauf jener tausendfachen Fehden darzulegen, welche damals über den französischen Boden tosten, und wer es vermöchte, würde sich doch bald mit innerem Abscheu von dieser Aufgabe abwenden. Das letzte Motiv aller dieser Kämpfe war immer nur ein und dasselbe: die Habgier.

Und nicht der Adel allein verbrachte sein Leben in dem wüstesten Waffenlärm, auch die Geistlichkeit mußte, schutzlos wie sie sonst gewesen wäre, auf ihre Vertheidigung denken und sich in das Kriegsgetümmel stürzen. Ihre fetten Güter, ihre ausgedehnten Immunitäten lockten vor Allem die Habgier der Großen und wären zuerst dem Raube anheimgefallen, wenn sie nicht selbst Vasallenheere unterhalten und ihr Besitzthum durch feste Burgen und Thürme geschützt hätte. Auch sie konnte nicht allzu gewissenhaft sein, wenn es galt, ihr Vermögen zu vermehren, die Zahl der dienstbaren Leute zu vergrößern und so ihre Streitkräfte zu verstärken. Selbst die Cluniacenser häuften Schätze auf Schätze und vertheidigten sie mit bewaffneter Hand; durch ihre Burganlagen waren sie nicht minder berühmt, als durch ihre Kirchenbauten; ihr Kloster sah von außen mehr einer Zwingfeste ähnlich, als einer heiligen Stätte des Friedens.

Aber trotz ihrer Waffenrüstungen würden die französischen Bischöfe und Aebte, nicht wie in Deutschland durch ein mächtiges Königthum geschützt, unfehlbar der schmählichsten Knechtschaft verfallen sein, wenn ihnen nicht außer den weltlichen Waffen geistliche Schutzmittel zu Gebote gestanden hätten, die selbst den rohsten Kriegsmann in Schrecken setzten. Wie so oft Gift und Gegengift nahe bei einander liegt, paarte sich zu jener Zeit in den Seelen mit der ausschweifendsten Sinnlichkeit und Habgier meistentheils eine qualvolle Angst vor den Strafen Gottes, vor den Martern der Hölle: Glaube und Aberglaube in unzertrennlichem Bunde übten eine erstaunliche Wirkung auf Gemüther aus, die mit entsetzlicher Gleichgültigkeit aller anderen sittlichen Bande spotteten. Niemals hatten zuvor die Reliquien mehr Wunder gewirkt: sie schützten die Kirchen und Klöster meist besser als starke Heere. So erklärt sich, daß die Zuchtmittel, welche in reicher Mannigfaltigkeit von Alters her der französischen Kirche zu Gebote gestanden hatten und die sie jetzt

erfinderisch noch vermehrte*), selten ohne einen nennenswerthen Erfolg blieben. Viele der unbändigsten Räuber warfen zagend ihr Schwert fort, wenn sie die Kirche mit dem Banne bedrohte, und entsagten dem weltlichen Leben. Es war eine ziemlich verbreitete Sitte, daß die vornehmen Herren, nachdem sie ihre Tage in Sünden verlebt, in der Nähe des Todes die Mönchskutte nahmen und ihr letztes Stündlein in Klostermauern erwarteten. Immer größer wurde die Zahl der Ritter, die nach Jerusalem pilgerten, um am Grabe des Herrn ihre Frevel abzubüßen. Es ist eine Thatsache, daß gerade diese Zeit der wildesten Faustkämpfe an neuen geistlichen Stiftungen für Frankreich überreich war und die Stifter derselben meist zu den schlimmsten Kirchenräubern und Tempelschändern gehörten.

Eine absonderliche Frömmigkeit allerdings herrschte unter diesem zügellosen Geschlecht, wie das Beispiel des Grafen Fulko von Anjou zeigt. Als dieser mächtige Herr, dessen ganzes Leben eine ununterbrochene Kette der gewaltthätigsten Streiche war, einst die Stadt Saumur einäscherte, gelobte er, um den heiligen Florentius, den Schutzpatron der Stadt, zu begütigen, ihm eine neue und schönere Kirche in Angers zu bauen. Dies geschah. Als man aber die Reliquien des Heiligen dorthin schaffen wollte, konnte man sie wunderbarer Weise nicht von der Stelle bringen: höchlich entrüstet über dieses Widerstreben des heiligen Florentius, schalt ihn der Graf einen dummen und gottlosen Heiligen. Zweimal pilgerte dieser fromme Herr nach Jerusalem; bei seiner zweiten Anwesenheit daselbst ließ er sich nackt zum heiligen Grabe führen, küßte den Stein desselben und biß ein großes Stück heraus, um es als Reliquie zu bewahren**). Aber wie roh und äußerlich diese Religiosität auch war, unleugbar ist, daß die Kirche ihr gegenüber nie ganz bewältigt werden konnte und bei tausend Drangsalen in ihr einen Schutz fand.

Die Zeiten der Bedrängniß sind an dem Klerus selten ohne segensreiche Folgen vorübergegangen, und auch für die gallicanische Geistlichkeit waren sie damals von wohlthätigem Einfluß. Obschon man die allgemeine Haltung derselben nichts weniger als preiswürdig finden

*) Auf dem Concil zu Limoges im Jahre 1031 wurde zum ersten Mal das allgemeine Interdict über ein ganzes Gebiet in Vorschlag gebracht.

**) Fulko starb im Jahre 1040 bald nach seiner zweiten Rückkehr von Jerusalem.

wird, obschon Simonie und unzüchtiger Lebenswandel unter ihr keineswegs ausgerottet waren, hatte sie sich doch aus jenem verächtlichen Zustand gemeiner Intrigue und kriechender Servilität erhoben, der sie in den Tagen Hugo Capets kennzeichnete. Die Weltgeistlichkeit hatte eine würdigere und freiere Stellung gewonnen, und in den meisten Klöstern waren durch den Eifer Clunys heilsame Reformen eingeführt worden. Selbst die Studien nahmen unter dem französischen Klerus einen sehr bemerkenswerthen Aufschwung. Von zwei Seiten erhielten sie einen kräftigen Anstoß. Gerade damals ließ Berengar von Tours, ein Schüler des Bischofs Fulbert von Chartres, ein heller Kopf und ein für die erkannte Wahrheit begeistertes Gemüth, zuerst seine Zweifel an der fast allgemein anerkannten Transsubstantiationslehre des Paschasius laut werden; er fand enthusiastische Schüler, die von engen in immer weitere Kreise seine Lehren verbreiteten. Es war um dieselbe Zeit, daß der Lombarde Lanfrank, aus den Grammatik- und Rechtsschulen seiner Zeit hervorgegangen, als wandernder Lehrmeister nach Frankreich kam, sich in der Normandie niederließ und durch die lebendigere Art seines Unterrichts einen unglaublichen Erfolg erzielte. Auch er wandte sich jetzt auf die theologischen Studien, wie sie auf diesem Boden seit der Karolingischen Zeit stets mit Vorliebe betrieben waren, und gerieth da sofort in dogmatische Streitigkeiten mit Berengar, die mit allen Waffen damaliger Gelehrsamkeit und mit der Hitze persönlicher Erbitterung geführt wurden. Dieser geistige Kampf und die in demselben gewechselten Streitschriften mußten für das theologische Studium in Frankreich von der größten Bedeutung werden, haben die so angeregten Controversen doch bald alle lebhafteren Geister im ganzen Abendlande beschäftigt und selbst bis auf unsere Tage nachgewirkt.

So fanden sich neue Keime eines tieferen Geisteslebens in dem französischen Klerus, aber noch wichtiger war, daß er in dem Gefühl seiner Bedeutung sich auch zu thatkräftigen Entschlüssen für das Wohl der Kirche und des Reiches erhob; er faßte den Gedanken auf, einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten, an dessen Herstellung die Könige bereits verzweifelt hatten. Schon um das Jahr 1021 zeigten sich, wie wir früher berührten*), derartige Bestrebungen, durch das Beispiel der burgundischen Bischöfe angeregt, unter dem französischen Klerus. Sie

*) Vergl. S. 147. 197.

hatten damals nur geringen Erfolg, wurden aber zehn Jahre später unter günstigeren Zeichen von Neuem aufgenommen.

Südfrankreich war es, von wo diesmal der Anstoß ausging. Das Land südlich der Loire stand seit dem Anfang des Jahrhunderts in rascher, sehr folgenreicher Entwicklung. Hier hatte die germanische Eroberung weniger als in den nördlichen Gegenden die alten Verhältnisse des Landes zersetzt; die romanische Bevölkerung war im Uebergewicht geblieben und brachte mit der Zeit ihre Sprache, ihre Sitten und ihr Recht wieder zur Geltung. Schon in dieser Zeit verlieren sich hier die letzten Reste des germanischen Rechtslebens, und das römische Recht gelangt wieder zu unbestrittener Herrschaft. Wenn auch das Feudalwesen hier wie überall im fränkischen Reiche seine Macht vollauf geübt und seine Wirkungen auf alle Verhältnisse verbreitet hatte, so war doch neben ihm das städtische Leben niemals ganz untergegangen, und bei der günstigen Lage des Landes, welches nach den ersten Stürmen der Völkerwanderung von den Verheerungen der nachströmenden Züge weniger berührt war, hatten Handel und Gewerbe sich schneller erholt. Große Straßen, auf welchen sich der Handel zwischen den spanischen Arabern und der christlichen Welt bewegte, durchzogen nach allen Richtungen das Land, belebten den Verkehr und bereicherten die Bevölkerung. Das Volk von leichtem Blut und entzündlicher Sinnlichkeit verlangte nicht allein nach Ruhe und Frieden, sondern auch nach den Genüssen des Friedens. Hier zuerst legten die Herren den gewichtigen Panzer ab, um sich in weiche Gewänder zu kleiden. Ein heiteres und lockeres Leben entfaltete sich an den sonnigen Gestaden der Garonne, in den milden Thälern des Limousin, in der reizenden Touraine, in den fruchtbaren Ebenen von Poitou. An den Höfen der Fürsten, wie in den Häusern der Bürger ging es in Saus und Braus her, Fest reihte sich an Fest, Schauspiel an Schauspiel. Eine üppige Volkspoesie bildete sich in der volltönenden Landessprache aus, deren kunstgerechte Entwicklung allen anderen Idiomen voraneilte. Aquitanien war das Vaterland zahlreicher Banden fahrender Gaukler und Bänkelsänger, welche die rohere Kunst anderer Völker in den Schatten stellten. Es ist bezeichnend, daß man von der Vermählung König Roberts I. mit einer Tochter des Grafen Wilhelm von Toulouse den Verfall der strengeren Sitte im nördlichen Frankreich herleiten wollte. Damals, hieß es, seien zuerst leichtfertige Leute mit unziemlichen Kleidern und Sitten, geschoren und

aufgeputzt wie Gaukler, von der Garonne an die Ufer der Seine gekommen.

Seltsam, wie unter diesem milden Himmel neben üppiger Lebenslust die strengste Askese gedieh! Gerade hier hatte Cluny, von den Herzogen von Aquitanien gestiftet und mit treuer Sorge beschirmt, mit allem seinem Eifer gewirkt und wenigstens in der letzten Zeit auch augenfällige Erfolge erzielt. Nicht allein den Klerus hatten die Bußpredigten der Cluniacenser ergriffen, sondern auch einen großen Theil des Adels und des Volkes mit kirchlichen Ideen erfüllt. Mit derselben Leidenschaft, mit welcher die Masse sinnlichen Genüssen nachjagte, sah man sie sich auch auf geistliche Uebungen werfen; schaarenweise brachen die Vornehmen, wie Leute aus den niederen Klassen nach dem heiligen Grabe auf. Dieses Land war es, wo bald neben der leichtfertigen Poesie der Troubadours der Gedanke der Kreuzzüge zur Reife gedieh. Hier war der Boden, auf dem die phantasiereichsten und phantastischsten Erscheinungen des Mittelalters erwuchsen: hier war es auch, wo sich damals mitten unter dem Getümmel der Waffen mit fanatischer Begeisterung der Ruf nach einem allgemeinen Frieden erhob, welcher weiter und weiter hallend im ganzen Abendland ein Echo erweckte.

Eine Reihe trauriger Hungerjahre war zu jener Zeit über fast alle Länder Europas gekommen, hatte aber vornehmlich Burgund und die sonst so reich gesegneten Gegenden im Süden Frankreichs betroffen. Entsetzliche Noth und unerhörte Sterblichkeit traten in Folge von schlechten Ernten ein und erfüllten alles Volk mit Zittern und Zagen. Die Geistlichkeit sah in diesen Plagen den Zorn Gottes über die Sünden der Menschen, über den Mord, Raub, Meineid und alle die anderen Gräuel, die im Gefolge der ununterbrochenen Fehden einherschlichen, und das Volk war um so geneigter anzunehmen, was die Priester und Mönche glaubten, als diese sich mit beispielloser Aufopferung seiner Noth zu steuern bemühten. Als nun im Jahre 1031 endlich eine gesegnete Ernte eintrat und die Seelen voll heißen Dankgefühls gegen den himmlischen Geber waren, tauchte in Aquitanien der Gedanke auf, einen allgemeinen Frieden zu errichten, um nicht durch Häufung der Sündenschuld abermals die göttlichen Strafen heraufzubeschwören; mit der Begeisterung des leicht erregten Volkes wurde der Gedanke ergriffen und sogleich zur Verwirklichung geschritten. An mehreren Orten Aquitaniens wurden Synoden gehalten und von diesen Beschlüsse gefaßt, welche eine allge-

meine Waffenruhe geboten. Niemand, hieß es, solle fortan Blutrache oder Gewaltthaten üben, Niemand in Waffen einhergehen, jede Schuld verziehen sein, jeder Uebelthäter an den geweihten Stätten eine sichere Zufluchtsstätte finden, Niemand einen Geistlichen anzutasten wagen, alle begangenen Sünden durch regelmäßiges Fasten an allen Freitagen und Sonnabenden gesühnt werden; diejenigen, welche sich diesen allgemeinen Frieden zu beschwören weigerten oder ihn brechen würden, bedrohte man mit dem Interdict und den strengsten Kirchenstrafen. Mit solchen Beschlüssen wurden andere sehr durchgreifende Satzungen verbunden, die sich gegen Simonie und Priesterehe richteten und auf eine vollständige Reform der Kirche zielten. Mit unglaublichem Enthusiasmus nahm das Volk die Beschlüsse der Synoden auf. Der Ruf: Friede! Friede! durchtönte das ganze Land und erfüllte jedes Herz mit himmlischer Freude. Man glaubte, nicht Menschenwerk sei dieser Friede, sondern er stamme unmittelbar von Gott. Ein Brief, erzählte man, sei vom Himmel gefallen, in welchem die Bestimmungen desselben Gott selbst verzeichnet und deren Beschwörung geboten habe. „Gott will es!" rief man damals, wie später im Beginn der Kreuzzüge.

Von Aquitanien aus verbreiteten sich die Friedensbestimmungen schnell über ganz Burgund und einen großen Theil des nördlichen Frankreichs; sie belebten hier von Neuem Gedanken, die längst im Klerus und in den Massen geschlummert hatten. Auch das Bisthum Cambray ergriff die begeisterte Bewegung, stieß aber hier abermals auf Widerstand bei dem nüchternen Sinn des Bischofs Gerhard. Wenn er sich auch schließlich dem Andringen des Markgrafen Balduin von Flandern und des tumultuirenden Volkes nicht völlig entziehen konnte, so verstand er sich doch nur zu Anordnungen, welche die Sache selbst und den Enthusiasmus für dieselbe abstumpfen mußten. Er hatte das Phantastische und Unpraktische solcher Beschlüsse längst erkannt, und bald sahen auch Andere ein, wie richtig er diese Vorgänge würdigte. So stürmisch die Begeisterung für den allgemeinen Frieden war, so wurde er doch selten streng beobachtet und war binnen kurzer Zeit an den meisten Orten vergessen. Die Geistlichkeit selbst überzeugte sich, daß sie, indem sie Alles erreichen wollte, Nichts in Wahrheit gewann, daß sie, um nur zu einigen Erfolgen zu gelangen, ihren Plan einer erheblichen Aenderung unterwerfen müsse. Sie entschloß sich daher jenen unbeschränkten Frieden in eine für den größeren Theil der Woche gebotene

Waffenruhe zu verwandeln: so erst gewann die Treuga Dei, der Gottesfriede, bestimmte Gestalt. Wahrscheinlich hatten die Cluniacenser sich schon für die Aufrichtung des allgemeinen Friedens thätig gezeigt: gewiß ist, daß Odilo auf die Verwandlung desselben in die Treuga Dei einen großen Einfluß übte und die Verbreitung derselben eines der letzten Werke seines langen und thätigen Lebens war.

Die Treuga Dei bestimmte, daß von Mittwoch Abend bis Montag früh jeder Woche überall die Waffen ruhen mußten, daß Jeder, der die Treuga annähme und hielte, Absolution aller seiner Sünden erhalten, jede Uebertretung ihrer Bestimmungen aber mit Excommunication bestraft werden solle. Auf den Mord während der angeordneten Friedenszeit war als Strafe langjährige Verbannung nebst einer Wallfahrt nach Jerusalem gesetzt; andere Gewaltthaten sollten nach den weltlichen Gesetzen und durch verdoppelte Kirchenstrafen gebüßt werden. Von besonderer Wichtigkeit war, daß diese Bestimmungen nicht unmittelbar in die Gerechtsame der weltlichen Gewalten eingriffen, sondern die Kirche dieser gleichsam nur ihre Kräfte zur Aufrechthaltung des Landfriedens lieh.

In dieser Gestalt wurde die Treuga Dei zuerst im Jahre 1041 in mehreren Gegenden Aquitaniens angenommen und breitete sich dann binnen kurzer Zeit über den größten Theil Frankreichs aus, obwohl der König selbst, eben damals mit den Söhnen des Grafen Odo von Champagne in Fehde lebend, den Beitritt verweigerte und auch die dringenden Vorstellungen des Abts Richard von St. Vannes, der sich zu diesem Zweck an den königlichen Hof begab, ohne Erfolg blieben. In Burgund fand durch Odilos Bemühungen die Treuga Dei sogleich allgemeine Aufnahme; von hier aus versuchte man sie auch in Italien einzuführen. Wir besitzen ein Schreiben Odilos und mehrerer burgundischer Bischöfe aus dieser Zeit, welches den Klerus Italiens dringend zum Beitritt aufforderte. Aber es blieb ohne Wirkung; man konnte sich einer so ungewöhnlichen Anordnung hier überheben, wo die königliche Autorität den Landfrieden zu wahren hinreichte. Auch auf Deutschland hatte diese von der französischen Geistlichkeit ausgehende Bewegung damals keinen erheblichen Einfluß. Nur das Bisthum Cambray, durch seine Stellung unter dem Reimser Erzbischof von allen Bewegungen der französischen Kirche zuerst berührt, konnte sich, wie es scheint, auch diesmal der von Westen kommenden Strömung nicht ganz entziehen;



doch verharrte Bischof Gerhard in seiner früheren Opposition gegen derartige Bestrebungen.

Unfehlbar hatte die Treuga Dei auf die Verhältnisse Frankreichs einen wohlthätigen Einfluß: sie gab wenigstens theilweise einen Ersatz für den Schutz, welchen das Königthum gewähren sollte und nicht mehr leisten konnte. Nicht allein daß sie die ununterbrochenen Gewaltthaten, denen die unteren Volksklassen ausgesetzt waren, zu beschränken wußte, sie begann auch das kriegerische Leben des Adels zu discipliniren; man kann sie als einen glänzenden Sieg der Ordnungsbestrebungen des Klerus über das unbändige Waffenleben des Adels betrachten. Unter den Nachwirkungen dieses Sieges hat sich dann das eigenthümliche französische Ritterthum mit seinen edleren und feineren Formen entwickelt, ist der Ritterstand als eine geschlossene Genossenschaft mit fester Gliederung unter nachweislicher Einwirkung der geistlichen Hierarchie entstanden. Der Eid, den der kriegerische Adel damals auf die Treuga Dei leistete, führte nicht viel später zur Forderung des allgemeinen Rittereides mit seinen kirchlichen Formen. Um die Mitte des elften Jahrhunderts lebte jener Gottfried von Pruilly, den man den Erfinder der Turniere nennt und der wenigstens an der Festsetzung bestimmter Schranken und Regeln für die alten ziemlich rohen Kampfspiele seinen Antheil haben wird. Auch hier ging die Umgestaltung der alten Sitte von den südlichen Gegenden aus, ergriff aber nach und nach auch das ungeschlachte Ritterthum des nördlichen Frankreichs. So prägte sich ein milderer und halb geistlicher Charakter dem gesammten französischen Ritterthum auf, mit dem bezeichnet es in die weitere Entwicklung der Geschichte tief und bedeutsam genug eingegriffen hat.

Wir sehen, wie wenig damals Frankreich in seiner inneren Verwirrung die allgemeinen Angelegenheiten des Abendlandes beherrschen konnte, aber es war nichtsdestoweniger reich an kriegerischen und geistigen Kräften. Wie fast zu allen Zeiten war es auch jetzt ein fruchtbarer Boden glänzender Ideen, die sich zu neuen Lebensformen zu entwickeln suchten. Wo der erste Blick nur Auflösung und Verwesung zeigt, entdeckt das sorgsamer spähende Auge eine Fülle frischer, noch ungebändigter Kräfte und über ihnen neue Geistesmächte, die sie im Stillen zu regeln suchen. Frankreichs Lage ist nicht von fern dem Zustande Italiens vor der deutschen Eroberung zu vergleichen. Es irrten die gewaltig, welche die Stunde nahe wähnten, wo das Westreich zu

einer Provinz des deutschen Kaiserthums werden müsse: dennoch kann man kaum daran zweifeln, daß auch Heinrich III. diese Stunde für nicht fern hielt und diese Rücksicht vor Allem seine Wahl auf Agnes von Poitiers lenkte.

Heinrichs III. Stellung zu Frankreich.

In die nächsten und unmittelbarsten Beziehungen zu den Verhältnissen Frankreichs trat der König, als er im Herbst 1043 über Ulm und Konstanz nach Besançon zog, um die lange umworbene Braut heimzuführen. Agnes folgte dem Könige an die Ufer des Rheins in ihre neue Heimath, wurde zu Mainz gekrönt*) und dann in Ingelheim die Hochzeit gefeiert. Fast alle Fürsten des weiten Reichs hatten sich um das königliche Paar an seinem Festtage versammelt.

Die Kaiserin Gisela hatte diesen Tag nicht erlebt, dem sie auch wohl kaum mit Freude entgegengesehen hatte. Wir wissen, daß sie in den letzten Jahren mit ihrem Sohne nicht immer in Frieden gelebt und sich sogar der thörichten Hoffnung ihr letztes Kind zu überleben getröstet hatte. Zeichendeuter, denen sie Glauben schenkte, hatten sie zu solchem Wahne verführt. Am 14. Februar 1043 war sie an der Ruhr verstorben und hatte zu Speier an der Seite ihres kaiserlichen Gemahls das Grab gefunden.

Aber auch Andere hatten auf die zweite Vermählung des Königs mit Besorgniß gesehen, besonders Manche unter dem strenger gesinnten Klerus. In einem Briefe, welchen der Abt Siegfried von Gorze an Poppo von Stablo richtete, spricht er nicht allein seine Bedenken über die zu nahe Verwandtschaft des Königs mit Agnes aus, sondern auch die Furcht, daß diese Verbindung auf die Sitten in Deutschland einen nachtheiligen Einfluß üben könnte. Wie einst Constanze von Toulouse am Hofe König Roberts dem leichtfertigen Treiben der Südfranzosen Eingang verschafft habe, so werde jetzt Agnes, besorgte man, am deutschen Hofe die freieren Sitten ihres Landes verbreiten. Schon jetzt wollte man bemerken, daß die Ehrbarkeit in Tracht und Haltung, der würdige Schmuck der Rüstung und der Rosse, wie sie zu den Zeiten

*) Ob der Kölner oder Mainzer Erzbischof Agnes gekrönt hat, läßt sich mit den bis jetzt zugänglichen Quellen nicht entscheiden.



der Vorderen gewesen, am Hofe französischem Flitter und Tand weichen müsse; man stieß sich an der neuen Art mancher Höflinge, den Bart zu scheeren, an ihren kurzverschnittenen Röcken, an anderen Neuerungen, die zu den Zeiten der Ottonen und der beiden ersten Heinriche Niemand einzuführen gewagt habe; mit Befremden sah man, daß der junge König mit diesen aufgeputzten Schranzen gern verkehrte und ein besonderes Wohlgefallen an diesen neuen Moden zu finden schien; man traute sogar der Ehrbarkeit seiner eigenen Sitten wenig und warf ihm vornehmlich eine Neigung zu vertrauterem Umgange mit schönen Frauen vor. Wie, fragte man sich, würde es dann erst werden, wenn aquitanisches Gesindel den Hof überschwemme und seine eitelen Moden verbreite; würden dann nicht mit den Kleidern auch die alten Sitten sich ändern und in dem Reiche, das sich bis dahin durch Ehrbarkeit, Treue und Gottesfurcht vor den anderen hervorgethan habe, Mord, Raub, Meineid, Verrath und die argen Listen der Franzosen überhand nehmen?

Wie eitel aber diese Besorgnisse der frommen Herren waren, zeigte der König schon bei der Hochzeit. Schaaren von Gauklern, Possenreißern, Spielleuten und Bänkelsängern waren von nah und fern nach Ingelheim zusammengeströmt, um das Beilager des großen Königs mit der reichen Agnes von Poitiers durch ihre Künste zu verherrlichen und sich klingenden Lohn zu verdienen. Aber der König fragte wenig nach der Gunst dieser losen Gesellen; so freigebig er sonst war, ließ er sie unbelohnt und schmollend von dannen ziehen. Er that es sicherlich nicht ohne die Absicht, jene ungerechtfertigten Besorgnisse zu zerstreuen, daß er das üppige Leben der Südfranzosen an seinem Hofe einbürgern wolle. Im Uebrigen wurde die Hochzeit mit königlicher Pracht gefeiert. Auch stattete Heinrich seine junge Gemahlin mit reichen Besitzungen in seinem Reiche aus: sie erhielt bedeutende Schenkungen in Franken, Hessen und Sachsen und wurde überdies mit den Einkünften des Klosters St. Maximin zu Trier dotirt. Schon Otto I. hatte 962 diese Abtei zur Ausstattung der Kaiserin und den Abt zu deren Kanzler bestimmt; Heinrich III. erneuerte diese Bestimmungen und verordnete überdies, der Abt solle, weil Heinrich II. das Kloster des größten Theils seiner Besitzungen beraubt habe, an königlicher Tafel gespeist werden, so oft er zum Dienst der Königin bei Hofe erschiene, auch nicht wie ein geringer Diener gehalten werden, weil von seiner Hand die Königin an den Festtagen die Krone empfange.

Daß der König in der Folge ununterbrochene Verbindungen mit Agnes Familie unterhielt, würde sich mit Sicherheit annehmen lassen, wenn selbst bestimmte Beweise fehlten. Aber es wird ausdrücklich berichtet, daß die Schwiegermutter des Königs, die sich nach dem Tode ihres ersten Gemahls mit dem Grafen Gaufried von Anjou vermählt hatte, Weihnachten 1045 mit einem Gefolge aquitanischer Großen den deutschen Hof besuchte und ein Jahr später mit ihrem Gemahl sich nach Italien begab, gerade als Heinrich und Agnes zur Kaiserkrönung nach Rom zogen. Sehr natürlich war es, daß der König von Frankreich diesen Verkehr nicht mit freundlichen Augen ansah, zumal Graf Gaufried nicht allein zu den mächtigsten, sondern auch zu den habgierigsten und unruhigsten seiner Barone zählte.

Gaufried, ein Sohn des oben erwähnten Grafen Fulko, war ohne Frage ein Mann von Beherztheit und Kraft, aber zugleich der treuste Spiegel jener grauenvollen Sittenlosigkeit, die wir zu schildern versuchten. Auf die Vermehrung seines Besitzes allein zielten alle seine Gedanken und Thaten; keine Schranke natürlichen und göttlichen Rechts erkannte seine Habgier an. Kurz nach dem Tode Wilhelms des Großen hatte er sich mit Agnes, der Wittwe desselben, vermählt (1030). Nicht um die Wittwe Wilhelms, sondern um dessen Herzogthum hatte er geworben und gerieth deshalb sogleich mit Agnes Stiefsohn Wilhelm VI., welcher das Erbe seines Vaters angetreten hatte, in Fehde. Wilhelm fiel in Gaufrieds Gefangenschaft; drei Jahre schmachtete er im Kerker und starb kurz nach seiner Befreiung an den erduldeten Qualen (1037). Gaufried nahm darauf von Aquitanien Besitz, wurde aber bald von Odo, einem anderen Stiefsohn der Agnes, zurückgedrängt; auch nach Odos frühem Tode gewann dessen Bruder Wilhelm VII. in den meisten Ortschaften Anerkennung, ohne daß jedoch der Eindringling ihm das Land ganz geräumt hätte. Inzwischen hatte Gaufried seinen Vater zu überreden gewußt, daß derselbe schon bei Lebzeiten ihm die Grafschaft Anjou übergab; bald aber gereute den Alten die Entsagung, und nun entbrannte die gräuelvollste Fehde zwischen Vater und Sohn, und mit den Waffen in der Hand behauptete sich der Sohn in dem Besitz des Vaters. Auch der Krieg mit Herzog Wilhelm ruhte nicht, bis endlich Gaufried seinen Widersacher aufs Haupt zu schlagen und auch diesen letzten Stiefsohn seiner Gemahlin gefangen zu nehmen gelang (1042); noch hielt er ihn in Fesseln, als sich der deutsche König mit seiner

Stieftochter vermählte. Zu derselben Zeit war die erwähnte Fehde zwischen König Heinrich I. von Frankreich und den Söhnen Odos von Champagne ausgebrochen; in den Händen des Grafen Theobald, eines Sohnes des Odo, war die Stadt Tours, nach deren Besitz Gaufried schon lange trachtete. Deshalb nahm er jetzt für den König Partei, griff Theobald an, schlug ihn, setzte ihn gefangen und entließ ihn nicht eher, als bis er Tours ihm zu Lehen gegeben hatte. So wuchs der Besitz und mit ihm die Macht Gaufrieds von einem Tage zum anderen; vor seiner Gewissenlosigkeit, Verschlagenheit und Thatkraft zitterten alle Nachbaren, bebte der König. Mit der Schnelle des Blitzes verglich man die vernichtende Hast seiner Unternehmungen; Gaufried „den Hammer" nannten ihn die Zeitgenossen.

Das war der Mann, mit welchem der deutsche König, der Kaiser der Zukunft, in Verbindung trat. Es begreift sich, wenn sich da Heinrich I. im eigenen Lande die Ruhe herzustellen beeilte, wenn er sogar selbst den Vermittler zwischen Gaufried und Odos Söhnen machte. Es begreift sich nicht minder, weshalb sich der Bund, den Kaiser Konrad mit dem Westreiche geschlossen hatte, alsobald löste und Mißtrauen fortan alle Verhältnisse der beiden Reiche zu einander beherrschte. Man wird es dem Capetinger nicht eben verargen können, wenn er sich nach Verbindungen im inneren Deutschland umsah, wenn man ihn schon im folgenden Jahre in naher Beziehung zu den lothringischen Rebellen findet. Aber so gerechtfertigt die Besorgnisse des französischen Hofes, daß Heinrich III. nach einem überwiegenden Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Frankreichs strebe, auch sein mochten, so wenig war dieser doch geneigt die Gewaltthaten Gaufrieds zu begünstigen und das gefahrdrohende Wachsen der anjouischen Macht unmittelbar zu fördern. Es findet sich nicht der geringste Beweis, daß Heinrich III. den Stiefvater seiner Gemahlin in seinen Fehden unterstützt habe, vielmehr läßt sich mit Grund vermuthen, daß es Heinrich III. war, der Gaufried den Streitigkeiten um Aquitanien endlich ein Ziel zu setzen vermochte. Bald nach der jungen Agnes Vermählung wurde Herzog Wilhelm VII. seiner Haft entlassen, und als er nach kurzer Zeit starb (1045), blieb Aquitanien den rechten Brüdern der Königin Agnes bewahrt, die bei Heinrichs Lebzeiten nicht mehr von ihrem Stiefvater beunruhigt wurden.

Weder durch die Einwirkung französischer Sitten auf die deutsche Lebensart, noch durch tiefere Verwicklungen des deutschen Hofs in die

inneren Händel Frankreichs war Heinrichs Vermählung damals von merklichen Folgen: bei weitem wichtiger wurde die enge Verbindung, in welche der König durch diese Ehe mit den Mönchen von Cluny und ihren Bestrebungen trat. Die Herzoge von Aquitanien hatten dieses Kloster begründet, mit den Grafen von Poitou waren die Mönche stets in den nächsten und vertrautesten Verhältnissen geblieben; indem Heinrich daher aus diesem Fürstenhause seine Gemahlin wählte, näherte er sich Cluny mehr als irgend einer seiner Vorgänger, wie mannigfache Beziehungen auch Otto III., Heinrich II. und Konrad II. bereits mit Abt Odilo und der Congregation angeknüpft hatten. Schon von Anfang seiner Regierung an hatte sich Heinrich den Cluniacensern geneigt gezeigt: nicht allein daß der Abt Poppo von Stablo den Zugang zu seiner Person und den Eingang zu seinem Herzen kannte, auch die Bemühungen Odilos um die Verbreitung der Treuga Dei hatten bei ihm eine ganz andere Unterstützung gefunden, als bei dem König von Frankreich. So bereitwillig hatte Heinrich III. zur Einführung der Treuga in Burgund mitgewirkt, daß ihn Wipo geradezu als Urheber derselben preist und ihn einladet in das Land zu kommen, um die wohlthätigen Folgen derselben mit eigenen Augen zu sehen und den Dank des Volkes zu ernten. Als dann der König das erste Mal in Burgund erschien, ertheilte er das erledigte Erzbisthum Lyon dem Udalrich, bisherigem Archidiaconus zu Langres, einem Geistlichen der strengsten Richtung, dessen Amtsführung wesentlich zur Befestigung des Gottesfriedens in Burgund beitrug. Aus derselben Zeit stammt ein Brief des alten Gerhard von Cambray an den König, in dem er sich bitter über die Ungunst des Hofes beklagt und durchblicken läßt, daß er sie sich durch sein Widerstreben gegen den Gottesfrieden zugezogen habe. Man sieht, Heinrich war längst auf die Bestrebungen der Cluniacenser eingegangen: dennoch entwickelte sich ein enges und unmittelbares Verhältniß zwischen ihm und der Congregation erst durch seine zweite Ehe.

Ueberall traten die Folgen dieser Verbindung jetzt an den Tag. Es war auf Heinrichs Hochzeitsreise im October 1043, daß er zu Konstanz einer großen Synode der schwäbischen Bischöfe beiwohnte; nach der Erledigung der vorliegenden Geschäfte trat hier der König, vom Bischof der Stadt begleitet, am vierten Tage der Synode zu dem Altare hinan und ermahnte mit beredter Zunge alles Volk zur Bewahrung eines unverbrüchlichen Friedens. Er schloß damit, daß er selbst allen

seinen Widersachern Verzeihung gelobte; die sämmtlichen anwesenden Herren Schwabens bewog er dann theils durch Bitten, theils durch Drohungen seinem Beispiel zu folgen. Gleich nach seiner Vermählung stellte er in ähnlicher Weise zu Trier, wo er das Weihnachtsfest feierte, einen allgemeinen Landfrieden in Lothringen her und ließ zugleich ein Edict durch sein ganzes Reich diesseits und jenseits der Alpen ergehen, in welchem er jede Streitigkeit auszutragen und allen Fehden für immer ein Ziel zu setzen befahl. Keineswegs kam das einer Einführung der Treuga Dei gleich, die erst später in Deutschland und Italien an einzelnen Orten Geltung gewann; denn die Treuga Dei war wesentlich eine kirchliche Veranstaltung, während hier die höchste Staatsgewalt selbst das Friedenswerk in die Hand nahm. Aber die Absichten des Königs berührten sich nahe mit den Bestrebungen der Cluniacenser, ja sie gingen noch über dieselben hinaus, indem sie wieder zu der Begründung eines ewigen, ununterbrochenen Friedens zurückkehrten.

Das Friedensedict des Königs übte im ersten Augenblick in den deutschen Ländern eine äußerst heilsame Wirkung: man erfreute sich auf kurze Zeit vollständiger Sicherheit, allgemeiner Ruhe, eines glücklichen Zustandes, wie man meinte, ohne Gleichen. Auch in der Lombardei wurden die Segnungen des Edicts ersichtlich. In Mailand war gleich nach der Aussöhnung Ariberts mit dem König ein innerer Krieg zum Ausbruch gekommen. Die Bürger, mit welchem Namen fortan hier vorzugsweise die handel- und gewerbtreibenden freien Einwohner der Stadt bezeichnet wurden, wollten sich, seit Aribert sie wehrhaft gemacht, den Hochmuth der ritterlichen Leute nicht mehr gefallen lassen. Als daher einer dieser Herren eines Tags einen Bürgersmann schlug, griff die ganze Bürgerschaft tumultuirend gegen den Adel zu den Waffen und fand in einem gewissen Lanzo, welcher dem höchsten Adel der Stadt angehörte, aber mit seinen Standesgenossen zerfallen war, einen ebenso gewandten als verschmitzten Führer. Der Bürgerkrieg tobte in den Mauern Mailands; der Adel war der zahlreicheren Bürgerschaft nicht gewachsen und verließ endlich Mailand, um sich mit seinen Genossen in der Umgegend zu verbinden und die übermüthigen Krämer in ihrer Stadt zu belagern. Drei Jahre lang dauerte schon die Einschließung Mailands, als die Boten des Königs erschienen und nach dessen Edict Versöhnung und Frieden geboten. Man wagte nicht dem Willen des Königs zu widerstreben und verglich sich. Unfraglich wurde bei diesem

Vergleich den Bürgern bereits ein bestimmter Antheil am Stadtregiment eingeräumt; denn der mailändische Chronist Arnulf versichert wiederholentlich, daß durch diesen Krieg der Zustand des Bisthums und der Stadt völlig verändert sei, und leitet den Verfall der bischöflichen Macht daselbst unmittelbar von diesen Vorgängen her. Erzbischof Aribert hatte, um sich an diesen inneren Kämpfen nicht zu betheiligen, mit dem Adel die Stadt verlassen und kehrte erst nach der Beilegung des Streits in dieselbe zurück; er starb nicht lange nachher, am 16. Januar 1045.

Indem sich so die Friedensbestrebungen des Königs mit denen der Cluniacenser überall begegneten, ergriff er zugleich die erste Gelegenheit, um mit der größten Energie das Unwesen der Simonie anzugreifen, welches die französischen Mönche so lange als den eigentlichen Krebsschaden der Kirche bezeichnet hatten. Er versammelte Bischöfe aus allen Theilen seines Reichs und sprach dann in ihrer Mitte, wie uns ein gleichzeitiger cluniacensischer Geschichtsschreiber*) berichtet, in folgender Weise: „Mit Betrübniß beginne ich zu euch zu reden, die ihr an Christi Stelle in der Kirche steht, welche er sich mit seinem Blute gewonnen hat. Denn wie er selbst aus freier Güte aus dem Schooße des Vaters zu unserer Erlösung herabgestiegen ist, so hat er auch den Seinen befohlen: „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst gebet es auch" (Matth. 10, 8). Aber ihr, die ihr hättet ein Segen sein sollen, seid, von Geiz und Habsucht verblendet, ein Fluch der Kirche geworden, da ihr, das Gebot des Herrn übertretend, Geld gebet und nehmet. Auch mein Vater, für dessen Seelenheil ich schwere Sorge trage, hat dieser verdammlichen Habsucht leider nur allzusehr gefröhnt. Wer sich nun von euch mit solchem Makel befleckt hat, muß nach den Kirchengesetzen von seinem heiligen Amte entfernt werden. Denn es ist kund und offenbar, daß durch diese Sünde vielfache Plagen, als Hungersnoth, große Sterblichkeit und Kriegsschrecken, über die Menschenkinder gekommen sind, da ja alle geistlichen Würden und Grade vom obersten Bischof bis zum Ostiarius hinab durch verdammliche Käuflichkeit herabgewürdigt

*) Rudolf der Kahle, der eben damals zu Cluny sein äußerst merkwürdiges Buch über die Geschichte seiner Zeit beendigte. Der Ort der Synode ist nicht genannt, auch eine genaue Zeitbestimmung für dieselbe findet sich nicht. Das Ereigniß kann nur in die Jahre 1044 oder 1045 fallen. Vgl. die Anmerkungen. Andere Quellen erwähnen die Synode nicht, doch ist deshalb an dem Vorgange nicht zu zweifeln, wenn auch Rudolf Einiges übertrieben haben mag.



sind.“ So sprach der König mit großem Eifer, die Bischöfe aber erschraken, wie derselbe Schriftsteller versichert, und wußten nicht, was sie antworten sollten, denn sie besorgten sämmtlich um solcher Schuld willen von ihren Sitzen vertrieben zu werden. Von der strengen Rede des Königs getroffen, flehten sie ihn um Nachsicht an; er aber, durch ihre Selbstanklage gerührt, tröstete sie mit versöhnlichen Worten: „Geht hin,“ sagte er, „und suchet, was ihr auf unerlaubte Weise gewonnen habt, zu guten Zwecken zu verwenden, betet auch mit aller Inbrunst für das Seelenheil meines Vaters, der mit euch in gleicher Schuld ist, damit ihr ihm Erlaß dieser Sünde von Gott erwirket!“ Darauf erließ er ein Edict für sein ganzes Reich, es sollte fortan keine kirchliche Würde und kein geistlicher Grad für Geld ertheilt werden, und wer sich ferner etwas für dieselben zu geben oder zu nehmen unterfinge, solle seines Amtes entsetzt werden und in den Bann der Kirche verfallen. Er selbst gelobte zugleich Allen mit gutem Beispiele voranzugehen. „Wie Gott mir die Krone,“ sagte er, „aus reinem Erbarmen unentgeltlich gegeben hat, so werde ich auch Alles, was seine heilige Kirche angeht, unentgeltlich ertheilen. Ich wünsche, daß ihr meinem Vorgange folgt.“

Was der König gelobt hatte, hielt er. Wiewohl er das strenge Regiment seiner Vorfahren über die Kirche in seinem ganzen Umfange behauptete, so daß die Bischöfe über seine willkürliche Härte nicht selten klagten, wiewohl auch er die Bisthümer diesseits und jenseits der Alpen aus freier Gewalt und zwar meist mit seinen Kapellanen und vertrauten Räthen besetzte, hat er doch niemals seine Hände durch den Verkauf geistlicher Aemter und Würden beschmutzt. Wie hoch mußten das die Cluniacenser ihm anrechnen! Als leuchtendes Vorbild konnten sie ihn, den ersten Herrscher der Zeit, allen anderen Fürsten hinstellen, die ohne Scheu mit dem Heiligthum des Herrn den abscheulichsten Wucher trieben. Und auch in anderen Beziehungen entsprach Heinrich allen Forderungen, die Cluny an einen ritterlichen Mann stellen konnte, der in frischester Jugendblüthe mitten unter allen Lockungen der Welt seine Tage verlebte und die Welt dienend zu seinen Füßen sah. Unter dem Frohlocken des Sieges, noch auf dem Schlachtfelde sah man diesen König sich im Gebet vor Christus beugen; kehrte er mit dem siegestrunkenen Heer dann in die Heimath zurück, so war sein erstes Geschäft, Gott die Ehre des Sieges zu geben; von Kirche zu Kirche, von Altar zu Altar zog er mit seinen Kriegern barfuß und in härenen Kleidern. Eine ascetisch-phan-

tastische Richtung durchdrang sein ganzes Wesen, wie man sie seit Otto III. an keinem Kaiser gekannt hatte. Niemals legte er die Abzeichen des Königthums an, ohne vorher einem Priester zu beichten und die auferlegten Bußen zu leisten. Die Geißelung begann damals als regelmäßige Bußübung von strengen Mönchen gefordert zu werden, und selbst die Geißelung ließ sich der stolze König von Priesterhand gefallen. An die Spitze der abendländischen Christenheit schien endlich einmal ein gewaltiger Herr getreten, wie er dem Ideal des heiligen Odilo, wie er selbst den höher geschraubten Anforderungen seines Nachfolgers entsprach, jenes Hugo, der, ein Jüngling an Jahren, ein Greis an tiefem Ernst und heiliger Würde, im Jahre 1048 die Leitung der Congregation übernahm. Es war dieser Abt, welchen Heinrich III., als er ihm alsbald alle Privilegien des Klosters bestätigte, in der Urkunde seinen Bruder nannte, den er dann zum Taufpathen seines erstgeborenen Sohnes, des Kaisers der Zukunft, erwählte: das letzte Siegel wurde damit gleichsam dem Bunde aufgedrückt, den Heinrich mit Cluny geschlossen hatte.

Die Congregation von Cluny verstand es, die Gemüther der Mächtigen nach ihren Absichten zu lenken, aber schwerlich hat sie geglaubt, daß sie diesen König, der sich so ganz ihr hinzugeben schien, zu leiten vermöge. Denn gewiß selten hat es einen Fürsten gegeben, der sich schwerer meistern ließ, als dieser fromme Beter und Büßer. So gern er guten Rath vernahm und beherzigte, konnte sich doch kein Sterblicher rühmen auf seine letzten Entschlüsse bestimmend zu wirken. Wie selbstständig auch das Regiment seiner Vorgänger gewesen war, ließ sich doch ein erheblicher Einfluß der Kaiserinnen nicht verkennen, namentlich lagen die kirchlichen Angelegenheiten zum großen Theil in ihren Händen; die schöne Agnes von Poitiers hat dagegen bei Lebzeiten ihres Gemahls weder auf die staatlichen noch auf die kirchlichen Verhältnisse des Reichs eine nachweisliche Einwirkung geübt. Die erfahrensten Bischöfe, die tüchtigsten Kriegsfürsten sammelte Heinrich um seinen Thron und vernahm ihre Stimme, aber keiner hat sich jemals über die Stufe eines geehrten Dieners aufgeschwungen; selbst jene deutschen Bischöfe, die er auf den Stuhl Petri erhob, standen in der ausgesprochensten Abhängigkeit von seinem Willen. Aus den Forderungen seiner unvergleichlichen Stellung, aus den stolzen Regungen seines hochstrebenden Geistes, aus den Tiefen seines religiösen Gemüths stammten



seine Entwürfe; der würde das innerste Wesen dieses Königs völlig verkennen, der ihn sich als den Sklaven eines Mönchsordens vorstellte. Der Abt von Cluny, ob ihm mehr als hundert Klöster und Tausende von Mönchen gehorchten, ob er damals im Abendlande eine geistliche Autorität fast ohne Gleichen übte, galt dem König doch nur als Werkzeug bestimmter Absichten, die er durch ihn zu erreichen hoffte.

Diese Absichten lassen sich leicht erkennen. Das französische Reich, wie es damals war, ist einer Feste zu vergleichen, welcher weniger durch starke Mauern und breite Gräben, als durch eine zahlreiche, sich stets frisch ergänzende und kampflustige Besatzung gesichert wird. Nicht ohne jahrelange Mühen und zahllose Verluste war das Reich zu bezwingen, wenn man sich auf Waffengewalt einließ; eher mochte man durch die Mittel der Ueberredung und des frommen Zwangs dieses Ziel erreichen. Geistige und geistliche Waffen versprachen hier leichtere und dauerndere Erfolge als das blanke Schwert, Mönchsschaaren und das kanonische Recht schienen mehr als zahlreiche Heere von Rittern ausrichten zu können. Diese friedliche Eroberung Frankreichs anzubahnen beabsichtigte Heinrich, als er sich mit Cluny verband; mit dem Gottesfrieden, nicht mit dem Faustrecht im Bunde wollte er den König von Frankreich sich ihm zu beugen zwingen. Schon bei der Erwerbung Burgunds war Heinrichs Vater der Beistand der Cluniacenser von Bedeutung gewesen: wichtiger konnte er noch für die Ausbreitung der deutschen Herrschaft auf Frankreich werden.

Wie thätig die Cluniacenser für die Zwecke des Königs in Frankreich wirkten, wird die Folge zeigen. Aber nimmermehr würden sie es gethan haben, wenn er nicht auch andere Absichten zu erkennen gegeben hätte, welche gerade jene Bestrebungen auf das Wirksamste zu fördern versprachen, die sie seit mehr als einem Jahrhundert mit unerschütterlicher Consequenz verfolgten. Heinrich hatte offen der Simonie den Krieg erklärt, und kein Fürst war mehr geschaffen, als er, den großen Kampf glücklich durchzufechten. Das war es, was Cluny mit so starken Fesseln an ihn band. Das letzte Ziel Heinrichs war ein allmächtiges Kaiserthum, Clunys Ideal dagegen vollendete sich in einer unbeschränkten Herrschaft des Stuhls Petri über die gesammte Kirche: weit lagen ihre letzten Zielpunkte von einander, aber ihre Bestrebungen berührten sich für den Augenblick im Kampfe für die Reform der Kirche. So reichen sich zwei Wanderer die Hand, die sich auf un-

sicheren Pfaden begegnen, und wenig bekümmert es sie, ob sich später ihre Wege von einander trennen.

9.

Große Pläne und große Hindernisse.

Wohin die Absichten des Königs zielten, hatte er in den wenigen Jahren seiner Regierung gezeigt; es galt ihm, das ganze Abendland unter sein Scepter zu beugen, die lateinische Christenheit rings zu umfrieden, eine allgemeine Reformation der Kirche durchzuführen, unter dem Schutz des Kaiserthums staatliches und geistliches Recht zur Geltung zu bringen. Mit solchen Plänen ging er auf die ursprüngliche Idee des germanischen Kaiserthums zurück, nahm er die Absichten Karls des Großen auf und knüpfte unmittelbar an die letzten Bestrebungen Heinrichs II. an. Aber was dieser hart heimgesuchte Fürst erst am Rande des Grabes angreifen konnte, begann er mit frischer Kraft, gleich in den Anfängen seiner Regierung, und wer auf die ihm zu Gebote stehenden Mittel, die Kraft seiner Unternehmungen, das Glück seiner ersten Thaten sah, mochte kaum bezweifeln, das Höchste werde ihm gelingen und er dem Ziel nicht fern bleiben, wenn er es selbst nicht erreichen sollte.

Mit seinen Gedanken die Welt umspannend und auf den letzten Höhen der irdischen Dinge weilend, mußte der König jetzt vor Allem auf Rom seine Blicke richten; er mußte die errungenen Lorbeeren und Friedenspalmen um das Diadem der Cäsaren winden, wenn er in erfolgreicher Weise sein großes Werk fortsetzen wollte. Nur als gekrönter Kaiser Roms konnte er seinem Principat im Abendlande allgemeine Anerkennung gewinnen, nur von Rom aus ließ sich eine umfassende Reform der Kirche durchführen. Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß Heinrich seit seiner zweiten Vermählung der Gedanke der Romfahrt unablässig beschäftigt hat: aber wie seine Vorgänger selten auf ebenen Wegen gewandelt, so erwuchsen auch ihm mitten in seiner Siegesbahn Hemmnisse der verschiedensten Art, die Jahre lang seine Kaiserkrönung und mit ihr die angekündigte Kirchenreformation verzögerten.



Es war ein eigenthümliches Mißgeschick, daß gerade in dem Augenblick, wo Heinrich mit Cluny in die engste Verbindung trat und sein Auge auf die inneren Angelegenheiten Frankreichs richtete, der alte Herzog Gozelo von Lothringen starb und dessen Sohn Gottfried, ein durch Klugheit und Tapferkeit gleich ausgezeichneter Fürst, mit dem Könige um die Erbschaft des Vaters in andauernde, niemals ganz ausgeglichene Zerwürfnisse gerieth. Kein größeres Hemmniß seiner Absichten konnte dem König erwachsen. Nicht allein der Landfriede Lothringens wurde hierdurch aufs Neue gestört, sondern der König zerfiel auch mit dem deutschen Fürstengeschlecht, welches bisher die vertraulichsten Beziehungen mit Cluny unterhalten, nachhaltige Bestrebungen im Sinne der Cluniacenser in Deutschland zuerst hervorgerufen hatte. Ueberdies war dieses Geschlecht fast seit einem Jahrhundert das festeste Bollwerk des Reichs gegen die Angriffe vom Westen gewesen; unablässig hatte es auf der Warte gegen die niemals aufgegebenen Anschläge der französischen Könige auf Lothringen gestanden.

Als Herzog Gozelo am 19. April 1044 starb, führte sein ältester Sohn Gottfried, mit dem Beinamen der „Bärtige", bereits den herzoglichen Namen, da er schon bei Lebzeiten seines Vaters Oberlothringen verwaltet und die Mitbelehnung für dieses Herzogthum empfangen hatte. Er war sich der Verdienste, die er sich um das kaiserliche Haus erworben, mit Stolz bewußt: er vor Allen war es gewesen, der Odo von Champagne zu Fall gebracht und dadurch Konrads Herrschaft in einem sehr gefährlichen Zeitpunkt gesichert hatte. Deshalb hatte er von jeher geglaubt einen vollwichtigen Anspruch auf ganz Lothringen zu haben, wie es sein Vater besaß. Aber der alte Gozelo selbst soll solchem Anspruch nicht hold gewesen sein; es wird berichtet, er habe den König gebeten nach seinem Tode mit Niederlothringen seinen zweiten Sohn Gozelo zu belehnen. Wenn dem Könige eine solche Bitte laut wurde, gewährte er sie gewiß mit Freuden; sein eigenes und des Reichs Interesse konnten ihm in gleicher Weise zu fordern scheinen, daß jene gefährliche Macht gebrochen werde, welche Konrad einst in Zeiten der Noth an den Westgrenzen Deutschlands in eine Hand gelegt hatte. Gewiß ist, daß nach dem Tode des alten Gozelo der Entschluß des Königs feststand, die lothringischen Länder von Neuem zu trennen. Heinrich hatte sich in den ersten Monaten des Jahres aus den Rheingegenden nach Sachsen begeben, war aber in der Fasten-

zeit an den Rhein zurückgekehrt und verweilte damals zur Feier des Osterfestes in Nymwegen. Er beabsichtigte hier sogleich die lothringischen Verhältnisse nach seinen Absichten zu ordnen. Aber Gottfried widersetzte sich mit der äußersten Hartnäckigkeit der Belehnung seines Bruders und verlangte mit immer gesteigerter Dringlichkeit die ungetheilte Macht des Vaters. Es kam zu sehr heftigen Auftritten zwischen ihm, dem schon gereifteren Manne, und dem jungen König, ohne daß er jedoch diesen von seinem Willen abzubringen vermochte. So unfähig Gozelo war, welchen das Volk „den Feigen" nannte, erhielt er dennoch die Fahne von Niederlothringen, und Gottfried verließ in Unmuth den Hof. Das Verfahren des Königs gegen Gottfried konnte durch die Wohlfahrt des Reichs geboten scheinen; es lag in der Richtung, welche Konrad zur Schwächung der herzoglichen Gewalten einmal eingeschlagen hatte, die gefährliche Macht, welche er unter dem Zwang der Verhältnisse in dem vereinigten Lothringen errichtet hatte, herabzudrücken. Aber dieser Schritt Heinrichs war nichtsdestoweniger der unheilvollste, den er jemals gethan hat; aus ihm erwuchs ihm eine lange Reihe der traurigsten Kämpfe, aus ihm seinen Nachkommen Gefahren, die mehr als ein Mal ihre Herrschaft mit dem völligen Verderben bedrohten. Man muß sagen, daß der König die ganze Bedeutung Gottfrieds mit Nichten erkannte und sich jener natürliche Scharfblick des Vaters, übermächtige Kräfte zu würdigen und durch Nachgiebigkeit dauernd an das Interesse seiner Herrschaft zu fesseln, nicht auf ihn vererbt hatte. Die Folge zeigte, daß seine feinere Staatskunst diesen Mangel nicht zu ersetzen vermochte.

Gegen Pfingsten verließ der König die rheinischen Gegenden und eilte durch Schwaben und Baiern an die ungarische Grenze. Er ging mit einem neuen Kriege gegen Aba um, zu dem er durch ungarische Flüchtlinge selbst aufgefordert wurde. Nur durch große Erfolge gegen die Deutschen hätte sich Aba in seiner übel gewonnenen Gewalt behaupten können; seine Niederlage hatte sofort sein Ansehen in der Nation erschüttert. Es bildete sich eine Verschwörung, die nichts Anderes bezweckte, als Aba zu entthronen und lebend oder todt in Heinrichs Hand zu geben. Die Verschwörung wurde zwar entdeckt und einige Schuldige mit dem Tode bestraft, aber anderen gelang es nach Deutschland zu entkommen, wo sie die Hülfe Heinrichs in Anspruch



nahmen und ihm darlegten, wie Aba die Friedensbedingungen keineswegs nach ihrem ganzen Umfange erfüllt habe.

Nur mit einem kleinen Heere rückte Heinrich in die Ostmark ein. Es bestand aus dem bairischen und böhmischen Aufgebot; aus den anderen Theilen des Reichs hatte der König nur seine unmittelbaren Dienstmannen gesammelt, da die in jenen Jahren wiederkehrende Mißernte die Verpflegung größerer Schaaren erschwerte. Die ganze Macht des Königs wird auf etwa 17,000 Ritter berechnet. Sie schien genügend, wenn er, wie er sich den Anschein gab, nur Aba zu seinen Verpflichtungen anhalten und dann aus der Ostmark zurückkehren wollte; kaum aber ausreichend zu einem Angriff auf Ungarn selbst.

Aba, der in Baiern Späher unterhielt, war von den geringen Streitkräften Heinrichs unterrichtet, durchschaute jedoch dessen Absichten. Er zog deshalb ein großes Heer zusammen und schickte zugleich an Heinrich Gesandte, um sich wegen der Säumniß in der Erfüllung seiner Versprechungen zu entschuldigen und neue, größere Verheißungen zu machen; zugleich verlangte er die Auslieferung der ungarischen Flüchtlinge, die er als die Hauptanstifter des Raubzugs von 1042 zu verdächtigen suchte. Abas Gesandte, die sich besonders über das deutsche Heer zu unterrichten bemühten, hielt Heinrich zurück und rückte weiter vor, so daß die beiden Heere endlich nur noch einen Tagesmarsch von einander standen. Verhandlungen, die jetzt noch angeknüpft wurden, blieben ohne Erfolg. Man beschloß sich im offenen Kampfe zu messen, und der dritte Tag wurde zur Schlacht bestimmt. An diesem Tage rückte Heinrich vor, fand aber den Feind nicht auf dem festgestellten Kampfplatze; er drang darauf bis an die Repcze vor, um dem sich zurückziehenden Feinde zu folgen. Hier wurde ihm der Weg durch die Sümpfe und von den Ungarn vertheidigte Verschanzungen gesperrt. Aber es gelang dem König, indem das Heer während der ganzen Nacht den Fluß aufwärts ritt, unter der Leitung der ungarischen Flüchtlinge in der Morgendämmerung eine bequeme Furt zu finden und über das Wasser zu kommen. Sobald dies die Ungarn bei den Verschanzungen sahen, zogen sie sich von denselben unter Hinterlassung vieler Lebensmittel zurück. Das deutsche Heer rückte am anderen Tage bis an die Raab vor und ging ungestört über den Fluß. Aber kaum hatten die ersten Reihen das andere Ufer er-

reicht, so sahen sie die Ebene weithin von den Schaaren der Feinde erfüllt und zum Kampfe gerüstet.

Die entscheidende Stunde hatte geschlagen. Der König ruft den Beistand Gottes und der Heiligen an, ermuntert mit feurigen Worten die Seinen, ergreift Schild und Schwert und führt selbst das Heer gegen den Feind; mit heldenmüthiger Begeisterung stürmt er voran, die Seinen ihm nach. Nach kurzer Gegenwehr stoben die Ungarn wie Spreu auseinander; der vollständigste Sieg wurde errungen. Sei es nun daß, wie die Altaicher Jahrbücher melden, ein Wirbelwind sich plötzlich erhob und den Ungarn den Staub in das Gesicht fegend den Angriff der Deutschen unterstützte, sei es daß Verrath in Abas Reihen herrschte, wie spätere ungarische Quellen andeuten: Heinrich war der Sieger, und hatte den Sieg mit geringen Verlusten erkauft. Die Ungarn, sich nach allen Seiten durch die Ebene zerstreuend, wurden etwa sechs Meilen verfolgt; eine große Zahl von ihnen fiel unter dem Schwerte der Deutschen, andere fanden in den Wellen der Raab den Untergang. Nachdem Heinrich den Befehl gegeben hatte, von der weiteren Verfolgung abzustehen, schlug er auf dem Schlachtfelde das Lager auf und feierte hier sogleich ein großes Siegesfest. Er selbst, barfuß und im Bußgewande, und mit ihm das ganze Heer stimmten das Kyrie eleison an, warfen sich vor dem heiligen Kreuz auf die Kniee und dankten dem Herrn, der ihnen den Sieg verliehen. Dann erhoben sie sich, fielen sich in die Arme, entsagten allem Hader und gelobten sich Friede und Freundschaft für alle Zukunft; der König war der Erste, der allen seinen Feinden nah und fern Verzeihung gelobte. Die Schlacht war am 5. Juli*) 1044. Den Kampfplatz bezeichnen die ältesten Quellen nicht genau, nach späteren ungarischen Berichten war er in der Ebene von Menfö unweit Raab.

Ein solcher Sieg mußte unmittelbar die Entscheidung des Krieges herbeiführen. Aba flüchtete sich in die inneren Theile seines Reichs; Heinrich verfolgte dagegen seinen Weg unbehindert nach Stuhlweißenburg, der ungarischen Königsstadt, wo man ihm sofort die Thore öffnete. Abas Gemahlin mit ihren Kindern und der ganze Schatz des Feindes

*) Es war derselbe Tag, an dem im Jahre 907 der größte Theil des bairischen Adels den Schwertern der Ungarn erlag. Denn nach den neuesten Ermittelungen war jene furchtbare Schlacht (Vergl. Bd. I. S. 172) nicht am 6., sondern ebenfalls am 5. Juli.



fielen hier in die Hände des Siegers, der nun frei über die Krone Ungarns verfügte. Aba wurde der königlichen Würde verlustig erklärt und Peter, welcher Heinrichs Heer begleitet hatte, auf den Thron des heiligen Stephan zurückgeführt; zum Schutze desselben, bestimmte Heinrich, sollte eine starke bairische Besatzung im Lande zurückbleiben. Und als ob es mit den deutschen Waffen noch nicht genug wäre, wurde auch deutsches Recht den Ungarn gegeben. Es wird glaubhaft versichert, daß ihnen Heinrich damals baierisches Recht auf ihre besondere Bitte verliehen habe. Die Bittenden werden nur König Peter und seine Höflinge gewesen sein; unter dem baierischen Recht aber hat man wohl nicht das alte Volksrecht, sondern vornehmlich die Satzungen des in Baiern gültigen Landfriedens zu verstehen.

Peter, obwohl lediglich ein Geschöpf des teutschen Königs und unter den Schutz deutscher Arme und deutscher Gesetze gestellt, fand dennoch für den Augenblick allgemeine Anerkennung in Ungarn. Aba wurde auf der Flucht verfolgt und eingeholt; man schleppte ihn vor Peters Richterstuhl, der ihn enthaupten ließ. Abas goldene Königslanze, welche bei der Verfolgung des Feindes erbeutet und Heinrich überliefert war, sandte er als Weihgeschenk für den heiligen Petrus nach Rom, nachdem der heilige Vater schon vor dem entscheidenden Kampfe über Aba den Bann verhängt hatte. Dort sah man sie lange am Grabe des Apostelfürsten hängen*), und die Päpste gaben später vor, der siegreiche König habe mit dieser Lanze das ungarische Reich dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern übertragen wollen. Aber Nichts lag den Absichten Heinrichs ferner; er sah Ungarn lediglich als ein vom deutschen Reiche abhängiges Land an. König Peter, der bald nachher öffentlich in aller Form diese Abhängigkeit anerkannte, war wesentlich in keine andere Stellung zum deutschen Reiche gekommen, als Herzog Bretislaw von Böhmen sie nach seiner Demüthigung erhalten hatte.

Im Triumph führte Heinrich sein Heer nach Baiern zurück. In Regensburg feierte er ein neues Buß- und Dankfest mit Fasten und feierlichen Umzügen. Barfuß und in härenen Kleidern zog er zu allen Altären der Stadt und bekleidete jeden derselben mit einer neuen seidenen Decke. Als diese Festlichkeiten beendet waren, ging er nach

*) Später hing die Lanze an einer der Hauptthüren der Peterskirche.

Sachsen, eilte aber bald nach Lothringen, wo seine Gegenwart dringend gefordert wurde, da Herzog Gottfried, der sich inzwischen umsonst bemüht hatte den Willen des Königs zu ändern und das Herzogthum seinem Bruder zu entziehen, hochverrätherische Verbindungen angeknüpft und alle Veranstaltungen zu einem allgemeinen Aufstande im Westen getroffen hatte. Nicht nur hatte er die Lothringer zu dem Eide vermocht, ihm drei Jahre hindurch gegen Jedermann zu dienen, sondern auch mit dem Könige von Frankreich einen geheimen Bund geschlossen und sich zugleich mit mehreren unzufriedenen Großen im romanischen Theile Burgunds gegen Heinrich verschworen.

Sobald der König von Gottfrieds Verrath erfuhr, war er mit unnachsichtiger Strenge gegen den eidbrüchigen Fürsten einzuschreiten entschlossen. Er berief einen Hoftag — wahrscheinlich nach Aachen gegen Ende des Monats September — und beschied den Herzog vor das Gericht der Fürsten. Der Verklagte erschien und leugnete die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen; aber umsonst, da man hinreichende Beweismittel in Händen hatte, um ihn des Hochverraths zu überführen. Die Fürsten verurtheilten ihn daher zum Verlust seines Herzogthums. Dieses Verfahren genügte, um Gottfried zu einem unversöhnlichen Gegner des Königs zu machen, aber brach weder seinen Muth noch seine Kraft. Offen erhob er sich jetzt gegen den König in den Waffen, befestigte seine Burgen und legte bewaffnete Schaaren hinein, aus denen er dann verwüstend über die Länder Aller einbrach, die es in Lothringen mit dem Könige hielten. Zu derselben Zeit standen auch die Mißvergnügten in Burgund auf, an ihrer Spitze Graf Reginold von Hochburgund, ein Oheim der Königin Agnes, und der Graf Gerold von Genf. Der ganze Westen des Reichs war gefährdet; noch im Winter mußte sich der König gegen die Aufständigen rüsten.

Gleich nach dem Weihnachtsfest, das Heinrich zu Speier gefeiert hatte, drang er mit einem starken Heere in Lothringen ein. Er nahm Gottfrieds Burg Böckelheim bei Kreuznach und ließ sie schleifen. Gern hätte er auch die andern Burgen gebrochen, aber er konnte das Heer in dem von Hungersnoth heimgesuchten Lande nicht ernähren. Er ließ daher Besatzungen vor diesen Burgen zurück und begab sich selbst im Januar 1045 nach Burgund. Auch hier hatten die Aufständigen nur mit geringem Glück gekämpft. Graf Reginold hatte den Grafen

Ludwig von Mömpelgard angegriffen, der mit Sophie, der zweiten Tochter Herzog Friedrichs von Lothringen und Pflegeschwester des Königs, vermählt war; er hatte Mömpelgard belagert, war aber vor der Burg von Ludwig aufs Haupt geschlagen und so geschwächt worden, daß er sich dem König, als dieser gegen Ende des Januar nach Solothurn kam, sogleich freiwillig ergab. Auch die anderen Aufständigen legten ihre Waffen nieder, und der König konnte nach wenigen Tagen Burgund beruhigt verlassen.

Heinrich nahm seinen Weg über Zürich (30. Januar) nach Augsburg; hierhin hatte er die lombardischen Fürsten beschieden, und hier berieth er mit ihnen im Februar die Angelegenheiten ihres Reichs, indem er ohne Zweifel sein Erscheinen in ihrem Lande in nahe Aussicht stellte. Als er von Augsburg dann nach Freising kam, erschien eine Gesandtschaft König Peters am Hofe und forderte Heinrich auf zum Pfingstfest nach Ungarn zu kommen. Der König versprach die Bitte zu erfüllen, nahm aber zunächst seinen Weg nach Sachsen, wo er Ostern zu halten gedachte. Ueber Neuburg an der Donau (7. März) ging er nach Bamberg, wo er sich am Palmsonntag aufhielt; zur Osterzeit war er in Goslar. Viele Fürsten des Reichs waren hier um ihn versammelt, und wichtige Angelegenheiten wurden entschieden. Vor Allem gab er, wie früher bereits Baiern, so jetzt auch Schwaben auf. Der lothringische Pfalzgraf Otto wurde mit diesem Herzogthum belehnt; es war der Lohn für wichtige Dienste, die er mit seinem Hause dem Könige im Kampfe gegen Gottfried geleistet*). Die bisher von Otto bekleidete Pfalzgrafschaft ging auf dessen Vetter Heinrich über und blieb so demselben Hause erhalten. Die lothringischen Pfalzgrafen, die ihren Sitz zu Aachen hatten, waren bereits durch ihre nahe Verwandtschaft mit den Ottonen zu einer bevorzugten Stellung im Reiche gelangt und stiegen jetzt zu immer höheren Ehren: ihrem Geschlechte gehörte damals der Herzog von Schwaben, der Erzbischof von Köln und Herzog Kasimir von Polen, der Sohn von Herzog Ottos Schwester Richeza, an. Der König gab die Politik seines Vaters gegen die Herzogthümer auf: wenn jener sie einzog, so stellte er sie her, aber sein Auftreten gegen Gottfried zeigte, daß er damit nichts weniger beabsichtigte, als dem Herzogthum die alte Bedeutung zurückzugeben. Es

*) Otto gab für die Belehnung dem Könige Duisburg und die Insel Kaiserswerth.

war um dieselbe Zeit, daß der König den jungen Balduin von Flandern, der an seinem Hofe erzogen war, mit der Markgrafschaft Antwerpen belehnte; die Absicht war, die Unterstützung Flanderns Gottfried zu entziehen.

Gegen Pfingsten trat der König mit großem Gefolge die Reise nach Ungarn an. In Regensburg bestieg er ein Schiff und landete bei Passau, um dort das Himmelfahrtsfest zu feiern. Die weitere Fahrt auf der Donau war durch höchst eigenthümliche Umstände bezeichnet. Als man hinter Grein an die gefürchteten Donauwirbel bei Struden kam, erschien dem Bischof Brun von Würzburg, welcher den König begleitete, auf einer Felsklippe ein finsteres Gespenst und verkündete ihm sein nahes Ende. In der That fand Brun bald darauf einen jähen Tod. Als nämlich der König am Sonntag vor Pfingsten bei Persenbeug anlegte, um einer Einladung der Gräfin Richilde auf ihre Burg zu folgen, und dort auf einen Altan stieg, brach plötzlich das alte Gemäuer, überlastet wie es war, unter furchtbarem Krachen zusammen, und der König stürzte mit seinen Begleitern in die Tiefe hinab. Er selbst kam ohne erheblichen Schaden davon, aber Bischof Brun und Andere vom Gefolge erlitten schwere Verletzungen, in Folge deren der Bischof am Tage nach Pfingsten zu Persenbeug starb. Der König verlor in ihm einen seiner nächsten Verwandten und vertrautesten Räthe; das reiche Bisthum Würzburg kam an Adalbero aus dem Hause der Grafen von Lambach, den Bruder des tapferen Markgrafen Gottfried von Kärnthen.

Indessen hatte der König seine Reise fortgesetzt. An der ungarischen Grenze wurde er mit den größten Ehren empfangen und beging mit Peter unter glänzenden Festlichkeiten das Pfingstfest (26. Mai)*). Damals war es, daß ihm der Ungarnkönig im Angesichte des ganzen Volkes mit der goldenen Lanze sein Reich übergab und das Volk Heinrich und dessen Nachfolgern huldigte. Als dies geschehen war, wurde wiederum Peter mit dem ungarischen Reiche für seine Lebenszeit von dem deutschen Könige belehnt. Unmöglich konnte auf eine förmlichere und feierlichere Weise die Abhängigkeit Ungarns vom deutschen Reiche anerkannt werden; nur in der ausgesprochensten Botmäßigkeit von den Deutschen glaubte Peter noch seine Herrschaft

*) Wie es scheint, zu Stuhlweißenburg, wohin mindestens Aventin die Feier verlegt.



erhalten zu können. Bei dem öffentlichen Mahle, das der Belehnung folgte, sah man die Könige in dem herzlichsten Einverständniß bei einander; nach den Freuden der Tafel ließ der Ungar seinem Gaste und Lehnsherrn eine große Summe Geldes als Freundschaftspfand überreichen. Heinrich nahm das Geld an und vertheilte es bis auf den letzten Heller unter die tapferen Krieger, die mit ihm im Jahre zuvor gegen Aba gefochten hatten. Als diese Festlichkeiten beendet waren, kehrte er in sein Reich zurück. Schon am 3. Juni finden wir ihn wieder zu Perschling bei Tuln.

Herzog Gottfried hatte noch nicht die Waffen gestreckt, war aber doch zu der Erkenntniß gekommen, daß es für den Augenblick unmöglich sei, diesem glücklichen Könige das Widerspiel zu halten. Deshalb entschloß er sich, so fern von Reue auch seine Seele war, der Noth zu weichen und die Gnade des Königs anzuflehen. Als Heinrich im Juli an den Rhein kam, erschien Gottfried vor dem Thron und stellte seine Sache der Entscheidung des Königs und seiner Großen anheim. Das Urtheil der Fürsten fiel dahin aus, daß er als rückfälliger Rebell in enge Haft nach Gibichenstein geführt werden sollte. Der König fand keinen Grund diesen Spruch der Fürsten zu mildern, und so wanderte nun auch Gottfried nach jenem Thurm am steilen Ufer der Saale, wo schon so mancher deutscher Herr — zuletzt Herzog Ernst — darüber nachgedacht hatte, daß die alten Zeiten deutscher Fürstenmacht und stolzen Freiheitstrotzes verstrichen seien, daß man in den Tagen lebe, wo es gegen den Willen eines Einzelnen in deutschen Landen kaum noch eine Waffe zu geben scheine.

Der König begab sich vom Rhein nach Sachsen. Er mußte hier die Waffen gegen die Liutizen ergreifen, die abermals die Grenzen beunruhigt hatten, doch genügte ein kurzer Feldzug, um sie zur Ruhe zu verweisen. Sie versprachen den herkömmlichen Tribut und verhielten sich dann ein Jahrzehnd ruhig in ihren Wäldern und Sümpfen. Unseres Wissens wurde damals wenig oder nichts in ihren Verhältnissen geändert. Die Markgrafen der Nordmark, einst so gewaltig in den überelbischen Gegenden, blieben auch jetzt dort ohne erhebliche Macht; keine Mark war damals weiter herabgekommen, als gerade diese, so daß kaum die Namen der Markgrafen noch in den Annalen erscheinen. Wir wissen, daß in den Zeiten Heinrichs III. auf den jüngeren Bernhard ein Markgraf Wilhelm folgte, aber weder die Zeit der Belehnung noch

die Familienverhältnisse desselben lassen sich feststellen. Auch die kirchlichen Einrichtungen lagen in den Gegenden, welche einst den Brandenburger und Havelberger Sprengel bildeten, in dem tiefsten Verfall, wie denn von Magdeburg seit langer Zeit so gut wie Nichts zur Herstellung der Mission geschehen war. Bald aber erhielt von Bremen aus die Mission unter den Wenden einen neuen Anstoß. Es war im Sommer 1045, daß der König nach dem Tode des trefflichen Bezelin den Propst Adalbert von Halberstadt auf den erzbischöflichen Stuhl von Hamburg-Bremen erhob. Adalbert war einer an der Saale heimischen vornehmen Familie Sachsens entsprossen und selbst den Ottonen weitläufig verwandt; ein Sohn des verstorbenen Grafen Friedrich und Bruder des Dedo, welchem der König zum Lohn für wichtige Dienste in den Ungarnkriegen die Pfalzgrafschaft in Sachsen ertheilte, stand Adalbert durch Blutsfreundschaft oder Verschwägerung mit den meisten Fürsten des Landes in naher Verbindung. Stolzer indessen als auf seine fürstliche Würde war er auf seine geistlichen Weihen und das ihm übertragene Erzbisthum, welches er in blühendem Zustande erhielt, doch noch zu weit höherem Glanze zu erheben hoffte. Nirgends aber fand er seine Autorität weniger anerkannt, als unter den Wenden an der Ostsee; in dem weiten Missionsbezirk Bremens schien hier der unfruchtbarste Boden für die Saat des Evangeliums zu sein. Gerade dies lenkte hierin zuerst Adalberts Blicke, und mit allem Ungestüm seines hochfahrenden Geistes machte er sich sogleich an die Arbeit. Die Umstände waren ihm günstig: die alten Kirchen erstanden wieder in den Ländern der Wagrier und Abodriten, und selbst die starren Liutizen konnten sich bald des auf sie eindringenden Christenthums nicht länger erwehren.

Nachdem der König sich während des Monats September meist in Bodfeld aufgehalten und in den Wäldern des Harzes nach seiner Gewohnheit der Waidlust gepflegt hatte, nahm er seinen Weg nach Franken. Er hatte einen großen Reichstag nach Tribur berufen, um die wichtigsten Angelegenheiten hier zu berathen. Denn nun schien die Zeit endlich gekommen, wo er, der drängendsten Sorgen entledigt, an die Romfahrt denken konnte, die schon so lange seinen Geist beschäftigt. Aber ein neues und schlimmeres Hinderniß trat seinen Absichten entgegen. Auch er trug jenen verderblichen Keim in sich, der alle Kinder Giselas



in frühen Jahren die Beute des Todes werden ließ; so kühn sich sein jugendlicher Geist aufschwang, die Kraft seines Leibes war schon im Brechen. Auf dem Wege nach Tribur erkrankte er plötzlich zu Frankfurt so schwer, daß man an seiner Genesung verzweifelte. Der Reichstag, der ohne ihn nicht abgehalten werden konnte, löste sich auf, und nicht ohne große Sorgen gingen die versammelten Fürsten nach Hause. Ganz andere Gedanken bewegten sie jetzt, als die Romfahrt. Wie stand es um die Zukunft des Reichs, wenn Heinrich seinen Leiden unterliegen sollte? Er war ohne männliche Nachkommenschaft — eben damals hatte ihm Agnes das erste Kind in einer Tochter geschenkt —, es lebte Keiner des königlichen Hauses im weltlichen Stande: Nichts war über die Nachfolge im Reiche bestimmt. Indem die Fürsten die große Frage vielfach bei sich erwogen, erklärten sich die Herzoge Otto von Schwaben und Heinrich von Baiern für die Wahl des lothringischen Pfalzgrafen Heinrich, obwohl derselbe nur in sehr entfernter Verwandtschaft mit dem Kaiserhause stand und keine der ersten Stellen im Reiche einnahm; diesen Herzogen schlossen sich mehrere Bischöfe und andere Herren an. Indessen zeigten sich bald solche Sorgen als eitel. Der König genas wider Aller Erwarten, obwohl seine Gesundheit sich seit dieser Zeit niemals wieder ganz befestigte. Als ihm die nöthigen Kräfte zurückgekehrt waren, begab er sich von Franken nach Sachsen und verlebte die Weihnachtszeit zu Goslar.

Wie ein Unglück selten allein zu kommen pflegt, so folgte auch jetzt rasch nach einander eine Reihe trauriger Ereignisse, welche den König die Romfahrt zu vertagen nöthigten. Mehrere Jahre hindurch hatte Deutschland, besonders die nördlichen Gegenden und Lothringen, von Mißwachs und Theuerung schwer gelitten; die Folge waren weitverbreitete Seuchen, welche, als der Winter von 1045 auf 1046 mit sehr strenger Kälte eintrat, in entsetzlicher Weise um sich griffen. Eine furchtbare Noth brach aus, an deren Nachwehen man lange zu leiden hatte; die unerhörte Sterblichkeit erschreckte und verwirrte alle Gemüther. Kaum hatte man sich ein wenig von diesen Leiden erholt, als in mehreren volkreichen Städten wie nach Verhängniß fast gleichzeitig große Brände entstanden, die mit um so verheerenderer Gewalt um sich griffen, als die Wohnhäuser noch meist aus Holz aufgeführt waren. Am Palmsonntag wurde Hildesheim von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht; im Sommer gingen Mainz und Regensburg fast ganz in



Flammen auf. So häufte sich Noth auf Noth, und überall war die Hülfe des Königs erforderlich.

In der Fastenzeit begab sich der König aus Sachsen in die rheinischen Gegenden und feierte das Osterfest 1046 zu Utrecht. Der dortige Bischof Bernold, Adalbolds Nachfolger, genoß große Gunst bei Hofe, zum nicht geringen Verdrusse des Grafen Dietrich IV. von Holland, der von seinem Vater die Feindschaft gegen die Utrechter Bischöfe und das Streben seine eigene Macht in Friesland auszubreiten ererbt hatte*). Dietrich hatte sich damals einer Grafschaft – es waren die schon umstrittenen Theile Südhollands — gewaltsam bemächtigt und dadurch den Zorn des Königs nicht minder, als den des Bischofs, erregt. Gleich nach Ostern führte der König auf Schiffen ein Heer gegen den Grafen und nöthigte ihn seinen Raub herauszugeben; natürlich machte er sich ihn dadurch zu einem erbitterten Feinde.

Es war für die Zustände Lothringens nicht ohne Bedenken, daß Gozelo sich völlig unfähig für die herzogliche Stellung zeigte; überdies war seine Gesundheit erschüttert, und er siechte bereits dem Tode entgegen. Unter diesen Umständen entschloß sich der König Gottfried gegen Bürgschaft der Haft auf Gibichenstein zu entlassen. Als er dann zu Pfingsten (18. Mai) zu Aachen eine große Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten hielt, stellte hier Gottfried sich ein, warf sich Heinrich zu Füßen und bat um Gnade. Der König verzieh ihm nicht allein, sondern gab ihm auch, die früheren Fehle vergessend, sein altes Herzogthum Oberlothringen zurück. Zu derselben Zeit verlieh der König das untere Lothringen an Stelle Gozelos an Friedrich, einen jüngeren Bruder des Herzogs Heinrich von Baiern; das von Gottfrieds Vorfahren so lange verwaltete Herzogthum fiel damit den Luxemburgern zu, den alten Feinden seines Hauses. Als in diesen Tagen Gozelo starb, verlieh der König die von ihm bekleidete Grafschaft Drenthe dem Bischof von Utrecht und befriedigte damit alte, lange zurückgestellte Ansprüche dieses Stifts. In ähnlicher Weise hatte auch der König dem Bischofe von Verdun die Grafschaft in dieser Stadt bestätigt, obwohl der alte Gozelo und Gottfried selbst auf die Gewalt hier in der Heimath ihres Geschlechts den größten Werth gelegt und sich gegen den Bischof in derselben lange Zeit behauptet

*) Vgl. S. 158 ff.



hatten. Ueberall fühlte sich Gottfried zurückgesetzt und hielt nur mit Mühe den Ausbruch seiner erregten Leidenschaft zurück; wohl allein der Gedanke, daß er alsbald freieren Raum seine Rache zu kühlen finden würde, bändigte seinen Grimm. Denn seit die dringendste Noth des Landes beseitigt war, hatte der König die Vorbereitungen zum Römerzug wieder aufgenommen, und Niemandem war mehr verborgen, daß er in Bälde den deutschen Boden verlassen würde.

Von Aachen ging der König an den Rhein zurück und zog dann sogleich nach den thüringischen Marken. Er hatte hier eine Erbschaft anzutreten, die ihm durch einen überaus schmerzlichen Todesfall zugefallen war. Am 24. Januar dieses Jahres war der Markgraf Eckard von Meißen gestorben, der treue Freund und Waffenbruder des jungen Königs, dem er wie wenig anderen Fürsten vertraute. Mit Eckard starb ein Geschlecht aus, das während eines halben Jahrhunderts mit großem Ruhm in der thüringischen Ostmark gewaltet und die Ehre des Reichs in den größten Fährlichkeiten tapfer vertheidigt hatte. Nach einer glaubwürdigen Nachricht zerfiel die Markgrafschaft Eckards in drei Theile, von denen der König selbst Meißen vorläufig in seiner Hand behielt, die beiden anderen Theile aber einem Dedi, Dietrichs Sohn, verlieh. Es kann dabei nur an den Wettiner Dedi gedacht werden, der seit dem Tode Dietrichs (1034) die sächsische Ostmark und die Niederlausitz verwaltete und ein Schwestersohn des verstorbenen Eckard war. Dedi war mit der Wittwe des im Jahre 1039 verstorbenen Grafen Wilhelm von Weimar, eines Sohnes jenes Wilhelm, der in den Thronkämpfen Ottos III. und Heinrichs II. eine hervorragende Rolle gespielt hatte, vermählt und dem ältesten seiner Stiefsöhne, welcher den Namen des Vaters und Großvaters trug, trat er nach einiger Zeit — wir wissen nicht, ob freiwillig oder gezwungen — die ihm übergebenen Reichslehen Eckards ab. Dieser Wilhelm gewann später auch Meißen und verband so die ganze von Eckard bekleidete Markgrafschaft wieder; ob schon bei Lebzeiten Heinrichs III. oder erst nach dessen Tode, wird nirgends berichtet. Der ungemein reiche Allodialbesitz des Geschlechts, besonders von den großen Schenkungen Ottos III. herrührend, fiel durch Eckards Testament an den König, der einen Theil desselben zu einer Schenkung an seine Gemahlin bestimmte. Als der König damals selbst nach Meißen ging,

um diese Angelegenheiten zu ordnen, berief er zugleich dorthin einen Fürstentag, der am 29. Juni gehalten wurde.

Nicht nur viele Fürsten Thüringens und Sachsens waren zu diesem Tage erschienen, sondern auch die Herzoge Bretislaw von Böhmen und Kasimir von Polen. Mit ihnen kam ein Pommernfürst, ein am königlichen Hofe bis dahin nie gesehener Gast, Zemuzil mit Namen. Schon einige Tage zuvor hatten sich diese slawischen Fürsten dem Könige zu Merseburg vorgestellt und ihn zwischen ihnen erwachsene Streitigkeiten zu schlichten aufgefordert: der König hatte sie nach Meißen beschieden, damit die sächsischen Fürsten dort ihre Sache entscheiden könnten. Wir kennen die streitigen Punkte nicht näher, aber in der wachsenden Macht Herzog Kasimirs wird ohne Zweifel ihr Ursprung zu suchen sein. Es war nämlich diesem Fürsten inzwischen sich aller polnischen Länder zu bemächtigen und zuletzt auch der Herrschaft des Meczlaw in Masowien ein Ziel zu setzen gelungen; weniger durch deutschen Beistand, als durch die Unterstützung seines Schwagers Jaroslaw, des russischen Großfürsten von Kiew, hatte er dies erreicht. Sobald sich aber Kasimir in dem alten Besitz der Piasten gesichert sah, warf er seinen Blick auch auf jene fremden Länder, die einst sein Großvater erobert, sein Vater eingebüßt hatte. So scheint es, daß er damals Ansprüche auf Pommern*) erhoben und die Auslieferung Schlesiens vom Böhmen gefordert habe. Der Spruch des Königs und seiner Fürsten ist uns nicht überliefert: anderweitig wissen wir jedoch, daß Schlesien bei Böhmen blieb, während Pommern wenig später wieder in Abhängigkeit von den Piasten erscheint. Welche Streitigkeiten diese Fürsten des Ostens aber auch unter einander auszutragen haben mochten, klar ist, daß sie in gleicher Weise die Oberherrschaft des deutschen Königs über sich anerkannten; es wird ausdrücklich berichtet, daß sie ihm damals Tribut darbrachten und ihn durch kostbare Geschenke ehrten.

Noch nie war das Ansehen des deutschen Reichs im östlichen Europa größer gewesen als jetzt, selbst nicht in den goldenen Zeiten Ottos I. Und um so mehr schien hier die gewonnene Stellung gesichert, als sich zugleich der von Konrad geschlossene Bund mit der Hauptmacht des scandinavischen Nordens nicht nur erhielt, sondern

*) Das ist um so mehr glaublich, als die Pommern seinen Gegner Meczlaw gegen ihn unterstützt hatten.



sogar fester und fester zog; selbst dann noch, als Hördeknud, der Schwager König Heinrichs durch seine erste Ehe, im Jahre 1042 ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen ein frühes Ende fand.

Der Fall war eingetreten, den Hördeknud und Magnus in ihrem Erbvertrage vorausbedacht hatten *), so wenig er damals zu fürchten schien. Der Mannsstamm Gorms des Alten war erloschen, und der Norweger Magnus, der Sohn Olafs des Heiligen, vereinigte das dänische Reich mit Norwegen. Es zeigte sich sogleich, daß der junge Norwegerfürst — er zählte erst siebzehn Jahre —, wie er in allen Dingen in die Fußstapfen Knuds des Großen trat, so auch den Bund mit den Deutschen zu erhalten gewillt sei: eine seiner ersten Sorgen war sich mit dem Erzbischof von Bremen zu verständigen und seine Schwester Wulfhild an Ordulf, den Sohn des Sachsenherzogs Bernhard, zu vermählen. Bald darauf griff er die heidnischen Wenden an der Ostsee an, verwüstete die Jomsburg und besiegte Ratibor, den mächtigsten Fürsten der Abodriten, welcher in diesem Kampfe das Leben verlor. Ratibors Söhne ergriffen zwar, um ihren Vater zu rächen, die Waffen und drangen Anfangs bis tief in Jütland ein, aber Magnus zog ihnen entgegen, drängte sie zurück, und auf der Ebene südlich von Heidaby (Schleswig) kam es am 28. September 1043 zu einem furchtbar blutigen Kampfe. Hier fochten sächsische Krieger mit den Norwegern und Dänen; ihrer vereinten Macht erlagen die Feinde. Fast das ganze Wendenheer blieb auf dem Platze, die acht Söhne Ratibors fanden sämmtlich den Tod. „Eine Raste weit," sang der Skalde Thiodolf, der Begleiter des Norwegers, „lag die Haide mit Leichen flüchtiger Wenden bedeckt." Der glänzende Sieg des jungen Norwegerhelden galt für ein Wunder des heiligen Olaf zur Verherrlichung der christlichen Kirche und für den Ruhm seines Sohnes. Durch die Empörung des Svend Estrithson, eines Schwestersohnes Knuds des Großen, in seiner dänischen Herrschaft gefährdet, mußte Magnus selbst in der Folge den Wendenkrieg aufgeben, aber ein deutscher Bischof setzte den Kampf gegen den wendischen Götzendienst fort. Es war Adalbert von Bremen, und der Norweger blieb der Bundesgenosse des Sachsen.

Nach welcher Seite man auch den Blick wendet, überall erscheint das

*) Vgl. S. 310.



Reich damals in glücklicher und scheinbar für lange Zeit gesicherter Lage. Von der Wuth des unbändigen Vikingerthums hatte es wenig zu besorgen, so lange an den Gestaden der Nord- und Ostsee ein christlicher, ihm befreundeter König herrschte und bis in die Schneefelder Finnmarkens hinauf der deutsche Name in Ansehen und Ehren stand. Nach Osten saßen weithin tribut- und dienstpflichtige Fürsten: wie in den waldreichen Ebenen an der Warthe und Weichsel, so in den weiten Haiden an der Theiß bis hinauf zu den zackigen Gipfeln der hohen Karpaten. An die unterworfenen Stämme der Slawen und Magyaren grenzte im fernen Osten das ausgedehnte Reich des Großfürsten von Kiew, der immer aufs Neue um die Freundschaft des deutschen Hofes warb. Im Westen waren bis zur Rhone, bis mitten hinein in die Länder romanischer Zunge die Grenzen des Kaiserreichs vorgeschoben, während durch ganz Frankreich die Mönche von Cluny den Ruhm des frommen Königs verbreiteten, dessen Gemahlin an den Ufern der Garonne ihre Heimath hatte. Zugleich diente williger als je der Süden. Nirgends war hier nach Kaiser Konrads Tode der Versuch erneuert worden, das deutsche Joch abzuschütteln. Markgraf Bonifacius, der mächtigste Fürst des mittleren und nördlichen Italiens, war der Gemahl jener Beatrix, die am deutschen Hofe als Schwester König Heinrichs erzogen war. Waimar von Salerno, durch seine normannischen Kriegsschaaren im Süden der Halbinsel gefürchtet, schickte alljährlich Beweise seiner Ergebenheit und Treue dem König über die Alpen. Ein Wort Heinrichs hatte genügt, um in Mailand einem erbitterten Bürgerkriege ein Ziel zu setzen; zum Nachfolger Ariberts hatte er einen gewissen Guido bestimmt, einen Kleriker von niederer Geburt und geringer theologischer Bildung, der kaum ein anderes Verdienst hatte, als daß er das besondere Vertrauen des Königs besaß und ihm der rechte Mann schien, um die heißblütigen Mailänder mit scharfem Zügel zu bändigen. Als Erzbischof von Ravenna setzte der König einen Kölner Priester, Wigger mit Namen, im Jahre 1044 ein und zwei Jahre später wieder ab: weder die Einsetzung noch die Entfernung dieses Priesters rief im Exarchat eine absonderliche Bewegung hervor. Ueberall war in Italien Ruhe, und das wankelmüthige Volk schien fast seine Natur verändert zu haben.

Welche Kämpfe hatten noch die nächsten Vorgänger des Königs nach allen Seiten zu bestehen gehabt, um den Principat unserem Volke



im Abendlande zu sichern: jetzt war jeder Widerstand erstorben, Europa schien sich der deutschen Obermacht gleich wie einer erkannten Nothwendigkeit zu beugen. Und indem die äußere Macht des Reichs zu nie erreichter Höhe stieg, nahm zugleich im Innern die königliche Gewalt den gewaltigsten Aufschwung. Die Idee des Reichs begann die provinziellen Interessen in den Hintergrund zu drängen; das allgemein nationale Bewußtsein überwältigte, wie es nie geschehen war, die alteingewurzelten Antipathien der Stämme; die Nation fühlte sich wirklich eimal in diesem unwiderstehlichen Königthum zusammengehörig und eins. Damit aber wurde der Selbstständigkeit des Fürstenthums mehr und mehr der Boden entzogen, auf dem es erwachsen war und allein gedeihen konnte. Wer sollte verkennen, wie viel es in den letzten Jahrzehnten an seiner alten Bedeutung verloren hatte! Schon war die Krone nahe daran gewesen, das Herzogthum ganz zu beseitigen. Wenn auch Heinrich diese Idee seines Vaters, wie manche andere, aufgab, das Herzogthum war doch unter ihm nur noch ein Schattenbild des alten Stammfürstenthums. Diese Fremdlinge, die er als Herzoge über die Provinzen des Reichs setzte, was schienen sie anders, als gerade die willigsten Diener des Königs? Wohin jede Auflehnung gegen den Willen des Königs, jede Behauptung eines vermeintlichen Rechtsanspruchs gegen ihn führte, hatte Gottfrieds Beispiel gezeigt, des mächtigsten, tapfersten und selbstbewußtesten Fürsten in Deutschland. Es war nicht zu verwundern, wenn die jungen Herren der vornehmen Häuser wetteifernd jetzt um die Gunst des Königs buhlten und sich in seinen Dienst drängten, wo Auszeichnungen und Ehren aller Art ihnen winkten.

Sollen wir noch von der Kirche und ihren Häuptern reden? Gewiß der König ehrte sie, wie seit geraumer Zeit kein Fürst der Welt; in keinem Punkte war er seinem Vater unähnlicher als in seiner Devotion gegen den Klerus. Aber an eine selbstständige Stellung der Kirche gegen das weltliche Regiment war doch nicht zu denken; die Kirche war vielmehr ganz in die Hände des Königs gegeben, von allen Banden der zeitlichen Macht umstrickt, mit allen Interessen des Reichs unauflöslich verknüpft. Mehr noch als der Treueid, welcher jetzt regelmäßig von den Bischöfen gefordert wurde, fesselte sie ihre gesammte Stellung an den Thron und die Person des Königs. Als er den Abt Halinard vom Benignuskloster zu Dijon, den Nachfolger des h. Wil-

helm und einen der strengsten Mönche im Sinne Clunys, zum Erzbischof von Lyon erhob und der Mönch sich den seinem Gelübde widersprechenden Eid zu leisten weigerte, überzeugten den König seine Räthe leicht, daß es eines eidlichen Gelöbnisses gar nicht bedürfe, um sich der Treue Halinards versichert zu halten. Vielleicht gab es unter allen Bischöfen keinen, der sich mehr seiner geistlichen Würde bewußt war, als der alte Wazo von Lüttich. Als dieser einst vom Könige nach seiner Meinung ungebührlich behandelt wurde, warf er ihm in gereizter Stimmung vor, wie wenig sich dieses Verfahren gegen einen mit dem heiligen Oel gesalbten Bischof gezieme, und da der König ihm solchen Trotz verwies und in die Worte ausbrach: „Auch ich bin als Herrscher mit dem heiligen Oel gesalbt," gab Wazo zur Antwort: „Du bist gesalbt zum Tödten, ich um lebendig zu machen, und so viel besser Leben als Tod, so viel höher steht meine Salbung als deine." Und doch war es derselbe Wazo, der ein ander Mal sagte: „Sollte der König mir jemals so zürnen, daß er mir das rechte Auge ausreißen ließe, so würde ich doch das linke nur zu seinem Vortheile und in seinem Dienste gebrauchen;" es war derselbe Wazo, der seine Umgebung Untreue gegen den König als das größte aller Verbrechen ansehen lehrte. Gewiß hatten die Cluniacenser von der Freiheit und Würde der Kirche sehr hochgespannte Vorstellungen, aber dennoch standen auch sie für den Augenblick ganz unter dem Einflusse Heinrichs und der Idee, die er von seiner kaiserlichen Gewalt hegte.

Niemals hat es einen deutschen König gegeben, der mit größerer Macht umkleidet die Romfahrt antrat. Ueberall waren diesem glücklichen Heldenkönige die Wege gebahnt, als er zur Kaiserkrönung auszog; wie im Triumphzuge konnte er aus dem Herzen Deutschlands sein Heer bis vor die Thore der ewigen Stadt führen. Das seinem Haupte bestimmte Diadem war nicht das leere Symbol einer idealen Oberherrlichkeit ohne entsprechende Mittel, sondern das gewichtige Zeichen einer realen Macht, wie sie seit den Tagen Karls des Großen kein Sterblicher besessen hatte. Wenn jemals, so schien das deutsche Kaiserthum jetzt eine Wahrheit werden zu sollen; mit allen seinen alten Ansprüchen auf Weltherrschaft trat es unverhüllt auf, und solchen Ansprüchen stand eine Gewalt zur Seite, mit der es alle seine Widersacher siegreich überwältigt hatte.

Es war im Sommer 1046, als das Aufgebot zur Romfahrt durch



die deutschen Gaue lief und zugleich des Königs Sendboten die Lombardei durchzogen, um ihm den Weg zu bereiten. Er selbst begab sich von Meißen nach Speier, besuchte hier noch einmal das Grab seiner Eltern und den mehr und mehr sich erhebenden Dom, zu dessen Vollendung er das Kapitel noch reichlich mit Mitteln ausstattete, ehe er den deutschen Boden verließ. Von Speier zog er in den letzten Tagen des August nach Augsburg, wo sich die Fürsten und Bischöfe des Reichs mit ihren Vasallen inzwischen gesammelt hatten. Gleich nach Mariä Geburt (8. September) brach er von Augsburg auf; ein unermeßliches Heer folgte ihm. Alles war von der besten Stimmung beseelt, und lustig werden die Banner in den Lüften geflattert haben, als man den Brennerpaß überstieg. Einige Tage verweilte der König in Verona, wo er eine Heerschau hielt; dann zog er nach Pavia und fand hier Aufnahme. Der Haß dieser Stadt gegen die Fremdherrschaft schien wie vom Winde verweht.

Ueberall in der Lombardei jubelte man über die Ankunft des Königs. Als glücklicher Sieger gefeiert, als strenger Regent geachtet und gescheut, als der mächtigste Fürst auf Erden verehrt, erschien er in der frischen Geisteskraft der ersten Mannesjahre, um die höchste Ehre hienieden zu empfangen und zugleich ein Werk zu vollenden, das unsterblichen Ruhms gewiß sei; denn seine Romfahrt sollte zugleich der Beginn der Kirchenreform werden, von welcher seit mehr als einem Menschenalter so viel und so vergeblich gesprochen war.

10.

Heinrichs III. erster Zug nach Italien.

Kirchenreform und Kaiserkrönung.

Der Zeitpunkt war endlich eingetreten, wo die so oft verheißene große Reform der Kirche angegriffen, ihre offenliegenden Schäden geheilt werden sollten. Das zwischen dem factischen Zustand der Kirche und den allgemein anerkannten kanonischen Bestimmungen ein schreiender Widerspruch obwaltete, der sich nicht länger ertragen ließ, konnte Niemand in Abrede stellen; Jedermann, der es sehen wollte, mußte erkennen,

daß faule Flecken am Leibe der Kirche waren und mit dem scharfen Eisen eingeschnitten werden mußte, sollte nicht der ganze Organismus zerstört werden.

Als die beiden großen Grundübel, auf welche alle Mißstände der Kirche zurückzuführen seien, hatten die Jünger Clunys, mit der Schule des heiligen Romuald hierin übereinstimmend, längst die Simonie und den Nicolaitismus bezeichnet. Unter jener verstand man den allgemein verbreiteten Wucher mit den geistlichen Stellen, alles Kaufen und Verkaufen kirchlicher Aemter und Würden; unter diesem dagegen alle fleischlischen Verstöße des Klerus gegen den durch die Kirchengesetze gebotenen Cölibat von der durch die weltlichen Gesetze und die Sitte erlaubten Ehe hinab bis zu den widernatürlichsten Verirrungen der Sinnlichkeit. Obschon weder Simonie noch Nicolaitismus sich jemals auf ein dogmatisches System gegründet hatten oder als ein auf kanonischen Bestimmungen beruhender Brauch vertheidigt waren, bezeichnete Cluny sie geradezu als Häresien und Alle, die sich mit ihnen befleckten, als Häretiker. Eine Kirchenreformation konnte nach den Gesichtspunkten der Strenggesinnten keine andere Bedeutung haben, als von diesen beiden Grundübeln die Kirche zu heilen.

Die nicolaitische Ketzerei trat ohne Frage nirgends in abschreckenderer Gestalt hervor und war nirgends weiter verbreitet, als in Italien. Ein verheiratheter Bischof war hier keine seltene Erscheinung, und die untere Geistlichkeit lebte fast durchweg in der Ehe; man erlebte täglich, daß die Priestersöhne nicht allein das Erbgut ihrer Väter erhielten, sondern auch das Kirchengut, dessen Niesbrauch jene gehabt, als ihr Erbtheil in Anspruch nahmen. Und mit Recht mußte man noch diejenigen Priester preisen, die eine eheliche Gemeinschaft suchten; sie erschienen als Engel des Lichts gegen jene versteckten Sünder, die scheinbar den Kirchengesetzen mehr genügend in den abscheulichsten Lüsten lebten. In Deutschland und Frankreich war zwar die Zahl der verheiratheten Bischöfe und Domherren geringer, aber in der Fülle des Reichthums schwelgend, führten doch auch hier nur Wenige von ihnen ein der Strenge der Kanones und den Forderungen der mönchischen Eiferer entsprechendes Leben. Daß die Landgeistlichkeit auch hier größtentheils in der Ehe stand, war unbestrittene Thatsache; weder die weltlichen Gesetze hinderten es, noch verbot es die Sitte, und die Kirche hatte in dieser Beziehung von jeher große Nachsicht geübt. Die verheiratheten Priester waren sich



in Deutschland kaum noch der Verletzung ihrer Amtspflicht bewußt, während die Cluniacenser und die Jünger Romualds in Frankreich und Italien die Gewissen mehr in dieser Beziehung zu schärfen nicht müde wurden. Für die Kleriker der niederen Grade vom Diakonus abwärts waren selbst die Kirchengesetze schwankend, und die Mehrzahl derselben lebte ohne alles Bedenken im ehelichen Stande.

So anstößig auch die Uebertretungen der auf den Cölibat gerichteten Kirchengesetze waren, dennoch erschienen sie erträglich gegen den fluchwürdigen Handel, der aller Orten mit den geistlichen Aemtern getrieben wurde. Offen versteigerten nicht selten die Herrscher die Bisthümer und Abteien, wie die Bischöfe die unteren geistlichen Stellen. Wahl, Belehnung und Weihe fiel nicht immer dem Würdigsten, oft gerade dem Untauglichsten zu, wenn er der Meistbietende war. Man gewöhnte sich die geistlichen Stellen lediglich als einträgliche Pfründen und einflußreiche Beamtungen anzusehen, bei denen es auf geistliche Würde und einen rechtschaffenen Wandel kaum ankäme. Das Kirchenamt wurde mehr und mehr zu einem Privilegium der Hofgunst und des Wohlstandes, und die Schwelgerei des Reichthums erstickte im Klerus nur allzuoft jede Empfänglichkeit für die göttlichen Dinge. Unter einem simonistischen Klerus mußte mit Nothwendigkeit die Kirche zuletzt ganz verweltlichen und lediglich zu einer äußerlichen Zuchtanstalt für politische und hierarchische Zwecke herabsinken.

Nirgends war vordem die Simonie weiter verbreitet gewesen, als in Frankreich, aber gerade hier begann man sich zuerst aus dem allgemeinen Verderben herauszuarbeiten. Man gedieh sogar hier und da wieder zu der Besetzung der Bischofsstühle durch freie Wahl des Klerus, der Stiftsvasallen und der Gemeinde. Es war das einerseits eine Folge der Bestrebungen Clunys, andererseits der freieren Stellung, welche der französische Klerus gegen die weltlichen Gewalten gewonnen hatte; denn so weit diese mit ihrem Einfluß reichten, gab es auch hier simonistische Gräuel der schlimmsten Art. Wie gebunden damals der deutsche Klerus an die Krone war, wie die kanonischen Wahlen unter Heinrich II. und Konrad II. fast alle Geltung in Deutschland verloren, wie diese Kaiser sich sogar die Besetzung der Bisthümer unbedenklich zu einer reichen Einnahmequelle machten, ist früher ausführlich dargethan: es ist nicht zu verwundern, daß unter solchen Umständen auch in der deutschen Kirche die Simonie um sich gegriffen und das vom Throne

gegebene Beispiel weithin Nachahmung gefunden hatte. Wenn Deutschland dennoch die würdigsten Bischöfe und Priester im Abendlande aufwies, so lag der Grund allein darin, daß sich bei weitem mehr wahre Frömmigkeit, tiefere Achtung vor dem Heiligen, größere Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit damals in unserem Volke fand, als in den anderen Nationen. Ehe Heinrich III. seine Stimme erhob, war die Simonie vom deutschen Klerus in seiner Gesammtheit wohl kaum als ein kirchliches Vergehen klar erkannt worden; erst jetzt fing man an, sie als den Hauptschaden des kirchlichen Lebens zu begreifen, und hörte aufmerksamer auf die Lehren Clunys, die bis dahin nur in Lothringen eine allgemeinere Verbreitung gefunden hatten; jetzt drangen diese auch in das innere Deutschland ein und gewannen sich trotz mannigfachen Widerspruchs gegen das fremdländische Wesen doch in immer weiteren Kreisen Zustimmung.

In keinem Lande hatte — darüber sind alle Stimmen einig — auch die Simonie so furchtbar um sich gegriffen und so üble Wirkungen hervorgerufen, wie in Italien. Nirgends stand die Kirche reicher, glänzender, mächtiger da, aber nirgends war sie zugleich den Mächten der Welt in gleicher Weise anheimgefallen. Das erschreckendste Bild von dem Verfalle des geistlichen Lebens in Italien durch die überall hier herrschende Simonie entwerfen die Zeitgenossen mit so übereinstimmenden Zügen, daß die Wahrheit desselben keines weiteren Zeugnisses bedarf. Selbst daß seit einer Reihe von Jahren viele Bisthümer der Lombardei fast regelmäßig mit deutschen Geistlichen besetzt wurden, beugte der völligen Verweltlichung des lombardischen Klerus nicht vor; es schien sich vielmehr auch hier zu bewahrheiten, daß Italiens Luft und Himmel das gefährlichste Gift für die deutsche Sitte. Das Aergerniß, welches der simonistische Klerus Italiens der Kirche bot, war himmelschreiend, und da es doch noch tiefere Gemüther auch hier gab, konnten Stimmen des Unmuths und der zürnenden Klage nicht fehlen.

Wie lange hatte der alte Romuald, die Strafen Gottes über den verderbten Klerus verkündend, die Halbinsel durchzogen! Als der Tod seinen Wanderungen und Bußpredigten ein Ziel steckte, setzten seine Jünger sein Werk fort. Die auf das Eremitenthum gegründeten Ordnungen, welche Romuald den Seinen auferlegt hatte, wollten sich mit den gesellschaftlichen Satzungen Clunys nicht recht zusammenschicken: dennoch blieb das Beispiel der französischen Mönchscongregation auf die



Stiftungen Romualds nicht ohne Einfluß. Jene Einsiedlercolonien, die er begründet hatte, traten in einen festeren Verband, dessen Vorort Camaldoli im hohen Apennin bei Arezzo wurde. Ein Schüler Romualds gründete dann den Eremitenconvent zu Fonte Avellana bei Gubbio in Umbrien, welcher die Strenge Camaldolis noch zu überbieten suchte und bald der Vorort einer zweiten Congregation wurde. Wenig später entstand die Stiftung Johann Gualberts zu Valombrosa bei Florenz, eine dritte Congregation von Einsiedlermönchen mit sehr verwandten Einrichtungen. Und schon gingen auch mehrere ältere und reiche Klöster Italiens auf Romualds Vorschriften ein und änderten nach ihnen ihre Disciplin. So wurde der heilige Abt Guido in dem berühmten Kloster Pomposa bei Ravenna der Begründer einer neuen Ordnung; so wurde auch in der großen Abtei des heiligen Vincentius am Volturno ein strengeres Leben nach dem Vorbilde Camaldolis eingeführt. Der Kampf gegen die verweltlichte Kirche, gegen den simonistischen und nicolaitischen Klerus, gegen die üppigen und faulen Mönche alten Schlages war die Aufgabe aller dieser von Romualds Beispiel angeregten Congregationen und Klöster. Zu diesem Kampfe reichten sie sich brüderlich die Hände, wie sie auch sonst kleinliche Eifersüchteleien trennen mochten, und verständigten sich selbst mit den Cluniacensern, welche seit den Tagen des heiligen Wilhelm in Nord- und Mittelitalien festeren Fuß gewonnen hatten. An Bußpredigten und Weckrufen fehlte es daher im Lande nicht, aber sie dienten nur dazu, die Schäden der Kirche immer ruchbarer zu machen, ohne daß an ihre Heilung gedacht werden konnte. Denn was vermochte die Stimme jener Eremiten und Mönche gegen die ungeheure geistliche und weltliche Macht, welche dem italienischen Episcopat zu Gebote stand? Die Reform blieb ein schöner Traum frommer Schwärmer, so lange nicht Kaiserthum oder Papstthum sie ernstlich angriffen.

Aber wer hätte vom Stuhle Petri eine Reform erwarten können, da gerade auf ihm und um ihn jetzt Simonie und Nicolaitismus in der schamlosesten Frechheit herrschten! Oft genug hatte Rom wiederholt, daß von ihm allein aus sich die reine Lehre und ein geordnetes Kirchenleben verbreitet habe, daß jede Regeneration der Kirche nur durch die stets frisch von ihm ausgehenden Kräfte neuen Lebens eintrete: aber jetzt war es selbst der Hauptsitz der Uebel geworden, welche die strenggläubige Welt als Ketzereien verurtheilte. In der Stadt gab es kaum



einen Kleriker, der sich nicht mit Simonie befleckt, dessen Wandel nicht das mannigfachste Aergerniß geboten hätte, und nicht besser als der Klerus war die Laienwelt. Einem großen Sündenpfuhl konnte man den Sitz der Nachfolger Petri nicht mit Unrecht vergleichen. Mit dem geistlichen und moralischen Leben waren aber zugleich alle wissenschaftlichen Bestrebungen in Verfall gerathen; Deutschland, Frankreich und die Lombardei hatten das vollste Recht, jetzt Rom den Vorwurf der Barbarei zurückzugeben, den sie so oft von dort empfangen hatten. Selbst die Stadt verfiel: nicht allein die bewunderten Reste des Alterthums stürzten zusammen, auch St. Peter und St. Paul drohten in Staub und Asche zu sinken. Zahlreicher als je pilgerten Jahr für Jahr Gläubige aus dem ganzen Abendlande nach der ewigen Stadt, um ihre Sehnsucht an den heiligen Stätten zu stillen, aber sie kehrten mit thränenden Blicken zurück und ließen laut den Ruf der Klage erschallen, daß der Gräuel der Verwüstung an der Stätte des Herrn walte und Niemand ihm wehre.

Der große Otto hatte einst die Ehre des Papstthums gerettet. Wer hätte glauben sollen, daß so bald jene schandbaren Zustände wiederkehren würden, denen er für immer ein Ende gemacht zu haben schien! Und doch kehrten sie wieder, oder vielmehr es traten neue ein, welche Alles an Scheußlichkeit überboten, was jemals gläubige Seelen an Rom und dem Haupte der Christenheit beklagt hatten. War nicht Johann XIX. nahe daran gewesen, den Primat Petri um Geld an die Griechen zu verrathen? Hatten nicht die Tusculaner dann durch die schmählichste Simonie einen Knaben auf den Stuhl Petri erhoben? Und welches größere Aergerniß konnte es geben, als den ganzen Pontificat dieses Knaben, den man Papst Benedict IX. nannte? Mit den Jahren wuchs er an Lastern, nicht an Einsicht. Kein Verbrechen gab es, dessen man ihn nicht mit Recht bezichtigte. Mord und Unzucht verübten er und seine Gesellen ungescheut in der Stadt vor den Augen des Volkes; auf dem Wege nach den heiligen Stätten plünderte man die Pilger, an den Gräbern der Märtyrer entriß man ihnen mit gezückten Schwertern die Spenden. Rom war zu einer Mördergrube geworden, und die größten Frevler waren der Papst und seine Verwandten.

Endlich brach denn doch die Geduld des römischen Volkes. Ein Widerstand gegen die Tusculaner erhob sich in den Massen; der Auf-



stand brach los, so berechtigt wie es jemals eine Empörung gegeben. Schon einmal hatten bei Lebzeiten Konrads II. die Römer Benedict vertrieben und nur durch die Macht des Kaisers war er wieder zur Herrschaft gelangt; jetzt griffen sie aufs Neue gegen ihn zu den Waffen, und in den ersten Tagen des Jahres 1044 mußte er abermals die Stadt räumen. Nur die Bewohner von Trastevere, stets in Hader mit den Bürgern der alten Stadt, blieben dem Papste treu; verstärkt durch mehrere Grafen der Umgegend, Benedicts Lehnsleute und Verwandte, nahmen sie für ihn den Kampf mit den Römern auf. Am 7. Januar kam es vor den Mauern Trasteveres zwischen den Römern und Trasteverinern zu einer blutigen Schlacht; die Ersteren wandten flüchtig den Rücken, und die Sieger hofften sogleich in die alte Stadt eindringen zu können. Aber ihr Angriff auf die Thore scheiterte; die Aufständigen behaupteten sich in der Stadt. Benedict setzte den Kampf nicht fort, ja er entschloß sich sogar der Gewalt zu entsagen. Nicht allein der Widerstand des Volks soll ihn dazu vermocht haben, sondern auch der Wunsch sich mit einer Verwandten, der Tochter des Girard de Saro, zu vermählen, da der Vater sein Kind nicht einem Papste zur Ehe geben wollte. Die Römer erhoben darauf am 22. Februar den Bischof der Sabina, Johann mit Namen, auf den Stuhl Petri. Girard selbst war bei der Wahl thätig, neben ihm unzweifelhaft die Crescentier, welche den günstigen Augenblick benutzen mußten, um die Herrschaft der Tusculaner ganz zu beseitigen. Auch diese Wahl war durch Geld erkauft worden, und der neue Papst, dem man den Namen Silvester III. beilegte, zeichnete sich weder durch geistlichen Tugenden vor der verderblichen Masse des römischen Klerus aus, noch besaß er die erforderliche Entschlossenheit für seine Lage. Denn Benedict, welcher seinen Bischofsstab noch nicht förmlich niedergelegt zu haben scheint, trat alsbald, in seinen Heirathsaussichten getäuscht und durch die Erhebung des neuen Papstes erbittert, wieder als Pontifex auf und nahm mit der ganzen Macht seines Hauses den Kampf gegen die Römer auf. Nur 49 Tage konnte sich Silvester III., gegen welchen der Tusculaner den Bann geschleudert hatte, in Rom behaupten; mit Schimpf und Schande kehrte er dann nach der Sabina zurück, während Benedict am 10. April wieder von dem Lateran Besitz ergriff.

Erfahrungen bessern selten einen Menschen vom Schlage Benedicts. Wieder zur Macht gelangt, überließ er sich ebenso, wie früher, seinen



niedrigen Leidenschaften, aber belebte dadurch zugleich aufs Neue den Widerstand des Volkes und des Klerus. Seine Lage war in Rom unhaltbar, so daß er sich endlich abermals seine Gewalt niederzulegen und sich auf seine Burgen im tusculanischen Gebiet zurückzuziehen beschloß, um ungestört seinen Lüsten zu leben. Aber mit einem unerhörten Act sträflichster Simonie entkleidete er sich seiner geistlichen Würde: durch einen förmlichen Kaufcontract überließ er am 1. Mai 1045 gegen die Summe von 1000 Pfund Silber den Pontificat seinem Pathen Johann Gratian, Archicanonicus an der Kirche S. Giovanni an der Porta Latina. Der Käufer erhielt die päpstliche Weihe und nahm bei derselben den Namen Gregor VI. an.

Dieser Wechsel auf dem Stuhle Petri wurde von allen Strenggläubigen mit Freude begrüßt, zumal der fluchwürdige Handel, auf den er gegründet war, Anfangs gewiß ein Geheimniß blieb. Der neue Papst, ein älterer Mann, war eine schlichte Natur; er besaß zwar weder hervorragende Gaben noch höhere Bildung, aber war doch von auffälligen Fehlern und niedrigen Leidenschaften frei. Von Jugend an hatte er in keuscher Enthaltsamkeit gelebt, ein Wunder deshalb den Römern, die ihn als einen Heiligen verehrten und seinen geistlichen Beistand mit Vorliebe suchten. So war er in den Besitz eines nicht unbeträchtlichen Vermögens gelangt, welches er sorglich mehrte und dereinst zum allgemeinen Besten verwenden wollte: etwas von Bedeutung sollte ihm seine große Vaterstadt verdanken. Erst wollte er die verfallenen Kirchen herstellen; dann schien ihm sein Schatz nicht besser angelegt werden zu können, als wenn er der Tyrannei der Tusculaner und allen Aergernissen, welche aus derselben Rom erwuchsen, ein Ende machte. Deshalb kaufte er die Tiara. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er den besten Willen hatte, seinen Pontificat durch die Abstellung der gröbsten Mißbräuche der Kirche rühmlich zu bezeichnen. Schon seine Vertrauten und Freunde trieben ihn auf diese Bahn. Denn er gehörte zu jener kleinen Schaar frommer Eiferer in Rom, welche mit Odilo und den Cluniacensern in naher Verbindung stand und durch die unausgesetzten Pilgerfahrten Odilos, Halinards und anderer frommer Mönche in Zusammenhang und Regsamkeit erhalten wurde. Es war eine abgeschlossene Gemeinde, in welcher die Traditionen Gregors V., Silvesters II. und Benedicts VIII. nicht untergegangen waren: zu ihr hielt sich auch der alte Erzbischof Laurentius, aus seinem



Sitz in Amalfi vertrieben, einer der vertrautesten Freunde Odilos, wie ein junger Mönch aus dem Kloster der h. Maria auf dem Aventin, in dem Odilo zu Rom Wohnung zu nehmen pflegte. Diesen Mönch — sein Name war Hildebrand — ernannte der Papst zu seinem Kapellan; der reichbegabte, feurige und hochstrebende Jüngling gewann, in die nächste Umgebung des alten Papstes gestellt, bald einen nicht geringen Einfluß auf die Geschäfte der Stadt und der Kirche und lernte so früh den Gang der großen Dinge verstehen.

Dem Eifer Gregors und seiner Freunde für kirchliche Reformen schien es Anfangs an glücklichen Erfolgen nicht fehlen zu sollen. Die Verhältnisse lagen ihnen günstig genug: das römische Volk war dem neuen Papste geneigt, die Tusculaner hatte er durch den Vertrag gebunden, der ganze Einfluß Clunys stand ihm zu Gebote, die Eremitencongregationen in Italien jubelten im einstimmigen Chorus seiner Erhebung zu und machten sich überschwängliche Hoffnungen von der neuen Ordnung der Dinge. Auch die Gunst der Höfe fehlte Gregor nicht. Der König von Frankreich erkannte ihn an und schickte an ihn einen Gesandten; wichtiger noch war, daß sich auch König Heinrich III. ihm geneigt zeigte. Wenn auch sicher nicht begründet ist, was ein gleichzeitiger cluniacensischer Geschichtsschreiber versichert, daß Benedict auf Heinrichs Befehl von dem Stuhle Petri entfernt sei, so werden doch die Cluniacenser Nichts versäumt haben, um die Meinung Heinrichs für die vollendete Thatsache und den neuen Papst zu gewinnen, auch scheinen Gregor und Heinrich im Einverständnisse die Erhebung Halinards auf den erzbischöflichen Stuhl Lyon betrieben zu haben.

Man glaubte mit günstigem Winde zu segeln, aber sehr bald zeigte sich doch, daß Gregor nicht von fern der Mann war, um die Hoffnungen der Christenheit zu erfüllen. Die Güter der Kirche waren in den Händen der Tusculaner, selbst den englischen Peterspfennig soll sich Benedict vorbehalten haben. Gregor gerieth so in die größte Bedrängniß. Seine Mittel reichten nicht aus, um den Unterhalt seines Klerus zu sichern, noch viel weniger, um die Kämpfe zu bestehen, in die er verwickelt wurde. Silvester hatte den Ansprüchen auf den Pontificat nie entsagt, auch Benedict zögerte nicht dieselben wieder aufzunehmen. Der Papst der klerikalen Partei stand neben den Creaturen der Tusculaner und Crescentier, und ihm fehlten die Stützen, welche diese hielten. Man hatte drei Päpste statt eines, und alle

waren in gleicher Weise der Simonie schuldig. Das schmählichste Schisma war ausgebrochen, und in Rom selbst tobte der Bürgerkrieg. Dürfen wir späteren Nachrichten Glauben schenken, so gab es eine Zeit, wo die drei Päpste neben einander in Rom hausten, der eine in Sanct Peter, der andere im Lateran, der dritte bei der Kirche Maria maggiore. Die Verwirrung und das Aergerniß konnten nicht höher steigen.

Gregor fand sich überall von Schwierigkeiten umgeben, die er nicht zu überwinden vermochte. Und schon fielen auch die von ihm ab, die den Antritt seines Pontificats als ein Glück für die Kirche bezeichnet hatten. Ein Eremit richtete an König Heinrich in einer poetischen Epistel die dringende Aufforderung, „in Stelle des Allmächtigen" die dreifachen Banden zu lösen, in denen die Kirche, die reine und schöne Sulamith, schmachte. Der heilige Guido von Pomposia trat mit dem Könige in die engste Verbindung. Ebenso wandte Peter Damiani, der Vorsteher von Fonte Avellana, der hitzigste und geistreichste Führer der Reformpartei in Italien, seinen Blick und seine Hoffnungen auf Heinrich III. Zu Rom selbst erhob sich der Archidiaconus Peter zu dem Gedanken, daß nur die kaiserliche Gewalt das Papstthum abermals der Schande und dem Verderben entreißen könne. Er versammelte alle Bischöfe, Priester, niederen Kleriker und Mönche, welche noch Gefühl für die Ehre der Kirche hatten, auch Laien beiderlei Geschlechts berief er und erklärte sich vor ihnen allen offen gegen die drei simonistischen Päpste. Dann eilte er über die Berge an den Hof des deutschen Königs; fußfällig bat er ihn der römischen Kirche zur Hülfe zu eilen und ermahnte die deutschen Bischöfe, dieses fromme Unternehmen mit allen Kräften zu unterstützen.

Heinrich III. konnte, seitdem er von der Simonie Gregors Kunde hatte, keinen Augenblick in Zweifel sein, daß nur durch die Entfernung aller drei Päpste die Reformation der Kirche, welche ihm vorschwebte, in das Werk zu setzen sei. Die Priesterehe und Alles, was man sonst als Nicolaitismus bezeichnete, scheinen ihn wenig beunruhigt zu haben, aber in der Simonie sah er den fressenden, Alles verzehrenden Schaden der Kirche. Reform der Kirche war ihm gleichbedeutend mit Ausrottung der Simonie. Nicht daß er deshalb die kanonischen Wahlen herstellen wollte, denn auch er behielt die Besetzung der Bisthümer in seiner Hand und vergabte sie fast durchweg an seine Kapelläne: aber



die Käuflichkeit der geistlichen Aemter wollte er ein- für allemal beseitigt wissen. Offen hatte er schon vor Jahren der Simonie den Krieg erklärt, sollte er nun sich von einem simonistischen Papste krönen lassen und mit ihm seine Kirchenreform beginnen? Nichts Anderes wäre dies gewesen, als die Saat der Zukunft blind in den Wind verstreuen. Wollte er dies nicht, so mußte er frei und selbstständig an sein Werk gehen und durch die Absetzung der simonistischen Päpste die Kirchenbesserung anbahnen.

Schon auf einer Synode, die zu Pavia am 25. October 1046 der König mit 6 Erzbischöfen und 34 Bischöfen Deutschlands, Italiens und Burgunds abhielt, wurden wichtige Beschlüsse über die Reform der Kirche gefaßt, doch sind wir leider nicht näher von ihnen unterrichtet. Als sich der König darauf nach Piacenza begab, stellte sich Gregor VI. an seinem Hofe ein. Wir wissen nicht, ob der Papst freiwillig oder einer Aufforderung des Königs folgend ihm entgegenging, aber überliefert ist, daß er mit allen Ehren, die seiner hohen Stellung gebührten, empfangen wurde. Denn nicht der König allein wollte über die Anklagen entscheiden, welche gegen die hadernden Päpste erhoben waren, sondern eine große Synode in Sutri sollte sie in Gegenwart des römischen Klerus anhören und richten.

Am 20. December versammelte sich die Synode. Der König selbst hatte, von Gregor begleitet, seinen Weg durch Tuscien nach Sutri genommen; in seinem Gefolge war eine große Anzahl der ersten Kirchenfürsten, und auch die gesammte Geistlichkeit Roms hatte er durch Gregor nach Sutri beschieden. Es war eine überaus stattliche Versammlung. Den Vorsitz führte Gregor; der König war in Person bei den Verhandlungen zugegen. Zuerst wurde über die Sache Silvesters III. entschieden, der sich in Person der Synode gestellt hatte. Man beschloß, daß er wegen Simonie der bischöflichen und priesterlichen Würde entkleidet werden müsse und seine Lebenstage in einem Kloster beschließen solle. Dann kam Gregors Sache zur Verhandlung. Er wurde aufgefordert selbst die Vorfälle bei seiner Wahl zu berichten. Ein ehrlicher Mann, wie er war, erzählte er Alles der Wahrheit gemäß; er machte kein Hehl aus dem mit Benedict geschlossenen Kaufvertrag, betheuerte aber redliche Absichten bei diesem Handel gehegt zu haben. Aber der Gang der Verhandlung überzeugte ihn bald von der Unhaltbarkeit seiner Stellung; er erklärte sich selbst der Simonie für schuldig und



unwürdig des Pontificats. Als die Synode dieses sein Urtheil billigte, stieg er von dem päpstlichen Throne herab und zerriß sein bischöfliches Gewand. So legte Gregor unter Zustimmung der ganzen Versammlung den Pontificat nieder. Ueber Benedict wurde zu Sutri kein Beschluß gefaßt, wahrscheinlich weil er sich nicht gestellt und die durch das kanonische Recht gebotene dreimalige Vorladung nicht hatte bewirkt werden können.

Unmittelbar von Sutri zog der König mit den Bischöfen und seinem ganzen Heere nach Rom; Niemand wagte ihm Widerstand entgegenzusetzen, so daß er ohne Schwertstreich die Stadt betreten konnte. Am 23. und 24. December ließ er in der Peterskirche eine dritte große Synode halten, auf der nun auch Benedict in aller Form entsetzt wurde. Glücklich hatte er die drei simonistischen Päpste beseitigt; die Reform der Kirche, der Kampf gegen die Simonie war an dem Haupte begonnen. Ein großer Anfang war gemacht, welcher größere Folgen verhieß.

Die wichtigste Frage für den Augenblick war, wer jetzt den Stuhl Petri einnehmen und mit dem Könige das große Werk durchführen solle. Aber die Wahl des neuen Papstes schien nicht ohne Schwierigkeiten. Denn einmal hatte sich Gregor von seinen Anhängern einen Eid schwören lassen, bei seinen Lebzeiten keinen neuen Papst zu wählen; andererseits stand nicht zu erwarten, daß die Tusculaner und Crescentier jeden Widerstand auf die Dauer aufgeben würden; endlich fehlte es in der römischen Geistlichkeit durchaus an einem Mann, welcher die erforderliche Bildung für eine solche Stellung besessen und sich nicht mit Simonie oder Nicolaitismus befleckt hätte, während die Einsetzung eines Fremden nicht allein älteren Kirchengesetzen widersprach, sondern auch an sich bei der Abneigung Roms gegen jede Fremdherrschaft zu mannigfachen Befürchtungen Anlaß bot. Unter diesen Umständen stellte der Klerus und das Volk von Rom dem Könige anheim, ihnen selbst den Mann zu bezeichnen, welchen er des höchsten geistlichen Amtes am würdigsten hielte. Heinrich glaubte die Wahl bei der Noth der Zeit, bei der selbst die Kanones Ausnahmen verstatteten, nur auf einen deutschen Bischof lenken zu können. Zuerst dachte er an den Erzbischof Adalbert von Bremen, der sich in seinem Gefolge befand und durch Geist, Bildung und Adel eine Zierde Roms zu werden versprach. Hätte Adalbert sich dem Wunsche des Königs gefügt, viel Unheil wäre vielleicht dem



deutschen Reiche erspart worden, aber er wollte sein nordisches Erzbisthum nicht aufgeben und lenkte die Wahl auf den braven Bischof Suidger von Bamberg. Diesen ergriff trotz heftigen Widerstrebens der König bei der Hand, zeigte ihn der Menge als einen würdigen Nachfolger Petri, und unter allgemeinem Jubel mit der größten Einigkeit erhoben sich alle Stimmen für Suidger.

So hatte die Kirche ein neues Haupt gewonnen, an dessen Leben auch nicht der geringste Flecken haftete: ein Bischof trat an die Spitze der abendländischen Kirche, welcher den König im Kampfe gegen die Simonie furchtlos unterstützen konnte, weil er sich selbst nie mit derselben befleckt hatte. Es ist sehr bemerkenswerth, daß während drei Römer sich auf unerlaubten Wegen das Papstthum angeeignet hatten, ein deutscher Bischof sich der Wahl entzog und ein anderer nur mit dem größten Widerstreben die hohe Stellung einnahm, zu der er berufen wurde. Suidger sprach sich noch kurz vor seinem Ende in einer Bulle wahrhaft schön über die Schmerzen aus, welche ihm die Trennung von Bamberg erweckt. Niemals, sagt er, sei es ihm in den Sinn gekommen, den Blick zu der Höhe aufzurichten, auf die er gestellt sei; ein ruhiges und beschauliches Leben sei das letzte Ziel seiner Wünsche gewesen; mit dem größten Kummer habe er sich von seiner Kirche zu Bamberg getrennt, die er seine Freundin, Schwester und Braut, seine reine Taube nennt. Er hat sich auch nicht ganz von ihr losgerissen, sondern sich das Bisthum Bamberg bis zu seinem Lebensende bewahrt, ohne freilich jemals seinen alten Sitz wieder einzunehmen.

Die erzählten Vorgänge, durch welche die simonistischen Päpste entfernt und ein ehrlicher deutscher Mann auf den Stuhl Petri erhoben wurde, fanden damals fast Alle, welchen das Wohl der Kirche am Herzen lag, durchaus den Kirchengesetzen und dem Herkommen entsprechend. Peter Damiani wird nicht müde diesen herrlichen Triumph des großen Königs zu preisen. In der ganzen Profangeschichte weiß er einen Fürsten gleich Heinrich nicht zu finden; er stellt ihn David und jenem Josias an die Seite, welcher seine Kleider zerriß, als das Gesetz Mosis wiedergefunden wurde und er die falschen Altäre stürzte. So, sagt er, habe auch Heinrich den Kirchengesetzen der Väter, die längst dem Gedächtnisse entschwunden waren, neue Geltung und Bedeutung gewonnen. Er erinnert an das Vorbild des Heilands, welcher die Wechseltische umstürzte und die Krämer aus dem Tempel jagte. In die Worte des

Psalmisten bricht er aus: „Du hast gebrochen, Herr, meine Bande; ich werde dir weihen das Opfer meines Lobes.“ Als der strenge Wazo von Lüttich wenig später an der Rechtmäßigkeit dieser Vorgänge sich einen Zweifel gestattete, fand er doch bei den Frommen jener Zeit wenig Anklang. Sogar die entschiedensten Vertreter der Freiheit Roms haben noch dann, als der große Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum entbrannte, gegen dieses Verfahren Heinrichs kaum einen Tadel erhoben; sie haben vielmehr fast einstimmig von den Synoden zu Sutri und Rom die Wiedergeburt des Papstthums datirt.

Es war ein großer Weihnachtstag, den man darauf zu Rom beging. An demselben wurde Suidger unter dem Namen Clemens II. zum Papste geweiht und schmückte dann sogleich in St. Peter nach altem Brauche Heinrich und seine Gemahlin mit der kaiserlichen Krone. Es geschah an derselben Stelle, an demselben Tage, an dem einst vor 246 Jahren Karl der Große zum Kaiser ausgerufen war. Ein anderer Karl an Macht, an Geistesschwung, an heiligem Eifer für die Würde der Kirche war erstanden, und wie er noch in den ersten Mannesjahren stand, schien ihm das Leben Größeres zu verheißen, als je einem Sterblichen beschieden war: das Ideal des germanischen Kaiserthums schien seiner Erfüllung nahe. Noch niemals hatte so die höchste weltliche Macht der gesammten Kirche und ihrem Haupte gegenüber gestanden; die gläubige Kirche aller Orten mußte den Kaiser als ihren Retter erkennen und sich ihm aus Dankbarkeit, wie um ihres eigenes Interesses willen mit voller Hingebung anschließen. Zugleich aber erschloß sich dem deutschen Volke ein Blick in die glänzendste Zukunft. Die Lage der Dinge schien der ähnlich, als Otto III. von Gregor V. gekrönt wurde, und war doch völlig verschieden. Damals war das Herz des kaiserlichen Knaben von dem Zauber des alten Roms umstrickt gewesen und der deutsche Papst hatte sich tief in die Ideenwelt der französischen Mönche verloren; jetzt hatte man einen Kaiser, der seine deutsche Gesinnung hinreichend bethätigt hatte und dessen letztes Ziel kein anderes war, als die Herrschaft des deutschen Volkes über den ganzen Occident für alle Zukunft festzustellen, und ihm zur Seite stand ein Papst, welcher sich wohl in der Abneigung gegen die Simonie mit den Cluniacensern berührte, sonst aber durch und durch sich als Deutscher fühlte und unter den hohen Pinien am Tiberufer nach seinen Kiefernwäldern an der Rednitz verlangte. Wie Kaiser und

Papst jetzt wirkten, versprach eben so gewinnreich dem deutschen Volke zu werden, als Ottos III. Phantasien die Größe desselben beeinträchtigt hatten.

Selbst dem römischen Volke machte sich bemerklich, daß man am Anfange einer neuen Zeit stehe, daß diese Kaiserkrönung etwas Anderes als eine leere Ceremonie sei. Das gewaltige Heer des Kaisers, welches die weiten Räume der Stadt erfüllte und kaum in ihnen Platz fand, das strahlende Gefolge von Fürsten und Bischöfen um den Herrn der Welt, die großen Schlag auf Schlag eintretenden Ereignisse überwältigten die Einbildungskraft der blinden und leichtbeweglichen Masse. Nicht allein daß die römische Bürgerschaft dem Fremdlinge, der ihr einen fremden Herrn setzte, stürmisch zujauchzte, sie fand keine Grenze ihm ihre Ergebenheit zu bezeigen. Was Otto I. nur mit Gewalt den Römern abgerungen hatte, boten sie jetzt freiwillig dem Kaiser dar, das Recht allein über den Stuhl Petri zu verfügen; sie beschlossen, kein Papst solle fortan ohne den Willen des Kaisers gewählt und geweiht werden. Seit den Tagen Ottos III. hatten die Crescentier und die Tusculaner unter dem Namen des Patriciats, dessen wahre Bedeutung fast in Vergessenheit gekommen war, willkürlich den päpstlichen Stuhl besetzt; damit nicht ferner der Patriciat hierzu gemißbraucht würde, vereinigte Heinrich nach dem Willen des römischen Volkes ihn unmittelbar mit der kaiserlichen Gewalt und setzte sich selbst den goldenen Reif, das Abzeichen des Patricius, auf das Haupt. Die spätere Zeit kannte eine Urkunde, durch welche damals der Papst mit dem römischen Volke die Einsetzung der Nachfolger Petri und aller Bischöfe, die Regalien besäßen, dem Kaiser und seinen Nachfolgern mit dem Patriciat übertragen haben sollte: diese Urkunde war sicherlich ein betrügliches Machwerk, mit anderen ähnlicher Art von der kaiserlichen Partei in Rom während des Investiturstreits geschmiedet, aber als Thatsache ist durch unumstößliche Zeugnisse festgestellt, daß dem Kaiser mit dem Patriciat von dem Klerus und dem Volke Roms damals ausdrücklich das Recht der Verfügung über den Stuhl Petri zugestanden wurde. *)

Ueber den neuen Bischof und Herrn, welchen die Römer vom

*) Es mochte fraglich sein, ob dem deutschen Könige vor seiner Kaiserkrönung ein Einfluß auf die Papstwahlen zustehe, und dieser Zweifel durch den Patriciat gehoben werden sollen; mindestens hat Heinrich IV. als Patricius, noch ehe er Kaiser war, diesen Einfluß geübt.

Kaiser erhalten hatten, konnten sie sich mit Nichten beschweren. Clemens II.*) war ein frommer, stiller und wohlwollender Mann: die Römer selbst haben ihm den Beinamen des Gütigen gegeben; strenge Eiferer, wie Peter Damiani, klagten ihn nur zu großer Weichheit des Herzens an. Der Name Clemens war ihm unfraglich beigelegt, um an die schönen Anfänge der römischen Kirche zu erinnern, wo sie noch in ursprünglicher Reinheit strahlte. Von den entstellenden Makeln der späteren Zeit sie zu reinigen war sein Wunsch und seine Sorge. Der Kampf gegen die Simonie wurde ihm durch seine ganze Stellung zur ersten Pflicht gemacht. Schon in den ersten Tagen des Januars 1047 hielt er eine große Synode zu Rom, auf der durchgreifende Beschlüsse gegen die Simonie für die ganze abendländische Kirche gefaßt wurden. Wer sich des Verkaufs geistlicher Weihen und Würden schuldig gemacht hatte, wurde mit dem Kirchenbanne belegt; wer sich wissentlich von einem Simonisten hatte weihen lassen, zu einer vierzigtägigen Kirchenbuße verurtheilt. Von dem Stuhle Petri herab ertönte endlich eine Sprache, wie sie die Cluniacenser, die Jünger Romualds, alle aufrichtigen Christen längst gehofft hatten. Eine neue Ordnung der Kirche begann mit dem Tage, wo das Haupt der Kirche die Simonie mit dem Bannfluche belegte.

Es mußte als ein Glück erscheinen, daß man zu derselben Zeit Gelegenheit fand, eine nicht geringe Anzahl bedeutender Bisthümer zu besetzen; die neue Zeit wollte neue Menschen. Das Erzbisthum Ravenna war seit Wiggers Absetzung nicht vergeben; es fiel jetzt dem Hunfried zu, dem Kanzler des Kaisers bisher für die italienischen Länder, einem deutschen Manne. Hunfried wurde vom Papste geweiht, und da der Rangstreit zwischen Mailand, Ravenna und Aquileja auf der zuletzt erwähnten Synode abermals zur Sprache kam, wurde er diesmal zu Gunsten Ravennas entschieden. Der Kanzler des Kaisers

---

*) Suidger stammte aus einer vornehmen Familie Sachsens; sein Vater Konrad war in der Gegend von Halberstadt sehr begütert und besaß Morsleben und Horneburg; seine Mutter Amulrad war eine Schwester des im Jahre 1012 verstorbenen Erzbischofs Walthard von Magdeburg. Suidger wurde Domherr in Halberstadt, trat dann in die königliche Kapelle ein und erhielt in den letzten Tagen des Jahres 1040 nach Eberhards Tode durch die Gunst Heinrichs III. das reiche Bisthum Bamberg, welches durch seine Erhebung auf den Stuhl Petri mit einem neuen Bande an Rom gefesselt wurde.

für Deutschland und Erzkapellan Dietrich erhielt gleichzeitig das erledigte Bisthum Konstanz. Ein anderer Dietrich, ebenfalls Kapellan des Kaisers, wurde Bischof zu Verdun. In Straßburg wurde der speiersche Dompropst Herrand der Nachfolger Bischof Wilhelms, des Großoheims des Kaisers. Noch mehrere andere Bisthümer wurden damals oder in der nächsten Folge vertheilt und kamen fast sämmtlich an Männer aus der nächsten Umgebung des Kaisers, welche ganz in seine Absichten eingeweiht waren.

Während der Papst die verworrenen Verhältnisse der römischen Kirche zu ordnen suchte, hatte der Kaiser die Umgegend der Stadt durchzogen, um die Burgen des rebellischen Adels, namentlich der Tusculaner, zu brechen. Am 1. Januar 1047 stand er bei Colonna unweit Tusculum. Der weit überlegenen Streitmacht des Kaisers war Benedicts Sippschaft in keiner Weise gewachsen; sie scheint sich deshalb unterworfen und Versprechungen gegeben zu haben, welche sie bald genug brach. Nur kurze Zeit verweilte der Kaiser in den römischen Gegenden. Nachdem er den größten Theil seines Heeres, da der Hauptzweck des Zuges erreicht war, entlassen und seine Gemahlin, die ihrer Entbindung entgegensah, mit den Heimkehrenden nach dem Norden Italiens gesendet hatte, brach er selbst, vom Papste begleitet, mit einer kleinen Streitmacht nach dem Süden der Halbinsel auf, um die Verhältnisse der langobardischen Fürstenthümer und der Normannen zu regeln.

Belehnung der Normannen mit Apulien.

Die Unterstützung, welche in Sicilien abenteuernde Schaaren des Abendlandes dem griechischen Reiche geleistet hatten, war sehr verhängnißvoll für den Kaiserthron von Byzanz geworden. Wie schlecht die Griechen auch im Allgemeinen die guten Dienste des Abendlandes belohnt hatten, am übelsten war doch dem Mailänder Arduin begegnet worden, der unter diesen Schaaren eine hervorragende Rolle spielte*). Als er um das erbeutete edle Roß eines Sarazenen mit dem griechischen Feldherrn in Streit gerieth, verlor er nicht nur seine Beute, sondern mußte sogar eine ehrenkränkende Züchtigung aushalten. Seit-

*) S. 336.

dem sann der Lombarde auf eine glänzende Rache an dem hochmüthigen Geschlecht der Griechen und wußte mit bewunderungswürdiger List seine Pläne anzuspinnen und durchzuführen.

Tief im Herzen den Griechenhaß verbergend, begab sich Arduin zu dem Katapan Michael Doceanus, gewann sich durch Schmeichelei und Geschenke dessen Gunst und brachte es, indem er die größte Ergebenheit gegen Byzanz zur Schau stellte, in der That dahin, daß ihm die Obhut der apulischen Stadt Melfi übergeben wurde. Hier zeigte er seinen Untergebenen ein Wohlwollen, wie es bei den Beamten des Kaisers selten genug anzutreffen war, und gewann sich dadurch die Herzen derselben. Kaum aber war er ihres Vertrauens sicher, so streute er unter ihnen die Saat des Aufruhrs aus, zeigte ihnen die Gewinnsucht und Härte ihrer fremden Bedrücker und stellte ihnen eine Befreiung von diesem unerträglichen Joch in nahe Aussicht. Unter dem Vorwande einer Pilgerreise nach Rom verließ er Apulien und begab sich nach Aversa, wo er Graf Rainulf und die Normannen mit ihm gemeinschaftliche Sache zur Eroberung Apuliens zu machen aufforderte. „Ich werde vorangehen," sagte er, „und ihr sollt mir folgen. Und deshalb will ich vorangehen, daß ihr sehen könnt, wie weibisch das Volk ist, gegen das ich euch führe und das ein so weites und reiches Land bewohnt." Die Eroberung Apuliens war für die Normannen kein neuer Gedanke; um so bereitwilliger gingen sie auf Arduins Vorschlag ein. Ein Bundesvertrag wurde geschlossen und beschworen, durch welchen Arduin die Hälfte aller Eroberungen zugesichert wurde, während die andere Hälfte den Normannen zufallen sollte. Zwölf angesehene Ritter wählte darauf Rainulf aus den Seinen, unter ihnen die Söhne Tancreds von Hauteville, Wilhelm den Eisenarm und Drogo, die schon in Sicilien Wunder der Tapferkeit vollführt hatten. Diesen zwölf Führern gab er dreihundert Ritter und bestimmte, daß sie ihre Eroberungen zu gleichen Antheilen unter sich theilen sollten. „Er legte ihnen die Fahne des Sieges in die Hand," sagt die alte Geschichte der Normannen, „küßte sie und sandte sie in den Kampf, um an Arduins Seite tapfer gegen die Griechen zu streiten."

Im Anfange des Jahres 1041 brachen die Normannen unter Arduin auf. Bei Nacht führte er sie heimlich in die Thore Melfis, welche Stadt das Bollwerk und der Schlüssel Apuliens war. Als in der Frühe



das Volk über die fremden Ritter unruhig wurde, wies Arduin auf sie als die verheißenen Retter. Am folgenden Tage schweiften die normannischen Ritter schon bis Venosa, am dritten bis nach Ascoli und Lavello. Ueberall fanden sie das Land wie einen Garten und machten Beute in Fülle, welche sie nach Melfi in Sicherheit brachten; nirgends stießen sie auf Widerstand. „Sie theilten ihre Beute und suchten sich anzueignen, was noch übrig war. Sie vergnügten sich mit den Weibern der Melfitaner und waren froh über die Feigheit der Männer, die sie im Lande fanden. Im Vertrauen auf Gottes Beistand und ihre Tapferkeit glaubten sie schon ganz Apulien sich unterworfen zu haben, und die Bewohner des Landes dachten nicht anders.“ Aber diese schickten endlich doch Boten an den Katapan, klagten ihm ihre Verluste und verlangten Hülfe. Der Katapan sammelte ein Heer und rückte den Normannen entgegen. Ehe er sich jedoch in einen Kampf einließ, knüpfte er noch mit ihnen Unterhandlungen an. Er verlangte von ihnen sofortige Räumung des Landes; sie dagegen beanspruchten die Gewähr ihrer Eroberungen und versprachen dem Kaiser Treue zu schwören und mit ihren Waffen zu dienen, wofern er ihnen das gewonnene Land belassen wollte. Der Katapan gerieth über diese Antwort der hochmüthigen Barbaren in den höchsten Zorn und entschloß sich ihren sträflichen Stolz sogleich mit den Waffen zu züchtigen. Tag und Ort der Schlacht wurden bestimmt. Am 17. März 1041 schlug man am Olivento bei Venosa. Trotz der ungeheuren Uebermacht des Katapans, der russische Waräger und kleinasiatische Truppen bei sich hatte, so daß hundert gegen einen gestanden haben sollen, erlitten die Griechen die vollständigste Niederlage und warfen sich alsbald in wilde Flucht. Kaiser Michael, wird erzählt, zerriß bei der Nachricht von der furchtbaren Schande sein Kleid unter dem Klageruf: „Sicherlich wird dieses Volk mich noch meiner Krone berauben und aus dem Reiche verjagen.“

Die Griechen machten neue Rüstungen. Der Kaiser öffnete seinen Schatz, das Volk brachte allgemeine Beisteuern auf, man sparte keine Kosten, um ein zahlreiches, wohlgerüstetes Heer in Italien aufzustellen. Abermals bildeten Waräger den Kern desselben, abermals waren in Kleinasien bedeutende Aushebungen gemacht, und auch in Italien hatte man Truppen geworben. Aber auch die Normannen hatten sich indessen nach Beistand umgesehen und ihn in Benevent gefunden. Um die



Stimmung der Beneventaner sich zu gewinnen, hatten sie sich sogar unter den Befehl eines Bruders ihres Fürsten, Atenulf mit Namen, gestellt. Schon am 4. Mai 1041 griffen sie von Neuem Doceanus an. Am Ofanto, dem alten Aufidus, wurde gekämpft und die griechische Schlachtreihe abermals zum Weichen gebracht; mehr noch, als in der Schlacht, fanden in den Wellen des Flusses ihren Untergang, und das reiche Lager des Katapan fiel in die Hände der Normannen.

Die doppelte Niederlage des Doceanus bewog den Kaiser ihn seines Amtes zu entsetzen und als seinen Nachfolger den Bojoannes nach Italien zu senden, einen Sohn jenes Basilius Bojoannes, der im Jahre 1018 die Normannen aus Apulien zurückgeschlagen hatte. Mit den höchsten Vollmachten als Vicar des Kaisers kam Bojoannes über das Meer. Ein neues Warägerheer und ungeheure Geldsummen führte er mit sich; selbst die letzten Streitkräfte in Sicilien schaffte man auf das Festland herüber. Aber auch die Normannen hatten mit den erbeuteten Schätzen sich neue Bundesgenossen geworben. Von beiden Seiten war man zu einem entscheidenden Kampfe gerüstet. Bojoannes wollte die Normannen in Melfi einschließen, aber sie kamen ihm zuvor, verließen die Stadt und überraschten die Griechen bei Monte Peloso. Sie verlangten den Kampf, und die Griechen nahmen ihn an. Er entschied sich alsbald für die Normannen: die Waräger, die Apuler, Calabresen, alle die anderen Völker, die unter den griechischen Feldzeichen dienten, hielten der Tapferkeit der fremden Ritter nicht Stand (3. September 1041). Das ganze Heer des Bojoannes wurde vernichtet; er selbst gerieth in die Gefangenschaft der Feinde. Mit diesem vornehmen Gefangenen und allen Feldzeichen der Feinde kehrten die Normannen nach Melfi zurück und vertheilten hier ihre Beute. Atenulf erhielt den Bojoannes zugesprochen und verließ bald darauf das Heerlager der Normannen; er gedachte durch seinen Gefangenen sich ein großes Lösegeld und die Gunst des Kaisers von Byzanz zu gewinnen. Diese Absicht erreichte er ohne Mühe, und fortan waren die Beneventaner die Bundesgenossen des Kaisers und erbitterte Feinde der Normannen, welche sie bisher unterstützt hatten.

Die Normannen bedurften eines anderen Führers, dessen Name die Eingeborenen für sie gewinnen könnte. Sie fanden ihn in dem Argyros, dem Sohne jenes Melus, der einst die ersten fremden Ritter nach Apulien geführt. Argyros war in Constantinopel erzogen und im

Jahre 1040 von dort nach Apulien gesendet worden, um einen Aufstand in Bari zu unterdrücken. Die Popularität des Sohnes des Melus daselbst wollte der Kaiser benutzen und hielt sich der Treue seines Pfleglings versichert. In der That bewältigte Argyros den Aufstand in seiner Vaterstadt. Als sich aber nach den Siegen der Normannen Bari aufs Neue empörte, Matera und andere Städte dann sich dem Aufruhre anschlossen und mit den Normannen in Verträge einließen: da wankte auch die leichte Treue des Argyros, und er ließ sich von den aufständigen apulischen Städten und von den normannischen Eroberern zu ihrem gemeinsamen Anführer wählen (Februar 1042). Die Normannen machten jetzt die schnellsten Fortschritte; fast alle Städte Apuliens ergaben sich, die einen freiwillig, die anderen durch Waffengewalt bezwungen. Auch im Gebiet von Benevent machte man namhafte Erwerbungen; so fiel namentlich die Gegend um den Monte Gargano mit dem Heiligthum des berühmten Michaelsklosters in der Normannen Hände.

Indessen war im December 1041 Kaiser Michael IV., Zoes schwächlicher Gemahl, mit Tode abgegangen, und sein Neffe Michael V., Zoes Adoptivsohn, hatte den Thron der Cäsaren bestiegen. Er entließ alsbald den Maniaces, dessen glücklicher Thaten in Sicilien man in dieser Noth gedachte, aus der Haft, um ihm den Oberbefehl in Italien zu übertragen. Im April 1042 langte Maniaces in Tarent an und gewann Matera nebst einigen anderen Orten der Umgegend wieder. Argyros machte erhebliche Zurüstungen, um ihm zu begegnen. Nicht allein die Normannen, die sich unter seinen Befehl gestellt hatten, bot er auf, sondern auch Rainulfs Kriegsschaaren rief er zur Hülfe herbei. So gerüstet zog er Maniaces entgegen, der vor ihm zurückwich und sich in Tarent einschloß. Im Juli belagerte Argyros mit seinen Apulern und Normannen Giovenazzo und nahm es mit Sturm, dann rückte er vor Trani, das noch von den Griechen besetzt war. Aber absichtlich verschleppte er die Belagerung dieses Platzes; denn bereits hatte er sich mit dem Hofe zu Constantinopel in Verhandlungen eingelassen, um abermals Wort und Treue zu brechen.

Schon im April war Michael V., der Sohn des Schiffskalfaterers, von der Höhe gestürzt worden, auf welche ihn eigenthümliche Verkettungen geführt hatten. Nach seiner Entthronung war Zoe mit ihrer Schwester Theodora als Kaiserin ausgerufen worden, und noch einmal gedachte die mehr als sechszigjährige Kaiserin sich einen Gemahl, dem

Reiche einen Kaiser zu wählen. Ihre Wahl fiel auf Constantin Monomachus, ihren früheren Günstling, der am 11. Juni 1042 als Kaiser ausgerufen wurde und dann zwölf Jahre, Zoe überlebend, auf dem Thron von Byzanz saß. Constantin, ein alter Rival und Feind des Maniaces, nahm diesem sogleich den Oberbefehl in Apulien, worauf sich der entsetzte Feldherr empörte und selbst zum Kaiser ausrufen ließ. Unter diesen Umständen bot man zu Constantinopel Alles auf, um sich Argyros zu gewinnen, und dieser verkaufte in der That, als man ihn zum Patricius und Katapan erhob, sich und Bari. So kehrte ein Theil Apuliens — besonders der Süden und die meisten Seestädte — wieder unter die Botmäßigkeit des Kaisers zurück. Umsonst machte Maniaces im October einen Angriff auf Bari. Als im Anfange des Jahres 1043 Argyros neue Hülfskräfte gewann, nöthigte er Maniaces den Boden Italiens ganz zu verlassen und sich nach Durazzo einzuschiffen.

Jetzt von dem Barenser, wie vorher von dem Longobarden verrathen, sahen sich die Normannen auf sich selbst verwiesen. Ihre zwölf Führer bedurften eines Oberhauptes, wenn sich die Kräfte nicht in dem ohnehin schwierigen Kampfe zugleich gegen die Griechen und die Eingeborenen zersplittern sollten. So wählten sie Wilhelm den Eisenarm im September 1042 zu ihrem Grafen, der seine Belehnung von Waimar von Salerno und Rainulf von Aversa empfangen sollte. Sie geleiteten Wilhelm nach Salerno, und so erfreut war Waimar über die Huldigung des Normannen, daß er ihm die Tochter seines Bruders Guido, des Fürsten von Sorrent, zur Ehe gab. Bald darauf kamen Waimar, der sich fortan den Titel eines Herzogs von Apulien und Calabrien beilegte, und Rainulf selbst nach Melfi, wo sie mit den größten Ehren empfangen wurden. Wilhelm wurde als Graf Apuliens installirt; Rainulf als gemeinsamer Lehnsherr der Normannen erhielt Sipont und die Gegenden um den Monte Gargano mit dem Michaelskloster, Wilhelm und die anderen elf Führer der Normannen empfingen jeder ein besonderes Stadtgebiet; Melfi blieb gemeinsamer Besitz und Mittelpunkt der gesammten kriegerischen Colonie. Arduin wurde dem Vertrage gemäß die Hälfte der Eroberungen überlassen, doch scheint man ihn mit dem am wenigsten gesicherten Antheil abgefunden zu haben. Das waren die Anfänge der normannischen Herrschaft in Apulien.

Die Waffenthaten der französischen Ritter in Unteritalien hatten Waimar eine Stellung gegeben, wie sie seit Pandulf dem Eisenhaupt kein langobardischer Fürst gewonnen hatte. Nicht allein daß ihm Salerno, Capua und Amalfi unmittelbar gehorchten, daß er seinen Bruder Guido zum Herzog von Sorrent erhoben hatte, auch die Normannen von Aversa und in Apulien erkannten ihn als ihren Lehnsherrn an, und mit Rainulf im Bunde gewann er alsbald auch Gaeta und setzte dort Rainulf zum Herzog ein. Aber seine Macht war doch nicht unbestritten. Im Jahre 1041 war Pandulf von Capua aus seinem Exil im fernen Osten zurückgekehrt und versuchte nun durch griechischen Beistand sein Fürstenthum wiederzugewinnen. Obschon er bei einigen Grafen Campaniens Anhang fand, hatte doch Waimar, so lange er der einmüthigen Unterstützung der Normannen sicher war, wenig oder Nichts von ihm zu befahren; bedenklicher wurde seine Lage, als nach dem Tode des tapferen Rainulf sein Verhältniß zu den Normannen sich lockerte. Waimar hatte nämlich zunächst einen Neffen Rainulfs, Asclittin mit Namen, mit Aversa belehnt: da aber dieser, die allgemeine Liebe, „der schöne junge Graf," schon nach kurzer Zeit starb, faßte er den unglücklichen Entschluß einem normannischen Ritter, Namens Rudolf, der nicht zu Rainulfs Familie gehörte, die Grafschaft zu verleihen. Die Normannen, bereits an der Erblichkeit der Lehen festhaltend, verjagten alsbald Waimars Schützling und erhoben Radulf Trincanocte, einen Neffen Rainulfs, der so eben erst aus Waimars Kerker entsprungen war, zu ihrem Führer und Grafen von Aversa. Gemeinsames Interesse verband nun Pandulf und Radulf gegen Waimar, dessen Stellung hierdurch bedroht gewesen wäre, wenn er nicht an den Normannen Apuliens noch einen starken Rückhalt behalten hätte.

Wilhelm der Eisenarm zeigte sich bis zu seinem Tode als der getreuste Lehnsmann Waimars. Im Anfange des Jahres 1044 sah man sie gemeinsam die Griechen in Calabrien angreifen. Zwei Jahre später starb Wilhelm, und die Normannen wählten seinen Bruder Drogo zu ihrem Grafen; diese Wahl bestätigte nicht allein Waimar, sondern gab auch Drogo seine eigene Tochter zur Gemahlin. So wurde der neue Graf von Apulien an den Fürsten von Salerno durch die festesten Bande geknüpft. Als daher Pandulf und Radulf gegen Salerno rüsteten, eilte Drogo mit seinen Normannen sofort Waimar zur Hülfe und wandte nicht nur die augenblickliche Gefahr von ihm ab, sondern ver-

söhnte ihn auch mit Radulf und den Aversanern. Radulf gelobte Waimar Treue und wurde mit der Fahne von Aversa investirt. Pandulf setzte zwar auch in der Folge einen kleinen Krieg gegen Waimar fort, jedoch ohne nennenswerthen Erfolg, da auch Aversa mit seinen Normannen jetzt Salerno schützte. Indessen kämpfte Drogo in Apulien bald mit aufsässigen normannischen Anführern, bald mit griechischen Heeren, deren Befehlshaber schnell wechselten, nachdem Argyros nach Constantinopel beschieden und dort mit großer Auszeichnung aufgenommen war: aber trotz dieser Kämpfe zeigte er sich stets zum Schutze seines Schwiegervaters bereit, dessen Macht, wenn auch nicht unbestritten, doch noch immer weithin geachtet war.

Durch ganz Italien erscholl damals der Name des Fürsten von Salerno, und sein Hof wurde wie der Hof eines Kaisers gesucht. Alle Großen der Umgegend nahmen gern von ihm Lehen, selbst die mächtigen Grafen des Marserlandes sollen sich als seine Vasallen bekannt haben. Mit dem Markgrafen Bonifacius, dem angesehensten Fürsten des nördlichen und mittleren Italiens, stand er in vertrauten Beziehungen. Zweimal in jedem Jahre sandte er Boten mit prächtigen Geschenken an König Heinrich über die Berge und wurde mit nicht minder kostbaren Gegengaben von dem Könige geehrt. Durch seine ganze Stellung war er an das abendländische Reich gekettet, Constantinopel hatte er für immer den Rücken gekehrt. Mit Waimars Macht aber war zugleich die jener fremden Ritter befestigt worden, welche, das wunderbarste Gemisch zwischen höfischen Cavalieren und gemeinen Wegelagerern, sich auf dem fremden Boden theils durch Gewalt, theils durch treue Lehnspflicht, theils durch Verbindungen mit einheimischen Fürstentöchtern bleibende Wohnsitze erworben hatten.

Dies war die eigenthümliche Lage der Dinge im südlichen Italien, als der Kaiser, vom Papste begleitet, im Anfange des Februars 1047 in die langobardischen Fürstenthümer kam. Nach einem Besuche in Monte Cassino begab er sich nach Capua und beschied die Großen der Fürstenthümer vor seinen Thron. Viele zögerten vor ihm zu erscheinen, denn sie fürchteten den Zorn des Kaisers wegen ihrer Uebelthaten. Aber freudig erschien Waimar mit allen seinen Grafen und Baronen, und mit ihm kamen die Normannen, Radulf und Drogo an ihrer Spitze. Waimar fand bei dem jungen Kaiser eine eben so gute Aufnahme, wie einst bei dessen Vater: dennoch nöthigte ihn der Kaiser

das Fürstenthum Capua ihm zurückzugeben, mit welchem dann Pandulf und sein junger gleichnamiger Sohn gegen eine bedeutende Geldsumme belehnt wurde. Ebenso mußte Waimar seine Lehnsherrschaft über die normannischen Grafen von Aversa und Apulien mit dem Titel eines Herzogs von Apulien und Calabrien aufgeben, und der Kaiser belehnte selbst Radulf und Drogo mit ihren Ländern; die neuen Reichsfürsten ehrten den Kaiser mit kostbaren Geschenken an Rossen und Geld.

Tief griff der Kaiser mit diesen auffälligen Maßregeln in die Verhältnisse Süditaliens ein, und seine Absichten dabei sind nicht deutlich zu erkennen. Wollte er nur der angewachsenen Macht Waimars in Pandulf und den Normannen ein Gegengewicht geben? Oder glaubte er die inneren Wirren in diesen südlichen Gegenden der Halbinsel so beseitigen und dann ihre vereinten Kräfte gegen das Reich von Byzanz wenden zu können, mit dem man seit dem Tode Kaiser Konrads in neue Zerwürfnisse gerathen war. Die Eroberung Apuliens durch die Normannen mußte als ein Angriff des Abendlandes auf alte Besitzungen des morgenländischen Reichs erscheinen, und Heinrich ließ darüber keinen Zweifel, daß er diese Eroberung nicht allein zu schützen gewillt sei, sondern als seine eigene ansehe. Indem er Drogo mit der Grafschaft Apulien belehnte, verfügte er über ein Land, welches niemals bisher zum deutsch-römischen Reiche gehört hatte. Weit nach dem Süden hin schob er die Grenzen seiner Herrschaft vor und überließ die Vertheidigung derselben französischen Rittern. Auch für die Stellung des Kaisers zu Frankreich war der Bund mit den Normannen nicht ohne Bedeutung: wie mit den französischen Mönchen vordem, trat Heinrich jetzt auch mit dem französischen Adel in die unmittelbarsten Beziehungen.

Von Capua begab sich der Papst, wie wir wissen, nach Salerno; auch der Kaiser hat wahrscheinlich diese Stadt auf seiner Reise berührt. Noch im Februar brachen dann Beide gegen Benevent auf, fanden aber die Thore der Stadt gesperrt. Die Fürsten Pandulf III. und Landulf VI. hatten sich dem griechischen Reiche angeschlossen, und auch die Bürgerschaft scheint in der Furcht vor den Normannen keine andere Rettung als in der Macht Constantinopels gesehen zu haben. Die feindseligste Stimmung gegen das abendländische Reich herrschte in der Stadt. Schon hatte man die Schwiegermutter des Kaisers, als sie

kurz vorher, von einer Pilgerfahrt nach dem Monte Gargano heimkehrend, Benevent berührte, schwer gekränkt, jetzt verweigerte man sogar dem Kaiser selbst und dem Papste die Aufnahme. Heinrich, schon auf schleunige Rückkehr nach Deutschland bedacht, war fern davon, selbst die Unterwerfung Benevents erzwingen zu wollen: er gab es der Rache seiner Getreuen Preis. Stadt und Land, mit dem Banne des Papstes belegt, überließ er zur Züchtigung Drogo und seinen Normannen.

Der Kaiser eilte durch die Marken nach Rimini, wo er am 3. April einen Fürstentag hielt. Ein hier erlassenes Edict ist auf uns gekommen, in welchem er sich auf die Vorschriften der Kaiser Theodosius und Justinian berufend verordnet, kein Kleriker solle fortan in einem Rechtshandel zum Eide genöthigt werden, sondern ihn durch seinen Advokaten leisten lassen. Wenige Tage später finden wir den Kaiser in Ravenna, von wo er nach Mantua seinen Weg nahm. Hier feierte er das Osterfest (19. April) und erfreute sich des Wiedersehens mit seiner Gemahlin, die kurz zuvor ihr zweites Kind, abermals eine Tochter, geboren hatte. Eine schwere Krankheit hielt den Kaiser bis zu den ersten Tagen des Mai in Mantua zurück, dann setzte er die Reise über Verona und Trient fort, überstieg den Brenner und betrat in der Mitte des Mai wieder den deutschen Boden.

Den Himmelfahrtstag feierte der Kaiser in Augsburg, Pfingsten zu Speier am Grabe seiner Eltern. In dem Gefolge des Kaisers waren der entsetzte Papst Gregor und dessen Kapellan Hildebrand, welche unfreiwillig Rom und Italien hatten verlassen müssen. Der Kaiser wies ihnen Wohnsitze zu Köln an, wo sie unter die Obhut des treuen Erzbischofs Hermann gestellt wurden; hier an den Ufern des Rheins starb der alte Papst im folgenden Jahre. Auch einen Todten hatte der Kaiser exilirt. Es war Guido von Pomposia, der Heilige der Reformpartei in Italien, der kurz vor der Ankunft des Kaisers gestorben war und im Tode sich noch wunderthätiger erwies als im Leben. Die irdischen Ueberreste dieses neuen Heiligen nahm der Kaiser mit sich nach Deutschland und setzte sie in dem von Konrad II. begründeten Johannisstift bei Speier bei, welches seitdem den Namen des heiligen Guido annahm.

Die Fürsten des Reichs umgaben den Kaiser in Speier, und in ihrer Mitte verlieh er dem Grafen Welf, dem Letzten vom Mannsstamm dieses altberühmten Hauses, das Herzogthum Kärnthen mit der



Mark Verona. Welf war durch seine Mutter Irmingard ein Neffe der Herzoge Heinrich von Baiern und Friedrich von Niederlothringen: das dritte Herzogthum fiel also der luxemburgischen Sippschaft zu. Indem der Kaiser jetzt auch Kärnthen, das letzte noch mit der Krone verbundene deutsche Herzogthum, aufgab, wandte er sich ganz von der Bahn seines Vaters ab. Er hielt seine Macht für zu fest begründet, als daß sie noch weiterer Stützen bedürfte, als die unmittelbar mit der königlichen und kaiserlichen Gewalt selbst gegeben seien. Und in der That, als er von seinem Zuge nach Italien zurückkehrte, als er im Fluge die Kaiserkrone gewonnen, mit einem Schlage das kirchliche Schisma beendet, das Papstthum mit den stärksten Banden an sich gefesselt, die Reichsgrenze im Süden ohne Schwertstreich erweitert hatte, — wer hätte da glauben sollen, daß er noch jene beschränkten territorialen Gewalten zu fürchten hätte, die nur von dem Abglanz seiner Macht ihr Dasein zu fristen schienen!

11.

Kaiser Heinrich III. und Herzog Gottfried.

Das Ziel des Kaisers — das sah damals wohl Jedermann — war die Oberherrschaft über die gesammte abendländische Welt und konnte nach der Natur seiner Stellung kaum ein anderes sein: mit festen Schritten ging er auf dieses Ziel los und stand nicht mehr fern von demselben. Aber noch immerdar haben die Völker Europas dem vernichtenden Druck einer Universalmonarchie, welche sich mit Nothwendigkeit zu einer furchtbaren Despotie gestalten muß, mit aller Macht widerstrebt. Die Herrschaft der römischen Imperatoren, die Monarchie Karls des Großen hatten sich Grenzen setzen müssen und waren selbst innerhalb dieser Grenzen selten unangefochten geblieben. Das innerste Leben der europäischen Völker ist nationale Freiheit: man kann diese beschränken, niemals ersticken. Wie hätten da nicht auch Heinrichs Bestrebungen auf Widerstand stoßen sollen, obwohl sich für den Augenblick von einem Ende Europas zum anderen die Fürsten und Völker ihm willig zu beugen schienen! Viel zu kräftig hatte sich schon das nationale Gefühl

entwickelt, als daß jetzt auch nur ein ähnliches Kaiserreich zu begründen gewesen wäre, wie es einst Karl der Große geschaffen hatte. Wie sich selbst ein Räthsel der Knabe zum Jüngling erwächst, so reiften unbewußt die Nationen des Abendlandes zu dem immer deutlicheren Gefühl eigener Kraft und widerstrebten mit dem Trotz angeborener Freiheit dem Versuch ihr selbstständiges Leben zu brechen. Und dieser Widerstand mußte der kaiserlichen Gewalt um so gefährlicher werden, als sie bei ihrer eigenthümlichen Stellung zu dem deutschen Fürstenthum doch niemals auf die Dauer die inneren Kämpfe niederzuhalten vermochte. So sah sich denn auch Heinrich inmitten und trotz seiner ungeheuren Erfolge bald abermals von inneren und äußeren Feinden angegriffen: während er den Kampf um die Welt wagen zu können schien, wurde seine Macht in kleinliche Streitigkeiten verstrickt, seine Kraft in ihnen gelähmt und vergeudet.

Der Mittelpunkt aller feindlichen Bestrebungen gegen Heinrich war und blieb Herzog Gottfried. Ob alle Sterne dem jungen Kaiser glückbringend zu leuchten schienen, Gottfried gab die Hoffnung nicht auf, daß die Stunde kommen werde, wo er Genugthuung für alle erlittene Unbill fordern könne. Nur ein Mann seines unverzagten Muths, seiner erprobten Tapferkeit und seines Ansehens im Reiche konnte noch den Gedanken eines abermaligen Kampfes gegen Heinrich im Herzen bewegen und mitten in den größten Erfolgen des Kaisers neue Anschläge gegen ihn schmieden. War Heinrich die glänzendste Personification der kaiserlichen Idee, so stellte sich in Gottfried, und zwar jetzt in ihm allein die ganze Starrheit und zähe Kraft jenes alten Fürstenthums dar, welches schon der Begründung des Reichs den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt und es immer von Neuem dann in seiner Entwicklung gehindert hatte.

Während Heinrich in Italien verweilte, hatte Gottfried, wie es scheint, noch einen Versuch gemacht, seine Ansprüche gütlich durchzusetzen. Aber der König, der zu Rom allen seinen Widersachern Verzeihung gewährt hatte, blieb gegen Gottfrieds Vorstellungen taub. Seitdem dachte dieser an eine neue Erhebung*) und knüpfte hochverrätherische Verbindungen an. Es ist kaum zu bezweifeln, daß er auch

*) Gottfried war weniger gebunden als früher, da ein Sohn, den er bei seiner Freigebung als Geisel gestellt hatte, gestorben war.

mit dem Könige von Frankreich die früheren Verhandlungen wieder aufnahm. Denn König Heinrich rüstete sich mit einem Heere in Lothringen einzufallen. Es regte sich in ihm das alte Gelüst der westfränkischen Herrscher nach den Rheinlanden; zunächst hoffte er sich Aachens zu bemächtigen und den Adler auf der Kaiserpfalz wieder nach dem Westen zu wenden. Aber so hitzig der Plan gefaßt war, so saumselig zeigte sich Heinrich in der Ausführung. Die Vorstellungen des alten Bischofs Wazo von Lüttich sollen ihn dann von dem Unternehmen abgebracht haben; glaublicher ist, daß innere Bewegungen in Frankreich, welche von Gottfried von Anjou, des Kaisers Schwiegervater, erregt wurden, das Unternehmen erst verzögerten, dann gänzlich vereitelten. Aeußerlich verhielt sich auch Gottfried noch ruhig, als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte. Aber er bereitete nichtsdestoweniger im Bunde mit den Grafen Balduin von Flandern, Hermann von Hennegau, Dietrich von Holland und Allen, die er gewinnen konnte, im Stillen einen großen Aufstand in Lothringen vor.

Der Kaiser, von Gottfrieds Plänen entweder schlecht unterrichtet oder doch keine ernste Gefahr besorgend, berieth Pfingsten 1047 mit den Fürsten zu Speier eine große Heerfahrt gegen die Ungarn, da bereits im Herbst zuvor die Herrschaft seines Schützlings Peter das traurigste Ende genommen hatte. Unzufriedene im Lande hatten den Andreas, einen Fürsten aus Arpads Stamm*), der mit seinen Brüdern in der Verbannung lebte, zurückgerufen und ihm zugleich die Krone des heiligen Stephan angeboten. Andreas kehrte heim, und um ihn sammelten sich bald alle Widersacher der bestehenden Ordnung. Mit furchtbarer Gewalt brach der Aufstand gegen Peter und seine deutschen Beschützer los; er richtete sich zugleich gegen die christliche Kirche und ihre Diener. Die Tempel und Altäre wurden mit Feuer und Schwert zerstört, und die grausamste Verfolgung erging über die Priester; der Kirche Christi sollten auch in Ungarn zahllose Märtyrer nicht fehlen. Die Aufständigen verlangten den alten Götzendienst, sie verlangten noch lauter nach der Freiheit und dem Recht ihrer Vorfahren. Peter, der sich und seine Sache sogleich verloren gab, wollte nach der Ostmark flüchten, fand aber alle Ausgänge des Landes besetzt; nach blutigem Kampf fiel er in die Hand seiner Feinde. Er wurde geblendet und

*) Andreas war der Sohn eines Neffen des heiligen Stephan.

dann mit seiner Gemahlin an einen entlegenen Ort verbannt; noch ein Jahrzehnd hat er ein elendes Dasein dahingeschleppt. Andreas war durch eine Auflehnung gegen die christliche Kirche Herr des Volkes und Landes geworden: dennoch sah er bald ein, daß nur ein Christ die Krone des heiligen Stephan tragen, nur mit Bischöfen das von dem großen Könige begründete Reich regiert werden könne. Sobald der erste Sturm des Aufstandes vorübergebraust war, ließ er sich daher von den drei Bischöfen, welche der Verfolgung entronnen waren, in Stuhlweißenburg krönen und gebot die Herstellung der christlichen Kirchen. Heinrich hatte, als er eben zur Kaiserkrönung auszog, die erste Nachricht von den furchtbaren Ereignissen in Ungarn erhalten; so schmerzlich sie ihn bewegten, glaubte er doch die Romfahrt nicht aufgeben zu dürfen. Aber kaum war er über die Alpen zurückgekehrt, so beschäftigte der Rachezug gegen Ungarn alle seine Gedanken, und schon im Sommer 1047 traf er zu demselben umfassende Rüstungen. König Andreas gerieth in die größte Besorgniß. Wiederholentlich ließ er durch Gesandte betheuern, daß er nur gezwungen die Herrschaft übernommen habe, an dem traurigen Schicksal Peters unschuldig sei, mehrere Theilnehmer der Verschwörung gegen ihn habe hinrichten lassen, die anderen dem Kaiser ausliefern wolle; er versprach Lehnspflicht und Jahrestribut, wenn ihm nur seine Krone belassen würde. In der That unterblieb der Zug gegen Ungarn; nicht sowohl wegen der Versicherungen des Königs, als weil der Kaiser bestimmtere Kunde von den Umtrieben Gottfrieds erhielt.

Wenn auch Gottfried selbst noch durch trügerische Botschaften über seine Absichten zu täuschen suchte, so hatte doch Graf Dietrich sich bereits abermals*) in offenem Aufstand erhoben und die benachbarten Bischöfe von Utrecht und Lüttich mit Krieg überzogen. Der König mußte dem Rebellen begegnen und kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in Sachsen im Anfang September an den Rhein zurück, um den Kampf gegen ihn zu eröffnen. Ein großes Heer hatte der Kaiser gesammelt; auch die Herzoge von Schwaben und Baiern scheint er entboten zu haben, die kurze Zeit darauf in Lothringen starben. Herzog Otto von Schwaben verschied auf seinem Gute Tomberg bei Köln und wurde im Kloster Brauweiler, der Stiftung seiner Familie, bestattet.

*) Vgl. S. 398.



Herzog Heinrich von Baiern fand zu derselben Zeit ein unerwartetes Ende — er hatte eben die Absicht sich zu vermählen —; man begrub ihn zu Trier. Der Heimgang dieser Getreuen schien kein glückliches Vorzeichen für das Unternehmen des Kaisers.

Heinrich selbst befand sich am 7. September zu Xanten am Rhein und trat gleich darauf seinen zweiten Zug gegen Dietrich an. Er setzte sein Heer nach Vlaardingen über und suchte hier den Feind auf. Aber es wiederholten sich ähnliche Unfälle, wie im Jahre 1018*) in diesem wasserreichen Lande das lothringische Ritterheer im Kampf gegen die Bauern und Schiffer betroffen hatten. Die großen Heeresmassen des Kaisers konnten sich nirgends frei bewegen; überdies war von der Seeseite dem Feinde nicht beizukommen, und das Heer ließ sich in dem wenig angebauten Lande schwer ernähren. Man mußte deshalb alsbald an den Rückzug denken, auf dem die Friesen, in leichten Kähnen den Abziehenden folgend, ihnen nicht geringe Verluste beibrachten.

Während der Kaiser gegen Dietrich im Felde lag, war auch Gottfried mit den anderen Verschworenen losgebrochen. Er hatte die Kaiserburg zu Nymwegen, einen Lieblingssitz Karls des Großen und Konrads II., überfallen, geplündert, mit Feuer und Schwert verwüstet. Indem er diese alte Hauptfeste des Reichs zerstörte, schien er für immer mit Kaiser und Reich zu brechen: es war eine Gräuelthat ohne Gleichen für Alle, die es mit dem Reiche hielten. Von Nymwegen wandte sich Gottfried gegen den alten Wazo von Lüttich, der muthig noch in seinen letzten Tagen die Ehre des Kaisers vertheidigte. Dann stürmte Gottfried auf Verdun los, die Heimath seiner Väter; durch List drang er in die Mauern ein und zerstörte von Grund aus mit Feuersgewalt die Stadt. Nach allen Seiten flüchteten die unglücklichen Einwohner, in Schutt und Asche ihre Habe verlassend. Auch der Dom der Stadt mit seinen Schätzen und heiligen Geräthen wurde von den Flammen zerstört (25. October 1047), und Gottfried, dessen Ahnen einst als die Schirmherren der Heiligen in Lothringen geglänzt hatten, wurde nun der Abscheu aller Frommen. Mit allen Ueberlieferungen seines Hauses hatte er abgerechnet, als er sich in diesen Kampf gegen den Kaiser und die Bischöfe stürzte.

Heinrich sah, dieser Mann war ein unversöhnlicher Gegner, und

*) S. 158 ff.

jede Macht, die er ihm ließ, diente ihm nur als eine Waffe mehr gegen die Krone. Wie nicht anders zu erwarten stand, entkleidete er ihn jetzt abermals des Herzogthums und verlieh Oberlothringen dem Grafen Adalbert von Elsenzgau, einem Verwandten des Kaiserhauses *), der im Elsaß, in Franken und im oberen Lothringen reich begütert war. Aber damit war Gottfrieds Macht in dem Lande nicht gebrochen, die Wuth des unbändigen Feindes vielmehr nur schärfer und tiefer gestachelt. Nachdem Gottfried Alles verloren hatte, mußte er Alles wagen.

Es war unleugbar, die empörten Fürsten hatten für den Augenblick über den Kaiser in aller seiner Macht einen bemerkenswerthen Triumph gewonnen. Es hatte sich der Welt kundgegeben, diese angestaunte Macht hatte ihre sehr verwundbare Stelle, und der Eindruck der kaiserlichen Niederlage war um so gewaltiger, je weniger man sie erwartet hatte. Wo man bisher von dem Glanz der immer höher steigenden Sonne geblendet die Augen gesenkt hatte, wagte man den Blick von Neuem zu erheben; wo trotzige Herzen vor weltlicher Allmacht gezittert hatten, fingen sie an wieder freier zu schlagen. Wer möchte daran zweifeln, daß die Großen Deutschlands, Burgunds und Italiens, die mit scheuen Blicken dem Siegeslauf des jungen Kaisers gefolgt waren, höher aufathmeten, als Gottfrieds verwegener Muth die stolzen Hoffnungen des Weltherrschers täuschte? Und wie mußten erst die Könige von Frankreich und Ungarn jedes Hinderniß segnen, welches den Kaiser in weiteren Fortschritten hemmte! In ganz Europa machten sich die Wirkungen von Gottfrieds Auftreten fühlbar: in den deutschen Ländern und Burgund regten sich aufrührerische Gedanken, in Ungarn faßte man neue Hoffnungen die deutsche Herrschaft abzuschütteln, der Pole dachte abermals auf die Erwerbung der schlesischen Länder, vor Allem aber traten in Italien die Folgen der kaiserlichen Niederlage deutlich zu Tage.

Jedermann hatte sich Heinrich gebeugt, als er die Halbinsel durchzog; er hatte mühelos Alles nach seinem Willen geordnet. Kaum aber traf ihn der erste Schlag, so wankte das Gebäude, das er so eben errichtet. Waimar von Salerno belagerte mit seinen Normannenschaaren Capua und nöthigte Pandulf zu einem Vertrage, in welchem er eine gewisse Abhängigkeit von Salerno anerkannt haben muß. Zu derselben Zeit erhoben sich die Grafen von Tusculum abermals, um trotz des

*) Kaiser Konrads II. Mutter und Herzog Adalberts Vater waren Geschwister.



Kaisers Patriciat von Neuem die Herren in Rom zu spielen. Und sogar der übermüthige Markgraf Bonifacius von Tuscien, der bisher gleich seinem Vater und Großvater in der strengsten Dienstpflicht gegen die deutschen Herren beharrt und solcher Ergebenheit seine ganze Stellung zu danken hatte, ließ sich in geheime Verbindungen gegen den Kaiser ein; er war der Bundesgenosse der Tusculaner und hatte sich wahrscheinlich auch mit Waimar von Salerno verständigt.

Alles, was der Kaiser in Rom für die Reformation der Kirche in Rom gethan, schien unter solchen Umständen aufs Neue in Frage gestellt. Zwar hatte Papst Clemens, welcher aus dem Süden Italiens nach Rom zurückgekehrt war, in seinen löblichen Bestrebungen nicht gerastet und mit den Eremitenmönchen und dem alten Odilo, der damals seine letzte Pilgerfahrt nach Rom machte, gegen die Mißstände der Kirche unverdrossen fortgekämpft, aber der Tod setzte seinen Arbeiten ein schleuniges Ziel. Am 9. October 1047 starb er in einem kleinen Kloster im Apennin*) unweit Pesaro; seine letzten Gedanken weilten bei Bamberg und bei dem Kloster Theres, welches er im Frankenlande begründet hatte. Als die Römer die Nachricht vom Tode des Papstes erhielten, versammelten sie sich und ordneten, ihres Versprechens gedenk, wegen der Besetzung des apostolischen Stuhls Gesandte an den Kaiser ab; sie übergaben ihnen ein Schreiben, in dem sie den Kaiser „wie die Knechte ihren Herrn, die Kinder ihren Vater" baten, einen keuschen, gütigen und sittenreinen Bischof ihnen zu geben. Sie hatten ihre Augen auf den Erzbischof Halinard von Lyon gerichtet, der durch vielfache Wallfahrten in Rom wohlbekannt und ihrer Sprache kundig war, auch bei dem Kaiser als ein Kleriker der strengsten Richtung in Ansehen stand. Die römischen Gesandten scheinen deshalb ihren Weg über Lyon genommen zu haben, aber sie fanden Halinard ihrem Wunsche nicht geneigt. Erst spät kamen sie an den kaiserlichen Hof, als der Stuhl Petri zu Rom schon nicht mehr frei stand. Ein unverbürgtes Gerücht ging, Benedict IX. habe, um aufs Neue den Pontificat zu gewinnen, Papst Clemens durch Gift beseitigt: um so leichter wurde es geglaubt, als sich in der That der verruchte Mensch durch Geld einen Anhang in Rom

*) Es war das Kloster des heiligen Thomas am Flüßchen Aposella. Weshalb sich Clemens hierhin begeben hatte, ist nicht bekannt; er scheint die Nähe der Eremitenmönche gesucht und die Fieberluft Roms gemieden zu haben.



gewann, dann von seiner Verwandtschaft offen, von Markgraf Bonifacius im Geheimen unterstützt, am 8. November nach Rom zurückkehrte und aufs Neue den Stuhl Petri bestieg. Was war für die Reform der Kirche noch zu hoffen, wenn es ihm gelang sich im Lateran zu behaupten!

Als der Kaiser das Weihnachtsfest zu Pöhlde feierte, bedrängten ihn von allen Seiten schwere Sorgen, aber die wichtigste Frage des Augenblicks war, wie er seine Autorität in Rom herstellen könnte. Von den angesehensten Bischöfen hatte er Gutachten über die Besetzung des päpstlichen Stuhls verlangt; auch der alte Wazo war unter ihnen, und wir kennen die Meinung, welche er vertrat. Er sah in dem schnellen Tode des redlichen Suidger eine Strafe Gottes für die Verletzung des pseudoisidorischen Grundsatzes, daß der Bischof zu Rom keinem Gericht auf Erden zur Rechenschaft verpflichtet sei; indem er so — unseres Wissens der erste und vielleicht damals der einzige Vertreter dieser Ansicht — die Rechtmäßigkeit der Beschlüsse von Sutri angriff, rieth er folgerichtig dem Kaiser den alten Gregor nach Rom zurückzuführen. Aber eine solche Ansicht würde auf Heinrich selbst dann wenig Eindruck gemacht haben, wenn er seinen Entschluß noch nicht gefaßt hätte. Dies war inzwischen geschehen, und die Wahl des Kaisers war auf den Bischof Poppo von Brixen gefallen. Poppo war ein Baier von Geburt und erst seit Kurzem zu seinem Bisthum erhoben; im Dienste des Kaisers hatte er sich eifrig bewiesen und auch die Romfahrt begleitet. Ein kräftiger Mann, nicht ohne Ehrgeiz, scheint er selbst nach der höchsten Würde der Kirche verlangt zu haben und den Absichten des Kaisers auf halbem Wege entgegengekommen zu sein.

Nachdem so zu Pöhlde der Kirche ein neues Oberhaupt gegeben war, begab sich der Kaiser im Anfange des Jahres 1048 durch Franken nach Ulm, wo er einen großen Landtag versammelt hatte, um über das Herzogthum Schwaben zu verfügen. Markgraf Otto von Schweinfurt trug das schöne Lehen davon, der Sohn jenes Markgrafen Heinrich, der einst in den Tagen Heinrichs II. eine so denkwürdige Rolle gespielt hatte. Der neue Herzog gehörte dem babenbergischen Hause an, welches schon ein Mal in dem Besitze dieses Herzogthums war, und die abermalige Belehnung mit demselben schien gleichsam ein Ersatz für den Machtverlust, welchen es im Jahre zuvor durch den Tod des Erzbischofs



Poppo von Trier erlitten hatte. Herzog Otto stand bereits in vorgerückten Jahren; seine Treue hatte der Kaiser in den Böhmenkriegen erprobt, überdies war er der Schwager Bretislaws von Böhmen, dessen Ergebenheit dem Kaiser in diesen Zeitläufen von unschätzbarer Bedeutung sein mußte. Auch weit nach Burgund und Italien hinein reichten Ottos Verbindungen: seine Gemahlin Emilia war eine Tochter des verstorbenen Markgrafen Manfred von Susa, und deren Schwester Adelheid, einst an des Kaisers Stiefbruder Hermann von Schwaben vermählt, hatte sich als Wittwe mit Odo, dem Sohne des Grafen Humbert von Maurienne, verehelicht und ihm die Markgrafschaft Susa zugebracht.

Der erwählte Papst war dem Kaiser nach Ulm gefolgt, wo dieser ihm am 25. Januar eine Schenkung für das Bisthum Brixen, welches unter seiner Leitung blieb, ausstellen ließ. Unmittelbar darauf trat er die Reise nach Rom in Begleitung einiger deutscher Bischöfe an, während ihm die römischen Gesandten bereits mit der Botschaft des Kaisers vorausgeeilt waren; Markgraf Bonifacius erhielt den Auftrag, ihn nach Rom zu geleiten und gegen die Tusculaner zu schützen. Aber als der geheime Verbündete Benedicts IX. weigerte sich der Markgraf den kaiserlichen Befehl zu vollstrecken: Poppo sah sich deshalb genöthigt den Rückweg anzutreten und eilte nach Regensburg, wohin sich der Kaiser von Ulm begeben hatte, wohl weil er vor den Ungarn Besorgnisse hegte. Heinrich erhielt von der Treulosigkeit des Bonifacius durch den Papst augenfällige Beweise; er übersah die ungeheure Gefahr, der er ausgesetzt war, wenn zwischen den aufsässigen Großen Deutschlands, Italiens und Burgunds ein Bund geschlossen und gemeinsame Maßregeln ergriffen werden sollten, während man zugleich in Frankreich und Ungarn nur auf den günstigen Augenblick zu einem Einfall in das Reich zu harren schien.

Mit großer Klugheit vermied Heinrich unter diesen Umständen sich selbst an dem Kampf in Lothringen zu betheiligen, dessen Fortsetzung er den Herzogen und Bischöfen des Landes überließ. Die wichtigere Aufgabe war das südliche Deutschland und Burgund in der Treue zu erhalten, jede Verbindung zwischen den Aufständigen in Deutschland, Burgund und Italien unmöglich zu machen und zu erwartenden Angriffen des Königs von Frankreich und der Ungarn vorzubeugen: diese Aufgabe sah der Kaiser als die seine an. Zu dem Ende verweilte er



bis in den Sommer im oberen Deutschland. Nachdem er das Osterfest zu Regensburg in Gemeinschaft mit den Herzogen Otto von Schwaben und Bretislaw von Böhmen gefeiert hatte, zog er nach Schwaben, wo wir ihm zu Ulm, Reichenau und Zürich begegnen. Das Pfingstfest beging er in Burgund zu Solothurn und eilte dann nach dem Elsaß. So gelang es ihm der Gefahr zu begegnen. Als er Poppo zum zweiten Male nach Italien sandte, hatte er zugleich den gemessensten Befehl an Markgraf Bonifacius erlassen, seine Treulosigkeit vergessen zu machen und den rechtmäßigen Papst nach Rom zu führen, widrigenfalls er selbst sofort mit Heeresmacht nach Italien aufbrechen werde. So deutlichen Erklärungen des Kaisers gegenüber wagte Bonifacius nicht in seiner Weigerung zu beharren; er entfernte den Tusculaner aus Rom und geleitete selbst den deutschen Papst dorthin, der am 17. Juli in der Peterskirche geweiht wurde und den Namen Damasus II. empfing. Indessen hatte auch der Kaiser mit dem Könige von Frankreich durch einen seiner Verwandten, den Bischof Brun von Toul, Unterhandlungen anknüpfen lassen, in Folge deren für den Herbst eine Zusammenkunft der beiden Herrscher an den Grenzen ihrer Reiche verabredet wurde. Wahrscheinlich steht hiermit im engen Zusammenhang, daß Gaufried von Anjou sich damals mit dem Könige vertrug und seine Waffen gegen den Herzog Wilhelm von der Normandie wandte.

Der Kaiser hatte sich im Juli nach Sachsen begeben. Auch hier durfte er nicht Allen trauen, am wenigsten den Billingern. Obschon sie bisher die Herrschaft der Franken in Sachsen auf alle Weise gestützt hatten, begannen doch schon auch sie vor dem erdrückenden Uebermaß kaiserlicher Gewalt zu beben. Nicht ohne Bangen sahen sie, wie Heinrich die Pfalzen am Harz mit Vorliebe aufsuchte und den Sitz seiner Macht von Franken mehr und mehr nach Sachsen verlegte. Es war um diese Zeit, daß er zu Goslar die großartigsten Bauten begann und mit gewaltigem Eifer beschleunigte. Neben einem stattlichen Kaiserpalast gründete er einen prachtvollen Dom, welchen er den h. Aposteln Simon und Judas weihte, an deren Fest er geboren war. Die häufige Anwesenheit des Kaisers in Sachsen beängstigte die Billinger um so mehr, als sie in dem Erzbischof Adalbert von Bremen, dessen vertrautes Verhältniß zum Kaiser Niemandem ein Geheimniß blieb, nur einen ihnen unmittelbar auf den Hals gesetzten Späher sahen. Herzog Bernhard pflegte wohl zu äußern, der Erzbischof wäre als ein Kundschafter

in diese Gegenden gesandt, um die schwachen Stellen derselben dem Kaiser zu verrathen, doch so lange er oder Einer seines Hauses lebe, solle sich der Erzbischof keines ruhigen Tages erfreuen. Bei solchen Gesinnungen hatte der Kaiser in so bedenklichen Zeitläufen Alles von den Billingern zu fürchten und begab sich deshalb in ihre unmittelbare Nähe. Er ging nach Bremen, wo er von dem Erzbischof mit königlicher Pracht aufgenommen wurde, dann nach Lesum. Hier empfing er die Nachricht, daß Thietmar, der Bruder Herzog Bernhards, einen Anschlag gegen sein Leben oder seine Freiheit vorbereitete. Ein Dienstmann Thietmars, Arnold mit Namen, verrieth den Anschlag, trat dann öffentlich als Ankläger seines Herrn auf und verfocht, als der Angeklagte seine Unschuld im Zweikampf darzuthun verlangte, siegreich die Beschuldigung. Das Gottesgericht fand zu Pöhlde am Michaelistage statt, und Graf Thietmar verlor in demselben das Leben. Thietmars Sohn, der auf grausame Weise den Tod des Vaters an Arnold rächte, wurde zur Strafe seines Frevels in das Exil geschickt.

Zu weit war die Spannung mit den Billingern gediehen, als daß der Kaiser noch auf ihre Treue hätte rechnen können. In jedem Augenblick war zu befürchten, daß auch sie offen die Waffen gegen das Reich ergreifen würden. Um so wichtiger war deshalb, daß damals durch die Vermittelung des Erzbischofs ein fester Bund zwischen dem Kaiser und dem Könige Svend Estrithson, der inzwischen Magnus aus Dänemark verdrängt hatte, zum Abschluß kam. Der Däne versprach dem Kaiser Beistand gegen seine Feinde und bekannte sich als dessen Vasallen. Unmittelbar darauf wurde noch ein anderes, bei der Lage der Verhältnisse nicht minder bedeutendes Abkommen vom Kaiser getroffen. Im Anfang des October brach er zu der verabredeten Zusammenkunft mit dem Könige von Frankreich auf; in der Mitte des Monats trafen die Herrscher zu Ivois zusammen, stellten den Frieden zwischen sich und ihren Reichen her und gelobten sich eidlich Treue und Freundschaft*).

Bischof Brun, der glückliche Vermittler dieses Bundes, wurde bald nach dem Abschluß desselben zu den höchsten Ehren der Kirche berufen. Schon in Sachsen hatte der Kaiser die Nachricht erhalten, daß Papst Damasus II., nachdem er kaum sein Amt angetreten, am 9. August zu Palestrina bei Rom aus dem Leben geschieden sei. Die Gesandten,

*) Zu dieser Zeit gebar die Kaiserin ihr drittes Kind, abermals eine Tochter.



welche die Todesbotschaft brachten, verlangten zugleich vom Kaiser die Ernennung des neuen Papstes. Da sich jedoch abermals das Gerücht verbreitet hatte, der Papst sei vergiftet, fand der Kaiser in seiner Nähe keinen Bischof, der Neigung zu dem gefährlichen Gange nach Rom verrathen hätte. Unter der eifrigen Geistlichkeit Lothringens hoffte der Kaiser eher einen Mann zu treffen, der für das Wohl der Kirche das Leben einzusetzen wage: er beschloß deshalb die Wahl zu verschieben, bis er von seiner Reise nach Ivois heimgekehrt sei. Als er dann im Anfang December zu Worms Hof hielt, mußte endlich eine Entscheidung getroffen werden. Sowohl die Augen des Kaisers hatten sich auf Bischof Brun von Toul gerichtet, wie die Wünsche der römischen Gesandten, welche ihn durch seine häufigen Pilgerfahrten nach Rom kannten und seinen heiligen Eifer verehrten, und Brun mußte, trotz des heftigsten Widerstrebens, die Abzeichen der Nachfolger Petri annehmen und sich der schweren Bürde des römischen Bisthums unterziehen. Er kehrte noch einmal nach Toul zurück, dann trat er gleich nach Weihnachten die Reise nach Rom an. Nirgends begegnete er hier einem Widerstand; am 12. Februar 1049 wurde er in der Peterskirche geweiht und empfing den Namen Leo IX. Ein Blutsverwandter des Kaisers, der diesem bereits die wichtigsten Dienste geleistet, bestieg in ihm den Stuhl Petri. Bald gewann der neue Papst durch seine ausgezeichneten Gaben und eine anziehende Persönlichkeit die allgemeine Achtung; die Reform, die schon im Keime erstickt schien, erhielt durch ihn neues Leben und machte schnell die erheblichsten Fortschritte. Die Dinge nahmen, wie an anderen Orten, so auch in Italien wieder eine für den Kaiser günstige Wendung.

Indessen war in Lothringen der Krieg gegen Gottfried und seine Verbündeten ununterbrochen fortgeführt worden. Große Dienste leisteten damals die lothringischen Bischöfe dem Reiche; vor Allem an ihrem unerschrockenen und zähen Widerstande brach sich der Trotz Gottfrieds. Niemand zeichnete sich durch Beherztheit und Umsicht mehr in diesen Kämpfen aus, als der alte Wazo von Lüttich, der freilich das Ende derselben nicht mehr erlebte. Er starb am 8. Juli 1048. Sein Nachfolger Dietwin übernahm das Bisthum in schwerer Zeit, hielt aber treu unter allen Gefahren zum Kaiser. Wenn nun auch Gottfried noch einzelne Vortheile gewann, ja es ihm selbst gelang den Herzog Adalbert bei Thuin an der Sambre in einen Hinterhalt zu verlocken und dort

zu erschlagen: seine Sache war nichtsdestoweniger verloren, seitdem ihm der Kaiser jede Aussicht auf auswärtige Unterstützung abgeschnitten hatte. Auch das Glück der Schlachten blieb Gottfried und den Seinen nicht treu. Während Gerhard, der neue Herzog von Oberlothringen*), Gottfried beschäftigte, griffen die Bischöfe von Utrecht, Lüttich und Metz mit vielen kaiserlichen Vasallen zur Winterszeit Graf Dietrich an und brachten ihm am 14. Januar 1049 bei Dortrecht eine vollständige Niederlage bei, in welcher er selbst das Leben verlor. Die Sieger überschwemmten jetzt das ganze bisher von Dietrich behauptete Gebiet mit ihren Kriegsleuten. Vergebens eilte Gottfried herbei und suchte sie zu verdrängen. Auch er erlitt eine Niederlage und kam kaum mit dem Leben davon.

Der Kaiser hatte sich von Worms durch Schwaben nach Baiern begeben. Er feierte das Weihnachtsfest zu Freising und ging dann nach Regensburg. Hier verlieh er am 2. Februar 1049 das über Jahr und Tag erledigte Herzogthum Baiern an Konrad, einen Neffen des Erzbischofs Hermann von Köln. Konrad entstammte dem Hause der lothringischen Pfalzgrafen, das jetzt durch Baiern für das verlorene Herzogthum Schwaben entschädigt wurde. Nach einem längeren Aufenthalt in Regensburg ging der Kaiser gegen Ostern 1049 über Bamberg nach Sachsen und feierte das Fest zu Merseburg. Bis in den Juni verweilte er in den sächsischen Gegenden, seine Gedanken auf einen neuen Kriegszug gegen Gottfried und Balduin richtend, an dem er sich selbst betheiligen wollte. Der Zeitpunkt war gekommen, wo er mit einem Schlage seine Gegner völlig zu vernichten hoffte.

Der Kaiser hatte zu diesem Zuge gegen die rebellischen Fürsten die größten Vorbereitungen getroffen. Nicht allein daß er selbst ein zahlreiches Heer versammelt, er hatte auch den König Svend mit einer dänischen Flotte entboten, um die lothringischen und flandrischen Küsten besetzt zu halten und dem Feinde jeden Ausweg zu versperren; sogar König Edward von England**), ein Gegner Balduins, weil an dessen

*) Gerhard war Graf vom Elsaß, ein Bruder oder Neffe des erschlagenen Herzogs Adalbert. Er ist der Stammvater des Geschlechts, welches dann dauernd im Besitz des Herzogthums Oberlothringen, später Lothringen schlechthin genannt, verblieb.

**) Nach Haralds und Hördeknuds frühem Tode hatten die Angelsachsen Ethelreds Sohn Edward aus der Normandie gerufen und auf ihren Thron gesetzt, doch wurden sie ihm bald wegen seiner französischen Sitten und Günstlinge abhold.



Hof die englischen Mißvergnügten bereitwillige Aufnahme fanden, hielt eine Flotte zu Sandwich bereit, um im Nothfalle Svend zur Hülfe zu eilen, und unterstützte so auch seinerseits den Angriff des Kaisers auf seine rebellischen Vasallen. Noch ein anderer Bundesgenosse begleitete den Kaiser und trug nicht wenig dazu bei, den Muth seiner Gegner zu brechen. Es war Papst Leo IX., der unmittelbar nach seiner Weihe eine Pilgerfahrt nach dem Monte Gargano angetreten, die Städte Unteritaliens im Fluge durchzogen, dann in Rom zur Osterzeit auf einer großen Synode durchgreifende Beschlüsse gegen die Simonie verkündet hatte und jetzt wieder dem Kaiser zueilte. Am 29. Juni feierten Kaiser und Papst zusammen das Peter- und Paulsfest zu Köln. Noch am 5. Juli weilten sie in dieser Stadt, deren Erzbischof damals vom Papste die größten Auszeichnungen empfing; darauf begleitete Leo IX. den Kaiser in sein Lager nach Aachen und schleuderte hier den Bannfluch der Kirche gegen Gottfried, Balduin und ihre Genossen; erwirkte aber beim Kaiser, daß den Empörern die Erhaltung ihres Lebens verbürgt würde, wenn sie sich freiwillig unterwürfen.

Gottfried, von jeder Hülfe verlassen, von dem Kaiser und dessen Bundesgenossen umringt, durch die Acht des Reichs und den Bann der Kirche dem zeitlichen und ewigen Verderben überliefert, gab ohne Schwertstreich jetzt seine Sache verloren. Er kam in das Lager des Kaisers nach Aachen und unterwarf sich der Entscheidung seines mächtigen Gegners. Treu seinem Worte, schenkte ihm der Kaiser das Leben und stellte ihn unter die Obhut des getreuen Erzbischofs Eberhard von Trier. Balduin versuchte auch jetzt noch Widerstand zu leisten, aber vergeblich. Der Kaiser drang mit einem Heere in Flandern ein und verwüstete das fruchtbare und reiche Land bis in die Nähe von Brügge. Auch von der Seeseite sah sich Balduin eingeschlossen und fand zuletzt keinen anderen Ausweg, als den, welchen Gottfried schon zuvor ergriffen hatte. Endlich unterwarf auch er sich, leistete dem Kaiser von Neuem den Lehnseid und stellte für seine Treue Geiseln; so rettete er sein Land und seine persönliche Freiheit. Auch das Nachspiel des langen Kampfes war beendet.

Durch nicht gewöhnliche Geschicklichkeit und Ausdauer war es dem Kaiser gelungen, sich den Trotz seines tüchtigsten und erbittertsten Widersachers zu beugen. Es war ein großer Erfolg, am bemerkenswerthesten vielleicht durch die Bundesgenossen, welche ihn im Kampf unterstützten.

Während Frankreich Gottfried preisgab, reichten Dänemark und England dem Kaiser die Hand, um seine Stellung im Innern des Reichs zu befestigen, und der Papst kam über die Alpen, um die Rebellen mit dem Bannstrahl zu entwaffnen. Wie Clemens II. jüngst gegen das schwierige Benevent, so hatte jetzt Leo IX. gegen die aufständigen Fürsten Deutschlands den Fluch der Kirche geschleudert. Ein hellleuchtender Stern war in ihm dem römischen Bisthum aufgegangen, aber er schien seinen Glanz nur der Sonne zurückzustrahlen, von der er sein Licht empfangen.

Das reformirte Papstthum hatte schnell nicht geringe Erfolge gewonnen und größere standen in Aussicht: wie aber, wenn diese Erfolge nur neue Triumphe für das schon übermächtige Kaiserthum wurden, wenn dasselbe aus ihnen die Kraft zu dem letzten entscheidenden Sieg über alle Gewalten des Abendlandes sog, wenn sich Roms alte Gelüste nach der Universalherrschaft durch Deutsche so verwirklichen sollten! Seit Jahrhunderten waren Kaiserthum und Papstthum zu derselben Zeit nie so kraftvoll repräsentirt gewesen, wie jetzt, und niemals hatte noch die Natur der Verhältnisse selbst beide mehr auf einander verwiesen: hatte jetzt die Welt von ihrer Verbindung mehr zu hoffen oder zu fürchten?

Während der Kaiser die höchsten Stufen weltlicher Macht erstieg, war Gottfried tiefer und tiefer in das Elend gerathen. Er hätte nicht seinem Stamme entsprossen sein müssen, wenn nicht der Fluch der Kirche vor Allem sein Gewissen belastet haben sollte. Man sah ihn den empfindlichsten Bußen sich geduldig unterwerfen. Oeffentlich setzte er sich den Streichen der Geißel aus; auf eigene Kosten stellte er den Dom zu Verdun her und trug selbst gleich einem Handlanger die Steine den Bauleuten zu; nur durch große Summen konnte er sich den Schmuck seiner Locken bewahren. Es ist ihm so gelungen, die Meinung der kirchlich Gesinnten zu versöhnen, aber die Gunst des Kaisers hat er nimmer wiedergewonnen, obschon derselbe ihm sterbend verzieh. Wohl hat Gottfried dann von Neuem das Glück gelächelt; eine bedeutende Rolle in der weiteren Entwicklung der Dinge war ihm noch bestimmt, und kaum wäre es da zu kühn gewesen, wenn er seine Hand nach der Kaiserkrone ausgestreckt hätte. Aber der Gebrannte scheut das Feuer, und die schwindelnde Höhe meidet, wem der Verderben drohende Abgrund schon einmal so nahe vor Augen lag.

12.

Das Kaiserthum in höchster Machtentfaltung.

In pomphaften Worten feierte um das Jahr 1050 ein Mailänder Kleriker, der sich die Thaten Heinrichs III. in einem besonderen Werk zu verherrlichen erbot, die Erneuerung der alten römischen Kaisermacht. „Du hast", redet er in der Vorrede eines rhetorischen Werks den Kaiser an, „die wilden, die trotzigsten Völker besiegt und rohe, verruchte, unmenschliche Herzen gebändigt. Unter Deiner starken Macht beugen sich die stolzen Nacken der Baiern und Sachsen; von Schrecken, Furcht und Zittern sind die verwegensten Gemüther erfüllt. Länder, Burgen und Städte, ganze Königreiche mit ihren kleinen Königen, die sich Roms Herrschaft längst entzogen, sind durch Deine siegreiche Rechte ihm wieder unterworfen worden. Italien jubelt über Deine Tropäen, und Gallien erhebt sich durch Deinen Ruhm. Frankreich erhofft in Dir seinen König und Britannien seinen Kaiser. Vor Deinem Glück zittert Ungarn; denn bald wird es, wie alle Anderen, Dir zu Füßen liegen. Griechenland, Judäa, Armenien, das Sarazenenvolk und Alles jenseits des Meeres erwartet von Neuem, nachdem es Deine Macht erfahren, den Geboten Roms unterworfen zu werden und zittert vor dem Joche, dessen es so lange entwöhnt war. Deshalb hat Dir Babylon (Bagdad) jüngst freiwillig Geschenke gesandt und Constantinopel unaufgefordert die gebührenden Gaben geboten. Du aber hast solche Spenden zum Zeichen der Dankbarkeit dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern zu Rom übergeben, daß an diesen glorreichen Tropäen, die Du willig dargebracht gleichsam als Entgelt für die Erneuerung so hoher Ehren, die von allen Seiten herbeiströmenden Völker und Stämme erkennen, daß Rom, unter Julius Cäsar erhöht, unter Heinricus Cäsar zu neuem Leben erwacht sei." Es erinnern diese gedunsenen Phrasen des italienischen Rhetors an ein Wort Hildebrands, welches etwa vier Jahre später verlautete: „Unbesiegt ist Rom im Glauben und in den Waffen."

Es ist kaum zu verwundern, wenn sich die übertriebensten Vorstellungen von der kaiserlichen Macht an die letzten Erfolge Heinrichs knüpften. Denn in der That erschien das Reich in glänzender Lage. An den Grenzen herrschte Friede, im Innern Ruhe. Mit gewaltiger Rechte schützte der Kaiser den Landfrieden, der selten im Reiche besser bewahrt wurde. Es gab eine starke Reichsgewalt, deren Bestand nach

allen Seiten gesichert schien: die Kirche hatte den engsten Bund mit der Krone geschlossen, die territorialen Gewalten waren gedemüthigt und dienstbar. Alle Reiche des Abendlandes sah man in abhängiger oder doch befreundeter Stellung zu dem gewaltigen Herrn in Deutschland. Heilig und hochgeehrt war der kaiserliche Name. Der Kaiser galt für den Statthalter Gottes auf Erden: man verehrte in ihm nicht allein den Herrn der Welt, sondern auch das Haupt der christlichen Kirche.

Es mochte Mancher damals hoffen, daß dieser Zustand, segensreich wie er nach allen Seiten sich zeigte, dauernden Bestand gewänne. Und auch noch jetzt regt sich vielleicht der Wunsch, es möchte die Gunst der Verhältnisse benutzt sein, um die Einheit des Reichs für alle Zeit zu befestigen, ein sicheres Fundament der kaiserlichen Gewalt zu geben und ihr Verhältniß zum deutschen Fürstenthum an bestimmte Normen zu binden. Freilich gab es nur einen Weg, das Erreichte für die Folge zu sichern: nicht anders als durch ein geschriebenes Recht, durch Kaisergesetze nach der Weise der Karolingischen Capitularien war es möglich. Der Gedanke daran lag der Zeit nicht so fern, als man glaubt. Wipo, des Kaisers Erzieher, hatte seinen Zögling vorlängst ermahnt, wenn er seine Feinde überwunden und den Weltfrieden hergestellt habe, die Kaiserrechte verzeichnen zu lassen; er hatte daran die andere Ermahnung geknüpft, die deutschen Herren zu nöthigen ihre Kinder zur Schule zu schicken, damit sie ein geschriebenes Recht anwenden lernten, wie es in Italien geschähe. Und man übersehe es nicht, es war die Zeit nahe, wo die Jurisprudenz inmitten der kaiserlichen Herrschaft neue Lebenskräfte gewinnen und Justinians Gesetzbuch lebendige Geister mit mächtigem Zauber abermals anziehen sollte. In Italien fing das Studium des Rechts an sich zu heben, und vom Kaiser selbst wird berichtet, daß er demselben nicht fremd blieb.

Wohl niemals ist in der Geschichte unserer Kaiser ein günstigerer Moment eingetreten, um die gesetzgebende Thätigkeit Karls des Großen in erfolgreicher Weise aufzunehmen und durch ein geschriebenes Recht Kaiserthum und Reich gegen die wechselnden Einflüsse des Tages zu sichern, als damals. War auch ohne Zweifel die Abneigung der deutschen Großen gegen den Buchstaben des Gesetzes eben so groß, wie in den vergangenen Zeiten, so war doch ein durchgreifender Widerstand von Seiten der Fürsten nach Gottfrieds Sturz nicht zu fürchten, und mit Jubel hätten unfraglich die niederen Klassen des Volkes eine Reform des Reichs neben

der Reform der Kirche begrüßt. Heinrich besaß, wenn nicht Alles trügt, eine mehr als hinreichende Macht, um durch geschriebenes Recht die Thronfolge zu regeln, der fürstlichen Gewalt Grenzen vorzuzeichnen, wirksame Anordnungen für die Sicherheit der Person und des Eigenthums zu treffen und einen festen Rechtsgang herzustellen. Wenn jemals, ließ sich jetzt ein Bruch mit den alten Ueberlieferungen des Reichs wagen. Was in den Zeiten des zweiten Heinrich ein verwegenes Unternehmen gewesen wäre, hätte der dritte Heinrich unter bei weitem günstigeren Verhältnissen nicht ohne Aussicht auf Erfolg angreifen können.

Wäre es zu einer solchen Reform des Reichs auf Grund eines geschriebenen Rechts gekommen, wie anders hätten sich die Geschicke des Kaiserthums nicht allein nach Heinrichs Tode, sondern für alle Folge gestalten müssen, wie anders würde sich die Geschichte unseres Volkes entwickelt haben! Aber Wipos Rath verhallte ungehört oder hatte doch keinen nennenswerthen Erfolg. Von einer gesetzgebenden Thätigkeit Heinrichs findet sich, von einigen Zusätzen zu dem lombardischen Recht abgesehen, keine Spur; in Deutschland begnügte sich der Kaiser mit der Verkündigung von Landfrieden, die wesentlich einen provinziellen Charakter behielten. Ein unberechenbarer Nachtheil wurde es für das Reich, daß man die unterbrochene Gesetzgebung der Kirche bald darauf mit frischer Kraft aufnahm und diese in den Päpsten und römischen Synoden Organe von unbestrittener Autorität gewann. In den Decreten der Päpste und den Kanones ihrer Synoden stand der Welt nach nicht langer Zeit eine geschriebene Gesetzgebung vor Augen, die, aus den Bedürfnissen der Gegenwart hervorgegangen, diesen vollauf zu entsprechen wußte, während die Kaiser ihre Befugnisse nicht durch den Buchstaben eines anerkannten Rechts zu beweisen vermochten und nicht mit Unrecht Zweifel sich regten, wenn sie auf die alten, anderen Zeiten entstammten Rechtsbücher Justinians und Karls des Großen zurückgehen wollten.

Schienen aber dem Kaiser die Schwierigkeiten, ein geschriebenes Recht unter den Deutschen zur Anerkennung zu bringen und die kaiserliche Macht durch dasselbe zu befestigen, wirklich unübersteiglich, so hätte sich doch erwarten lassen, daß er seine Macht benutzen würde, um durch neue politische Institutionen die Zukunft der Krone gegen die territorialen Gewalten zu sichern, oder daß er mindestens durch eine consequente Politik im Innern die weitere Entwicklung der Reichsgewalt unterstützten würde. Aber auch diese Erwartungen hat er nicht erfüllt. Das Herzog-

thum, das sein Vater nahezu beseitigt hatte, stellte er überall her: aber er that es, indem er zugleich die Marken gegen das Herzogthum stärkte, indem er ihm überdies durch die Einsetzung Fremder die nationale Bedeutung entzog, indem er endlich durch die Wahl von Männern ohne männliche Nachkommenschaft der Vererblichung vorzubeugen suchte. Heinrich zeigt hier eine Politik des Mißtrauens, in der sich kein gesunder und fruchtbarer Gedanke erkennen läßt und die keine bessere Frucht zeitigte, als die meist aus der Saat des Mißtrauens aufkeimt. Konrad hatte ferner die Ritterschaft durch die Anerkennung der Erbberechtigung in ihren Lehen für die Krone zu gewinnen gewußt, und die freudige Hingebung, die Heinrich bei seinen ersten Kriegen im Adel entgegenkam, war gewiß zum großen Theil eine Folge der veränderten Stellung, welche die Lehnsritterschaft zur Krone gewonnen hatte. Mit beispielloser Freigebigkeit hat er die Tapferkeit seiner Ritter belohnt, aber das Wichtigere hat er versäumt, durch dauernde Einrichtungen die Treue dieses Lehnsadels an die Krone zu fesseln, ihn als eine festgeschlossene Phalanx um den deutschen Thron zu schaaren. So kam es, daß dennoch, als sich das Fürstenthum von Neuem erhob, die Krone an dem niederen Adel keine ausreichende Stütze fand und auch nach der Lage der Dinge kaum finden konnte.

Durch das Verdienst seiner Vorgänger und eigene Kraft gelang es Heinrich, das deutsche Reich zu einer Machthöhe zu erheben, die es niemals vorher erreicht hatte und nie wieder erreichen sollte: sein Name ist in unserer Geschichte von dem hellsten Ruhme umstrahlt und findet nur neben dem Ottos des Großen und Friedrichs des Rothbarts seine würdige Stellung. Auch ist das deutsche Kaiserthum vielleicht nie in einer glänzenderen Persönlichkeit repräsentirt gewesen, als in diesem Heinrich. Aber das läßt sich ihm nicht nachrühmen, daß er die Umsicht des weisen Architekten bewährt hat, der erst, nachdem er die Fundamente gesichert und verstärkt, den Bau hoch in die Lüfte führt. So schwungvoll Heinrichs Entwürfe waren, und so Vieles ihm glückte, hat er doch wenig gethan, um seiner Nachkommenschaft und seinem Volk die gewonnene Macht für die Dauer zu sichern.

An persönlicher Thatkraft, an durchgreifender Thätigkeit und aufopfernder Hingabe für seinen hohen Beruf ließ es Heinrich am wenigsten fehlen; viel eher war sein Fehler, daß er die Kraft des Reichs vor Allem und fast allein in seine persönliche Wirksamkeit setzte. Wenige Kaiser haben selbstständiger regiert als er und gleich ihm die ganze Last

der Herrschaft auf die eigenen Schultern genommen. Mit unermüdlicher Sorgfalt war er auf die Wahrung des Rechts bedacht, mit rücksichtsloser Strenge wahrte er die Satzungen der Kirche und des Staats gegen jede Verletzung, schützte er beide gegen jeden Eingriff der Willkür. Wir wissen aus dem Zeugniß seines Sohnes, daß er einem Christen wegen der Tödtung eines Juden die Augen ausreißen und die rechte Hand abhauen ließ. Es erregte ihm kein Bedenken, mehrere Männer, die manichäischer Ketzereien angeschuldigt waren, zu Goslar aufknüpfen zu lassen. Zwei der mächtigsten Herzoge Deutschlands entsetzte er ihres Fürstenthums, weil sie gegen das Reich conspirirten. Eine lange Reihe von Confiscationen zieht sich durch seine Regierung hin. So hoch er das geistliche Amt achtete, ergriff er doch auch gegen die Bischöfe scharfe Maßregeln, wenn sie ihr Interesse über das Wohl des Reichs stellten. Als der Bischof Lietbert von Cambray die Castellanei in seiner Stadt nicht so besetzen wollte, wie es die Lage des Reichs erforderte, ließ ihn der Kaiser von seinen Kriegern ergreifen, aus seinem Bisthum fortschleppen, in Haft bringen und nicht eher in Freiheit setzen, als bis er sich fügte. Gleich Otto dem Großen führte Heinrich einen Papst über die Alpen, um ihn in der Verbannung auf deutschem Boden seine Tage beschließen zu lassen.

Diese Strenge war Heinrich nicht natürlich, ein milder und weichherziger Zug ging vielmehr durch seinen Charakter, der sonst seinem Geschlechte wenig eigen mit seiner mystisch-ascetischen Religionsrichtung im Zusammenhange stand. Es wird erzählt, daß in einem jener Jahre, wo Hungersnoth und Seuchen das Reich heimsuchten, er der hinsiechenden Kinder sich wie ein Vater annahm und durch seine Almosen Viele vom Tode errettete. Er liebte besiegten Gegnern nicht nur zu verzeihen, sondern sie auch durch Wohlthaten sich zu verbinden. Selten haben sich die Bischöfe umsonst für Verbrecher an seine Gnade gewendet. Nicht allein gegen den offenen Feind in Waffen, sondern auch gegen den Spion zeigte er sich milde und großmüthig. Als im flandrischen Kriege ein Kleriker ergriffen wurde, der sich in der Maske eines lahmen Krüppels auf Stelzen unter der Schaar der Almosenempfänger in die Nähe des Kaisers geschlichen hatte, wurde für den Späher sogleich im Lager der Galgen errichtet: aber der Kaiser befahl die Hinrichtung bis nach dem Mittagsmahl zu verschieben, beschied dann den Unglücklichen an seinen Tisch und begnadigte ihn nicht allein, sondern gab ihm über-



dies reiche Geschenke. „Ist er auf Stelzen zu uns geschlichen," sagte er, „so mag er stolz zu Roß von dannen ziehen." Man erinnere sich, wie Heinrich auf der Synode zu Konstanz und auf dem Schlachtfelde an der Raab der Erste war, der öffentlich vor den Augen der Welt allen seinen Feinden Verzeihung zusagte. Nur die Erkenntniß, daß dieses Geschlecht sich nicht anders als durch die Zuchtruthe unbeugsamer Gerechtigkeit bewältigen ließe, konnte einen Fürsten seiner Art zu Maßregeln treiben, welche selbst die Zeitgenossen als grausam schalten.

Und was hat Heinrich mit solcher Strenge erreicht? Es ist wahr, daß der Landfriede unter ihm besser bewahrt wurde, als seit langen Zeiten, obwohl wir bald nachher von neuen Störungen hören. Wipo berichtet, daß alle Verständigen dem Kaiser den Ehrennamen „Richtschnur der Gerechtigkeit" gaben, und ein französischer Schriftsteller jener Zeit preist ihn als Begründer und Freund des Gottesfriedens. Auch ist unverkennbar, daß in den früheren Jahren ihm die Liebe des Volkes entgegenkam, der kriegerische Adel eine seltene Hingabe gegen ihn zeigte, die Fürsten der Kirche ihm aufrichtige Ergebenheit zollten. Aber gerade je höher seine Macht stieg, je energischer und durchgreifender sich sein Regiment entfaltete, desto mehr erkaltete die Zuneigung. Niemand wird sich verwundern, wenn die Fürsten jeden neuen Zuwachs seiner Macht mit dem Blicke scheuer Furcht sahen, wenn sie die Strenge des Kaisers mit dem Namen der Tyrannei brandmarkten. Aber auch die Armen klagten; sie schrien über Vernachlässigung, sobald sie nicht sogleich im Palaste zu Goslar Gehör und Erledigung ihrer Beschwerden fanden. Hoch und niedrig fing an zu murren, den freigebigsten Fürsten niederer Habsucht anzuschuldigen und trotz seiner rastlosen Thätigkeit über seine sorglose Regierung Beschwerde zu führen. Schon längst, sagte man, sei er von dem Pfade der Gerechtigkeit, Friedensliebe, Frömmigkeit, Gottesfurcht und anderer Tugenden, den er Anfangs betreten, gewichen und werde noch viel schlimmer werden, als er sei. Die Mißstimmung gegen die strenge Herrschaft des Kaisers wurde allgemein; er thronte in einsamer Höhe, gefürchtet und gehaßt, ohne den Dank und Dienst der Liebe.

Weder neue Institutionen des Reichs, noch die Zuneigung der wankelmüthigen Menge sicherten Heinrich in der unvergleichlichen Macht, die er erreicht: nur allein der Glaube der Welt an sein Glück, der Glanz seiner gebietenden Persönlichkeit, eine rasche Folge namhafter Siege konnten ihn, wie sie ihn so hoch erhoben, unangefochten auf solcher

Machthöhe erhalten. Nichts hatte er mehr zu fürchten, als die Launen des Glücks; jede Niederlage durch äußere Feinde bedrohte zugleich die Sicherheit seiner Herrschaft im Innern. Erfolge über Erfolge wurden zur nothwendigen Bedingung seiner Erhaltung Die Idee des Kaiserthums ihrer vollständigen Verwirklichung im Abendlande entgegenzutreiben würde ihm schon durch die Natur seiner Stellung geboten sein, wären nicht ohnehin alle Triebe seiner Seele nach diesem Ziele gerichtet gewesen. Hatte er schon von früh an das Kaiserthum in dem Sinn einer Universalherrschaft über die lateinische Christenheit aufgefaßt, so stürmte er nun immer entschiedener auf dieses letzte Ziel seines Strebens hin. Unablässig war er mit neuen Plänen beschäftigt, um seine kaiserliche Macht zu allgemeiner Anerkennung zu bringen und die Fürsten und Völker des Abendlandes seinem Willen zu beugen: dahin richteten sich alle seine Gedanken, dahin zielten alle seine Arbeiten und Mühen. Nichts hat ihn wohl so sehr von der Reform der inneren Verhältnisse Deutschlands abgehalten, als dieses unausgesetzte Trachten nach Ausbreitung seiner kaiserlichen Gewalt.

Zwei Wege boten sich dem Kaiser dar, um zu seinem Ziel zu gelangen: auf dem einen mußten die widerstrebenden Mächte durch die Gewalt der Waffen gebeugt werden, auf dem anderen galt es, sich die Gemüther der Menschen durch die kirchlichen Gewalten zu unterwerfen. Beide Wege hat Heinrich eingeschlagen, aber den zweiten mit besonderer Vorliebe, da er mehr der Richtung seines Geistes entsprach und dauerndere Erfolge in Aussicht stellte. Der entscheidendste Schritt auf diesem Wege war die Reform des Papstthums; durch sie glaubte er die Kirche für immer an sich gefesselt zu haben und jeden Zuwachs derselben an Ehre und Autorität fortan als eine Erhöhung seiner eigenen Machtstellung ansehen zu dürfen. Die Kirche wurde der wichtigste Factor in allen politischen Berechnungen des Kaisers; sie, hoffte er, würde die ganze abendländische Welt seinem Scepter unterwerfen, Europa von einem Ende zum anderen dem Kaiserthum dienstbar machen. Hatten die deutschen Bischöfe unter dem zweiten Heinrich das deutsche Königthum befestigen helfen, so sollte die Kirche des ganzen Occidents jetzt alle Reiche des Abendlandes dem Kaiser zu Füßen legen. Das deutsche Papstthum war bestimmt dem deutschen Kaiserthum die letzten und höchsten Triumphe zu bereiten.

Mit welcher Befriedigung mußte der Kaiser da auf die weltkundigen



Erfolge Leos IX. sehen. Leos Vorgänger hatten die Reform kaum in Angriff nehmen können: unter ihm machte sie reißende, unaufhaltsame Fortschritte. Der Ruhm des frommen und eifrigen Kirchenfürsten erfüllte schnell das ganze Abendland, und der größte Theil desselben strahlte auf den edlen Kaiser zurück, der dem Papst die Wege bereitet hatte und in dessen Dienst allein dieser zu handeln schien. Es war kein leerer Schein, und doch verrieth er nicht ganz die wahre Gestalt der Dinge. Denn sobald man der eigenthümlichen Persönlichkeit Leos näher tritt, nimmt man mit Verwunderung wahr, wie sich in ihr die schroffsten Gegensätze, welche mit ihrem Streite die Weltgeschichte auf Jahrhunderte hin erfüllen sollten, neben einander bewegen und die Harmonie der Seele kaum merklich stören. Es ist unbestreitbar, daß Leo den Unterbau zu dem mächtigen Priesterstaate, der sich alsbald neben und gegen das Kaiserreich erhob, gelegt hat, aber es ist nichtsdestoweniger gewiß, daß er zugleich der beflissenste Diener des Kaisers, „seines zärtlichst geliebten Sohnes", wie er ihn in den Urkunden nennt, zu allen Zeiten blieb und daß er sich die Ehre seines Pontificats von dem Glanz des deutschen Reichs nicht getrennt denken konnte. Es ist der Mühe werth, die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes schärfer zu beleuchten, um seine Stellung zu Kaiser und Reich, wie seine Bedeutung für die weitere Entwicklung der Dinge zu erkennen.

Die Anfänge Leos IX.

Brun — dies war Leos Taufname — war im Elsaß geboren und stammte aus einem reichen alamannischen Grafengeschlecht, welches besonders in jenen Gegenden an den Vogesen begütert war, die man später als die Grafschaften von Egisheim und Dagsburg bezeichnete. Sein Vater Graf Hugo pflegte auf seiner Burg Egisheim zu hausen, ein überaus angesehener Mann, der in den glänzendsten Verbindungen stand; den Herzogen von Oberlothringen und dem luxemburgischen Hause war er verwandt, zugleich ein Vetter Kaiser Konrads II. Seine Gemahlin Heliwigdis wird ungeachtet ihres deutschen Namens nicht auf deutschem Boden geboren sein, sie stammte wahrscheinlich aus dem romanischen Burgund, wo die Familie wichtige Verbindungen hatte und ein Sohn Graf Hugos sich später mit einer Nichte des letzten Königs vermählte. Deutsch und Romanisch wurden neben einander in dem

Hause des Grafen gesprochen; in beiden Sprachen wuchsen die Kinder auf. Am 21. Juni 1002 wurde dem Grafen das Knäblein geboren, das zu so großen Dingen in der Welt bestimmt. Auffällige Umstände bezeichneten seine Geburt und waren die Veranlassung, daß die Mutter wider ihre Gewohnheit selbst den Knaben säugte: sie scheinen auch die Eltern bestimmt zu haben ihn schon im fünften Jahre der Schule zu Toul zu übergeben und für den geistlichen Stand zu bestimmen. Die Vorfahren des Grafen hatten, obwohl im Waffenhandwerk und Weltgetümmel lebend, sich meist durch werkthätige Frömmigkeit ausgezeichnet, manche Klöster im Elsaß waren durch ihren religiösen Eifer gestiftet, und einzelne dieser frommen Ritter hatten selbst am Ende des Lebens die Kutte genommen: der Entschluß der Eltern hatte deshalb wenig Auffälliges, zumal Brun noch ältere Brüder hatte, welche die weltlichen Interessen des Hauses wahrnehmen konnten.

Die Schule zu Toul stand damals in anerkannter Blüthe und wurde häufig von den Söhnen des lothringischen Adels besucht. Mit zwei ihm verwandten Fürstensöhnen wuchs der junge Brun auf, von denen namentlich der eine — es war der spätere Bischof Adalbero von Metz —, obwohl etwas älter, die vertrauteste Freundschaft mit dem Knaben schloß. Die Freunde wetteiferten im rühmlichsten Fleiße, durchliefen das Trivium, d. h. die niedrigen Studien, schnell und wagten sich selbst an die nur selten berührten höheren Studien, das sogenannte Quadrivium. Sie übten sich in prosaischen und metrischen Compositionen, wie in der Musik, auch gerichtliche Declamationen hielten sie, um sich für das Geschäftsleben zu bilden. Die Schulstudien wurden öfters durch Besuche im elterlichen Hause unterbrochen, und bei einem dieser Besuche verfiel Brun, schon zum Jüngling heranwachsend, in eine lebensgefährliche Krankheit, von der ihn nach seiner Meinung nur der sichtliche Beistand des heiligen Benedict befreite. Seitdem bewahrte er eine tiefe Verehrung dem Mönchsvater und allen klösterlichen Einrichtungen. Obwohl er selbst nicht die Kutte nahm, sondern Canonicus zu Toul wurde, gewann doch sein ganzes Leben eine fast mönchische Färbung; die Ideen Clunys, wie sie sich eben damals unter dem lothringischen Klerus verbreiteten, beherrschten ihn völlig.

Als Konrad den Thron bestiegen, mußte Brun auf den Wunsch seiner Angehörigen an den Hof gehen und trat in die Kapelle des Königs ein. Durch seine Verwandtschaft mit demselben war ihm sofort

eine ausgezeichnete Stellung gesichert, und sein verständiges Benehmen, der Adel seiner Gesinnung und eine empfehlende Gestalt gewannen ihm in kurzer Zeit die allgemeine Gunst. Seine Gutmüthigkeit entwaffnete den Neid; „der gute Brun" wurde er genannt, um ihn von seinen zahlreichen Namensvettern zu unterscheiden. Konrad und Gisela, welche in wichtigen Angelegenheiten ihn zu Rath zogen und seine Einsicht erprobten, wünschten ihm bei erster Gelegenheit zu einem der einflußreichsten Bisthümer des Reichs zu verhelfen. Aber Bruns Absichten waren andere: sollte er einmal den Krummstab nehmen müssen, so verlangte er mehr nach einer kleinen und armen Kirche, die ihn weniger in weltliche Geschäfte zu verstricken drohte.

Auf dem ersten Zug nach der Lombardei begleitete Brun, damals noch Diaconus, den König, um die Vasallen des Touler Stifts zu führen, da der alte Bischof Hermann sich nicht selbst mehr den Mühen der Heerfahrt unterziehen konnte. Der junge Kleriker sah hier in der Nähe den Krieg und zeigte, daß ihm die Kenntniß desselben von seinen Vätern vererbt sei. Er bewies in allen militärischen Dingen nicht geringe Umsicht, machte sich den Seinen, wie dem ganzen Heere in vielfacher Beziehung nützlich und gewann sich verdiente Anerkennung vom Könige. Während er noch in Italien verweilte, starb Bischof Hermann am 1. April 1026. Der Klerus und die Gemeinde von Toul wählten einstimmig Brun zu Hermanns Nachfolger und sandten eine Gesandtschaft an den König ab, um seine Zustimmung zu erwirken. Konrad spottete des armen Bisthums, das sich erkühnte um einen Verwandten seines Hauses zu werben. Aber gerade die Armuth der Kirche bestimmte Brun auf das Gesuch der Touler einzugehen; überdies machte es Eindruck auf ihn, daß er ohne simonistische Ränke durch freie Wahl, wie sie selten genug vorkam, zum bischöflichen Regiment berufen wurde. Er erklärte deshalb dem Könige, daß er mit Genehmigung desselben das Bisthum zu übernehmen bereit sei, und erlangte auch schließlich die gewünschte Einwilligung. Unter großen Gefahren trat er dann die Reise nach Toul an und wurde hier am Himmelfahrtstage (19. Mai) feierlich in sein Amt eingeführt. Die Weihe verzog sich indessen ungewöhnlich lange, da sein Metropolitan, der Erzbischof Poppo von Trier, ein geschärftes Gelübde der Treue von seinem neuen Suffragan verlangte, welches dieser abzulegen sich standhaft weigerte. Erst nach der Rückkehr des Kaisers wurde der hieraus erwachsene Zwiespalt beigelegt;

der Erzbischof begnügte sich mit dem bisher herkömmlichen Gelübde und ertheilte dem jungen Brun am 9. September 1027 zu Worms die Weihe.

Mit großem Eifer lag Brun den geistlichen Pflichten seines Amtes ob. Besonders machte er sich um die Reform der Klöster verdient, die in seiner Diöcese noch sehr im Argen lagen; er trat hierbei ganz in die Fußstapfen des großen Abts Odilo, des heiligen Wilhelm von Dijon und seines Nachfolgers Halinard, mit welchen Männern er sich auch in persönliche Berührungen setzte und ihnen öfters auf seinen Osterwallfahrten nach Rom begegnete, die er selten und nur nothgedrungen aussetzte. Aber wie sehr er auch die geistliche Seite seines bischöflichen Amts herauskehren mochte, Brun war nichtsdestoweniger viel und anhaltend mit weltlichen Geschäften belastet, theils im Interesse seiner Kirche, theils für das Wohl des Reichs und des Kaisers. Die Angriffe des Grafen Odo von Champagne auf Konrad richteten sich wiederholentlich zuerst auf Toul, und Brun wußte ihnen trefflich zu begegnen. Dann spielte er bei der Einverleibung Burgunds in das Kaiserreich eine einflußreiche Rolle, zu der ihn seine persönlichen Verbindungen in jenem Lande vor Allen befähigten. Auch der Friede zwischen Kaiser Konrad und dem König von Frankreich im Jahre 1032 war außer den Bemühungen des Abts Poppo von Stablo vornehmlich seiner Vermittlung zu danken. Brun war damals selbst an den französischen Hof gegangen und hatte sich durch sein eben so einsichtiges als demüthiges Auftreten allgemeine Anerkennung gewonnen. Früh verbreitete sich der günstigste Ruf von dem verständigen und frommen Bischof weit durch Burgund, Frankreich und Italien: nicht wenig trug gewiß dazu bei, daß er von Jugend an neben seiner schwäbischen Mundart auch die romanischen Dialekte gesprochen hatte.

Auch bei Heinrich III. stand Brun in größtem Ansehen. In den Kämpfen gegen Herzog Gottfried hielt er treu zu dem Kaiser und leistete ihm vor Allem dadurch einen wichtigen Dienst, daß er sich im Jahre 1048 abermals an den französischen Hof begab und jenen Frieden vermittelte, der Gottfried die Hoffnung auf französische Unterstützung raubte. Wir wissen, wie eng Heinrichs reformatorische Bestrebungen für die Kirche mit seinen politischen Absichten zusammenhingen und wie er vornehmlich durch jene einen durchgreifenden Einfluß auf die Verhältnisse des französischen Reichs zu gewinnen hoffte: was mußte ihm deshalb erwünschter sein, als bei der abermaligen Erledigung des römischen



Bisthums einen Mann an die Spitze der Kirche stellen zu können, der alle Beziehungen des Reichs zu Frankreich auf das Genaueste kannte und in vertrauter Freundschaft zu den Häuptern der cluniacensischen Richtung stand? Wer die Umstände reiflich erwägt, wird sich der Ueberzeugung nicht erwehren können, daß die Gründe für Bruns Berufung auf den Stuhl Petri weniger in den deutschen und italienischen Verhältnissen zu suchen sind, als in der Stellung des Kaisers zu Frankreich.

Nur widerstrebend nahm Brun die Bürde des Papstthums auf sich, ausdrücklich die Bedingung stellend, daß in Rom Geistlichkeit und Volk über seine Erhebung nachträglich ihre Meinung abzugeben veranlaßt würden. Er verlangte eine Wahl, welche unseres Wissens bei der Einsetzung seines Vorgängers nicht einmal dem Scheine nach abgehalten war. Im dürftigen Pilgerkleide, obwohl von den römischen Gesandten, dem Erzbischof Eberhard von Trier als kaiserlichen Bevollmächtigten und einem großen Gefolge begleitet, nahte sich Brun Rom; barfuß zog er der Menge nach, die ihn jubelnd am 2. Februar 1049 einholte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er auf der Reise zu Besançon mit Abt Hugo, der eben damals die Leitung Clunys übernahm, eine Zusammenkunft hatte und ihn in Folge derselben der Mönch Hildebrand, der sich nach Gregors VI. Tode nach Cluny begeben hatte, nach Rom begleitete. Daß Brun erst auf Hildebrands Aufforderung die Insignien seiner höchsten Würde ablegte und Bußkleider annahm, wie man später erzählte, muß bezweifelt werden: aber gewiß ist, daß Hildebrand sich sogleich dem neuen Papste anschloß und in kurzer Zeit eine nicht unwichtige Stellung an dessen Seite einnahm. Daß Hildebrand nur ungern Cluny verließ, wissen wir aus seinem eigenen Munde; er folgte einem höheren Befehl, sei es des Papstes oder des Abts. Der Kaiser widerstrebte, soviel wir wissen, der Rückkehr des Mönchs in keiner Weise, wie er auch einer nachträglichen Wahlhandlung in Rom keinen Widerstand entgegengesetzt hatte. Das demüthige Auftreten Bruns gewann dem Ernannten des Kaisers zu Rom Aller Herzen; die Wahl erfolgte einstimmig. Am 12. Februar wurde der Erwählte inthronisirt und übernahm als Leo IX. die Regierung Roms und der abendländischen Kirche.

Unleugbar ist, daß Leo noch nach einem anderen Fundament seiner Gewalt suchte, als lediglich in der kaiserlichen Autorität ihm geboten war, unbestreitbar ist ferner seine innige Verbindung mit einer Partei, welche in der unbeschränkten Herrschaft des Kaisers über Rom nicht das

letzte Ziel ihres Strebens sehen konnte: aber nicht minder gewiß bleibt dennoch, daß er nicht von fern seine Sache und das Interesse der Kirche von dem des Kaisers zu trennen gemeint war. Denn erstlich hatte jene strengere Partei des Klerus, der er angehörte, zur Zeit keinen aufrichtigeren Beschützer als Heinrich, dann hielt seine ganze Vergangenheit und sogar Blutsverwandtschaft ihn an das kaiserliche Haus auf das Engste gefesselt, endlich war seine Stellung in Rom selbst ohne den Rückhalt der kaiserlichen Macht kaum auf die Dauer zu halten.

Leo fand die äußeren Verhältnisse des Stuhls Petri beim Antritt seines Pontificats in der ärgsten Zerrüttung, da selbst das Wenige, was Benedict seinen Nachfolgern gelassen hatte, in den langen Sedisvacanzen zerstreut war. Nicht einen Pfennig traf Leo in dem päpstlichen Schatze an, so daß er nicht einmal sein Gefolge erhalten konnte. Seine Begleiter wollten, nachdem das von Hause mitgebrachte Geld verausgabt war, schon ihre Kleider verkaufen, um nur das Reisegeld zur Rückkehr zu gewinnen. Aber unerwartet kam Hülfe. Vornehme Beneventaner suchten durch große Geschenke die Gunst des Papstes ihrer Stadt zu gewinnen, auf welcher der Bannfluch der Kirche ruhte und die zu ihrem Verderben der Beutelust der Normannen preisgegeben war. Diese Geschenke halfen über die Noth des ersten Augenblicks fort, und allmählich kam man dahin, dem römischen Adel Manches zu entreißen, was er der Kirche Petri geraubt hatte. Mit großem Scharfsinn übertrug Leo die Sorge für den Haushalt des apostolischen Stuhls an Hildebrand, den er zugleich zum Subdiaconus der römischen Kirche ernannte. Denn trotz seiner Mönchskutte legte dieser junge Kleriker eine wunderbare Geschicklichkeit für die weltlichen Geschäfte und besonders für das Geldwesen an den Tag. Ohne die Unterstützung des Kaisers hätte jedoch selbst ein Hildebrand so wenig damals, wie früher, Mittel und Wege gefunden, um den römischen Baronen mit Erfolg zu begegnen.

Die äußeren Geschäfte seines unmittelbaren Bisthums hat sich dann Leo weniger angelegen sein lassen, aber nach allen anderen Seiten hat er eine Thätigkeit und Rührigkeit entfaltet, wie vielleicht kein Papst jemals vor oder nach ihm. Sein ganzes Pontificat ist ein ununterbrochenes Wandern; unter der tödtlichen Sonnenhitze des italienischen Südens richtet er dorthin seine Schritte, mitten im Winter zieht er



dann über die Alpen und durchwandert die Städte des Nordens. Andere Päpste hatten ihre Legaten nach Deutschland, Frankreich, Burgund und Ungarn geschickt: er erscheint überall selbst, um Synoden zu halten, Kirchen zu weihen, die Reliquien der Heiligen zu erheben, neue Heilige der Verehrung der Gläubigen zu empfehlen, die Hoheit des heiligen Petrus aller Welt vor die Augen zu stellen. Da ist keine berühmte Wallfahrtsstätte im Abendland, die er nicht aufsuchte, kein altes und ehrwürdiges Kloster, wohin er nicht wallte; es war das erste Geschäft nach seiner Erhebung, daß er nach dem Monte Gargano und Monte Cassino pilgerte. Bald sieht man ihn hoch zu Roß, von einem glänzenden Gefolge römischer Priester und Herren umgeben; bald findet man ihn barfuß gleich einem schlichten Pilger zum Grabe eines Heiligen wallend; hier celebrirt er in allem Glanz seines höchsten Priesterthums die Messe oder sitzt im Kreise hoher Kirchenfürsten als der Höchste zu Rathe; dort predigt er wie ein wandernder Mönch einer andächtigen Gemeinde in einem armen Kloster oder kasteiet seinen Leib mit Fasten und Bußungen, als wäre er ein ascetischer Einsiedler aus Romualds Schule. Man weiß nicht, soll man seine Fahrten jenen ersten Missionsreisen, von denen uns die Apostelgeschichte meldet, vergleichen oder sie den festlichen Umzügen unserer Kaiser durch die Weiten ihres Reichs zur Seite stellen. Zu Rom sah man ihn meist nur in der Osterzeit, die er an den Gräbern der Apostel nach seiner alten Sitte zu feiern liebte und an die sich dann jene großen Osterconcilien schlossen, auf denen er die vergessenen Satzungen der Vorzeit der Welt in das Gedächtniß zurückrief und die gesetzgebende Gewalt der römischen Kirche aufs Neue in Uebung brachte.

Es war auf seiner ersten großen Ostersynode im Jahre 1049, daß der Papst eine lange Reihe antiquirter Satzungen erneuerte und sie durch neue Bestimmungen ergänzte. Die Kanones dieser Synode bestrafen nicht allein die Simonie, sondern auch die Priesterehe, die Ehe in den verbotenen Graden, die Leistung und Verwendung der Zehnten u. s. w.; der Kampf gegen die Simonie blieb indessen noch immer der Mittelpunkt der kirchlichen Reform. Was Clemens II. hier begonnen hatte, setzte Leo fort, aber er glaubte schon schärfer durchgreifen zu können, als es sein Vorgänger gewagt hatte. Alle von Simonisten ertheilten Weihen wollte er für ungültig erklären, und nur ein Aufruhr unter der römischen Geistlichkeit brachte ihn wieder zu den milderen

Kirchenstrafen Clemens II. zurück. Bald darauf begab sich Leo nach der Lombardei und hielt in der Pfingstwoche ein Concil zu Pavia. Dann eilte er an den kaiserlichen Hof zurück und folgte dem Kaiser, den er schon im Juni in Sachsen erreichte, an den Rhein, um über Gottfried und Balduin den Bann der Kirche auszusprechen. Kaum aber hatten die Feinde des Kaisers die Waffen niedergelegt, so richteten Kaiser und Papst in gleicher Weise ihre Blicke auf Frankreich. Ein großes Concil in Reims unter dem Vorsitz des Papstes sollte das Ansehen Roms in dem Westen für immer feststellen. Nach der Lage der Dinge wäre die Unterwerfung Frankreichs unter die Allgewalt des römischen Pontifex zugleich einer Anerkennung der kaiserlichen Obmacht nahe genug gekommen.

Seit mehr als einem Jahrhundert hatte kein römischer Papst den französischen Boden betreten, und mit Ansprüchen, wie sie jetzt erhoben wurden, war zu keiner Zeit ein Papst im Reiche der Karolinger erschienen; noch immer hatte sich der französische Episcopat eine gewisse Selbstständigkeit zu erhalten gewußt, wie demüthig er sich auch zeitweise gegen den Stuhl Petri benommen hatte. Es versprach ein überaus folgenreiches Ereigniß zu werden, wenn Leo jetzt mitten unter die französischen Bischöfe treten und für alle Forderungen, die Rom seit der Fälschung der Pseudoisidor erhoben, Anerkennung beanspruchen würde. Der Moment war günstig genug gewählt. Die Ideen Clunys hatten sich bereits nach allen Seiten verbreitet und selbst unter vielen Bischöfen Frankreichs Anerkennung gefunden; waren doch gerade auf diesem Boden die Anschauungen erwachsen, die in Leos kirchlichen Reformen nun verwirklicht zu werden schienen. Der Kaiser, der Schutzherr des Papstes, der Gönner Clunys, der Hort der strenggläubigen Kirche, stand in der Blüthe der Macht, und alle seine Wünsche waren mit Leo. Auch das Volk war dem Vorhaben des Papstes geneigt, und recht geflissentlich legte derselbe seinen Plan auf eine religiöse Bewegung der Massen an. Indem er die Bischöfe und Aebte auf ein großes Nationalconcil nach Reims berief, kündigte er zugleich die Erhebung der Reliquien des heiligen Remigius in dem Kloster desselben bei Reims an und versprach die dortige Kirche zu weihen; am Festtage des Heiligen selbst (1. October), wo ohnehin eine große Menge von Pilgern nach Reims zusammenzuströmen pflegte, sollte die Erhebung stattfinden.

Man begreift, daß der König von Frankreich den Zurüstungen zu



diesem Concil mit großem Mißtrauen zusah. Obgleich er im Anfange seine Gegenwart bei demselben versprochen hatte, nahm er doch bald darauf nicht allein dieses Versprechen zurück, sondern suchte auch durch Ankündigung einer Heerfahrt gegen aufständige Große der hohen Geistlichkeit seines Reichs unmöglich zu machen in Reims zu erscheinen. Er unterrichtete hiervon den Papst: aber so leichthin gab dieser seine Absicht nicht auf. Er erklärte, sein Wille sei das Concil zu halten und er hoffe Männer, die Christus liebten, in Reims zu finden. Die Festigkeit des Papstes machte auf den König solchen Eindruck, daß er unverzüglich das Heer entließ.

Gutes Muths zog der Papst nach Reims; ihn begleiteten der Erzbischof von Trier und andere lothringische Bischöfe; neben einigen Italienern waren auch die Erzbischöfe Halinard von Lyon und Hugo von Besançon, die unzertrennlichen Begleiter des Papstes, in seinem Gefolge. Eine gewaltige Menschenmenge, aus Frankreich, Burgund, Spanien, England und Irland herbeigeströmt, empfing den Papst, der bei dem übermäßigen Andrang des Volkes und der dadurch herbeigeführten Verwirrung die heiligen Handlungen gar nicht vornehmen zu können besorgte. Nur Drohungen, die Feier auszusetzen, stellten einigermaßen die Ordnung unter den Volksmassen her. Am 1. October erhob der Papst unter großen Feierlichkeiten die Gebeine des heiligen Remigius; am folgenden Tage weihte er die Kirche. Die religiöse Begeisterung war zu hellen Flammen angefacht; man feierte Leo wie einen Heiligen, das reformirte Papstthum trug in ihm den glänzendsten Triumph davon.

Unter solchen Eindrücken eröffnete der Papst am 3. October die Synode. Von den französischen Erzbischöfen hatte sich allein der Reimser der Gegenwart des Papstes nicht entziehen können, kein anderer war erschienen; auch von den Bischöfen Frankreichs hatten sich nur wenige eingestellt, es mochte kaum der sechste Theil sein. Dagegen waren die Aebte in dichten Reihen auf dem Platze, an ihrer Spitze Hugo von Cluny. Ein nicht geringes Gewicht gab dem Concil die dichtgedrängte Volksmasse, welche den Verhandlungen beiwohnte und alle Beschlüsse mit stürmischem Beifall begleitete. Der Hauptgegenstand der Verhandlungen war abermals die Simonie, aber auch die kanonischen Wahlen brachte der Papst hier in Erinnerung, wie er es wohl kaum auf deutschem Boden versucht hätte. Vor Allem wichtig war, daß er auf eine ausdrückliche Erklärung drang, daß der römische Bischof allein das Haupt

der allgemeinen Kirche sei und Niemandem als ihm der Name des Apostolicus gebühre: der Erzbischof von St. Jago zu Compostella, der sich diesen Namen beigelegt hatte, wurde excommunicirt. Man sieht, wie die Blicke des Papstes — und wohl nicht minder die Gedanken des Kaisers — vom französischen Boden schon nach Spanien hinüberschweiften. Wie wenig übrigens das Ausbleiben der meisten französischen Bischöfe den Papst in seinen Absichten auf die gallicanische Kirche wankend machte, zeigt sich darin, daß er über alle die Bischöfe, welche seiner Einladung nicht Folge geleistet und ohne Entschuldigung ausgeblieben waren, den Bann der Kirche verhängte. Auch unmittelbar in die weltlichen Angelegenheiten des Westreichs griffen die Beschlüsse der Synode ein. Dem Grafen Balduin von Flandern, dem Gegner des Kaisers und Schwager des Königs von Frankreich, untersagte der Papst die Tochter dem Herzog Wilhelm von der Normandie zu vermählen und gebot dem Grafen Gaufried von Anjou den Bischof von Le Mans, welchen derselbe schon mehrere Jahre in Haft hielt, aus dem Gefängniß zu entlassen. Nie zuvor war ein Papst so gebietend in Frankreich aufgetreten.

Am Tage nach dem Schluß der Synode kehrte der Papst über Verdun, das er noch in Schutt und Asche fand, und über Metz an den Rhein zurück. Schon hatte er auch zu einem großen deutschen Nationalconcil die Einladung ergehen lassen, und am 19. October trat das Concil in Mainz zusammen. Einen völlig anderen Anblick bot diese Kirchenversammlung dar, als die zu Reims. Der Kaiser selbst war mit vielen Großen des Reichs zugegen, alle deutschen Erzbischöfe und die Mehrzahl der Bischöfe waren erschienen, auch Bischöfe der Dänen und Liutizen kamen in ihrem Gefolge: aber es fehlte jene enthusiastische Menge, welche in Reims den Papst umschwärmte. Wichtige Beschlüsse gegen Simonie und das eheliche Leben der Geistlichkeit wurden gefaßt. Der Bischof Sibiko von Speier, der in früheren Zeiten großes Ansehen beim Kaiser gehabt hatte, wurde wegen Unzucht angeklagt und suchte sich durch ein Gottesurtheil zu reinigen, indem er zur Bekräftigung seiner Unschuld das Abendmahl nahm. Die allgemeine Meinung scheint ihn aber dennoch für schuldig gehalten zu haben, wohl auch der Kaiser, der ihm seitdem entschieden abgeneigt war und seinetwegen auch der Stadt und Kirche zu Speier seine Gunst entzogen zu haben scheint. Eine um so größere Vorliebe wandte der Kaiser nun Goslar zu; mit dem regsten



Eifer betrieb er den Bau des dortigen Doms und übertrug das demselben verbundene Stift noch zu Mainz dem besonderen Schutz des Papstes. Viel milder als in Frankreich trat Leo in Deutschland auf; hier hören wir nichts von Absetzungen und Excommunicationen, während er dort alle Waffen Roms rücksichtslos gegen die gallicanische Kirche geschwungen hatte.

Nach der Synode besuchte der Papst seine Heimath und kehrte bald darauf durch Schwaben und Baiern nach Italien zurück. Um Weihnachten ging er über den Brenner und feierte die Geburt des Herrn in Verona. In der Fastenzeit 1050 unternahm er seine zweite Pilgerfahrt nach dem Monte Gargano, auf welcher er auch Benevent berührte, und beging dann das Osterfest zu Rom, wo nach dem Fest abermals eine große Synode zusammentrat. 55 Erzbischöfe und Bischöfe und außer ihnen 32 Aebte waren anwesend. Hugo von Cluny, Halinard von Lyon und Hugo von Besançon fehlten auch diesmal nicht; die anderen Würdenträger gehörten fast sämmtlich italienischen Kirchen und Klöstern an. Zum ersten Mal verurtheilte Rom auf dieser Synode Berengars Abendmahlslehre. Der Papst, im Dogma nicht minder fest als in der Disciplin, hielt Berengars Lehren schlechthin für Ketzereien und trat ganz auf Lanfranks Seite, in dem Berengar seinen erbittertsten Gegner und Ankläger gefunden hatte. Um so leichteres Spiel hatte Lanfrank, als Berengar auf der Synode nicht erschienen war.

Bald darauf kehrte Leo nach dem Süden Italiens zurück, dem er von Anfang seines Pontificats besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte und bereits zum dritten Mal zueilte. Die verworrenen Verhältnisse dieser Gegenden forderten eine Lösung, und der Papst hoffte sie endlich dauernd an das Abendland und Rom fesseln zu können. Die Lage der Dinge schien hierzu überaus günstig. Waimar von Salerno, der mächtigste Fürst Unteritaliens, zeigte sich Leo im hohen Maße geneigt und hatte ihn bereits unterstützt, um auf einer Synode zu Salerno durchgreifende Bestimmungen gegen Simonie, Meineid und unkirchliche Ehen zu treffen. Nicht minder freundliche Aufnahme hatte der Papst bei den Normannen gefunden. Wie scharf er auch ihre Zuchtlosigkeit rügte und die Gewaltthaten wider die Kirche und das arme Volk strafte, bezeigten sie doch dem frommen Kirchenfürsten ungeheuchelte Verehrung und gestatteten ihm zu Siponto eine Synode zu halten. Schon hatte er seine Blicke selbst nach Sicilien hinübergerichtet und einen lothringischen

Kleriker, Humbert mit Namen, der ihm nach Rom gefolgt war und sich durch Kenntniß der griechischen Sprache auszeichnete, zum Erzbischof der Insel geweiht. Wie glücklich sich aber auch Alles für den Papst in Unteritalien zu gestalten schien, die Fürsten von Benevent verharrten noch immer in ihrer Feindschaft gegen Rom und die Mächte des Abendlandes. Aufs Neue traf deshalb sie und ihr Land der Bann des Papstes, und die erneuten Strafen desselben trugen jetzt sichtliche Früchte. Mehrere Städte im Beneventanischen huldigten dem Papst und seinem Kaiser, und noch in demselben Jahre verjagten die Beneventaner selbst ihre Fürsten und unterwarfen sich dem Stuhle Petri.

Indessen war der Papst bereits aus den südlichen Gegenden nach der Lombardei aufgebrochen, um ein seit längerer Zeit angekündigtes Concil zu Vercelli zu halten, zu dem er die ihm noch widerstrebenden Bischöfe Frankreichs beschieden hatte. Auch Berengar war vorgeladen, konnte sich aber, in die Gefangenschaft seines Königs gefallen, der Versammlung nicht stellen. Nichtsdestoweniger wurde auf dem im Anfang des September eröffneten Concil abermals über Berengars Lehre verhandelt, sie abermals verworfen und die von Lanfrank angegebene Fassung des Abendmahlsdogmas angenommen. Auch andere Angelegenheiten beschäftigten die Synode. Besorgt sah der Erzbischof Hunfried von Ravenna, der frühere Kanzler des Kaisers, die wachsende Macht des Papstes, der schon mit den fast vergessenen Ansprüchen Roms auf den Exarchat aufs Neue hervortrat. Zu Vercelli kam es zwischen dem Papst und dem Erzbischof zu ärgerlichen Auftritten, in Folge welcher der Letztere zu strenger Kirchenbuße verurtheilt und vom Amte suspendirt wurde. Auch der neue Patriarch von Aquileja — ein Godebald, der von Speier herübergekommen, — sah mit wenig freundlichen Blicken auf den Papst, der seinem Widersacher, dem Patriarchen von Grado, die augenfälligsten Gunstbeweise ertheilte. Je höher sich die Kirchen von Ravenna und Aquileja, seit geraumer Zeit in den Händen deutscher Männer, bei der Schwäche Roms emporgeschwungen hatten, desto mehr Gefahr drohte ihnen jetzt, wo ein Deutscher das Papstthum wieder zu dem Bewußtsein seiner Rechte und seiner überlegenen Stellung zu erheben bemüht war.

Von Vercelli aus ging Leo am St. Bernhard über die Alpen und begab sich über Besançon nach Toul, wo er immer noch die bischöfliche Würde neben seinem höchsten Pontificat bekleidete. In der Nacht vom



20. auf den 21. October erhob er hier unter einem großen Zulauf von Menschen die Gebeine des heiligen Gerhard, seines gefeierten Vorgängers zu Toul. Längere Zeit verweilte er in Toul, mit dem Gedanken an eine abermalige Reise nach Frankreich beschäftigt, den er jedoch nicht zur Ausführung brachte. In der Mitte des Januar 1051 traf er mit dem Kaiser, der das Weihnachtsfest in dem östlichen Sachsen gefeiert hatte, zu Trier zusammen und folgte dann längere Zeit dem kaiserlichen Hoflager. Das Fest der Reinigung Mariä (2. Februar) begingen Kaiser und Papst mit einander zu Augsburg. Hierhin war auch der Erzbischof von Ravenna beschieden. Nach dem Willen des Kaisers mußte er sich mit dem Papste versöhnen, ihm Genugthuung leisten und fußfällig um Verzeihung bitten. Hunfried that es, dem Kaiser gehorchend, lachte aber, indem er sich erhob, dem Papst höhnisch ins Antlitz; man sah es als eine Strafe des Himmels an, daß er bald darauf ein unerwartetes Ende fand. Unter herzlichen Liebesbeweisen trennte sich der Papst von dem Kaiser und eilte nach Rom zurück, um dort das Osterfest zu feiern und nach dem Fest das gewohnte Concil auch in diesem Jahre zu halten.

Wie lange hatte neben dem frischen Leben, das sich im Kaiserthume regte, Rom gleich wie vom Starrkrampf befallen darnieder gelegen: mühsam mußten wir den dürftigen Lebenszeichen nachspüren, die sich noch ab und zu in ihm zeigten. Freiwillig kam Rom die Devotion der Völker entgegen, aber kaum so viel Kraft besaß es, um nur die Beweise dieser Devotion entgegenzunehmen. Nun aber ist Alles wie mit einem Zauberschlage geändert. Wir sehen einen Papst vor uns, der ganz und gar von der Würde und Hoheit seines apostolischen Berufs durchdrungen sein Leben für jenes Ideal kirchlicher Einheit und Reinheit einsetzt, von dem seine Seele erfüllt ist; wir sehen, wie keine Mühe er scheut, keine Gefahr ihn abschreckt, um die vergessenen Kirchengesetze wieder in die Erinnerung der Gläubigen zu rufen. Wie ein Bote des Evangeliums zieht er von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, um aller Welt zu verkündigen, daß es nur ein Haupt der Kirche Christi giebt, den Papst zu Rom, und um durch unwidersprechliche Zeichen der Welt zu beweisen, daß die Macht Gottes mit ihm als dem römischen Pontifex ist. Und er predigt da nicht in der Wüste. Die Massen des Volkes heften sich an seine Fersen; die Mönche zu-

hauf — ob in schwarzen Kutten, ob in weißen — bilden einen ungeheuren Schwarm gehorsamer Satelliten; die Bischöfe beben vor dem Bannstrahl, den er in seiner Hand trägt, und der mächtigste Herr der Welt ist ihm durch die engsten Bande des Bluts und der Freundschaft verbunden. Der Erfolg seiner Thätigkeit war ohne Zweifel gewaltig, und die Phantasie steigerte das Ungewohnte zum Wunderbaren. Nicht die Menschen allein, auch die unvernünftigen Thiere beugten sich, wie man erzählte, vor seiner Macht. Ein Hahn in Benevent sollte den Namen des Papstes krähen, ein Hund in Apulien das Lob Gottes bellen u. s. w. Alberne Geschichten, die aber doch schon bei Zeitgenossen des Papstes und bei Männern, die ihm persönlich nicht fern standen, Glauben fanden.

Die Idee der Kirchenreform war endlich energisch, wie man sieht, in das Leben getreten und hatte in Leo, wenn es sich einmal mehr um eine Rückkehr zu den alten Kirchengesetzen, als um eine Umbildung oder Weiterbildung der kirchlichen Institutionen handeln sollte, die glücklichste Repräsentation erhalten, die ihr zu Theil werden konnte. Denn mit eiserner Starrheit hielt Leo an den alten Kirchensatzungen, an dem überlieferten Dogma, an der Summe der gesammten Tradition, der authentischen wie der falschen: er war gläubig bis zum blindesten Aberglauben, kein Zweifel schien je seine Seele zu berühren. Aber wie starr sein Dogma, wie streng seine Gebote waren, er selbst war der Erste, sie zu erfüllen. Wahrheit war in seinen Worten und Thaten. So überschwängliche Vorstellungen er von der Bedeutung seines Amts hatte, so lagen doch Hochmuth und Härte seinem Herzen sehr fern. Im Princip von unangreifbarer Festigkeit, war er in der Praxis oft überaus nachgiebig: ein eigenthümlicher Zug schwäbischer Gutherzigkeit durchdrang sein ganzes Wesen. Als er einst einigen schweren Verbrechern keine härtere Strafe auferlegte, als an drei Freitagen zu fasten, stellte man ihm die gefährlichen Folgen solcher Milde vor Augen. „Nicht meine Nachsicht tadelt," gab er zur Antwort, „sondern meine Strenge. Denn der Herr hat Niemanden mit Fasten und Geißelhieben bestraft, sondern zu der reuigen Sünderin gesagt: Gehe in Frieden und sündige fort nicht mehr." Auf dem Concil zu Vercelli erhoben sich die ärgerlichsten Klagen gegen den Bischof der Stadt, welcher die Braut eines Verwandten verführt hatte. Trotz seiner unleugbaren Schuld kam der Bischof damals ungestraft davon; erst auf der folgenden Ostersynode

entsetzte ihn der Papst seines Amtes und stellte ihn dann doch bald wieder her, als er Buße that und Besserung gelobte. Selbst zu einer offenbaren Verletzung der Kirchengesetze ließ sich Leo durch seine Gutmüthigkeit verleiten, indem er Geistlichen, die wegen simonistischer Umtriebe entsetzt waren, von Neuem die Weihen ertheilte. Als man ihm diesen Verstoß gegen die kanonischen Vorschriften vorhielt, brach er in einen Strom von Thränen aus und büßte reumüthig seine Schuld ab. Vielleicht war es gerade diese Verbindung von herzlichem Mitleid mit dem brennendsten Eifer für seine heilige Sache, die ihm so schnell die Gemüther der Menschen gewann. Dazu kam eine überaus anziehende Persönlichkeit. Leo war ein schöner Mann mit rothblondem Haare, von hoher imponirender Gestalt; seine Haltung zeigte bald den frommen Büßer, bald den erfahrenen Weltmann; bei einem umfassenden Wissen stand ihm die Rede in seltenem Maße zu Gebote, ob er deutsch mit den Deutschen oder in römischer Sprache mit den Römern zu verhandeln hatte.

Wer kann zweifeln, daß die großen Erfolge Leos auch dem Kaiserthum vielfach zu Gute kommen mußten und kamen! War es doch der Kaiser, der diese Thätigkeit des Papstes hervorgerufen hatte und unablässig unterstützte; war dieser römische Pontifex doch selbst zugleich ein deutscher Bischof, der fast mehr an dem deutschen Hofe und in seinem deutschen Bisthum verweilte, als im Lateran und Sanct Peter. Was ihm an Obedienz in Frankreich, was in Apulien entgegengebracht wurde, es diente für den Augenblick Alles eben so sehr der Ausbreitung der kaiserlichen Macht als der Erhöhung des Stuhls Petri.

Adalbert von Bremen und der Abodrite Godschalk.

Gleichzeitig mit der Reform der Kirche schienen günstigere Zeiten auch für die Mission einzutreten, die so lange geschlafen hatte. Die Reaction des Heidenthums im östlichen Europa war, so bedenklich sie für den Augenblick schien, doch ohne nachhaltige Kraft gewesen und hatte weder in Ungarn noch in Polen durchdringen können. Wie Kasimir hier auf die kirchlichen Bestrebungen Boleslaw Chabrys zurückging, so verordnete alsbald dort König Andreas, daß Jedermann in seinem Reiche unverzüglich bei Strafe an Leib und Leben zu dem wahren Glauben an Jesus Christus zurückkehren und das vom heiligen

König Stephan gegebene Gesetz annehmen solle. Aber sehr bemerkenswerth ist, daß sich kein Einfluß des deutschen Klerus auf die Herstellung der kirchlichen Einrichtungen in diesen Ländern nachweisen läßt. Weder Magdeburg noch Passau zeigten sich jetzt für die Behauptung ihres alten Missionssprengels thätig. Der Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums war hier wie dort längst erlahmt, wo nicht völlig erstorben.

Anders im Norden. Schon in den Zeiten des trefflichen Unwan war in Bremen die Mission wieder in Aufnahme gekommen und hatte bei Knud dem Großen, wie bei seinen Nachfolgern Unterstützung gefunden. Wir wissen, wie dann Erzbischof Adalbert, sobald er an die Spitze des nordischen Metropole trat, das große Werk der Heidenbekehrung mit dem ganzen Feuer seiner hochstrebenden Seele ergriff. Alles kam ihm zu Hülfe, um außerordentliche Erfolge zu gewinnen: die Gunst des Kaisers, die Freundschaft Clemens II. und Leos IX., vor Allem das Interesse der nordischen Könige, die, mannigfach in innere Kämpfe verwickelt, an den Sachsen und dem Kaiser einen Anhalt suchten. Hamburg-Bremen wurde abermals der Mittelpunkt aller kirchlichen Bestrebungen im Norden. Nicht in Dänemark, Norwegen und Schweden allein brachte es die Rechte seiner Legation zur Anerkennung, sondern, so weit die Macht der scandinavischen Völker reichte — und sie war auf ihren Höhepunkt gestiegen —, verbreitete sich die Autorität des Erzbischofs von Hamburg. Von Island, Grönland und von den Orkneyinseln kamen Gesandte nach Bremen, bezeugten dort dem Erzbischof ihre Verehrung und baten um Bischöfe und Priester. Das kleine Bremen war in Wahrheit ein Mittelpunkt der christlichen Kirche für den gesammten Norden, wie es einst das gewaltige Rom für das südliche und mittlere Europa gewesen war und noch immer zu sein behauptete. Man fühlte dort recht wohl, zu einer wie großartigen Stellung sich das Bisthum erhoben hatte, wie unermeßliche Folgen sich an das Gewonnene knüpfen konnten, und Niemand erkannte dies besser als Adalbert selbst. So läßt sich begreifen, weshalb er, dessen Sinn stets auf die höchsten Höhen des Lebens gerichtet, doch sein nordisches Bisthum nicht mit dem Stuhle Petri vertauschen mochte.

Nichts hatte den Fortschritten Hamburgs bisher mehr im Wege gestanden, als daß in seiner unmittelbaren Nähe das Heidenthum unter den Wenden nicht allein niemals völlig ausgerottet werden konnte, son-

dern sich sogar nach gründlicher Niederlage abermals trotziger als je erhoben hatte. Mit welcher Freude mußte daher Adalbert die Anzeichen begrüßen, daß der Götzendienst endlich auch hier seinem Untergange entgegengehe; mit welchen Hoffnungen mußte er sich einem abodritischen Fürsten verbünden, der in die Ausbreitung des Christenthums unter seinen Landsleuten seine Lebensaufgabe setzte, zumal derselbe Kraft, Muth und Selbstverleugnung in solchem Maße besaß, daß man sich von seinen Bemühungen das Beste versprechen konnte! Es war Godschalk, ein Sohn des Abodritenfürsten Uto, der dem Erzbischof zur Vernichtung des Heidenthums unter den Wenden die Hand bot. Bei einer persönlichen Zusammenkunft, die Beide in Hamburg hatten, ermahnte Adalbert dringend den Fürsten zu mannhafter Ausdauer in seinen rühmlichen Bestrebungen und verkündete ihm prophetisch die Gewißheit des Sieges. Sollte Godschalk aber ja, fügte er hinzu, im Dienste Christi etwas Menschliches begegnen, so seien ihm die himmlischen Ehren nur um so gewisser.

Godschalks Lebenslauf war wunderbar genug gewesen. Sein Vater war in jener Zeit, wo die Masse der Abodriten in das Heidenthum zurückfiel, Christ geblieben und hatte seinen Sohn der Schule des Michaelsklosters bei Lüneburg übergeben. Der Vorsteher dieser Schule hieß Godschalk und wahrscheinlich nach ihm erhielt das Wendenkind den deutschen Namen. Wie tief damals die christlichen Lehren in ihm Wurzel schlugen, steht dahin; wenigstens zeigte er sich bald nachher noch als ein arger Bedränger der Christen. Sein Vater, ein harter und gewaltthätiger Mann, wurde von einem sächsischen Ueberläufer erschlagen: das Gebot der Blutrache übertönte da in Godschalks Herzen alle Worte der Priester. Er entwich dem Kloster, ging über die Elbe, sammelte um sich eine Schaar seiner Landsleute und verheerte das nordelbingische Land. Die Sachsen wurden erschlagen, wo er auf sie stieß, die Kirchen niedergebrannt, das Land der Holsaten, Stormarn und Dithmarsen ringsum verwüstet. Aber mitten in diesem blutigen Werk der Rache soll ihn die Reue beschlichen haben. Als er eines Tages — so erzählte man — durch Busch und Feld streifte und weithin die furchtbare Einöde sah, erschrak er über seine eigenen Thaten und entfernte sich mißmuthig von dem wilden Schwarm seiner Genossen. Da begegnete er einem sächsischen Mann, der eiligst vor dem bewaffneten Wenden flüchtete, bald



aber seine Schritte hemmte, als ihm Godschalk zu bleiben befahl und das Leben verbürgte. Godschalk fragte den Sachsen, wer er wäre und was er Neues vernommen. „Ich bin ein armer Mann aus Holstein,“ antwortete der Sachse, „Neues hört man wohl genug, aber nichts Gutes. Denn der Abodritenfürst Godschalk thut unserem Volke viel Böses und sättigt seine Grausamkeit an unserem Blute. O möchte sich Gott endlich unserer Noth erbarmen!“ „Du machst jenem Manne,“ erwiederte Godschalk, „schwere Vorwürfe, und gewiß! viel Noth hat er über euer Volk gebracht, indem er für den Mord seines Vaters Rache nahm. Aber wisse, ich bin es selbst, und es bekümmert mich, daß ich wider den Herrn und die Christen so großes Unrecht begangen habe. Ich wünsche mich deshalb mit euch zu versöhnen. Gehe also heim zu den Deinigen und sage ihnen, sie sollten mir heimlich Männer schicken, mit denen ich über den Frieden unterhandeln könne. Werden wir eins, so will ich die ganze Räuberschaar, an die mich mehr Zwang als mein Herz bindet, in ihre Hände liefern.“ Der Sachse fand indessen bei den Seinigen keinen Glauben, und die Unterhandlung unterblieb.

So berichtet die Wendenchronik des Helmold, der mehr als hundert Jahre nach diesen Ereignissen schrieb. Adam von Bremen, der denselben näher stand, meldet nur von dem Rachekrieg Godschalks und wie er dadurch ein Ende fand, daß der Abodrite in die Gefangenschaft Herzog Bernhards gerieth. Der Herzog, den tapferen Muth des Feindes ehrend, entließ ihn jedoch gegen Bürgschaft der Haft, und Godschalk begab sich zu Knud dem Großen, unter dessen Fahnen er längere Zeit in England diente. Nach Knuds Tode schloß sich Godschalk an dessen Neffen Svend Estrithson an, dessen uneheliche Tochter er zur Ehe nahm. Als es Svend gelang sich in der Herrschaft über Dänemark zu befestigen, kehrte endlich auch Godschalk, wohl von seinem Schwiegervater unterstützt, in das Wendenland zurück und gewann in glücklichen Kämpfen nicht allein die Herrschaft seines Vaters wieder, sondern breitete seine Macht nach und nach östlich bis an die Peene aus. Alle Wenden, die einst zur Kirchenprovinz des Erzstifts Hamburg gehört hatten, unterwarfen sich ihm, zahlten ihm Tribut und dienten ihm wie einem König.

Es war etwa um dieselbe Zeit, daß Adalbert zu dem erzbischöflichen Stuhl von Hamburg gelangte und daß Godschalk seine Herrschaft unter den Wenden begründete; sofort verstanden und verständigten sich Beide, da sie derselbe Eifer für die Mission beseelte. Godschalk war es



nicht genug, die Priester, welche ihm der Erzbischof sandte, auf alle Weise zu unterstützen: oft predigte er selbst und bemühte sich die Worte und Gebräuche der lateinischen Messe seinen Landsleuten in wendischer Sprache zu erläutern. Der Erfolg seiner Bestrebungen übertraf selbst die hochgespannten Erwartungen des Erzbischofs. Massenweise ließen sich die Wenden taufen, die Kirchen wurden hergestellt, schon begann man Klöster im Wendenland zu errichten. Man berechnete, daß etwa der dritte Theil des abtrünnigen Volkes wieder zum Christenthum zurückgekehrt sei. Der Mönch Eizo, der zum Bischof von Oldenburg geweiht war, ging in seinen Sprengel, und Adalbert gedachte neben Oldenburg noch zwei andere Bisthümer im Wendenland zu errichten. Er sandte einen irländischen Bischof, mit Namen Johannes, nach Mecklenburg, der Hauptstadt der Abodriten, einen anderen, Aristo mit Namen, nach Ratzeburg. Auch Aristo war ein Fremdling; der Ort seiner Geburt und Weihe ist unbekannt, dreimal war er nach Jerusalem gepilgert und auf einer seiner Reisen von den Sarazenen aufgegriffen und bis nach Bagdad geschleppt worden. Es waren demnach weder allein noch vorzugsweise deutsche Missionare, welche Bremen damals in das Slawenland und nach dem Norden sandte. Daß Adalberts Pläne, weit über die alten Grenzen seiner Provinz hinausschweifend, das ganze Wendenland umschlossen, scheint daraus hervorzugehen, daß er dem Bischof Dankwart von Brandenburg, der in seinem Sprengel keine Stätte hatte, zu Bremen Zuflucht und Unterhalt bot.

Adalbert, bei allen seinen trefflichen Eigenschaften überaus stolz und eitel, schwelgte in den sich überstürzenden Erfolgen seines Pontificats, er freute sich der üppigen Blüthe, zu der unter ihm das Erzbisthum aufschoß, und verstieg sich von dem Grund des Erreichten auf den Gipfel der überspanntesten Hoffnungen. Seine Wünsche concentrirten sich endlich in dem Gedanken, Hamburg zu einem nordischen Patriarchat zu erheben. Das Verlangen des Dänenkönigs, ein eigenes Erzbisthum in seinem Reiche zu besitzen, gab hiezu den Anstoß. Der König hatte Papst Leo bereits für seine Absichten gewonnen, und so wenig der Erzbischof auch denselben geneigt war, konnte er doch den Wünschen seines königlichen, im Norden so mächtigen Freundes auf die Dauer nicht widerstreben. Da ergriff er den Gedanken eines Patriarchats, welches dem dänischen Erzbisthum übergeordnet und mit solchem Glanze umkleidet werden müßte, daß das Licht der neuen dänischen Metropole neben

ihm nicht aufkommen könne. Der Patriarchat sollte in Friesland, Sachsen und im Slawenlande unmittelbar zwölf Bisthümer unter sich haben, die fast sämmtlich erst neu zu stiften waren, überdies sollten mit dem neuen dänischen Erzbisthum und dessen Suffraganen alle bischöflichen Kirchen der scandinavischen Länder in Abhängigkeit von ihm treten. Ein grosses Kirchensystem sollte so den ganzen Norden umfassen, und wenn Hamburg auch immerdar eine Tochter Roms blieb, so sollte es doch die schönste und blühendste seiner Töchter sein. Nur unter der Bedingung, daß sein Erzstift zu solchen Ehren erhoben würde, gab Adalbert endlich seine Einwilligung zu dem dänischen Erzbisthum. Weitläufige Erörterungen wurden deshalb mit Rom eröffnet, die aber bei Papst Leos Lebzeiten nicht zum Abschluß gediehen und nach dessen Tode unseres Wissens niemals wieder aufgenommen wurden.

Wie überspannt auch die Pläne des Erzbischofs waren, sie zeigen nichtsdestoweniger, in wie großartiger Weise er seine Stellung erfaßte. Und welche Bedeutung mußte für den Kaiser dieser Kirchenfürst haben, welcher die Angelegenheiten des Nordens, wie kein anderer Sterblicher, übersah und zu derselben Zeit die Achtung vor dem Kaiserthum unter die scandinavischen Völker verbreitete, wo der Papst ihm den romanischen Süden mehr und mehr unterthan machte! Um so fester aber konnte der Kaiser auf Adalbert bauen, als ihn das Interesse seines Hauses, seine kirchlichen Entwürfe, vor Allem aber die im Stillen fortschleichende Feindschaft mit den Billingern in gleicher Weise auf die engste Verbindung mit dem Hofe verwiesen. Darüber war nur eine Stimme, daß der Kaiser keinen ergebeneren und dienstwilligeren Bischof in seinem Reiche hatte. Trotz der außerordentlichen Thätigkeit, die Adalbert in seinem Sprengel entfaltete, sah man ihn unablässig am Hofe; auf allen Zügen, selbst in die entferntesten Gegenden, folgte er dem Kaiser und trug willig alle Beschwerden des kaiserlichen Dienstes.

Ein hochstrebender Geist regte sich in der deutschen Kirche, aber doch stand sie ganz in der Abhängigkeit und unter dem Zwange des Reichs; kaum kannten die deutschen Bischöfe damals eine wichtigere Aufgabe, als den kaiserlichen Thron zu befestigen und so hoch wie möglich zu stellen. Freilich waren sie nicht alle Männer gleich Leo und Adalbert. Es gab unruhige, leichtfertige Geister, wie Gebhard von Regensburg, den Oheim des Kaisers, und Nitker von Freising; es gab

stille Naturen, wie Hunfried von Magdeburg und seinen Nachfolger Engelhard, rechtschaffene Männer, die aber weder für die Mission Erhebliches leisteten, noch in den inneren Angelegenheiten des Reichs von Einfluß waren.

Der alte Bardo von Mainz, der erste Kirchenfürst des Reichs, seiner Bildung und Gesinnung nach durch und durch mönchisch, ein unsträflicher Mann, voll heiligen Eifers für den Glauben und ein feuriger Prediger, theilte wohl die Bestrebungen des Kaisers und Papstes für die Reform des kirchlichen Lebens, aber von der imponirenden Macht Leos über die Seelen der Menschen, von dessen Rührigkeit in den Geschäften der Welt war Nichts an ihm zu bemerken. Im Rathe der Fürsten nahm er nicht die Stelle ein, die ihm gebührte: schweigsam, unter seiner Mönchskutte zusammengekauert, saß er da und antwortete dem Kaiser kaum auf seine Fragen. Kein Wunder, wenn er mürrisch war und erschien, da noch immer auf seinem Erzstift schwer das Gewicht lastete, welches Köln unter Konrad II. erlangt. Bardo hinterließ die Mainzer Kirche, als er am 11. Juni 1051 starb, nicht eben in glänzendem Zustand. Sein Nachfolger Liutpold wurde von Bamberg herübergeholt; er hielt das Andenken Bardos in Ehren und wußte ihn mit einem Heiligenschein zu umkleiden, aber er hütete sich in seine Fußstapfen zu treten. Mit großer Ausdauer suchte er das gesunkene Ansehen seines Erzstifts zu heben, ohne jedoch Mainz die Stellung wiedergewinnen zu können, die es einst zu Willigis Zeiten eingenommen hatte.

Um so glänzender war die Rolle, welche Erzbischof Hermann von Köln im Rathe des Kaisers spielte; bei allen wichtigen Fragen in Kirche und Reich war seine Stimme von Einfluß. In seinen Adern rollte kaiserliches Blut, sein Haus war mit den höchsten Ehren und Würden des Reichs geschmückt; im frischesten Aufschwung hatte er das Erzbisthum übernommen und alle Vortheile seiner persönlichen Stellung benutzt, um das Ansehen desselben zu heben. Nicht allein erhielt er Köln das Krönungsrecht und das wichtige Erzkanzleramt für Italien, auch die Stellung eines Erzkanzlers und Bibliothekars des apostolischen Stuhls gewann er, wie sie einst schon Piligrim so ähnlicher Weise besessen hatte. Das reformirte Papstthum knüpfte sogleich in seinen Anfängen den engen, für alle späteren Zeiten in folgenreichen Bund mit der Kölner Kirche. Durch eine Urkunde vom 7. Mai 1052 be-

stätigte der Papst dem Erzbischof die Kanzlei des apostolischen Stuhls, das Krönungsrecht innerhalb der Kölner Diöcese, d. h. zu Aachen, und andere nicht minder werthvolle Privilegien. Gleiche Gunstbezeugungen erhielt der Erzbischof von dem Kaiser, der die treuen Dienste desselben nach ihrem vollen Werthe erkannte. Nächst dem Papste und Adalbert nahm im Reiche kein geistlicher Fürst eine bedeutendere Stellung ein als Hermann. Um so mehr ist zu bedauern, daß wir nur sehr fragmentarische Nachrichten über das Leben des einflußreichen Mannes besitzen.

Sicherung der Nachfolge im Reiche.

Nach allen Seiten waren die kirchlichen Gewalten dem Kaiserthum dienstbar; sie suchten ebenso sein Ansehen nach außen zu verbreiten, wie es im Innern zu befestigen. Aber wie dienstreich sie ihm sein mochten, der höchste Thron der Christenheit stand dennoch auf schwankem Grunde, so lange die Nachfolge im Reiche nicht gesichert war. Und schon regierte der Kaiser elf Jahre und lebte im siebenten Jahre seiner zweiten Ehe, ohne männliche Nachkommenschaft erzielt zu haben. Als im Herbst 1047 die inneren Kriege von Neuem ausbrachen, hatte Erzbischof Hermann von Köln alle Getreuen aufgefordert inbrünstig Gott zu bitten, daß er dem Kaiser einen Sohn schenken möge, denn nur so ließe sich der Friede des Reichs erhalten. Spät wurden diese Gebete erhört: erst am 11. November 1050 gebar die Kaiserin ihren ersten Knaben. „Endlich," sagt Hermann von Reichenau, „wurde dem Kaiser ein Sohn geboren." „Gott sei Dank!" fügt der Altaicher Annalist bei, wo er die Nachricht verzeichnet.

Mit größerer Freude ist wohl selten ein Kind von den Eltern begrüßt worden: die schönsten Hoffnungen knüpften sich an dieses junge Leben, dem freilich eine unabsehliche Reihe der schwersten Kämpfe beschieden sein sollte. Der Kaiser, der abermals krank darnieder lag, hielt sich im Winter dieses Jahres meist zu Goslar auf, und dort auf sächsischem Boden wird der Knabe geboren sein. Dort ließ auch der Kaiser am Weihnachtsfest, als sich nach der Gewohnheit viele Fürsten um ihn versammelt hatten, sie sogleich seinem Sohne Treue und Gehorsam schwören. Auch ohne Wahl und Krönung galt der Knabe als der Nachfolger im Kaiserreich, dessen Erblichkeit schon keinem Zweifel mehr unterworfen



schien. Wir kennen die Formulare, welche zu dieser Zeit bei der Königs- und Kaiserkrönung in Anwendung kamen: deutlich tritt in ihnen die Meinung hervor, daß die Königskrone des deutschen Reichs und das kaiserliche Diadem sich in gleicher Weise nach göttlichem und menschlichem Recht von Vater auf Sohn vererbten.

Merkwürdig ist, wie der Kaiser den Sohn sogleich in eine ähnliche Stellung zur abendländischen Kirche zu bringen suchte, wie er sie selbst sich bereitet hatte. Keinen Andern ersah er zum Pathen des Knaben, als den Abt Hugo von Cluny, den er sogleich zu sich beschied. Der Abt war verhindert die weite Reise nach Sachsen im Winter zu unternehmen und entschuldigte brieflich sein Ausbleiben; eine zweite Einladung des Kaisers beschied ihn darauf nach Köln zum Osterfest und sprach bestimmt den besonderen Wunsch des Kaisers aus. Das deshalb nach Cluny ergangene Anschreiben des Kaisers ist erhalten und vielleicht das sprechendste Zeugniß für das eigenthümliche Verhältniß des Kaisers zu der Congregation, welches wir besitzen.

Nachdem Heinrich den Abt seiner Gunst versichert, hebt er an: „Ueber Deinen Brief, heiliger Vater, sind wir hoch erfreut gewesen und haben ihn um so lieber empfangen, je brünstiger der Eifer ist, mit dem Du Dich, wie wir wissen, in die Anschauung der göttlichen Dinge versenkst. Daß Du so große Freude über unsere glückliche Genesung und die Geburt des Sohns, den uns der Himmel geschenkt hat, in Deinem Brief an den Tag legst, dafür sind wir Deiner Liebe erkenntlich und danken Dir vom Grund unserer Seele. Zugleich aber tragen wir Dir eben so ausdrücklich auf, als wir Dich demüthig darum bitten, daß Du unablässig zu unserem gnädigen Gott für das Wohl des Staates, für die Ehre unseres ganzen Reichs und für unser und der Unsrigen Heil flehest, damit das vom Himmel uns beschiedene Glück den Kirchen und allem Volke Friede und Ruhe gewähre. Denn welcher verständige Mann wünscht nicht Dein und der Deinigen Gebet? Wer trachtete nicht durch ein unauflösliches Band mit denen verbunden zu werden, deren Gebet um so reiner ist, je ferner sie den Geschäften der Welt leben, und um so würdiger, je näher sie dem Angesicht Gottes stehen? Du betheuerst, daß Du wegen der weiten Entfernung Dich nicht nach unserem Befehl bei uns einstellen konntest, und so erwünscht uns Dein Erscheinen gewesen wäre, verzeihen wir doch Dein Ausbleiben unter der Bedingung, daß Du zu Ostern nach Köln, wenn es Dir möglich ist, zu uns kommst,



damit Du dort — wir wagen dieses Verlangen auszusprechen — den Knaben, über dessen Geburt Du solche Freude bezeugst, aus der heiligen Taufe hebst und als Pathe ihm Deinen Segen verleihst, wir aber dann gemeinschaftlich am Feste, vom Sauerteig der Sünde gereinigt, die reine Himmelsspeise in dem Mahle des Herrn genießen."

Das wunderbarste Gemisch gebietender Stellung und vollständiger Devotion zeigt sich in diesem Briefe, der seine Wirkung nicht verfehlte. Abt Hugo erschien zu Köln und hob am Ostertage 1051 (31. März) den Sohn des Kaisers aus der Taufe, bei der Erzbischof Hermann das Sacrament verwaltete. Man erzählt, daß der Knabe erst nach dem Namen seines Großvaters Konrad getauft, später aber nach seinem Vater umgenannt sei.

Die Geburt des Sohnes krönte die reichen Gaben, mit denen während eines Jahrzehnds das Glück unablässig den Kaiser wie seinen Liebling bedacht hatte. Nun erst schien die Zukunft des Reichs gesichert, welches er in frischer Blüthe ererbt, durch glänzende Siege erweitert, durch die Ergebenheit der geistlichen Mächte befestigt und gleichsam geheiligt hatte. Mit dem Aufschwung der kaiserlichen Gewalt war zugleich die Reform der Kirche, so oft verheißen und so oft vereitelt, endlich in das Leben getreten, und mit ihr gewann auch das kirchliche Leben einen neuen, höchst energischen Aufschwung. Neue Kräfte regten sich hier, die in ihrer weiteren Entwicklung dem Reiche freilich nichts weniger als förderlich waren, die aber jetzt noch dem Herrscher, der sie erweckt hatte, sich dienstbar zeigten und seiner Richtung auf eine universelle Machtstellung den günstigsten Vorschub zu leisten schienen.

Ein Trieb zur Universalmonarchie lag in dem Kaiserthum an sich und lag vor Allem tief in der Seele des Fürsten, der jetzt in der kaiserlichen Krone strahlte. Erfolge über Erfolge hatten ihn immer weiter dem Ziele zugetrieben, bei dem sich allein das Kaiserthum glaubte genügen zu können. Der Entwurf zu dem kolossalsten Bau eines Weltreichs war gemacht, die Fundamente schienen gelegt; rüstig schritt der Meister an das Werk und mochte hoffen bei günstigen Umständen selbst dasselbe vollenden zu können, stand er doch noch in den Anfängen des Mannesalters. Wie aber, wenn diese Gunst ihm versagt blieb, wenn die Launen des Glücks auch ihm sich fühlbar machten und Hemmnisse eintraten, die Niemand voraussehen konnte? Nur allzubald traten



sie ein, und da zeigte sich klar, daß die Fundamente des Baues nicht sicher lagen und wenig Aussicht blieb, das Werk in dem großartigen Maßstab zu vollenden, in dem es gedacht und begonnen war.

13.

Umschwung des Glücks.

Die letzten Ungarnkriege Heinrichs III.

Nachdem längere Zeit die Waffen des Reichs geruht, brachen im Herbst 1050 die äußeren Kriege von Neuem aus. Nach dem Osten, wo der Kaiser seine ersten und glänzendsten Siege gewonnen hatte, mußte er abermals seine Blicke richten, um das Ansehen seiner Herrschaft zu sichern. Herzog Kasimir von Polen, welcher den Verlust Schlesiens niemals verschmerzen konnte, trat abermals in eine feindliche Stellung zu Bretislaw von Böhmen, in dem sich der Kaiser den treuesten Vasallen und ergebensten Bundesgenossen gewonnen hatte. Ueberdies war noch immer an den Ungarn das vergossene Blut so vieler Deutschen nicht gerächt, und König Andreas zeigte sich in der Erfüllung der gegebenen Versprechungen überaus säumig. Selbst zu offenen Feindseligkeiten war es schon an der ungarischen Grenze gekommen, welche der unruhige Oheim des Kaisers, Bischof Gebhard von Regensburg, veranlaßt hatte. Im Anfange des Jahres 1050 hatte er bei einem zufälligen Aufenthalt an der Grenze einen Beutezug in das Gebiet der Magyaren unternommen, welchen diese gleich darauf rächten, indem sie in die Mark einfielen, Alles mit Feuer und Schwert verwüsteten und eine Anzahl der Colonisten in die Gefangenschaft schleppten; auch die von den Deutschen wieder aufgebaute Hainburg, seit der letzten Grenzregulirung der Hauptplatz der neugewonnenen Markgegenden, scheint damals zerstört zu sein.

Ein neuer Krieg gegen Ungarn schien unvermeidlich. Der Kaiser berief deshalb im Juli 1050 alle Fürsten Baierns nach seiner Burg Nürnberg zu einer Tagfahrt — der ersten, die in dem damals noch fast namenlosen Orte gehalten wurde, — und berieth hier die noth-

wendigen Maßregeln. Man beschloß zunächst die Hainburg herzustellen. Die Ausführung wurde dem Herzog Konrad von Baiern, dem Markgrafen Adalbert von Oestreich und Bischof Gebhard übertragen. Sie begaben sich sogleich an Ort und Stelle und schlugen ein befestigtes Lager auf, unter dessen Schutz sie die Befestigungsarbeiten ungehindert zu vollenden hofften. Aber die Magyaren ahnten, was die Befestigung der Hainburg bedeute. In der Nacht des 22. September griffen sie das deutsche Lager an. Sie beschossen es von allen Seiten, und so dicht fiel der Hagel der Pfeile, daß man nachher zweihundert derselben an einem Zelte fand. Sieben Tage hindurch vertheidigten sich die Deutschen gegen die stets erneuten Angriffe der Feinde unter großen Beschwerden: am achten Tage wagten sie endlich einen Ausfall aus dem Lager, bei dem es ihnen gelang den Ungarn so große Verluste beizubringen, daß sie schleunigst das Weite suchten. Die Befestigung der Hainburg wurde darauf vollendet, und die Fürsten kehrten, nachdem sie eine baierische Besatzung in der Burg zurückgelassen, mit dem Rest ihres Heeres nach Hause zurück. Kaum aber waren sie abgezogen, als die Magyaren aufs Neue vor der Burg erschienen, sie einschlossen und drei Tage nach einander berannten. Als diese Angriffe erfolglos blieben, warfen sie zündende Stoffe auf die Häuser und Wälle der Burg. Aber glücklicher Weise wandte sich in diesem Augenblicke der Wind und kehrte die Flammen von der Burg ab. Wunderbar schien die Rettung, und um so eher waren die Baiern geneigt, in einer auffliegenden Taube ein anderes Zeichen göttlichen Beistandes zu erkennen. Voll Gottvertrauen griffen sie zu den Waffen, warfen die Feinde zurück und jagten sie weithin in die Flucht. Viele Magyaren fanden bei der Verfolgung den Tod, so daß man sechs Schiffe mit den Leichen der Erschlagenen anfüllte; der Verlust der Baiern war dagegen gering und ihre Siegesfreude desto größer.

Um dieselbe Zeit hatte der Kaiser ein sächsisches Heer entboten, um Herzog Kasimir mit Krieg zu überziehen und selbst in Polen einzufallen. Aber der Zug unterblieb, theils weil der Kaiser eben damals von Neuem schwer erkrankte, theils weil Kasimir persönlich in Goslar erschien und sich durch einen Eid von dem Vorwurf rechtfertigte, daß er sich mit Gewalt habe Böhmens bemächtigen wollen, für andere Verfehlungen aber Genugthuung leistete. Das friedliche Verhältniß zwischen Böhmen und Polen wurde hergestellt und Kasimir



in Frieden entlassen. Bald mußte Polen dem Kaiser gegen die Ungarn folgen.

Gleichzeitig mit dem Ausbruche des Krieges an der ungarischen Grenze hatten sich auch die Unruhen in Lothringen erneuert. Graf Lambert von Löwen empörte sich zuerst, und der Kaiser mußte gleich nach dem Osterfest 1051, welches er in Köln verlebte, gegen denselben ausziehen, um ihn zum Gehorsam zu zwingen. Kaum aber war er aus Brabant zurückgekehrt, so erhob sich in seinem Rücken Graf Balduin von Flandern, ohne der gegebenen Versprechungen zu gedenken. Vor Kurzem war der Graf Hermann vom Hennegau gestorben; um die Hand seiner Wittwe Richilde, eines ehrgeizigen Weibes, warb Balduins Sohn gleichen Namens, und Richilde vermählte sich ihm ohne Bedenken, um sich in dem Besitz des Hennegaus zu erhalten. Niemals stand zu erwarten, daß der Kaiser gutwillig eine Ehe anerkennen würde, welche ebenso gefährlich dem Reiche als wegen zu naher Verwandtschaft der Kirche anstößig war; noch viel weniger ließ sich glauben, daß er die Macht der Flanderer durch den Besitz des Hennegaus verstärken würde. Mit den Waffen in der Hand bemächtigten sich daher die flandrischen Grafen des Hennegaus und besetzten die Burg Bergen mit ihren Reisigen. Der Kaiser, der während des Sommers in Sachsen verweilte und dort die Rüstungen zu dem bereits angesagten Ungarnkriege betrieb, konnte sich nicht selbst jetzt wiederum gegen die Niederlande wenden: er faßte deshalb den Entschluß, Gottfried der Haft zu entlassen und ihm den Schutz der Westgrenzen des Reichs zu übertragen. Auf keine bessere Weise konnte er erproben, ob die Sinnesänderung, welche Gottfried zu erkennen gab, echt sei. So setzte er, als er im August nach Baiern kam, zu Passau Gottfried wieder in volle Freiheit und sandte ihn nach dem Westen. Da das gesammte Vermögen des Herzogs mit seinen Reichslehen eingezogen war, befahl der Kaiser, daß ihm die Kirchenlehen, welche er vom Erzbischof von Köln trug, zurückgegeben würden. Was Gottfried gegen den Flanderer that, wissen wir nicht, aber er scheint gegen seine alten Bundesgenossen wenig Ernst gebraucht zu haben; mindestens wußten sich die Balduine in dem Besitze des Hennegaus zu behaupten. Der Kaiser selbst hatte inzwischen alle seine Gedanken auf den ungarischen Krieg gerichtet und stand bereits in den letzten Tagen des August an der Grenze des Feindes.

Papst Leo, stets eifrig bedacht, wie sein Biograph versichert, auf die Erweiterung des Reichs, hatte sich schon seit geraumer Zeit die Ungarn zur Nachgiebigkeit zu stimmen bemüht. Wiederholt hatte er Gesandte an sie geschickt und sie zur Unterwerfung unter die Gewalt des Kaisers und zur Zahlung des bedungenen Tributs ermahnt; selbst Abt Hugo von Cluny war nach Ostern im Auftrage des Papstes nach Ungarn gegangen, um einen Frieden zu vermitteln. Die Magyaren hatten sich darauf unter der Bedingung, daß der Kaiser von der Verfolgung derer abstehe, die sich an der Revolution gegen König Peter betheiligt hatten, zu einem Abkommen, wie es der Papst vorschlug, verstanden, und in der That sandte König Andreas Boten an den Kaiser mit Friedensvorschlägen, die jedoch den Forderungen desselben wenig entsprachen und das Vordringen des Heeres nicht aufhielten.

Von zwei Seiten fielen die Krieger des Kaisers in Ungarn ein. Ein starkes Heer unter Bischof Gebhard, Herzog Bretislaw und Herzog Welf drang auf dem linken Donauufer vor; ein noch zahlreicheres, aus Baiern, Sachsen, Schwaben, Franken, Lombarden, Burgundern und Polen bestehend, führte der Kaiser selbst, theils auf der Donau zu Schiffe, theils am rechten Ufer des Flusses entlang. Lebensmittel wurden dem Heere reichlich nachgeführt. Zum Unglück waren im Sommer anhaltende, sehr starke Regengüsse eingetreten, welche die ohnehin wasserreichen und sumpfigen Gegenden am rechten Donauufer ganz unzugänglich gemacht hatten. Der Kaiser war deshalb verhindert seinen Marsch am Flusse fortzusetzen und mußte einen sehr weiten Umweg durch Kärnthen nehmen, um in das feindliche Land einzudringen. Die Verpflegung der großen Menschenmasse, die er mit sich führte, wurde dadurch äußerst erschwert, und obwohl man so viel Lebensmittel wie möglich auf Pferden von der Flotte herbeischaffte, machte sich doch bald der empfindlichste Mangel im Heere fühlbar. Nach ihrer Gewohnheit zogen sich die Ungarn in das Innere ihres Landes zurück. Man sah wohl hier und da zerstreute Schaaren, aber nirgends stellte sich der Feind zum offenen Kampfe. Alles mit Ausnahme der Kirchen verwüstend, drang das Heer des Kaisers vor, aber je weiter es vorrückte, desto drückender wurde der Mangel. Die Ungarn hatten die Vorräthe im Lande entweder vernichtet oder vergraben oder mit sich genommen: nirgends fand man Lebensmittel vor, und auch der Transport von den Schiffen ließ

sich bald nicht mehr bewerkstelligen. Eine Hungersnoth brach aus, selbst der Kaiser mußte oft darben. Große Verdienste erwarb sich damals um das Heer ein schwäbischer Kleriker, mit Namen Benno, der in dem Dienste des Bischofs von Hildesheim stand. Wenn alle verzweifelten, fand er noch Rath und erreichte, daß es mindestens seinem Bischofe und dessen Gefolge niemals an Brod gebrach. In Liedern, die man noch lange nachher sang, wurde der kluge Schwabe gefeiert. Der Kaiser warf sein Auge auf den vielgewandten Mann, den er dann bei seinen Einrichtungen in Goslar bestens zu verwenden wußte.

Die Leiden des Heeres stiegen zu solcher Höhe, daß Heinrich endlich an den Rückzug denken mußte. Aber schon hofften die Ungarn ihm denselben zu versperren und so das deutsche Heer zu vernichten. Sie besetzten im Rücken desselben den Rand der Flüsse und Sümpfe an den Grenzen der Ostmark und rühmten sich, daß alle Deutsche hier ihren Untergang finden sollten. Sie kannten jedoch die Entschlossenheit der deutschen Krieger schlecht: unerschrocken gingen diese in das Wasser und trieben die am Ufer aufgestellten Feinde in die Flucht. Am stärksten hatten die Ungarn eine Schanze an dem linken Ufer der Rabnitz befestigt, welche eine über den Fluß gehende Brücke beherrschte. Aber auch diese Schanze griff eine Schaar tapferer Sachsen, von Burgundern und Polen unterstützt, nachdem sie unter großer Gefahr den Fluß überschritten hatte, mit Heldenmuth an, zersprengte die Feinde und öffnete dem Kaiser und seinem Heere den Weg über die Brücke. Nachdem der größte Theil des Heeres dieselbe überschritten hatte, wurde die Schanze in Brand gesteckt. Es geschah zum Unglück etwas zu früh, so daß Einige vom Nachtrabe zurückblieben und in die Hände der nachdrängenden Ungarn fielen. Der weitere Rückzug des Kaisers war unbehindert. Am 25. October war Heinrich in der hergestellten Hainburg, am 12. November in Regensburg. Weniger Schwierigkeiten hatte der am linken Donauufer vordringende Theil des Heeres gefunden: er war glücklich vorgedrungen, aber schon lange vor dem Kaiser zurückgekehrt.

Das Unternehmen des Kaisers war gescheitert. Wenn auch König Andreas gleich nach dem Abzuge der Deutschen mit dem Markgrafen Adalbert Waffenstillstand schloß und durch ihn dem Kaiser Friedensanerbietungen machte, so entsprachen diese doch weder an sich den Forderungen Heinrichs, noch waren sie von dem Ungarn völlig ernst

gemeint, der sich vielmehr alsbald schwieriger und schwieriger bei den von ihm selbst gestellten Bedingungen erwies. Der Kaiser sah ein, daß es eines neuen Kriegszugs bedürfe, um die Ungarn zu demüthigen und die Ehre des Reichs zu wahren. Schon vordem hatte er erfahren, daß ein tüchtiger Feind selten dem ersten Schlage erliegt, daß aber dem mißglückten ersten Streiche wohl ein zweiter von besserer Wirkung zu folgen pflegt. So beschloß er den Ungarnkrieg im nächsten Jahre aufs Neue anzugreifen.

Von Baiern begab sich der Kaiser nach Sachsen, wo er das Weihnachtsfest zu Goslar feierte; gegen Ostern 1052 brach er dann nach den rheinischen Gegenden auf und beging das Fest zu Speier. Es war das letzte Mal, daß er in dieser Stadt seiner Väter weilte; den Groll, den er gegen ihren Bischof hegte, übertrug er auch auf die Bürgerschaft und ließ selbst den Dombau in Stocken gerathen. Von Speier ging er nach Straßburg und Basel und hielt im Anfang Juni in Solothurn mit den burgundischen Großen eine Tagfahrt. Heftige Streitigkeiten, deren Veranlassung wir nicht kennen, brachen in der Versammlung aus, welche einige angesehene Männer des Landes in leidenschaftlicher Aufregung gegen den Kaiser verließen, dessen Gunst sie jedoch bald nachher wieder zu gewinnen suchten und leicht gewannen. Das Pfingstfest (7. Juni) feierte der Kaiser zu Zürich und eilte dann bald nach Baiern, um sich an die Spitze des Heeres zu stellen, welches er bereits gegen Ungarn aufgeboten hatte. Vom 2. bis 14. Juli verweilte er in Regensburg, am 20. war er zu Passau, am 24. zu Persenbeug in der Ostmark. Unmittelbar darauf überschritt er die ungarische Grenze mit seinem Heere. Alles ließ diesmal sich glücklicher an als im vorigen Jahre: ohne sonderliche Schwierigkeiten rückte der Kaiser bis Preßburg vor. Aber hier stieß man auf unerwarteten Widerstand. Die Burg wurde von den Feinden durch eine starke Besatzung vertheidigt und mußte von dem Kaiser belagert werden.

Es war das erste Mal, daß die Ungarn durch hartnäckige Vertheidigung eines ihrer festen Plätze das Vordringen des Feindes aufzuhalten suchten. Die Deutschen scheinen sich deshalb mit Belagerungszeug schlecht versehen und viele Zeit mit der Beschaffung desselben verloren zu haben. Zwei Monate lag der Kaiser vor Preßburg und erreichte, obwohl er mehrfach die Burg berennen ließ, dennoch nicht die Einnahme derselben. Inzwischen erschien Papst Leo im deutschen



Lager. König Andreas, welcher den wiederholten Angriffen des Kaisers doch nicht ohne Besorgniß gegenüberstand, hatte selbst den Papst zur Vermittelung aufgefordert, und dieser war in Person eiligst über die Alpen gegangen, um kein Mittel zu einer friedlichen Ausgleichung unversucht zu lassen. Die guten Absichten des Papstes hatten jedoch keinen Erfolg. Der Kaiser soll Anfangs gegen die Vorstellungen desselben taub gewesen sein, gab aber, als sich die Schwierigkeiten der Belagerung vergrößerten, den Bitten des heiligen Vaters nach. Andreas hatte diesem versprochen Alles einzugehen, was er für billig erkennen würde, sobald nur der Kaiser die Belagerung aufhebe. In der That zog sich nun das deutsche Heer von Preßburg zurück und setzte über die Donau. Kaum aber war dies geschehen, so sagte sich Andreas von allen seinen Versprechungen los und erregte dadurch so sehr den Zorn des Papstes, daß dieser ihn als Verächter des apostolischen Stuhls mit dem Banne bedrohte. Das Heer Heinrichs war inzwischen durch Mangel an Lebensmitteln so erschöpft, daß die Fortsetzung des Krieges unmöglich war. Schleunigst zog es sich nach den deutschen Grenzen zurück und löste sich in der Hoffnung auf, den Krieg im nächsten Jahre unter günstigeren Verhältnissen wieder aufzunehmen. Der Kaiser begab sich, vom Papste begleitet nach Regensburg, wo sie im Anfange des October eintrafen.

Auch der zweite Kriegszug des Kaisers gegen Andreas war vollständig mißglückt. Weder Ehre noch Vortheil, sagen die Altaicher Annalen, sei auf demselben gewonnen. Aber, die Wahrheit zu gestehen, der Erfolg war noch bei weitem schlimmer. Nicht allein das war zu beklagen, daß sich eine bereits gewonnene Provinz des Reichs nicht behaupten ließ, sondern mit dem Glauben an die Unüberwindlichkeit des Kaisers schwand auch die Achtung vor ihm im Innern, und alsbald erhob das gedemüthigte Fürstenthum freier das gesenkte Haupt.

Empörung Konrads von Baiern und Balduins von Flandern.

Die unglückliche Belagerung Preßburgs bildet gleichsam den Wendepunkt in der Geschichte Heinrichs III. und unseres Kaiserreichs. Unmittelbar an dieses gescheiterte Unternehmen schloß sich eine Reihe von Aufständen, die aller Welt verriethen, wie wenig gesichert

jene furchterregende Macht des Kaisers war. Sobald die Erfolge gegen die äußeren Feinde versagten, entbrannten die inneren Fehden aufs Neue und richteten sich sogleich gegen die Autorität des Kaisers selbst.

Baiern, obwohl von den neuen Einfällen der Ungarn unmittelbar bedroht, wurde dennoch zuerst der Schauplatz des neu auflodernden Bürgerkrieges, und Bischof Gebhard, der Oheim des Kaisers, die nächste Veranlassung jener unglücklichen Ungarnkriege, schürte auch hier die Flammen der Zwietracht. Der Bischof lebte mit Herzog Konrad schon seit geraumer Zeit in Unfrieden. Die Gründe ihrer Feindschaft kennen wir nicht, aber nicht überall sah man das Unrecht auf Seiten des Herzogs, da der Bischof als ein streitlustiger und gewaltthätiger Herr längst bekannt war. Auch erzählte man sich, der Herzog, erst so hoch geehrt vom Kaiser, habe die Gunst desselben und des kaiserlichen Hauses dadurch verloren, daß er sich die älteste Tochter des Kaisers zur Ehe zu nehmen geweigert habe.

Die Fehde, welche die beiden mächtigsten Herren Baierns im Angesichte eines drohenden Feindes begannen, war ohne Frage für dieses Land wie für das ganze Reich höchst gefährlich. Dennoch verließ, ehe sie geschlichtet war, der Kaiser, vom Papste begleitet, das Baierland. Am 18. October waren Beide zu Bamberg, am 6. November zu Tribur und feierten dann zusammen das Weihnachtsfest zu Worms, wo sich eine große Zahl von Bischöfen und Fürsten um sie versammelt hatte. Zu Worms trennten sie sich unter den herzlichsten Liebesbeweisen, um sich nie wieder zu begegnen. Der Papst nahm im Anfange des Jahres 1053 durch Schwaben den Rückweg nach Italien; er eilte über die Alpen, um zum Osterfeste in Rom einzutreffen, vorher aber noch mit den lombardischen Bischöfen zu Mantua ein Concil zu halten. Der Kaiser begab sich nach Sachsen, wo er Ostern zu Merseburg feierte und hier mit dem Dänenkönige, seinem treuen Vasallen und Bundesgenossen, eine Zusammenkunft hielt, deren Veranlassung und Ergebniß nicht überliefert werden.

Auch Bischof Gebhard und Herzog Konrad waren nach Merseburg beschieden, wo über sie Gericht gehalten werden sollte, da sie ununterbrochen ihre Fehden fortsetzten. Vor dem Gericht der anwesenden Fürsten scheint sich Bischof Gebhard gerechtfertigt zu haben; denn er ging straflos aus dem Handel hervor. Dagegen wurde Konrad, dem

man ungerechtes Gericht und die Einäscherung*) von Gebhards Burg Parkstein (in der Oberpfalz) vorwarf, verurtheilt und seines Herzogthums entkleidet. Es war das zweite Mal, daß der Kaiser einen Herzog entsetzte, und seine Strenge wurde diesmal noch um Vieles tiefer empfunden, als einst bei der Absetzung Gottfrieds von Lothringen. Die allgemeinste Mißstimmung ging durch das Reich. Offen wagte man den Kaiser als einen gewaltthätigen Herrscher zu schelten; deutlich zeigte sich bereits, wie tief sein Ansehen in den letzten Kriegen gesunken war. Gottfried, der sich bis dahin für seine Person ruhig verhalten, wenn er auch Balduins Angriffen keinen sonderlichen Widerstand entgegengestellt hatte, schöpfte neue Hoffnung, sich noch einmal auf eine seiner würdige Höhe zu erheben. Trotziger als je traten die Flanderer Grafen auf. Der junge Balduin, nicht mit dem Hennegau zufrieden, überfiel Thuin an der Sambre und steckte es in Brand; sofort stürmte er dann mit seinem Vater gegen die Maasgegenden an und zerstörte die Burg Huy mit Feuer. Wir hören nicht, daß ihnen ein Heer des Kaisers hier begegnet wäre.

Heinrich verlebte den ganzen Sommer in Sachsen, meist in Goslar, welche Stadt er gleichsam zu seiner stehenden Residenz bestimmt hatte und an deren großartigen Bauten er den lebendigsten Antheil nahm. Aber die Ruhe, die er sich gönnte, legte man ihm schon als träge Sorglosigkeit aus und erbitterte dadurch die Stimmung des Volkes. Erst im October verließ er Goslar und begab sich in die rheinischen Gegenden, um einen großen Reichstag abzuhalten, den er nach Tribur berufen hatte. Wichtige Angelegenheiten wollte er hier zur Entscheidung bringen, vor Allem die Nachfolge im Reich seinem Sohne sichern. So gereizt die Stimmung gegen den Kaiser war, wurde doch ohne Widerspruch der dreijährige Heinrich zum Könige gewählt; die Idee des Erbkönigthums hatte schon zu feste Wurzeln geschlagen, als daß an einen Widerstand zu denken gewesen wäre. Einhellig schworen die deutschen Fürsten zu Tribur**) nach dem Tode des Kaisers seinen Sohn als ihren Herrn anzuerkennen und ihm als solchem zu gehorsamen; „wenn er ein gerechter König werden würde“, setzt Hermann von Reichenau hinzu und

---

*) Die Einäscherung einer Burg in solcher Fehde bezeichnet der Altaicher Annalist ausdrücklich als ein sehr schweres Verbrechen nach der Auffassung jener Zeit.

**) Der Kaiser war am 3. November zu Worms; in den ersten Tagen dieses Monats scheint hiernach der Reichstag abgehalten zu sein. Am 15. October war der Kaiser noch zu Goslar.

läßt in Zweifel, ob er damit eine Reservation nach eigenem Sinne oder eine von den Fürsten gestellte Bedingung ausdrücken will.

Die Verhältnisse Ungarns zum Reiche kamen zu Tribur aufs Neue in Erwägung. Bischof Gebhard hatte mit König Andreas Friedensverhandlungen eröffnet, die einen glücklichen Ausgang versprachen. Andreas hatte sich nämlich eine bedeutende Summe zu zahlen, neue Abtretungen von seinem Reiche zu machen und Heeresfolge dem Kaiser auf allen Kriegsfahrten mit Ausnahme derer, die nach Italien gerichtet wären, zu leisten erboten: diese Bedingungen hatte er sich zu schwören anheischig gemacht und Gesandte zum Abschluß des Friedens nach Tribur geschickt. Der Kaiser ging mit den Fürsten auf die Anerbietungen des Königs ein und gab sich der Hoffnung hin, die Verhältnisse mit Ungarn dadurch dauernd zu ordnen. Aber bald sah er sich hierin getäuscht: der entsetzte Herzog Konrad vereitelte den Frieden, den sein Widersacher vermittelt hatte.

Auch Konrad war nach Tribur beschieden worden, wo seine Angelegenheit noch einmal verhandelt werden sollte. Man wird kaum bezweifeln können, daß eine versöhnlichere Stimmung den Kaiser bewogen hatte eine bereits abgeurtheilte Sache von Neuem zur Verhandlung zu bringen. Aber Konrad hatte mit dem Kaiser bereits abgerechnet: er leistete der Mahnung desselben nicht nur keine Folge, sondern sammelte einen Anhang unruhiger Gesellen um sich, mit denen er sich dann zu Andreas durch Kärnthen nach Ungarn begab. Nicht allein daß er diesen vermochte sich wieder von den Friedensbedingungen loszusagen, die er noch vor Kurzem angeboten hatte, er ermuthigte ihn überdies zu einem Angriff auf die Grenzen des Reichs und führte bald darauf selbst ein ungarisches Heer nach Kärnthen. Bei seinem Erscheinen erhob sich ein großer Theil der kärnthnischen Großen für ihn und die eifrigen Anhänger des Kaisers wurden vertrieben. Konrads Schaaren durchschweiften plündernd das Land und kehrten nur, nachdem sie eine starke Besatzung in der Hengstburg — damals ein stark befestigter Platz unweit von St. Florian — zurückgelassen hatten, nach Ungarn zurück. Konrad hatte, ehe er zu den Ungarn ging, sich mehrere baierische Großen eidlich verpflichtet, ihm bei seinen Unternehmungen Beistand zu leisten, aber diese Verschwörung war entdeckt und unterdrückt worden. Dennoch erhoben sich jetzt auch in Baiern die Unzufriedenen wider den Kaiser und seinen Oheim Bischof Gebhard; namentlich standen die

Grafen von Scheiern auf und beunruhigten durch Plünderungen weit und breit das Land. Die Lage Kärnthens und Baierns war so gefährdet, daß der Kaiser keinen Augenblick säumen durfte; noch im November begab er sich in die Gegenden an der Donau.

In den östlichsten Gegenden Baierns, auf der alten Königspfalz zu Oetting am Inn, feierte der Kaiser das Weihnachtsfest und belehnte seinen dreijährigen Sohn Heinrich mit dem baierischen Herzogthum, dessen Verwaltung im Namen des Knaben der Bischof Gebhard von Eichstädt übernehmen sollte. Gebhard war von Geburt ein Schwabe, der Sohn eines Grafen Hartwich, ein weitläufiger Verwandter des Kaisers wie des Papstes. In sehr jungen Jahren hatte er im Jahre 1042 auf die Empfehlung des Bischofs Gebhard von Regensburg das Bisthum Eichstädt erhalten, und der alte Bardo hatte schon damals prophetisch verkündet, daß dieser Jüngling zu noch größeren Dingen bestimmt sei. Gebhard legte in der That die ausgezeichnetsten Fähigkeiten an den Tag und erwarb sich das Vertrauen des Kaisers in solchem Maße, daß er ihn in allen wichtigen Reichsangelegenheiten zu Rathe zog und jetzt keinen Anstand nahm ihm auch die Sicherung des gefährdeten Baierns zu übertragen. Gewiß sah der herrschsüchtige Bischof von Regensburg es mit tiefem Unwillen an, wie sein Schützling ihm über den Kopf wuchs, und auch die deutschen Fürsten dankten es schwerlich dem Kaiser, daß er nun zu der Politik seines Vaters zurückzukehren schien, indem er Baiern durch seinen Sohn mittelbar an die Krone brachte. Aber die Maßregeln des Kaisers erwiesen sich doch als heilsam. Obwohl er selbst im Anfange des Jahres 1054, nachdem er noch einen Landtag zu Regensburg abgehalten hatte, Baiern verließ, wurde hier doch allmählich die Ruhe hergestellt; besonders dankte man es der Fürsorge des Eichstädter Bischofs, der auch die Scheirer Grafen auf das Empfindlichste demüthigte. Ebenso gewannen in Kärnthen, wo Heinrich die Güter des landesflüchtigen Konrad eingezogen hatte, die Kaiserlichen wieder die Oberhand; bald mußte die ungarische Besatzung die Hengstburg räumen. Zwar machten die Ungarn noch einmal einen glücklichen Angriff auf Kärnthen und fielen unter Konrads Anführung öfters in die Ostmark ein, aus der sie reichliche Beute fortschleppten, aber der innere Aufstand war doch überwältigt und damit die schlimmste Gefahr beseitigt. Endlich ermannten sich sogar die Baiern zu einmüthigem Widerstand gegen den Landesfeind: sie bildeten

ein Heer und traten den Ungarn entgegen. Es kam zu einem blutigen Kampfe, der auf beiden Seiten viele Opfer kostete. Der Verlust der Ungarn in diesem Kampfe war so groß, daß sie weitere Angriffe auf das baierische Gebiet für die nächste Zeit unterließen. So wurde mindestens die alte Reichsgrenze gegen Ungarn behauptet, wenn bei der Lage des Kaisers auch wenig Aussicht blieb, das Land in die frühere Abhängigkeit zurückzubringen.

Der Kaiser hatte sich im Januar von Regensburg nach Schwaben begeben, wo der Landfriede ebenfalls gestört worden war. Erst nachdem er mehrere Raubnester zerstört hatte, wurde der Zustand auch hier erträglicher. In der Mitte des Februar hielt er einen großen Landtag in Zürich, zu dem er die lombardischen Bischöfe und Großen beschieden hatte. Mehrere Gesetze für Italien, die auf diesem Landtage beschlossen wurden, sind uns erhalten. Das eine von ihnen bestätigt nachdrücklich alle Kirchengesetze über verbotene Ehen und bedroht außerdem Jeden, der die Wittwe oder Braut eines verstorbenen Verwandten heirathet, mit dem Verlust seines ganzen Vermögens. Das zweite Gesetz setzt Todesstrafe auf die Beleidigung kaiserlicher Majestät. Am merkwürdigsten ist ein drittes, als dessen Veranlassung zahlreiche Meuchelmorde in Italien, namentlich durch Vergiftung, angegeben werden. Das Gesetz bestimmt deshalb: „Wer durch Gift oder sonst durch Meuchelmord einen Anderen getödtet hat oder bei dem Morde Mitschuld trägt, soll das Leben und seine ganze bewegliche und unbewegliche Habe verlieren. Hiervon sind zuerst 10 Pfund Gold als gesetzliches Wergeld den Verwandten des Getödteten zu zahlen, der Rest aber zwischen dem Fiscus und den Verwandten zu theilen. Wer des Meuchelmordes oder der Mitwissenschaft an demselben angeklagt wird, kann sich, wenn er sich als unschuldig bekennt, als freier Mann nur durch ein Kampfgericht, als unfreier nur durch ein Gottesgericht reinigen. Ferner soll auch das ganze Vermögen eines Jeden eingezogen werden, der einem Mörder Zuflucht oder Beistand gewährt.“ Wie nothwendig dieses Gesetz bei dem Zustande Italiens war, wird der Verlauf unserer Darstellung zeigen. Auch einige lehnsrechtliche Bestimmungen über die Bedingungen, unter welchen die Vasallen ihrer Lehen verlustig gehen sollen, tragen den Namen Heinrichs III. und sind wahrscheinlich auf demselben Landtag beschlossen worden.

Nachdem der Kaiser die Lombarden entlassen hatte, begab er sich den Rhein hinunter nach Mainz, wo er das Osterfest feierte. Gleich nach Ostern ging er durch die Maingegenden und Thüringen nach Sachsen, um das Pfingstfest in Quedlinburg zu begehen. Unter den Großen, die sich hier um ihn versammelten, befanden sich auch der Polen- und Böhmenherzog. Sie brachten ihren alten Streit über Schlesien abermals vor dem Kaiser zur Sprache. Wenn Herzog Kasimir seine alten Ansprüche jetzt von Neuem aufnahm, so lag der Grund auch hierfür unfraglich in der unglücklichen Wendung, welche die ungarischen Kriege genommen. Dem Kaiser und Herzog Bretislaw mußte Alles daran gelegen sein, daß sich der Polenherzog nicht mit den Magyaren und Herzog Konrad verbündete, welchem Letzteren derselbe als seinem rechten Vetter ohnehin nahe genug stand. So erreichte der Pole denn jetzt, wonach er so lange vergeblich getrachtet hatte: Breslau und die anderen Burgen Schlesiens wurden ihm von Bretislaw übergeben, wogegen er sich und seine Nachfolger zu einer Zahlung von 30 Mark Gold und 500 Mark Silber jährlichen Zinses an die Beherrscher Böhmens verpflichtete.

Der wackere Bretislaw fühlte, daß er am Ende seiner Thaten stehe, und ordnete mit weiser Fürsorge die Nachfolge in seinen Ländern. Seinem ältesten Sohne Spitihnew bestimmte er die Nachfolge in dem ungetheilten Böhmen, den drei folgenden Söhnen übergab er schon bei seinen Lebzeiten Theilfürstenthümer in Mähren, den jüngsten Jaromir hatte er dem geistlichen Stande und zum Nachfolger des Bischofs Severus von Prag bestimmt. Als er einige Monate später zu Chrudim ernstlich erkrankte, beschied er die Großen Böhmens zu sich und stellte ihnen vor, wie nachtheilig die früher übliche Theilung der Herrschaft dem Lande sei, wie dasselbe nur gedeihen könne, wenn ein Herr gebiete; er vermochte sie so in eine Erbfolgeordnung zu willigen, wonach von seinen Nachkommen stets der Aelteste an Jahren auf den Herzogsstuhl Böhmens erhoben, die anderen Glieder des herzoglichen Geschlechts aber mit Theilfürstenthümern in Mähren abgefunden werden sollten. Nachdem Bretislaw auf diese Weise für die Zukunft seines Landes gesorgt hatte, starb er am 10. Januar 1055, ehe er noch das fünfzigste Jahr beendet hatte. Böhmen verlor in ihm einen seiner kräftigsten Herrscher, der das Land aus tiefem Verfall wieder zu Ansehen erhoben hatte. Auch für den Kaiser war Bretislaws

Tod ein schwerer Verlust, denn er hatte in dem Böhmen, nachdem er in ehrlichen und rühmlichen Kämpfen ihn unterworfen hatte, den zuverlässigsten Anhänger gefunden.

Indessen hatte sich auch der Kaiser die Nachfolge im Reiche seinem Sohne Heinrich durch kirchliche Weihe unumstößlich zu sichern beeilt. Im Sommer 1054 begab er sich abermals in die rheinischen Gegenden, um die Krönung des jungen Heinrich vollziehen zu lassen. Sie erfolgte am 17. Juli zu Aachen, und der Knabe empfing aus den Händen des Erzbischofs von Köln, wie einst das Taufwasser, so jetzt die Krone. Vergeblich brachte Luitpold von Mainz sein besseres Anrecht an die Krönung zur Sprache: wohl mehr noch als das Privilegium des Papstes entschied für den Kölner, daß der Kaiser einen so einflußreichen Mann wie Erzbischof Hermann nicht zu einer Zeit verletzen mochte, wo derselbe ohnehin wegen der Absetzung seines Neffen Konrad in Aufregung sein mußte. Der Kaiser, sagt Lambert von Hersfeld, gab dem Erzbischof Hermann wegen seines vornehmen Geschlechts, und weil Aachen in dessen Diöcese lag, den Vorzug. Wahrscheinlich geschah es zu derselben Zeit, daß dem jungen Könige das Herzogthum Baiern wiederum genommen und auf den zweiten Sohn des Kaisers übertragen wurde, den ihm Agnes im September 1052 geboren und den die Eltern Konrad genannt hatten.

Bald nach der Krönungsfeier eröffnete der Kaiser einen neuen Feldzug gegen Balduin von Flandern, zu dem er große Rüstungen hatte anstellen lassen. Noch immer waren Balduin und sein Sohn unbesiegt und behaupteten sich nicht allein in dem Besitze des Hennegaus, sondern beunruhigten auch weit und breit Niederlothringen. Erst als der Kaiser anrückte, räumten sie den Hennegau, so daß er ungehindert bis an die Schelde vordrang, die er zwei Meilen oberhalb Valenciennes bei einem Orte, Maing mit Namen, überschreiten wollte. Hier aber fand er das jenseitige Ufer vom Feinde besetzt. Nachdem er sich einige Zeit lang ihm gegenüber unthätig verhalten hatte, schickte er eine Abtheilung seines Heeres durch Cambray und ließ sie dort über die Schelde gehen, um dem Feind in den Rücken zu fallen. Graf Balduin schwebte in großer Gefahr zwischen die beiden Heere des Kaisers zu gerathen, aber noch rechtzeitig gewarnt, brach er sein bisheriges Lager ab und zog sich eiligst von der Schelde zurück. Jetzt ging der Kaiser ungehindert über den Fluß und drang, Alles mit Feuer und Schwert verwüstend, durch

Flandern bis zu einem Ort Namens Boulenrieu vor. Hier stieß zu ihm einer der vornehmsten Vasallen Balduins, Johann von Bethune, Castellan von Arras, mit dem er schon lange im Einverständniß stand. Johann hatte vorlängst die Wittwe des Castellan Walter von Cambray geheirathet und dabei das Lehenamt ihres ersten Gatten zu gewinnen gehofft, aber seine Wünsche und Bewerbungen hatten bei dem Bischof Lietbert den entschiedensten Widerstand gefunden. Als sich Johann endlich mit Gewalt in den Besitz der Castellanei von Cambray setzen wollte, hatte Balduin von Flandern sich des Bischofs angenommen und ihn gegen die Gewaltthaten seines Vasallen geschützt. Seitdem sann Johann unablässig auf Rache gegen seinen Lehnsherrn und erbot sich dem Kaiser zum Wegweiser, wenn er sein Heer gegen Flandern führen würde. Er hielt Wort. Durch Johanns Vermittlung wurden den Kaiserlichen um Mitternacht die Thore von L'Ecluse geöffnet und die Besatzung Balduins, die hier stand, zum großen Theil niedergemetzelt.

Unter großen Verwüstungen drang das Heer des Kaisers tiefer in Flandern ein und lagerte sich bei Phalempin zwischen Douai und Lille. Graf Balduin hatte Lille, welches durch ihn erst ein namhafter Ort wurde, zu seinem Hauptsitze erwählt, mit kirchlichen Gebäuden und starken Befestigungen versehen und hierhin auch jetzt seine Zuflucht bei dem Vordringen des Kaisers genommen. Der Kaiser rückte von Phalempin gegen Lille an, aber ein Theil des flandrischen Heeres unter der Führung des Lehnsgrafen Lambert von Lens zog ihm entgegen und verlegte ihm den Weg. Es kam zum Handgemenge, in dem Lambert fiel und das flandrische Heer zerstreut wurde. Aber trotz dieses glücklichen Kampfes wagte der Kaiser doch nicht Lille selbst anzugreifen; er zog sich vielmehr zurück und schlug die Straße nach Tournay ein. Auf diesem Wege stieß er auf die Reste des geschlagenen Heeres, die sich in einer kleinen Feste eingeschlossen hatten und durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurden. Auch Tournay wurde dann belagert und eingenommen. Dies war die letzte Waffenthat des Kaisers. Unmittelbar nach der Einnahme Tournays kehrte er triumphirend in sein Reich zurück. Aber der Triumph war nichts weniger als vollständig; denn weder war Balduin zu einem Frieden genöthigt worden, noch unterließ er in der Folge seine Angriffe auf Lothringen. Schon im folgenden Jahre finden wir ihn wieder vor Antwerpen, und schließlich wußten die

Markgrafen von Flandern den größten Theil des Hennegaus zu behaupten.

Indessen hatte der Kaiser doch so viel erreicht, daß für den Augenblick die Grenzen des Reichs gesichert und der Aufstand im Innern niedergehalten war. Aber schon bedrängten ihn andere, nicht minder schwere Sorgen wegen der Lage Italiens. Nicht allein daß sich der Bund mit den Normannen gelöst hatte und Papst Leo in den schwersten Bedrängnissen aus der Welt geschieden war: überall gährte es in dem Lande jenseits der Alpen und die Bewegung daselbst ließ um so Schlimmeres besorgen, als sich Gottfried von Lothringen bereits heimlich aus Deutschland entfernt und nach der Lombardei begeben hatte. Die Maske der Ergebenheit hatte er abgeworfen, und Jedermann erwartete, daß er seinem lange verbissenen Ingrimm nun volle Genüge gewähren werde. Mit drückendem Gewicht fielen diese Sorgen auf die Seele des Kaisers, als er im September einen Fürstentag zu Mainz versammelte und hier römische Gesandte vor ihm erschienen, welche die Besetzung des erledigten Stuhls Petri verlangten.

Leo IX. und die Normannen.

So auffällig der Glückswechsel gewesen war, welchen das Kaiserthum erfuhr, so hatte doch das Papstthum mitten in seinem frischen Aufschwung noch bei Weitem demüthigendere Fügungen ertragen müssen. Kein Papst hat nach den glücklichsten Erfolgen bitterere Enttäuschungen zu beklagen gehabt, als Leo IX., auf dessen letzte Lebensjahre wir den Blick zurücklenken müssen.

Mit der begeisterten Anerkennung, welche den Anfängen seines Pontificats das gesammte Abendland zollte, hatte sich Leos Geist zu den erhabensten Anschauungen von der universellen Bedeutung des römischen Bisthums erhoben. So lange war der Stuhl Petri trotz aller seiner Ansprüche auf allgemeine Herrschaft in der christlichen Kirche von den engherzigen und kleinlichen Interessen der römischen Adelsfactionen beherrscht gewesen, daß die Welt mit Staunen sah, wie Leo ihn nun zu einem Centrum der gesammten lateinischen Kirche zu machen suchte, wo sich wie in einem Brennpunkte die bisher weithin über das Abendland zerstreuten Strahlen der großen Reformbewegung sammelten. Aus verschiedenen Nationen vereinte er Männer um sich, die durch Eifer



für die Reform, Sittenstrenge und gelehrte Bildung hervorleuchteten, und besetzte mit ihnen die Würden der römischen Kirche, welche so lange nur die Beute der Meistbietenden oder eine Ausstattung für die Sippschaft des römischen Adels gewesen waren. Ein neuer Geist kam so über die Körperschaft der Cardinäle. Jetzt erst gewannen unter ihnen die Ideen der Cluniacenser ein regeres Leben: man begann nun den Sinn der pseudoisidorischen Decretalien zu begreifen und, indem man ihn begriff, neue und kühnere Folgerungen aus Documenten zu ziehen, von deren Fälschung man schlechterdings kein Bewußtsein hatte.

Eine nicht geringe Anzahl ausgezeichneter Männer sehen wir zu Rom um den Papst thätig, alle von dem einen Geiste beseelt, mit jedem Opfer die Herrschaft Roms in der lateinischen Kirche durchzukämpfen, alle mehr oder weniger durch Cluny bestimmt und durchaus in den Wegen wandelnd, welche der Kirche seit einem Jahrhundert die Aebte der Congregation vorgezeichnet hatten. Zu diesen Männern gehörte jener Humbert aus Frankreich, dessen schon oben gedacht ist und der, als sich sein Erzbisthum Sicilien als ein leerer Traum erwies, zum Cardinal-Bischof von Silva-Candida ernannt wurde; zu ihnen Hildebrand, dem die Leitung des großen Klosters bei S. Paul von Leo bereits übertragen war, und Stephan, ein burgundischer Mönch, ein Herz und eine Seele mit Hildebrand, Beide von gleichem Einfluß auf den Papst, zu dessen Herz die Mönche so leicht den Eingang fanden; zu ihnen gehörte ferner der Lothringer Friedrich, der Bruder des entsetzten Herzogs Gottfried, an Verstand und leidenschaftlicher Hartnäckigkeit diesem kaum nachstehend, und dessen Landsmann Hugo mit dem Beinamen der Weiße, ein unruhiger, aber reichbegabter junger Kleriker, damals noch gleich Friedrich ganz von den Principien der Cluniacenser beherrscht. Die römische Kirche mußte unter den Einflüssen solcher Männer eine ganz neue Bedeutung gewinnen; die Synoden Roms erhoben sich auf eine Höhe der Anschauung und der Autorität, wie sie vielleicht niemals zuvor gehabt hatten. Ueberdies traten sehr einflußreiche Würdenträger der Kirche mit dem Papste und den Cardinälen in die unmittelbarste Verbindung. Wir haben gesehen, wie Hugo von Cluny, wie die Erzbischöfe Halinard von Lyon und Hugo von Besançon alle Schritte des Papstes begleiteten und überall als die Werkzeuge seiner Macht erschienen. Auch darauf ist bereits hingewiesen,

wie jener enge Bund zwischen Rom und Köln, der sich durch Jahrhunderte erhielt und für die Entwicklung der Hierarchie die größte Bedeutung gewann, schon damals geschlossen wurde. Der Erzbischof von Köln erhielt als Erzkanzler des apostolischen Stuhls zu Rom die Kirche des h. Johannes an der Porta Latina. In ähnlicher Weise knüpfte der Papst den Abt von Monte Cassino — es war noch der Baier Richer — an Rom, indem er ihm die Kirche S. Croce in Gerusalemme übertrug. Es ist endlich hinreichend bekannt, in wie vertrauten Beziehungen Leo zu Petrus Damiani und durch ihn mit den Eremitenmönchen Italiens stand.

Je mehr aber in Rom die gesammte geistliche Bewegung ihren Mittelpunkt fand, desto drückender mußte für den Papst die zweideutige Doppelstellung werden, in welcher er sich als allgemeiner Bischof und zugleich als Vorsteher eines kleinen deutschen Bisthums befand. Was half es, die Kirche aus den Fesseln des römischen Patriciats zu befreien, wenn man sie zu derselben Zeit wieder an die besonderen Interessen des deutschen Reichs kettete und ihnen dienstbar machte? Leo eilte deshalb, sobald er von seiner zweiten Reise zum Kaiser zurückgekehrt war, sich seines lothringischen Bisthums zu entledigen (1051). Auf den Wunsch des Papstes übertrug der Kaiser Toul einem vertrauten Freunde desselben, dem Primicerius Udo, welcher bisher das Kanzleramt des apostolischen Stuhls bekleidet hatte. Der Papst erklärte, daß er Toul nur deshalb so lange behalten habe, weil er durch die Macht seines höchsten Bisthums das Wohl des armen Stifts habe fördern wollen.

Offenbar stand der Papst, seitdem er sein deutsches Bisthum aufgegeben hatte, in einer viel freieren Stellung zum Kaiser, als früher. Je rücksichtsloser er aber jetzt die Interessen seines römischen Bisthums in das Auge fassen konnte, desto größer wurde auch die Gefahr für ihn, mit Kaiser und Reich in Streitigkeiten zu gerathen und jene Grenzpunkte zu berühren, welche zwischen dem römischen Bisthum und der kaiserlichen Gewalt immer unbestimmt geblieben waren und auch bei der Stellung beider nie scharf gezogen werden konnten. Leo hätte nicht in den Grundsätzen seiner Zeit erzogen sein müssen, wenn er die Gunst der Umstände hätte ungenützt lassen sollen, um der Kirche, der er vorstand, auch den äußeren Glanz und die weltliche Macht zurückzugeben, welche sie einst wirklich besessen hatte oder doch besessen zu haben glaubte.



Kein Wunder daher, wenn wir ihn auf das Eifrigste bemüht sehen alle begründeten oder nur erträumten Anrechte Roms aus der Vergangenheit bei der ersten Gelegenheit wieder zur Anerkennung zu bringen. Nicht allein daß er die lange verlorenen und fast vergessenen Hoheitsrechte über den Exarchat wieder in Anspruch nahm und deshalb mit dem Erzbischofe von Ravenna in Streitigkeiten gerieth, er war auch unseres Wissens der erste Papst, welcher von der falschen Schenkungsurkunde Constantins einen öffentlichen Gebrauch machte. Wenn er sich auch dem deutschen Kaiser gegenüber nicht auf dieselbe bezog, so that er es doch gegen die Griechen und beanspruchte auf Grund derselben die Ueberlieferung der Rom geschenkten Länder Unteritaliens von dem Kaiser des Ostens. Wie er die gesammte Tradition der römischen Kirche in Bezug auf Lehre und Disciplin sich unterschiedslos und ohne Prüfung zu eigen gemacht hatte, so faßte er auch alle Besitztitel Roms in ihrem Zusammenhange als ein untrennbares Ganzes auf.

Nichts konnte da dem Papste erwünschter kommen, als daß sich Benevent, auf welche Stadt seine Vorgänger so oft vergeblich Ansprüche erhoben hatten, ihm jetzt freiwillig ergab. Nachdem die Beneventaner gegen Ende des Jahres 1050 ihre Fürsten aus der Stadt verjagt hatten, schickten sie um Ostern des folgenden Jahres eine Gesandtschaft an den Papst und forderten ihn auf, ihre Stadt zu besuchen und die Herrschaft derselben zu übernehmen. Leo sandte sofort den Cardinal Humbert und den Patriarchen von Grado nach Benevent, welche das Volk dem Nachfolger Petri Treue schwören ließen und mit Geiseln von den angesehensten Bewohnern der Stadt nach Rom zurückkehrten. Am 5. Juli 1051 kam dann der Papst selbst nach Benevent, empfing persönlich die Huldigung und löste die Stadt vom Bann. Er beschied sofort Waimar von Salerno und Drogo, den normannischen Grafen von Apulien, nach Benevent und übertrug ihnen die Vertheidigung seiner neuen Besitzung, indem er zugleich Drogo auf das Nachdrücklichste zur Pflicht machte die Normannen von jeder Gewaltthat gegen seine neuen Unterthanen abzuhalten.

Bis zum 8. August blieb Leo in Benevent und begab sich dann mit Waimar nach Salerno. Kaum aber waren Beide hier eingetroffen, so lief die Nachricht ein, daß die Normannen mit den Beneventanern bereits in blutige Händel gerathen seien. Der Papst kam in die heftigste Aufregung. „Ich werde Mittel finden," rief er aus, „die Stadt



mir zu bewahren und den Uebermuth der Normannen zu strafen.“ Von dem Augenblick an war er der geschworene Feind der Normannen. Benevent, welches die Normannen schon als ihre sichere Beute angesehen und von dessen Gebiet sie bereits einen großen Theil eingenommen hatten, wurde zum Erisapfel, der ihren Bund mit dem Papste für immer trennte: ein Streit erhob sich, indem Leo keine Ausgleichung kannte, der fortan alle seine Schritte bestimmte und dessen unglücklicher Ausgang sein eigenes Ende wurde. Rühmlich und glänzend sein Pontificat mit geistlichen Reformen beginnend, fand er den beklagenswerthesten Untergang, als er sich für die weltliche Macht Roms in den Kampf stürzte.

Der Papst hatte dem Grafen Drogo die Schuld dessen beigemessen, was nach seiner Abreise im Beneventanischen geschehen war, aber mit großem Unrecht. Bereits am 10. August war Drogo das Opfer einer Verschwörung geworden, welche die Griechen, wie es scheint, angezettelt hatten; unter dem Dolche eines ihm vertrauten Mannes aus Apulien, mit Namen Riso, hatte er in seiner Burg Monte Ilaro*) den letzten Athem verhaucht. Drogos Tod erregte große Trauer, nicht allein bei den Normannen, sondern auch beim Papste, der für ihn eine Seelenmesse las und ihn kraft seines apostolischen Amts von allen begangenen Sünden freisprach. Am schmerzlichsten aber empfand Drogos Fall der Fürst Waimar von Salerno, der wohl fühlte, daß in dem tapferen Normannen die Hauptstütze seiner Macht gesunken sei, und bald sehen mußte, wie sich die Verhältnisse Unteritaliens auf das Unheilvollste verwirrten.

Denn Leo IX. sprach nicht allein den Bann über die Normannen aus, sondern rüstete sich auch sofort gegen sie zum Kriege. Mit Waffengewalt wollte er sie aus dem Fürstenthum Benevent verjagen, das er in allen seinen Theilen als Erbe des heiligen Petrus nach alten und neuen Rechtsansprüchen ansah. Muth zu einem solchen Unternehmen konnte ihm das Beispiel des Abts Richer von Monte Cassino einflößen, der schon vor Jahren seine Besitzungen von diesen räuberischen Gästen befreit. Ueberdies stand zu erwarten, daß es dem Papste an Unterstützung in Italien nicht fehlen würde, da man hier bereits allge-

*) Freudenberg. Die Burg soll dann Monte Doglioso, d. h. Schmerzenberg, umgetauft sein, welcher Name endlich in Montoglio sich verwandelte.



mein erkannte, wohin die Absichten der Normannen gingen, und daß sie nur deshalb das Land gegen Araber und Griechen geschützt hatten, um sich selbst in den Besitz desselben zu setzen. So groß war die Aufregung gegen das gewaltthätige und herrschsüchtige Volk der Fremde, daß ein Abt aus der Normandie, der vor einigen Jahren mit Aufträgen des Papstes durch Italien gereist war, trotz seines geheiligten Charakters als Gesandter des apostolischen Stuhls die schmählichsten Mißhandlungen in Rom und Aquapendente erlitten hatte, lediglich weil er ein Normanne war. Aber der Papst sah sich auch außerhalb Italiens nach Beistand um. Er nahm die Hülfe des Kaisers, des Königs von Frankreich, der burgundischen Großen in Anspruch und versprach ihnen Erlaß ihrer Sünden und reiche Geschenke, wenn sie dem Stuhle Petri in so großer Bedrängniß ihre Waffen liehen. Die Bitten des Papstes hatten indessen keinen Erfolg: weder der Kaiser noch andere Fürsten des Auslandes konnten oder wollten einen Zug über die Alpen antreten. So sah sich Leo auf die Hülfskräfte seiner Freunde in Italien beschränkt, und auch diese griffen nur zögernd zu den Waffen. Friedrich von Lothringen, Kanzler des Papstes, seit Udo zum Bischof von Toul erhoben war, ein hitziger Feind der Normannen, brachte endlich ein italienisches Heer zusammen. Es hatte sich aus den Marken, aus dem Römischen und Campanien gesammelt und war weder zahlreich noch von sonderlich kriegerischem Muthe beseelt. Mit diesem Heere zog der Papst im Mai 1052 nach Campanien, wo er den mächtigen Waimar zu Salerno zu seiner Unterstützung entbot. Doch Waimar verweigerte nicht allein jede Hülfe, sondern warnte auch den Papst und dessen Heer sich mit den Normannen in einen völlig ungleichen Kampf einzulassen. Diese Warnung hatte den schlimmsten Erfolg auf die Kriegsmacht des Papstes: das ganze Heer lief auseinander, und Leo selbst nahm seinen Weg fast wie ein Flüchtling nach Neapel.

Die Normannen von Aversa hatten sich mit ihren Landsleuten in Apulien, die nach Drogos Tod dessen Bruder Humfred zu ihrem Grafen erhoben, zu gemeinsamem Kampfe gegen den Papst verbündet und mit ihnen vereinigt. Sie waren Sieger geblieben ohne Schwertstreich. Noch lagerten die Normannen zusammen, als sie die Nachricht ereilte, daß in Salerno eine Revolution ausgebrochen und Waimar das Opfer derselben geworden sei. Sobald Drogo gefallen war, hatte sich nämlich Amalfi gegen Waimars Herrschaft empört und nicht allein mit seinen

Schiffen, sondern auch durch Bestechung der Salernitaner die Macht des Tyrannen angegriffen. Durch amalfitanisches Gold hatte sich eine ausgedehnte Verschwörung in Salerno gebildet, in welche zuletzt auch Waimars eigene Schwäger verwickelt wurden. Als Waimar am 3. Juni 1052 landete und die Amalfitaner angreifen wollte, wurde er von seinen Schwägern am Strande bei Salerno überfallen und, aus sechsunddreißig Wunden blutend, auf entsetzliche Weise hingeschlachtet. Die Verschworenen bemächtigten sich der Stadt und der Burg; auch Waimars Sohn Gisulf fiel mit seinen nächsten Verwandten in ihre Hände. Von dem Geschlechte Waimars war nur dessen Bruder Wido, welcher seit Jahren das Herzogthum Sorrento verwaltete, den Mördern entronnen.

Spornstreichs eilte Wido zu den Normannen und rief sie zur Rache seines Bruders auf. Ohne Weilen folgten sie ihm: am 8. Juni lagen sie bereits vor Salerno. Jetzt brach in der Stadt eine Bewegung gegen die Mörder aus, und schon am folgenden Tage öffneten sich den Normannen die Thore. Die Verschworenen flüchteten sich mit ihren Schätzen und ihren Gefangenen auf die Burg, mußten aber alsbald auf Vertrag den jungen Gisulf seinem Oheim ausliefern. Da Wido hartnäckig die fürstliche Würde verschmähte, welche die Normannen ihm antrugen, wurde Gisulf als Nachfolger seines Vaters eingesetzt. Den Verschworenen war freier Abzug aus der Burg durch Wido und Gisulf zugestanden und feierlich zugeschworen worden, aber die Normannen hielten sich an diesen Vertrag nicht gebunden. Als die Mörder von der Burg herabstiegen, wurden sie von den Normannen überfallen und sämmtlich niedergehauen. So wurde Waimars Blut gerächt und das alte Fürstengeschlecht in Salerno hergestellt: aber die Macht dieses Geschlechts war doch für immer gebrochen. Amalfi blieb frei, und Wido gab Sorrento seinem früheren Herzog zurück, der ein Schwager des Normannen Humfred war. Klarer als jemals hatte sich gezeigt, daß die Macht der Fürsten von Salerno sich nur noch durch den Beistand der normannischen Gäste hielt.

Unmittelbar nach diesen Ereignissen begab sich der Papst abermals nach Benevent, wohl um es gegen die ersten Angriffe der Normannen in Vertheidigungszustand zu setzen. Nach kurzem Aufenthalt daselbst eilte er über die Alpen zum Kaiser, der gerade vor Preßburg lag, und bat ihn persönlich auf das Dringendste um Hülfe gegen die Normannen.



Wenn er damals so eifrig den Frieden mit den Ungarn betrieb, so leitete ihn nicht allein das Interesse des deutschen Reichs, sondern noch mehr seine eigene Lage. Nichts wünschte er sehnlicher, als daß der Kaiser sofort zu einer Heerfahrt nach Italien freie Hand gewinnen möchte. Wir wissen, wie ungeachtet aller Bemühungen des Papstes der Friede nicht zum Abschluß kam; es war für das Reich wie für den Papst ein gleich schweres Verhängniß. Nicht mehr konnte er bei solcher Lage der Dinge von dem Kaiser erlangen, als Versprechungen für die Zukunft und die Anerkennung seiner Rechte auf Benevent, welches aber dadurch mit Nichten der kaiserlichen Obergewalt entzogen wurde. Es wird uns berichtet, daß der Kaiser, indem er Benevent dem Papste überließ, dafür als Entgelt mehrere Klöster und Abteien empfing, die vor Zeiten Rom übergeben waren und von denen der Papst einen Zins erhob. So hörten namentlich die Zahlungen auf, welche Fulda bisher an Rom geleistet, wie ein jährlicher Zins von hundert Mark Silber, welchen Bamberg den Nachfolgern Petri dargebracht hatte.

Während seines längeren Aufenthalts in Deutschland hatte der Papst von dem Kaiser Beweise des größten Wohlwollens erhalten; selbst gegen solche Ansprüche Roms zeigte derselbe sich nachgiebig, welche das Reich bisher wenig geachtet hatte. Wie sich Heinrich schon früher in dem Streit zwischen dem Erzbischof von Ravenna und dem Papste über Hoheitsrechte im Exarchat auf die Seite des Letzteren gestellt hatte, so überlieferte er ihm jetzt auch Benevent; er machte damit dem Papstthum ein größeres Zugeständniß, als irgend einer seiner Vorfahren, indem er zugleich um des Stuhls Petri willen das freundschaftliche Verhältniß des Reichs mit den Normannen löste, das seit den ersten Ansiedlungen derselben in Italien bestanden hatte. An der Gunst des Kaisers konnte deshalb der Papst am wenigsten zweifeln. Aber wohl belehrte ihn seine Reise, daß die Stimmung der deutschen Bischöfe, seiner früheren Amtsbrüder, nicht mehr dieselbe war, wie vordem.

Es wird versichert, daß besonders der Bischof Gebhard von Eichstädt, der vertraute Rath des Kaisers, dem Papste abgeneigt gewesen sei und sich einer thätigen Unterstützung desselben widersetzt habe. Aber auch sonst zeigte sich der deutsche Episcopat wenig geneigt die immer höher gesteigerten Ansprüche anzuerkennen, welche dieser Papst, der aus seiner Mitte hervorgegangen war, zu erheben wagte. Es kam sogar Weihnachten 1052, als Kaiser und Papst das Fest zu Worms feierten,

zu einem sehr ärgerlichen Auftritt. Nachdem der Papst am Festtage selbst das Hochamt gehalten hatte, sollte am anderen Tage der Erzbischof Liutpold von Mainz die Messe lesen. Ein Diakon des Erzbischofs, welcher das Evangelium abzusingen hatte, that dies in einer vom römischen Ritus abweichenden und deshalb dem Papste anstößigen Weise. Der Papst untersagte ihn fortzufahren, der Diakon ließ sich jedoch nicht stören und beendigte seine Lection. Darauf beschied ihn der Papst sogleich zu sich und entsetzte ihn auf der Stelle wegen solchen Ungehorsams des Amts. Der Erzbischof war aber nicht der Mann, diesen Eingriff in sein Recht ruhig anzusehen. Er verlangte die augenblickliche Zurücknahme der Bestrafung von Seiten des Papstes, widrigenfalls er weder selbst die Messe lesen noch einem Andern dies gestatten werde. So nöthigte er in der That den Papst die Bestrafung aufzuheben, und der Chronist Eckehard, der uns diese Begebenheit meldet, findet dabei Gelegenheit, die Demuth des Papstes zu bewundern, der trotz seiner überlegenen Autorität dem Mainzer Erzbischof innerhalb dessen Diöcese nachgab. Schon ein Jahr zuvor war der Papst mit einem anderen deutschen Bischof, Nitker von Freising, in einen sehr erbitterten Streit gerathen, als derselbe als kaiserlicher Gesandter nach Ravenna gekommen war; Nitker hatte sich sogar zu der Aeußerung hinreißen lassen: „Man soll mir mit dem Schwert den Kopf vom Rumpfe trennen, wenn ich es nicht dahin bringe, daß Leo abgesetzt wird.“ Nitker weilte damals nicht mehr unter den Lebenden, und seinen jähen Tod hatte man als die göttliche Strafe jener vermessenen Rede angesehen.

Der Papst hatte auf seiner Reise an den deutschen Bischöfen manche betrübende Erfahrung gemacht, aber einen noch bei weitem hartnäckigeren Widerstand fand er auf seiner Rückkehr an der lombardischen Geistlichkeit. Als er zu Mantua ein Concil der lombardischen Bischöfe versammelte, kam es zu einem wilden Tumult und offenen Aufstande. Vor der Thür der Hauptkirche, wo der Papst die Bischöfe um sich versammelt hatte, begannen die Leute der geistlichen Herren mit dem Gefolge des Papstes Händel, aus denen sich ein blutiger Kampf entspann. Der Papst trat selbst vor die Kirchenthür, um dem Blutvergießen zu wehren, aber man achtete so wenig seiner Person, daß Mehrere von den Seinen, welche sich unter sein Gewand zu flüchten suchten, an seiner Seite von Pfeilen und Steinen verwundet wurden und er selbst kaum das Leben rettete. Er mußte die Fortsetzung des Concils aufgeben und

eilte nach Rom. Auch hier fand er nicht Alles, wie er es gewünscht hatte. Der Erzbischof Halinard von Lyon, auf dessen Treue er sich unbedingt verlassen konnte und den er deshalb mit den höchsten Vollmachten als seinen Statthalter zurückgelassen hatte, war bald nach seiner Abreise durch Gift getödtet worden: ein deutliches Zeichen, daß es auch in seiner Hauptstadt dem Papste an Feinden nicht fehlte. Nach Gewohnheit feierte er das Osterfest 1053 in Rom und hielt in der Woche nach Ostern eine Synode ab, von deren Beschlüssen wir nur wissen, daß sie den Patriarchen von Grado zum Metropoliten von ganz Venetien und Istrien erklärte und die Ansprüche des Patriarchen von Aquileja auf diese Gegenden für immer zurückwies.

Unter den ungünstigsten Vorzeichen war der Papst aus Deutschland zurückgekehrt, dennoch hatte er den Gedanken, die Normannen mit Heeresmacht anzugreifen, keineswegs aufgegeben; nicht allein aus dem Beneventanischen, sondern auch aus Apulien und ganz Italien hoffte er sie zu verdrängen. Wenn er auch vom Kaiser selbst keine unmittelbare Unterstützung erhalten hatte, so waren ihm doch kleine Heereshaufen aus Deutschland entweder sogleich gefolgt oder zogen ihm allmählich nach. Sie bestanden meist aus Schwaben: theils waren es Vasallen ihm befreundeter oder verwandter Herren, theils Verbrecher oder liederliches Gesindel, welches der Heimath den Rücken wenden mußte. Die Zahl derselben wird nicht groß gewesen sein: nach der niedrigsten Angabe der Quellen waren ihrer 300, nach der höchsten 700. Aber sie waren nichtsdestoweniger der Kern des Heeres, auf welches der Papst seine Hoffnungen setzte. Denn außerdem sammelte sich um die Kriegsfahne desselben nur unordentliches und feiges Volk aus dem Römischen und Beneventanischen, den Marken und Campanien, dessen Unzuverlässigkeit er bereits im Jahre zuvor kennen gelernt hatte.

Nicht ohne Bedeutung war es, daß der Papst in dieser Zeit mit dem griechischen Befehlshaber in Apulien in Unterhandlungen getreten war. Dies war Argyros, der Sohn des Melus. Eingedenk seiner früheren guten Dienste hatte ihn der Kaiser mit sehr ausgedehnten Vollmachten im Jahre 1051 abermals von Constantinopel nach Bari gesendet und ihm den Auftrag ertheilt, die Normannen entweder durch Geld oder durch Gewalt aus Italien zu schaffen. Das griechische Geld hatte auf die Normannen keinen Eindruck gemacht, und Argyros blieben nur die Mittel der Gewalt. Seine Absichten begegneten sich daher mit

denen des Papstes, und er nahm keinen Anstand sich mit demselben gegen den gemeinsamen Feind zu verständigen. Der Papst ging auf die Anerbietungen des Argyros ein und verabredete eine Zusammenkunft mit ihm an den Grenzen Apuliens; ohne Frage wollten sie dort auch ihre Heere vereinen.

Kurz vor Pfingsten begab sich der Papst nach Monte Cassino; er feierte das Fest daselbst (30. Mai) und ging dann sogleich zu seinem Heere. Am 10. Juni lagerte er am Biferno, verweilte einige Tage zu Guardia und rückte darauf in das Thal des Fortore, welcher die Grenze zwischen dem Beneventanischen und Apulien bildete. Hier lagen in einer Ebene, welche der Fortore wenige Meilen oberhalb seiner Mündung durchfließt, die Ruinen des alten Teanum Apulum, welche die Griechen im Anfange dieses Jahrhunderts zu einer Burganlage benutzt hatten: man nannte diese Burg gleich anderen Anlagen der Art auf der Stelle alter Städte schlechthin Civitate, „die Stadt". Jetzt ist Civitate längst wieder zerfallen, und nur ein namenloser Trümmerhaufen bezeichnet die Stelle. Die Burg öffnete freiwillig dem Papste die Thore, der mit seinem Gefolge einzog und das Heer vor den Mauern lagern ließ. Er war auf dem Wege zu Argyros, wurde aber genöthigt Halt zu machen, da sich in der Nähe das Heer der Normannen befand.

Die Normannen hatten ihre gesammten Streitkräfte zusammengezogen. Nicht allein Richard von Aversa war zu seinem Schwager Humfred gestoßen, auch Humfreds jüngerer Bruder Robert, der inzwischen auf eigene Hand Eroberungen in Calabrien gemacht, war mit calabresischen Hülfsvölkern an die Ufer des Fortore geeilt. Das normannische Heer soll sich so auf etwa 3000 Ritter mit einigem Fußvolk belaufen haben und stand an Zahl dem päpstlichen Heere gewiß wenig nach, war ihm aber an Kriegsübung und Tüchtigkeit weit überlegen. Aber nichtsdestoweniger befanden sich die Normannen in großer Bedrängniß: sie standen in der Mitte zweier Feinde, des griechischen Statthalters und des Papstes, und überdies waren fast alle Ortschaften Apuliens, endlich Erlösung von dem furchtbaren Druck der Fremden hoffend, gegen sie in offenem Aufstande. Deshalb fehlte es ihrem Heere ganz an Verpflegung; der Mangel an Lebensmitteln wurde so groß, daß sie die Aehren auf dem Felde ausrauften und zerrieben, um ihren Hunger zu stillen. In dieser Noth schickten sie eine Gesandtschaft an den Papst und erboten sich ihre Eroberungen von ihm zu Lehen zu nehmen und der römischen



Kirche einen jährlichen Tribut zu entrichten. Sie wiesen dem Papste die Fahnenlanze vor, die sie vom Kaiser erhalten hatten. Aber Leo und seine Freunde verschmähten jedes Abkommen mit den Normannen. Der Kanzler des Papstes, der Cardinal Friedrich von Lothringen, herrschte die Gesandten mit Drohungen an; nur die Wahl, sagte er, zwischen Tod und Flucht stehe ihnen frei. Solche Sprache waren die normannischen Ritter nicht gewohnt. Als die Gesandten zurückkehrten, verlangte Humfred mit den Seinen die Entscheidung der Schlacht. Auch die schwäbischen Krieger des Papstes, voll von Kriegstrotz und mit Verachtung auf die kleineren Gestalten der französischen Ritter herabsehend, sollen ungestüm den Kampf gefordert haben.

Ein Freitag — es war der 18. Juni 1053 — wurde zur Schlacht bestimmt. Der Papst, von seiner Geistlichkeit umgeben, bestieg die Mauern der Burg, segnete das vor den Thoren liegende Heer mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, sprach die Kämpfer für Christi Sache von ihren Sünden frei und gab dann das Signal zum Aufbruch. In zwei Abtheilungen zog das Heer aus: die eine bildeten die Schwaben unter Anführung ihres Landsmanns Werner, die andere das italienische Volk unter dem Grafen Rudolf, welchen der Papst bereits zu seinem Statthalter in Benevent ernannt hatte. Die Normannen hatten sich in drei Heereshaufen aufgestellt, welche Humfred, Richard und Robert befehligten. Gleich beim ersten Zusammenstoß warfen sich die Italiener in wilde Flucht, während die Schwaben den tapfersten Widerstand leisteten. Sie kämpften mit Schwert und Schild, die Normannen mit der Lanze; weniger durch den Nachtheil ihrer Waffen, als durch die Ueberzahl der Feinde wurden die Schwaben bewältigt. Richard von Aversa durchbrach zuerst ihre Reihen, dann fielen Humfred und Robert ihnen in die Flanken. Sie sahen sich nach dem Beistand der Italiener um, aber die Schaaren derselben waren längst zerstoben. Der Untergang stand ihnen vor Augen. Mit Heldenmuth kämpfend, fielen sie fast sämmtlich unter den Lanzen der Normannen. Italienisches Blut ist in dem Kampf nicht geflossen.

Die Niederlage seines Heeres brachte den Papst in Civitate in die bedenklichste Lage. Die Bewohner der kleinen Burg, ohne Schutz wie sie waren, fürchteten die Wuth der siegreichen Normannen und empörten sich gegen Leo, dem sie noch vor wenig Tagen willig die Thore geöffnet hatten. Man plünderte den Hausrath des Papstes und seines Gefolges,



selbst die kostbaren Geräthe seiner Kapelle griff man an und wollte ihn aus der Burg mitten unter die Feinde jagen. Leo und die Cardinäle um ihn zitterten für ihr Leben. Da erschien ihnen wie durch ein Wunder die Rettung. Graf Humfred selbst erbot sich den Papst in Sicherheit nach Benevent zu bringen, unter der einzigen Bedingung, daß er die Normannen vom Banne löse. Es ist vollkommen richtig, was der Papst später behauptet hat, daß seine Feinde ihres Sieges nicht froh wurden. Als Vorkämpfer der Kirche waren die Normannen zuerst in Italien erschienen, und ihr gutes Vernehmen mit Rom heiligte gleichsam die unerträglichen Gewaltthaten, welche sie sich gegen die Eingeborenen erlaubten: jetzt konnte der Bann des Papstes eine furchtbare Waffe der unterdrückten Bevölkerung gegen sie werden. So brach sich Humfreds Zorn gegen den Papst im Augenblick des Sieges, und er bot ihm selbst die rettende Hand. Leos Lage aber war so verzweifelt, daß er auf Humfreds Anerbieten eingehen mußte. Und nun erschienen die normannischen Sieger vor ihrem besiegten Feinde, sanken vor ihm nieder, bedeckten seine Füße mit Küssen und flehten um Absolution: das wunderbarste Nachspiel, das jemals einem Schlachttag gefolgt ist! Der Papst sprach die Normannen vom Banne los; und sie gaben ihm ehrenvolles Geleit etwa zwölf deutsche Meilen bis nach Benevent. Auf dem Zuge sorgten sie für seinen und des Gefolges Unterhalt und dienten ihm wie ihrem Herrn. Als Graf Humfred schied, sagte er dem Papste ferneres Geleit bis Capua zu, sobald derselbe nach Rom aufbrechen wolle.

Am 23. Juni traf der Papst in Benevent ein, wo er die beste Aufnahme fand; denn seine Gegenwart allein konnte die Normannen, welche nach ihrem Siege sonst das ganze Gebiet des Fürstenthums überschwemmt haben würden, noch frei halten. Wenn Leo dann fast neun Monate, obschon ringsum von Feinden umgeben, in Benevent seine Residenz behielt, so bestimmte auch ihn vor Allem gewiß die Ueberzeugung, daß nur hierdurch allein die Stadt gegen einen Angriff der Normannen zu sichern sei. Von diesem Punkte aus wollte er überdies aufs Neue den Kampf gegen sie beginnen, den er keineswegs aufgegeben hatte. Obschon die Welt und auch manche seiner Freunde es bitter tadelten, daß er sich selbst an die Spitze eines Kriegsheeres gestellt hatte, ging er dennoch mit neuen kriegerischen Plänen um und gedachte noch einmal gegen seine Feinde die Waffen zu führen. Mochten



die Cluniacenser und die Eremitenmönche Italiens eine gerechte Strafe für seinen vermessenen Kriegsmuth in seiner Niederlage erkennen — selbst Hermann von Reichenau dachte nicht eben viel anders —: der Papst war als deutscher Bischof an das Kriegsleben zu sehr gewöhnt worden, als daß solche Bedenken sein Gewissen sonderlich beschwert hätten. Tiefer bekümmerte ihn das Seelenheil der in der Schlacht gefallenen Schwaben, und nicht eher ruhte er mit frommen Werken, als bis er die feste Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie in das Paradies eingegangen seien.

Leo stand in Benevent äußerlich zwar mit den Normannen in friedlichem Vernehmen, aber er sann nichtsdestoweniger unaufhörlich auf ihr Verderben und war für dasselbe thätig. Noch immer wartete er auf das Erscheinen Kaiser Heinrichs mit einem Heere; Aufforderungen und Hülfsrufe werden nicht gefehlt haben. Und zu derselben Zeit trat er in neue Verhandlungen mit Argyros, um sich den Beistand des morgenländischen Reichs zu gewinnen. Argyros, der von den Normannen eine Niederlage bei Siponto erlitten hatte, war in nicht geringerer Bedrängniß als der Papst und verlangte nach Nichts mehr, als nach einer kräftigen Unterstützung in Italien selbst gegen die immer bedrohlicher anwachsende Macht der Normannen. Die Interessen Roms und Constantinopels begegneten sich hier auf halbem Wege: aber trotzdem stieß eine nähere Verständigung auf fast unübersteigliche Schwierigkeiten durch einen kirchlichen Streit, der eben damals entbrannt war und die Kluft zwischen der morgen- und abendländischen Kirche mehr und mehr erweiterte.

Das Eingreifen Leos in die kirchlichen Verhältnisse Apuliens hatte dem Patriarchen von Constantinopel Michael Cerularius und seinem Freunde Leo, Erzbischof von Ochrida, Veranlassung gegeben, in einem ausführlichen Erlaß, der zunächst an den Bischof Johann von Trani gerichtet war, aber zugleich die ganze Christenheit in das Auge faßte, mehrere vermeintliche Ketzereien der abendländischen Kirche zu verdammen und in der rücksichtslosesten Weise zu kritisiren; besonders wurde der römischen Christenheit zum Vorwurf gemacht, daß sie abweichend von der orthodoxen Kirche der Griechen das Abendmahl mit ungesäuertem Brod begehe. Der Streit hatte nicht lediglich einen dogmatischen Charakter: er wurde vielmehr erst dadurch so erbittert, daß der ehrgeizige Patriarch bei demselben nach gleichen Ehren mit dem Papste rang,



offen Ansprüche auf den Namen eines allgemeinen Bischofs erhob und in Feuer und Flammen gerieth, als die asiatischen und afrikanischen Kirchen sich enger an Rom anzuschließen Miene machten. Der Patriarch ließ die Kirchen der Lateiner in Constantinopel schließen, erklärte die Priesterweihe und Taufe der abendländischen Kirche für ungültig und alle Anhänger des Papstes für Ketzer. Zugleich trat mit einer neuen Schmähschrift gegen Rom ein Mönch, Nicetas Pectoratus mit Namen, hervor und überbot noch weit die hitzigsten Ausfälle des Patriarchen. Der Papst nahm den ihm mit solcher Verwegenheit angebotenen Kampf auf. Er selbst lernte in einem Alter von 50 Jahren noch soviel von der griechischen Sprache, daß er die heilige Schrift in derselben lesen konnte, und erließ ein Sendschreiben an den Patriarchen und Leo von Ochrida, in dem er nicht allein den Vorwurf der Ketzerei mit Entschiedenheit zurückwies, sondern auch mit dem größten Nachdruck alle Privilegien hervorhob, welche die Kirche des heiligen Petrus, sei es durch göttliche, sei es durch menschliche Autorität, erworben haben wollte. Er bestritt dem Patriarchen durchaus das Recht sich als allgemeinen Bischof zu bezeichnen, wie jeden specifischen Vorrang vor den anderen Patriarchen des Morgenlandes. Auch Cardinal Humbert griff gegen den Patriarchen und Leo von Ochrida zur Feder, während Friedrich von Lothringen in sehr entschiedener Weise die Schrift des Nicetas beantwortete.

Während die Cardinäle noch mit diesen Streitschriften beschäftigt waren, fing der Patriarch unerwartet an sich nachgiebig zu zeigen: es geschah ohne Zweifel in Folge der Unterhandlungen, welche Argyros mit dem Papste angeknüpft und bei denen jener sich, wie wir wissen, zur Vermittlung des Streits erboten hatte. Der Patriarch schrieb nun an den Papst mit dem sichtlichen Streben nach Verständigung, und der Papst antwortete ihm im Geist der Liebe, ohne jedoch in der Sache selbst das Geringste nachzugeben. Das Schreiben des Papstes, im Januar 1054 von Benevent erlassen, drückt zugleich die Hoffnung aus, daß der Patriarch keine Mühe scheuen werde, um die beiden christlichen Kaiserreiche dauernd zu versöhnen, und in der That zeigte sich der Kaiser zu Constantinopel damals geneigt dem deutschen Kaiser und dem römischen Papste zur Vernichtung der Normannen die Hand zu reichen. Gleichzeitig mit dem zuletzt erwähnten Schreiben an den Patriarchen oder doch nicht viel später ging eine Gesandtschaft des Papstes nach



Constantinopel, um die kirchlichen Streitigkeiten beizulegen und zugleich den Kaiser aufzufordern schleunigst ein großes Heer gegen die Normannen nach Italien zu senden. Die Gesandten waren der Kanzler des Papstes Friedrich von Lothringen, Humbert und der vertriebene Erzbischof Peter von Amalfi; das Schreiben des Papstes, welches sie dem Kaiser überbrachten, ist erhalten und bildet eines der merkwürdigsten Actenstücke jener Zeit. Leo verheißt in demselben die thätigste Mitwirkung, um einen dauernden Freundschaftsbund zwischen dem morgen- und abendländischen Reiche zu stiften; er spricht die Hoffnung aus, daß ihn der Kaiser von Byzanz in gleicher Weise gegen die Normannen unterstützen werde, wie Kaiser Heinrich; wenn sie Beide, gleichsam die beiden Arme der Welt, mit vereinter Kraft die Fremdlinge aus Italien drängen würden, dann könne der politische und kirchliche Zustand des Landes noch einmal zu alter Blüthe gedeihen. Der Papst unterläßt bei dieser Gelegenheit auch nicht die Erwartung auszudrücken, daß das Ostreich dem heiligen Petrus die Schenkungen der alten Imperatoren in Italien zurückstellen werde.

Man sieht, das Unglück hatte den Geist Leos nicht zu beugen vermocht. Noch lebte seine Seele ganz in dem Gedanken an einen neuen Kriegszug, und nie haben sich seine Ansprüche höher erhoben, als gerade in diesen Schriftstücken für die Griechen. So eifrig er den Bund mit ihnen wünscht und betreibt, nicht um einen Fuß breit weicht er von dem, was er als sein Anrecht ansieht; gerade die Männer, welche sich in den Kampf gegen die griechische Kirche gestürzt hatten, wählt er zu seinen Gesandten und giebt ihnen ihre Streitschriften als den officiellen Ausdruck der römischen Lehre mit auf den Weg. Aber zu welchen Höhen sich auch sein Geist aufschwingen mochte, die Kraft des Leibes war unter den Sorgen, Aufregungen und Kämpfen des Lebens gebrochen. Er siechte mehr und mehr hin. Am 12. Februar 1054 — es war der Tag seiner Papstweihe — hielt er noch einmal ein feierliches Hochamt ab; es war das letzte Mal. Die Osterzeit nahte: auch diesmal wollte er sie in Rom verleben, und so krank er war, dachte er doch an die Abreise. Am 12. März verließ er Benevent. In einer Sänfte schaffte man ihn fort; unter dem Schutz derer, auf deren Verderben er sann, trat er die Reise an. Humfred gab mit seinen Normannen ihm das Geleit bis Capua, wo Leo mehrere Tage verweilte. Dann beschied er den Abt von Monte Cassino zu sich, der ihn nach



Rom geleitete. Kurz vor dem Osterfest, das auf den 3. April fiel, kam er in seiner Hauptstadt an und bezog den Lateran. Seine Lebenstage waren gezählt.

Das Osterfest ging still vorüber, anders als es sonst der Papst zu feiern gewohnt war. Er sah täglich seinem Ende entgegen, aber ein Traumgesicht enthüllte ihm, daß er nicht im Lateran, sondern bei St. Peter die Stunde seiner Auflösung zu erwarten habe. Er ließ sich deshalb in einer Sänfte nach der Peterskirche bringen; dort betete er lange mit der größten Inbrunst unter heißen Thränen. Dann trug man ihn in den bischöflichen Palast neben der Kirche. Eine zahlreiche Menge von Gläubigen, Geistliche und Laien, eilten hierher, während die rohe Masse des römischen Volkes bereits nach dem Lateran stürmte, um das Hausgeräth des Sterbenden zu plündern. Inmitten seiner Verehrer erhielt der Papst die letzte Oelung und das Abendmahl. Er fühlte sich hierdurch gestärkt und erleichtert; laut betete er in deutscher Sprache: „Herr der Barmherzigkeit, Erlöser und Heiland der Welt, ist es dein Wille, daß ich noch länger dem Wohle deines Volkes diene, so laß mich schnell durch deine göttliche Hülfe Errettung finden und befreie mich von der Pein dieser Krankheit; hast du es aber anders in deinem göttlichen Rathschluß beschlossen, so gewähre mir bald aus der Hülle dieses Leibes abzuscheiden.“ Nach diesem Gebet dankte er Allen für ihre Liebe und Treue und streckte dann seine Glieder wie zur Ruhe aus. Die Umstehenden meinten, seine letzte Stunde sei bereits gekommen, und begannen die Sterbegesänge. Er aber wehrte ihnen und sagte: „Verschiebet das bis morgen und erwartet den Willen des allmächtigen Gottes.“ So schieden die Treuen, kehrten aber schon in der Frühe des anderen Tages zurück. Auch da lebte noch der Papst; erst am Nachmittage hauchte er den letzten Athem aus (19. April 1054). In dem Augenblicke seines Verscheidens soll die Glocke von St. Peter angeschlagen haben, ohne daß sie Menschenhände bewegten.

Nach seinem Willen wurde Leo neben dem Grabe Gregors des Großen vor den Thüren der Peterskirche bestattet. Wie man ihn schon im Leben als Wunderthäter verehrt hatte, so sah man bald auch an seinem Grabe Zeichen über Zeichen. Die römische Kirche nahm ihn unter die Zahl ihrer Heiligen auf und stellte sein Andenken höher als das irgend eines anderen deutschen Mannes. Und sie that Recht. Denn er war es, der die erstorbenen Kräfte des Papstthums zu neuem



Leben erweckte, der zuerst der Welt wieder die volle Bedeutung der römischen Kirche vor Augen stellte. Mit der ganzen Macht seines Geistes und allen Mitteln einer überaus günstigen Stellung begann er den Kampf gegen die verweltlichte Kirche und blieb in ihm Sieger; als er dann die weltlichen Waffen gegen die Feinde Roms ergriff, verließ ihn das Glück, aber auch im Fall war er noch verehrungswürdig. Sein Geist — Niemand kann es leugnen — wurde mehr und mehr fortgerissen von den Idealen des römischen Priesterthums, doch auch so blieb ihm ein deutsches Gemüth; in den Lauten seiner Muttersprache empfahl er seine scheidende Seele dem Schöpfer.

Als Leo starb, waren die bedeutendsten Männer der Reformpartei, die er nach Rom gezogen, dort nicht zur Stelle. Friedrich von Lothringen und Humbert befanden sich auf dem Wege nach Constantinopel, Hildebrand verweilte als päpstlicher Legat in Frankreich. Sterbend soll Leo die Sorge für die Kirche vornehmlich Hildebrand an das Herz gelegt haben, und die Anhänger der strengen Richtung scheinen ihn selbst wohl als Leos Nachfolger gewünscht zu haben. In der That eilte Hildebrand, sobald er die Nachricht von dem Tode des Papstes empfing, nach Rom zurück, und unfraglich lag nun die Zukunft des Papstthums vor Allem in seinen Händen. Hätten er und seine Freunde damals kein anderes Ziel im Auge gehabt, als Rom von der deutschen Herrschaft zu befreien, sie hätten keinen für ihre Absichten günstigeren Zeitpunkt antreffen können. Die Normannen waren aus Freunden des Kaisers zu erklärten Feinden desselben geworden, und die Niederlage jenes kleinen schwäbischen Häufleins hatte, obwohl es nicht einmal im Dienste des Kaisers stand, dennoch der deutschen Macht in Unteritalien einen schwer zu verwindenden Stoß gegeben. Seit Drogos und Waimars Ermordung war der kaiserliche Einfluß auch in Salerno vernichtet; die Normannen beherrschten hier alle Verhältnisse, wie in Apulien und in Benevent. Waren Leos Triumphe einst eben so viele Erfolge des Kaiserthums gewesen, so mußten seine Demüthigungen in gleicher Weise nun schwere Schläge für die kaiserliche Macht werden. Und als ob alle Säulen, auf welchen der Kaiser und sein Vater die deutsche Herrschaft in Italien begründet hatten, zu derselben Zeit brechen sollten, war auch Markgraf Bonifacius am 6. Mai 1052 unter dem vergifteten Geschoß eines Mörders gefallen. Drei Kaiser hatten daran gearbeitet, dem Markgrafen die imponirendste Macht zu begründen, welche seit Men-

schengedenken ein Fürst Italiens besessen hatte; wie unzuverlässig er sich auch in seinen letzten Jahren gezeigt hatte, niemals konnte er doch nach seiner ganzen Stellung offen mit dem Reiche zu brechen wagen. Heinrich hatte aber den Tod des Markgrafen um so mehr zu beklagen, als die große Erbschaft desselben in eine Hand fiel, welche ihm furchtbarer war als jede andere.

Bonifacius hatte seine Wittwe, die lothringische Beatrix, mit drei Kindern zurückgelassen: Friedrich, Beatrix und Mathilde, sämmtlich noch im zarten Alter. Für diese ihre Kinder und sich bedurfte Beatrix eines kräftigen Schutzes. Denn Bonifacius war ein habgieriger, räuberischer und gewaltthätiger Herr gewesen, und Viele hofften an seinen Kindern vergelten zu können, was sie Uebles vom Vater erlitten. Als sich nun Gottfried von Lothringen der Wittwe zum Gemahl erbot: er, der trotz seiner Demüthigungen als der tapferste Kriegsmann gefeiert wurde, den die Kirche ob seiner Frömmigkeit hoch hielt, — konnte sie da ihn, der ihr von der Heimath her längst in seinem Werthe bekannt war, abweisen und die tapfere Hand ausschlagen, die ihr und ihren Kindern den sichersten Schutz verhieß? Sie sagte sich Gottfried zu, obschon sie recht wohl wußte, daß sie in den Augen des Kaisers, der ihr wie ein Bruder nahe stand, keine verdächtigere Wahl treffen konnte. Deshalb betrieb man auch die Sache geheim. Im Sommer 1054 stahl sich Gottfried aus der Nähe des Kaisers, eilte über die Alpen, vermählte sich mit Beatrix und übernahm das reiche Erbe des Bonifacius als natürlicher Vormund seiner Kinder. Der alte Feind des Kaisers, so lange in Dürftigkeit und Schmach lebend, war wieder von fürstlichem Glanz, wie er einst ihn gekannt hatte, umstrahlt und dankte ihn jetzt seinem Glück, nicht dem Kaiser. Niemand erwartete anders, als daß er nun mit seinem mächtigen Widersacher abrechnen, mit seinen Ansprüchen an Lothringen noch einmal hervortreten würde.

An Verbindungen zwischen Gottfried und Hildebrand konnte es nicht fehlen, da Ersterer durch seinen Bruder Friedrich allen einflußreichen Persönlichkeiten der römischen Kirche seit Jahren bekannt war. Lange scheint in der That Hildebrand geschwankt zu haben, wie er die römischen Angelegenheiten leiten und ob er auf sich selbst die Wahl lenken solle; vielleicht, daß er die Rückkehr Friedrichs von Constantinopel erst abwarten wollte. Diese aber verzögerte sich, und eine Entscheidung mußte getroffen werden. Hätte Hildebrand jetzt selbst den Stuhl Petri bestie-



gen, der Freund des zu Sutri entsetzten Papstes, seine Erhebung wäre vielleicht der Abfall Italiens vom Kaiserreiche gewesen, der Sturz der deutschen Herrschaft auf beiden Seiten des Apennin, aber wahrscheinlich nicht minder das Ende der großen Kirchenreform, die vom Kaiser begonnen und ohne seinen Schutz kaum durchzuführen war. Schon regten sich die Tusculaner und ihre Genossen, welche nur die Furcht vor dem Kaiser niedergehalten hatte, aufs Neue: sollte Hildebrand ihnen den Stuhl Petri noch einmal zur Beute lassen? Die Freiheit von dem deutschen Einfluß wäre mit diesem Preise doch auch in seinen Augen viel zu theuer bezahlt worden. So wies er die ihm dargebotene Tiara zurück; auf seinen Betrieb wandte sich vielmehr noch einmal das römische Volk an den Kaiser und bat ihn, „wie die Knechte ihren Herrn," um einen frommen Hirten für die Gemeinde zu Rom. Hildebrand selbst führte die Gesandtschaft, die mit den ausgedehntesten Vollmachten von der römischen Geistlichkeit und der Gemeinde an den kaiserlichen Hof abging. In keiner anderen Absicht begab er sich nach Deutschland, als um Rom und den Stuhl Petri abermals dem deutschen Reich eng zu verbinden.

Es war im September 1054 — fünf Monate nach Leos Tode — als die römischen Gesandten mit ihrem Auftrage zu Mainz vor den Kaiser traten. Nicht ohne Mißtrauen werden sie empfangen sein; denn man kann kaum bezweifeln, daß Hildebrand damals einen Schwur leisten mußte, daß er weder selbst den Stuhl Petri besteigen noch einer dem Kaiser unliebsamen Wahl zustimmen würde. Aber das Auftreten des römischen Mönchs mußte bald jeden Argwohn beseitigen, da er seine Blicke nicht allein auf einen deutschen Bischof, sondern gerade auf den Mann richtete, der im Vertrauen des Kaisers am höchsten stand und sich den überschwänglichen Ideen Leos IX. mit großer Entschiedenheit widersetzt hatte — auf den Bischof Gebhard von Eichstädt. Diese Wahl läßt den Scharfblick Hildebrands im hellsten Lichte erscheinen. Gebhard, dem mönchischen Wesen nichts weniger als hold, war in den geistlichen und weltlichen Geschäften ungemein erfahren: die Führung seines Bisthums und die Verwaltung Baierns waren ihm in gleicher Weise geglückt. Dem Kaiser persönlich von ganzer Seele zugethan, war er doch nicht der Mann, irgend etwas seiner kirchlichen oder persönlichen Stellung zu vergeben. Man kannte ihn als einen politischen Kopf, der mit klarem Geist die verwickeltsten Verhältnisse beherrschte, und noch stand er in den

ersten Mannesjahren, Raschheit des Entschlusses mit großer Einsicht verbindend. Unfraglich war er die geeignetste Persönlichkeit, um in den Wirren des Augenblicks Kirche und Reich fest zu verbinden und zugleich beider Zukunft in Italien zu retten.

Aber dennoch erreichte Hildebrand seine Absicht nur mit Mühe. Weder hatte der Kaiser Neigung sich eines Dieners zu entäußern, den er überall bedurfte und durch dessen Klugheit vorzüglich das unruhige Baierland in der Treue erhalten wurde, noch trug Gebhard selbst Verlangen den Weg nach Rom anzutreten, wo noch keinem deutschen Papste Freuden erwachsen waren. Vor Allem erwog er, in welche mißliche Doppelstellung ihn seine Pflichten zugleich gegen den Kaiser und das römische Bisthum zu bringen drohten. Mit der zähesten Hartnäckigkeit weigerte er sich dem Wunsche der Römer zu willfahren; er sandte Boten nach Rom, um das römische Volk mit Mißtrauen gegen seine Person zu erfüllen, und forderte Gutachten der Gelehrten, um die kanonischen Hindernisse bei seinem Uebergange zu einem fremden Bisthum in ein helles Licht zu stellen. So verging ein Monat nach dem anderen, und als der Kaiser Weihnachten zu Goslar feierte, war die Besetzung des Stuhls Petri, obschon der Kaiser bereits durch Hildebrand gewonnen war, noch keineswegs entschieden.

Endlich aber mußte Gebhard doch dem Willen des Kaisers und Hildebrands weichen. Auf einem großen Fürstentag zu Regensburg im Anfang März 1055 sah er sich nachzugeben genöthigt. Er that es mit den denkwürdigen Worten an den Kaiser: „Wohlan, so ergebe ich mich dem heiligen Petrus ganz und gar, mit Leib und Seele! Obschon ich meine Unwürdigkeit zu einer so heiligen Stellung erkenne, unterwerfe ich mich eurem Gebote: aber nur unter der Bedingung, daß ihr dem heiligen Petrus zurückgebet, was ihm gehört.“ Der Kaiser versprach es und ließ auch zu, daß zu Rom nachträglich eine Wahl stattfinden solle, wie Aehnliches bei Ernennung Leos geschehen war. Er entließ Gebhard nach Italien, wohin er ihm bald zu folgen gedachte. Die Wahl in Rom war unter diesen Umständen nur eine leere Form und ihr Erfolg über jeden Zweifel erhaben. Am 13. April, am grünen Donnerstag, wurde Gebhard in der Peterskirche zum Papst geweiht und nahm als solcher den Namen Victor II. an. Leo hatte einen würdigen Nachfolger gefunden, so überaus verschieden auch Beider Gesinnung war. Die Erhebung des neuen Papstes war in diesen mißlichen Zeiten end-

lich einmal wieder ein günstiger Erfolg für Heinrich; sie schien dem Kaiserthum die Zukunft in Rom und in Italien zu sichern und neue Hoffnungen für eine erwünschte Entwicklung der allgemeinen Verhältnisse des Abendlandes zu eröffnen.

14.

Heinrichs III. letzte Zeiten.

Der zweite Zug nach Italien.

Mit bewunderungswürdiger Festigkeit hatte der Kaiser den Wechsel des Glücks ertragen. Nie hatte er sich verzagt gezeigt, niemals es ihm an Rath gefehlt. Man glaube nicht, daß er die Ansprüche seiner Stellung in den Bedrängnissen herabgestimmt hatte. Gerade in den Urkunden aus diesen Unglücksjahren liebt er mit Nachdruck hervorzuheben, wie ihn Gott über alle Menschen erhoben, ihn mit aller Fülle des Reichthums und der Macht gesegnet habe. Während er mit inneren und äußeren Feinden nach allen Seiten zu thun hatte, verfolgte er zugleich unverwandt seine Absichten das Kaiserreich über den ganzen Occident zu verbreiten.

Unverhohlen legte Heinrich jetzt an den Tag, wie er auf eine völlige Unterwerfung Frankreichs hinarbeite. Ostern 1054 nahm er zu Mainz den Grafen Theobald, den Sohn Odos von Champagne, einen der mächtigsten Barone des französischen Reichs, als Lehnsmann in Eid und Pflicht und versprach ihm Beistand gegen seine Gegner. Zugleich scheint er auch die Verhältnisse Spaniens fester als jemals ins Auge gefaßt zu haben. Wir besitzen Nachrichten, daß er von Papst Victor geistliche Strafen gegen König Ferdinand von Leon und Castilien verlangt habe, weil dieser Anerkennung und Tribut dem römischen Reiche versagte und selbst nach kaiserlichen Ehren trachtete. Da, erzählen die Einen, habe das gute Schwert des Eid die Ansprüche des deutschen Kaisers zurückgewiesen; Andere wollen wissen, daß eine Synode zu Tolosa die Freiheit Spaniens festgestellt habe. Diese Nachrichten, die uns nur von spanischer Seite zugehen und ziemlich späten Ursprungs sind, zeigen sich in allen ihren Einzelnheiten bei näherer

Prüfung wenig zuverlässig, aber doch möchte daran kaum zu zweifeln sein, daß der Kaiser eine Anerkennung seiner Gewalt vom Könige von Castilien wirklich beansprucht hat. Sie zu erzwingen konnte er wohl niemals gewillt sein, am wenigsten in dieser Zeit, wo ihn viele nähere Sorgen drängten.

Vor Allem forderten die Verhältnisse Italiens dringend ein thatkräftiges Einschreiten von Seiten des Kaisers. Auf dem Tage zu Regensburg sprach er deshalb seinen Entschluß aus, abermals über die Alpen zu gehen, und ordnete die Verhältnisse des Reichs für die Dauer seiner Abwesenheit. Wir hören, daß er hier Bretislaws ältesten Sohn Spitihnew mit Böhmen belehnte. Wem er die Obhut seines zweiten Sohns und des Herzogthums Baiern übertrug, welches noch immer von den Ungarn bedroht und auch im Innern kaum ganz beruhigt war, wird nicht berichtet. Welche Maßregeln er aber auch traf, sie waren gewiß nicht nach dem Sinne seines unmuthigen Oheims, des Bischofs Gebhard von Regensburg. Als die Versammlung sich getrennt hatte, nahm der Kaiser sofort seinen Weg nach dem Süden. Am 12. März war er zu Oetting am Inn, am folgenden Tage zu Ebersberg an der Ebrach. Bald darauf überschritt er den Brenner. Am 22. März finden wir ihn zu Brixen, am 7. April zu Verona; das Osterfest (16. April) feierte er zu Mantua.

Auf den Anfang des Mai hatte der Kaiser eine große Versammlung der lombardischen Großen nach den Roncalischen Feldern bei Piacenza berufen. In ihrer Mitte tagte er hier und hielt strenges Gericht über alle Uebelthäter, die vor seinem Throne verklagt wurden. Vor Allem wurden schwere Anschuldigungen gegen einen Markgrafen Namens Adalbert*) erhoben; der Kaiser ließ ihn in Ketten werfen, und nur die Fürsprache der Bischöfe rettete ihn vom Tode durch Henkershand. Es war die erste Tagfahrt eines Kaisers auf den Roncalischen Feldern, von der uns sichere Kunde zugekommen ist; später wurde es Sitte, daß bei der Ankunft der Kaiser in der lombardischen Ebene die Großen des Landes ihn auf diesen Feldern erwarteten. Als sich die Fürsten verabschiedet hatten, begab sich Heinrich nach Tuscien und traf mit dem Papste, der ihm von Rom entgegenkam, zu Florenz in den letzten

*) Die Markgrafschaft und das Geschlecht Adalberts sind nicht bekannt; man vermuthet, daß er dem Hause Este angehört habe.



Tagen des Mai zusammen. Am Pfingstfest (4. Juni) wurde hier in Gegenwart Beider eine große Synode gehalten, auf welcher die Verordnungen Leos gegen Simonie und Priesterehe erneuert wurden. Mit derselben Strenge, mit welcher der Kaiser auf den Roncalischen Feldern die weltlichen Gesetze angewandt hatte, wurden hier die Satzungen der Kirche zur Geltung gebracht und mehrere Bischöfe ihres Amtes entsetzt. Die Synode erließ vor Allem durchgreifende Verbote gegen die Veräußerung der Kirchengüter durch den Klerus.

Die Strenge, mit welcher der Kaiser jetzt in Italien auftrat, war durch die Verhältnisse des Landes gerechtfertigt. Die Bande der Ordnung waren gelöst, die Leidenschaften walteten ungezügelt, Gift und Dolch wütheten in entsetzlicher Weise; überdies stand Italien auf dem Punkt sich von der deutschen Herrschaft loszureißen, und es galt das kaiserliche Ansehen zu sichern. Der Kaiser erreichte seinen Zweck, namentlich in dem weiten Gebiet, welches Markgraf Bonifacius bisher mit fast unbeschränkter Gewalt verwaltet hatte. Hier hielt der Kaiser recht absichtlich fast unausgesetzt Hof; nach längerem Aufenthalt in Tuscien begab er sich abermals in die Pogegenden und nahm seinen Sitz zu Ferrara, Mantua und Guastalla, in den Städten, von welchen die Herrschaft des Markgrafen ausgegangen war. Er suchte die fürstliche Macht hier zu beschränken, indem er die Städte von den drückenden Auflagen und Diensten befreite, welche Bonifacius eingeführt hatte, und die kaiserliche Obermacht recht fühlbar zur Geltung brachte. Einige Vasallen des Bonifacius, die sich ihm nicht fügen wollten, brachte er mit Gewalt zum Gehorsam. Er übernahm hier gleichsam selbst die Regierung, damit sich das Regiment der Beatrix und ihres neuen Gemahls nicht befestigen könne.

Gottfried hatte nicht verborgen bleiben können, daß der Zug des Kaisers nach Italien vor Allem gegen ihn gerichtet sei; waren doch Briefe Heinrichs bereits demselben vorangegangen, welche alle lombardischen Fürsten auf den Lothringer ein wachsames Auge zu haben aufforderten. Begreiflich ist es daher, daß Gottfried für die Sicherheit seiner Person fürchtete und sich dem Kaiser zu stellen scheute. Zwar schickte er ihm Boten entgegen und ließ ihm melden, er denke an Nichts weniger als an Empörung und sei bereit für Kaiser und Reich Alles zu thun; nichts Anderes habe er gesucht, als seines väterlichen Erbes beraubt sich durch das Vermögen seiner Gemahlin ein ehrenvolles Leben

in der Fremde zu sichern. Aber der Kaiser schenkte Gottfrieds Worten wenig Glauben, und da sich gegen den Lothringer auch bereits das Volk Italiens regte, wurde seine Stellung so bedroht, daß er Italien verließ und zu Balduin von Flandern, dem unversöhnten Widersacher des Kaisers, den Weg nahm.

Auch Gottfrieds Bruder, der Cardinal Friedrich, wurde unter solchen Umständen dem Kaiser verdächtig. Friedrich hatte als Gesandter Leos IX. mit seinen Mitgesandten, dem Cardinalbischof Humbert und dem Erzbischof Peter, beim Kaiser zu Constantinopel eine günstige Aufnahme gefunden. Anfangs schien ihre Gesandtschaft, so verhängnißvoll sie für die völlige Trennung der morgen- und abendländischen Kirche wurde, doch einen glücklichen Erfolg zu versprechen. Am 24. und 25. Juni 1054 widerrief Nicetas Pectoratus öffentlich seine Schmähschrift gegen Rom, und die päpstlichen Gesandten wagten am 16. Juli in der Sophienkirche vor allem Volk den Patriarchen von Constantinopel und den Erzbischof von Ochrida mit dem Kirchenbann zu belegen, weil sie hartnäckig in der Opposition gegen Rom verharrten. Wenige Tage darauf verließen die päpstlichen Gesandten Constantinopel, von dem Kaiser gnädig entlassen und mit großen Geldgeschenken, theils für den heiligen Petrus, theils für sich selbst bedacht. Aber unmittelbar nach ihrem Abgange brach ein Aufstand gegen den Kaiser in der Stadt aus, welcher die ganze Lage der Dinge veränderte. Der Patriarch erwiederte nun den Bannfluch der Gesandten mit gleichem Bannfluch über sie, erhob schwerere Anschuldigungen als jemals gegen Rom und die gesammte Kirche des Abendlandes, und zog schließlich dann doch die anderen Patriarchen des Orients auf seine Seite. So wurde der Bruch zwischen der morgen- und abendländischen Kirche unheilbar. Das war der beklagenswerthe Ausgang dieses mißglückten Friedenswerks, den zu seinem Glück Papst Leo nicht mehr erlebte.

Im Herbst 1054 kehrten die päpstlichen Gesandten mit den reichen Geschenken des Kaisers nach Italien zurück. Ihrer Schätze sollten sie nicht lange froh sein; diese reizten die Habgier des Grafen Thrasemund von Chieti, der sich derselben zu bemächtigen wußte. Mit leeren Händen trafen die Gesandten in Rom wieder ein, wo sich Humbert die Gunst des neuen Papstes zu gewinnen verstand, während Friedrich durch die Verhältnisse seines Hauses der Gegenstand vielfacher Befürchtungen wurde. Vor Allem erregte er den Argwohn des Kaisers, der



besorgen mochte, daß sich Gottfried durch seinen Bruder Unterstützung von Constantinopel verschaffen würde; denn daß Friedrich einen Bund Gottfrieds mit den Normannen einfädeln könnte, war wenig wahrscheinlich, da der Kanzler die Seele der kriegerischen Unternehmungen Leos gegen das fremde Volk gewesen war. Wie dem auch sei, als der Papst von Florenz zurückkehrte, erhielt er den Auftrag, sich des gefährlichen Cardinals zu bemächtigen und denselben dem Kaiser zu überliefern. Friedrich gewann rechtzeitig hiervon Kunde und faßte den Entschluß, Mönch zu werden und sich in einem Kloster zu bergen; nur so konnte er den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen hoffen. Als der Abt Richer von Monte Cassino im Sommer 1055 von Lucca, wo er dem Kaiser aufgewartet hatte, über Rom heimkehrte, eröffnete ihm Friedrich seinen Entschluß und bat um Aufnahme in das Kloster des heiligen Benedict. Der Abt gewährte seine Bitte. Friedrich eilte nach Monte Cassino und legte dort seine reichen Gewande ab, um sich in die Mönchskutte zu hüllen. Es geschah in Gegenwart kaiserlicher Gesandten, die gerade damals im Kloster verweilten und sich von hier an die Höfe der kleinen Fürsten Campaniens begaben. Bald hielt sich indessen Friedrich auch auf der Höhe von Monte Cassino nicht mehr für gesichert und wurde nach seinem Wunsch in ein kleines Kloster auf den tremitischen Inseln im adriatischen Meere gesandt. Da er hier in ärgerliche Streitigkeiten gerieth, begab er sich in das Gebiet von Lanciano, von wo er erst im December 1055 mit Erlaubniß seines Abts nach Monte Cassino zurückkehrte.

So hatten sich Gottfried und Friedrich den Händen des Kaisers entzogen. Aber Beatrix wagte nicht ihrem Beispiele zu folgen, da sie zu befürchten hatte, daß jeder unvorsichtige Schritt von ihrer Seite die Einziehung der Reichslehen ihres Sohnes und ihres eigenen Allodialvermögens herbeiführen könnte. Sie entschloß sich deshalb mit ihrer achtjährigen Tochter Mathilde an den kaiserlichen Hof zu gehen. Bei ihrem so nahen Verhältniß zum Kaiser konnte sie furchtlos diesen Schritt wagen; auch soll ihr ausdrücklich sicheres Geleit von ihm versprochen sein. Lambert von Hersfeld berichtet, Beatrix habe dem Kaiser, als sie vor ihn trat, vorstellig gemacht, wie sie nichts gethan habe, als was ihr nach natürlichem Rechte zustehe und jeder freien Frau im römischen Reiche erlaubt sei: verwittwet und schutzlos habe sie sich einen Gemahl gewählt, um ihr bedrohtes Hab und Gut sich und ihren

Kindern zu sichern, argen Hintergedanken gegen Kaiser und Reich aber bei ihrer neuen Ehe in keiner Weise Raum gegeben. Aber wie sie auch ihren Schritt vor dem Throne zu rechtfertigen suchte, der Kaiser durchschaute zu klar die politische Bedeutung desselben, als daß er sich zu weichherziger Nachgiebigkeit hätte stimmen lassen.

Heinrich bedurfte einer Sicherheit gegen Gottfrieds Ehrgeiz und Rachbegierde. Indem er Beatrix den entschiedensten Vorwurf daraus machte, daß sie ohne sein Wissen und ohne seinen Rath einem Feinde des Reichs sich vermählt habe, befahl er ihr mit ihren Kindern am Hoflager zu bleiben; wie eine Gefangene mußte sie ihrem kaiserlichen Vetter folgen. Daß sie ihres Gemahls und der Freiheit beraubt blieb, war nicht ihr einziger Schmerz. Während der Kaiser noch in Italien verweilte, starb ihr einziger Sohn Friedrich, nachdem kurz zuvor auch ihre ältere Tochter aus dem Leben geschieden war. Das Gerücht war verbreitet, beide Kinder seien eines unnatürlichen Todes gestorben, doch wird über die näheren Umstände ihres Endes Nichts berichtet und nicht einmal eine Vermuthung über den Urheber der vermutheten Mordthat geben die Quellen. Die kleine Mathilde blieb die einzige Erbin der reichen Hinterlassenschaft ihres Vaters.

Die stolze und weitreichende Macht, die Bonifacius in der Lombardei und Mittelitalien seiner Familie hinterlassen hatte, war wenn nicht gebrochen, doch für den Augenblick gelähmt. Die großen Reichslehen, welche der Tod des Knaben erledigt hatte, scheint der Kaiser nicht wieder ausgethan zu haben; die vorläufige Verwaltung derselben übertrug er wahrscheinlich dem Papste, in dessen Hände er damals eine Macht legte, wie sie noch nie ein Nachfolger des h. Petrus besessen hatte. Denn er gab Victor nicht allein Alles zurück, was in früheren Zeiten Eigenthum der römischen Kirche gewesen war, so daß er viele Bisthümer und zahlreiche Burgen in seine Gewalt bekam, welche seit langen Zeiten den Päpsten entrissen waren, sondern er belehnte ihn auch mit dem Herzogthum Spoleto und der Mark Camerino, mit Ländern, auf welche Rom oft genug Ansprüche erhoben, die es aber niemals besessen hatte. Ueberdies ernannte der Kaiser den Papst zu seinem Statthalter in ganz Italien, als er bald darauf über die Alpen zurückkehrte. Man sieht, Heinrich hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu der Treue und Ergebenheit des deutschen Kirchenhaupts; er glaubte die kaiserliche Macht in Italien nicht besser sichern zu können, als wenn er



seinen erprobten Diener, der jetzt auf dem Stuhle Petri saß, mit den ausgedehntesten Vollmachten bekleidete. Es folgt hieraus, daß die Auszeichnungen, welche Victor erhielt, mehr seiner Person als seiner Stellung galten: nicht das Papstthum, sondern dieser Papst wurde mit Spoleto und Camerino belehnt.

Dennoch scheint diese Belehnung zugleich gleichsam eine Entschädigung des Papstthums für Benevent gewesen zu sein, welches Besitzthum Victor aufgeben mußte; um so leichter mochte dies ihm fallen, als dieser neue Erwerb Roms doch nicht zu behaupten schien. Das Fürstenthum war weithin von den Normannen überschwemmt, welche noch im Jahre 1054 einen Angriff auf die Stadt selbst unternommen hatten, aber unter nicht unerheblichen Verlusten zurückgeschlagen waren. Der Nachfolger Petri mußte die Stadt ohne Schutz gegen ihre Feinde lassen: um so bereitwilliger wurden daher die vertriebenen longobardischen Fürsten Pandulf und Landulf aufgenommen, als sie im Januar 1055 zurückkehrten. Sie erkannten jetzt von Neuem die Oberhoheit des abendländischen Reichs an, das sich überdies dem morgenländischen abermals zu nähern anfing, um mit ihm vereint Italien von den Normannen zu befreien. Nach Leos IX. Tode war Kaiser Heinrich selbst mit den Griechen in Verhandlungen getreten. Wir wissen, daß im Mai 1054 eine Gesandtschaft des Argyros in Quedlinburg vor Heinrich erschien und dieser gleich nach seiner Ankunft in Italien den Bischof Otto von Novara nach Constantinopel sandte, um über einen Freundschaftsbund mit dem Reich des Ostens zu unterhandeln. Der Bischof fand Constantin Monomachus nicht mehr unter den Lebenden, der im October 1054 seiner Gemahlin Zoe in das Grab gefolgt war. Vom Stamme der macedonischen Kaiser lebte nur noch Theodora, Zoes Schwester; auch sie bereits betagt und ihr Leben in Ruhe zu beschließen bedacht. Sie zeigte sich bereit auf das angebotene Bündniß mit dem fränkischen Kaiser einzugehen, und Bischof Otto kehrte, von griechischen Gesandten begleitet, im nächsten Jahre zu Heinrich zurück. Der Vertrag wurde geschlossen und beschworen, allerdings erst zu einer Zeit, wo er kaum noch nennenswerthe Erfolge herbeiführen konnte und besonders die Normannen wenig mehr vor ihm zu fürchten hatten.

Die Normannen waren, als der Kaiser nach Italien hinabstieg, nicht ohne Besorgniß gewesen, daß der Zug desselben sich auch gegen sie richten würde. Sie hatten deshalb Verstärkung aus der Heimath ver-

langt und erhalten. Wir hören, daß die Pisaner mehr als fünfzig normannische Ritter, die ihren Landsleuten in Unteritalien zuziehen wollten, auf der See aufgriffen und dem Kaiser auslieferten. Die Besorgnisse der Normannen waren keineswegs unbegründet gewesen: die Verbindungen Heinrichs mit Constantinopel, seine Gesandtschaften an die Fürstens Campaniens, die Herstellung Pandulfs und Landulfs in Benevent deuten gleichmäßig darauf hin, daß er gegen die immer lästiger werdenden Eindringlinge jetzt ernstlich aufzutreten gewillt war. Noch im Sommer 1055 dachte er ohne Zweifel an einen Kriegszug nach dem Süden; bald aber trafen Nachrichten so beunruhigender Art aus Deutschland ein, daß er nur darauf bedacht sein konnte, in kürzester Frist über die Alpen zurückzukehren. Am 11. November war er in Verona, am 20. in Brixen: in den nächsten Tagen überschritt er den Brenner und nahm seinen Weg nach Regensburg, dem Mittelpunkte einer weitverzweigten Verschwörung unter den deutschen Fürsten.

Fürstenverschwörung gegen Heinrich III.

Des strengen Regiments Heinrichs waren die Fürsten längst müde. Indem er zeitweise die Ansprüche seines Vaters auf eine unbeschränkte Stellung herabzustimmen schien, hatte er doch in der That das Fürstenthum nur tiefer gedemüthigt und jede Gewalt zu brechen gesucht, die ihn hemmen konnte. Wie wenig ihm mit offener Gewalt zu begegnen sei, hatten die Beispiele Gottfrieds und des im ungarischen Exil lebenden Konrads gezeigt. Von Neuem einen offenen Kampf zu versuchen fiel den Fürsten nicht bei; wollten sie die Last dieses drückenden Kaiserthums von sich abwälzen, so schienen ihnen keine anderen Mittel zu bleiben, als die verabscheuungswürdigen des Verraths und Mordes, wie sie bereits vor Kurzem ein Billinger, obschon zu seinem eigenen Verderben, gegen Heinrich versucht hatte. Mit Entrüstung sieht man, wie sich eine nicht geringe Anzahl deutscher Fürsten jetzt aufs Neue zu einem Mordanschlag auf den Kaiser verbanden, wie sich eine ähnliche Verschwörung bildete, wie jene, die einst vor mehr als hundert Jahren das Leben Ottos des Großen bedrohte. Und wie damals der eigene Bruder des Königs an der Spitze des Unternehmens stand, so war auch diesmal die Seele desselben ein naher Verwandter des Kaisers, der überdies einen Bischofsstab trug: Gebhard von Regensburg.

Wir erkennen nicht klar, was diesen Bischof zu einem so abscheulichen Unternehmen trieb, besonders aber scheint unbefriedigte Herrschsucht ihn gepeinigt zu haben. Denn weder durch Herzog Konrads Entfernung, noch durch die Erhebung des Eichstädters auf den päpstlichen Stuhl war er zu der Regierung Baierns gelangt oder hatte einen erheblichen Einfluß auf sie gewonnen. Zum Unglück lagen die Verhältnisse dieses Landes damals in solcher Verwirrung, daß es ihm nicht schwer fallen konnte, sich einen gefährlichen Anhang zu bilden. Noch immer war kein Friede mit den Ungarn geschlossen, und der flüchtige Konrad beunruhigte mit räuberischen Schwärmen die östliche Grenze. Der Tod des alten Markgrafen Adalbert von Oestreich*), dessen Treue der Kaiser in vielen Kämpfen erprobt hatte, war unter diesen Verhältnissen ein harter Verlust. Bald darauf, während der Kaiser noch in Italien verweilte, starb auch sein Sohn Konrad, ein Knäblein, das seit Kurzem den herzoglichen Titel von Baiern geführt hatte, und die Erledigung des Herzogthums versetzte die Gemüther der baierischen Großen in neue Aufregung und Spannung. Baiern war der Mittelpunkt der Verschwörung, aber auch außerhalb der baierischen Grenzen zählte sie mächtige Theilnehmer. In Oestreich werden zwei edle Männer, Richwin und Ebbo, als Mitverschworene genannt, und selbst der Herzog Welf von Kärnthen, den der Kaiser so hoch erhoben, hatte sich der Verschwörung beizutreten bewegen lassen. Auch seinem alten Widersacher, dem flüchtigen Konrad, hatte Bischof Gebhard jetzt die Hand gereicht, da er den Verschworenen nicht allein den Beistand der Ungarn gewinnen konnte, sondern ihnen auch in Lothringen Verbindungen eröffnete. So hatte sich ein Stammvetter Konrads, ein anderer Konrad, der Bruder des Pfalzgrafen Heinrich von Lothringen, der Verschwörung angeschlossen. Auch wird es kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Verschworenen mit Gottfried von Lothringen und Balduin von Flandern in Verbindung standen, welche in Abwesenheit des Kaisers in Lothringen einfielen und Antwerpen belagerten. Der verruchte Zielpunkt der Verschwörung war kein anderer, als den Kaiser auf dem Heimwege aus Italien zu ermorden, den vertriebenen Konrad aus Ungarn zurückzurufen und auf den deutschen Thron zu erheben:

*) Adalbert starb am 26. Mai 1055; Oestreich ging auf seinen einzigen ihn überlebenden Sohn Ernst über.



kam man zu diesem Ziele, so war das Reich in seinen Grundfesten erschüttert, die Uebermacht des König- und Kaiserthums von den Fürsten gebrochen.

Bischof Gebhard und Herzog Welf hatten den Kaiser nach Italien begleitet, traten aber bald von dort den Rückweg an. Wie eine gleichzeitige Quelle erzählt, geschah es mit Erlaubniß des Kaisers, die sie nachsuchten, weil einige ihrer Vasallen sich daheim empört hatten. Nach späteren Nachrichten soll jedoch Welf ohne die Einwilligung des Kaisers sich nach Hause begeben haben; schon in Verona soll er einer Schatzung desselben mit Hartnäckigkeit entgegengetreten und, als er dann vergebens drei Tage auf den Roncalischen Feldern die Ankunft des Kaisers erwartet, erzürnt zum Rückweg über die Alpen aufgebrochen sein. Die Empörung jener Vasallen war nicht, wie man glauben machen wollte, ohne Vorwissen ihrer Herren erfolgt; diese hatten vielmehr die Unruhen selbst genährt, um bei denselben ihre verruchten Pläne besser verfolgen zu können.

Aber so listig das Unternehmen angelegt war, zerschlug es sich in der wunderbarsten Weise. Der entsetzte Herzog Konrad starb unvermuthet in der Verbannung. Die näheren Umstände seines Todes sind nicht bekannt, doch berichtet eine spätere Quelle, er sei auf Anstiften des Kaisers von seinem eigenen Koch vergiftet worden, dieser habe sich durch große Versprechungen gewinnen lassen, die ihm aber später nicht gehalten seien. Zu derselben Zeit verfiel Herzog Welf plötzlich in eine schwere Krankheit, die sein Gewissen erweckte. Von Reue ergriffen, schickte er einen eilenden Boten an den Kaiser, entdeckte ihm die Verschwörung mit allen ihren Theilnehmern und bat um Verzeihung. Diese erhielt er, ehe ihn noch der Tod ereilte. Er starb auf seiner Burg Bodmann bei Stockach am Bodensee zu derselben Zeit, als der Kaiser aus Italien nach Deutschland zurückkehrte. Sterbend hatte Welf noch einmal öffentlich seine Schuld bekannt und zur Beruhigung seines Gewissens die Mönche des Klosters Weingarten bei Altdorf zu Erben seines großen Allodialvermögens eingesetzt. Mit ihm starb der Mannsstamm eines uralten deutschen Fürstenhauses aus. Aber es überlebten ihn seine Mutter Irmingard und seine Schwester Kunigunde, Letztere dem Markgrafen Azzo aus dem Geschlecht der Este in Italien vermählt. Diese Frauen dachten anders von der Zukunft ihres Hauses als der sterbende Welf: sie erkannten das Testament desselben nicht an

und führten Kunigundens Sohn Welf eiligst nach Schwaben. Hier übernahm der junge lombardische Fürst die alten Erbgüter der Welfen und behauptete sie gegen die Ansprüche der Mönche von Weingarten; er war es, der den Namen und die Macht des welfischen Hauses auf die Nachwelt brachte.

Dem Kaiser, der inzwischen nach Deutschland geeilt war, gelang es seinen Oheim, das Haupt und den Mittelpunkt der Verschwörung, unvorbereitet in Regensburg zu überfallen; er bemächtigte sich seiner Person und stellte ihn alsbald vor das Gericht der Fürsten. Vergeblich suchte der Bischof hier die Schuld zu leugnen; er wurde des Hochverraths überführt und zu strenger Haft verurtheilt. Auch über die anderen Verschworenen wurden schwere Strafen verhängt und ihr Vermögen eingezogen. So war der Mordplan im Keime erstickt; mit der Energie, die ihm eigen, hatte der Kaiser seine Feinde auch diesmal überwältigt. Wie jenseits der Alpen hatte er auf deutschem Boden von Neuem Furcht und Schrecken unter Allen verbreitet, welche sich der kaiserlichen Macht entgegenstellten, aber an Zuneigung hatte er damit weder hier noch dort gewonnen.

Von Baiern begab sich der Kaiser im December nach Schwaben und feierte das Weihnachtsfest zu Zürich. Eine wichtige Angelegenheit für sein Haus führte ihn hierher; er betrieb die Verlobung seines einzigen Sohnes und des Nachfolgers im Reiche mit Bertha, der Tochter der Markgräfin Adelheid von Susa*). Adelheid stand der kaiserlichen Familie und den deutschen Verhältnissen seit langer Zeit nahe: sie war in erster Ehe mit dem Stiefbruder des Kaisers, Herzog Hermann von Schwaben, vermählt gewesen; ihre Schwester war die Gemahlin jenes Otto von Schweinfurt, der das Herzogthum Schwaben zu Lehen trug. Nach dem frühen Tode ihres ersten Gemahls und ihres Vaters hatte Adelheid die Verwaltung der Markgrafschaft übernommen, dieselbe, als sie nach kurzer Ehe zum zweiten Male Wittwe wurde, nicht nur behauptet, sondern auch mit dem ererbten Besitz schließlich die Herrschaft ihres dritten Gemahls, des Grafen Odo aus dem Hause Savoyen, vereinigt. Eine Frau männlichen Geistes und von weitgreifendem Entschluß schien sie vor allen Fürsten Italiens der Stellung der Beatrix das Gleich-

*) Adelheid war die Tochter des Markgrafen Manfred und jener Bertha, die einst Kaiser Konrad II. die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Vgl. oben S. 327.

gewicht zu halten geeignet, wenn diese einst nach der Lombardei zurückkehren sollte: deshalb mußte die Verbindung des jungen Heinrich mit Adelheids Tochter für den Kaiser von höchster Wichtigkeit sein. Politische Rücksichten knüpften das Geschick zweier Kinder aneinander, denen aus diesem Bunde in der Folge die schwersten Leiden erwuchsen. Mit der Verlobung seines Sohnes schlossen sich die Maßregeln ab, welche der Kaiser traf, um Italien dem deutschen Reiche zu sichern.

Den Bischof Gebhard, seinen schlimmen Oheim, ließ der Kaiser in Schwaben zurück, wo er zuerst auf der Burg Wülflingen im Thurgau, dann zu Stoffeln im Hegau in strengem Gewahrsam gehalten wurde. Heinrich selbst nahm im Anfange des Jahres 1056 seinen Weg den Rhein hinab nach den fränkischen Gauen. Hier ereilte ihn die Nachricht, daß am 11. Februar Erzbischof Hermann von Köln aus dem Leben geschieden sei. Nicht ohne Kummer waren die letzten Tage des einflußreichen Kirchenfürsten gewesen, da er zwei seiner nächsten Verwandten in die Verschwörung gegen den Kaiser verwickelt sah; daß er selbst irgend einen Antheil an derselben gehabt, berichten weder die Quellen, noch ist es nach seiner Stellung zum Kaiser glaublich. Der Nachfolger Hermanns wurde Anno, der Probst des vom Kaiser begründeten Stifts St. Simon und Juda zu Goslar; gegen Ende Februar ertheilte ihm Heinrich in Koblenz die Investitur, und am 3. März erhielt der neue Erzbischof in Köln die Weihe. Wie es scheint, hatte Heinrich, durch den Verrath seines Oheims gewarnt, das reiche und mächtige Erzbisthum, dessen Einfluß schon fast die Bedeutung von Mainz überwog, nicht abermals einem fürstlichen Manne verleihen wollen.

Anno war Schwabe und stammte aus einem ritterlichen, aber nicht hochadeligen Geschlecht, das sich von der Burg Steußlingen nannte. Seine Eltern hatten ihn für das weltliche Leben bestimmt, doch bewog ihn einer seiner Oheime, der Domherr in Bamberg war, heimlich das elterliche Haus zu verlassen und nach Bamberg zu gehen. Hier trat er in den Dienst der Kirche und leitete einige Zeit die Stiftsschule. Seine Kenntnisse, hervorstechende Geistesgaben und eine gebietende Persönlichkeit lenkten zeitig den Blick hochstehender Männer auf ihn; so wurde er endlich auch dem Kaiser bekannt und kam an den Hof. Der Kaiser würdigte vollauf die Gaben des in jeder Beziehung bedeutenden Mannes und übertrug ihm alsbald die Leitung des Stifts, das er als seine eigene Schöpfung mit besonderer Vorliebe pflegte. In



so hohem Maße rechtfertigte in dieser Stellung Anno das Vertrauen des Kaisers, daß er ihn jetzt eines Bischofsstuhls für würdig erachtete, der ihn den ersten Fürsten des Reichs zur Seite stellte. Die Kölner spotteten ihres neuen Bischofs: an Bruns und Hermanns königliche Abkunft gedenkend, fragten sie, wer dieser Schwabe denn wäre und welche Mitgift er dem Erzstifte zubringe. Aber bald sollten sie erkennen, daß ein hochstrebender Sinn ihn beseelte, der ihn zwar auf andere Bahnen trieb, als seine Vorgänger betreten hatten, doch seinen Namen den ruhmreichsten zur Seite stellte, welche Köln aufzuweisen hatte. Schnell genug zeigte sich, wie wenig Anno, auf den Gipfel kirchlicher Ehren gelangt, dem Kaiserthum sklavisch zu dienen gewillt sei; gleich nach seiner Erhebung gerieth er in Zerwürfnisse mit dem mächtigen Herrscher, dem er sein Glück verdankte. Es war ein verhängnißvoller Tag für die Geschichte des Kaiserhauses und Deutschlands, als Anno die Investitur empfing.

Aus den rheinischen Gegenden zog der König gegen Ostern nach Sachsen. Das Fest feierte er zu Paderborn und kehrte nach demselben nach Goslar zurück, welche Stadt er vor Allem liebte und schon gleichsam zur stehenden Residenz seines Hauses erhoben hatte. Einige Wochen brachte er in Goslar zu und nahm dann abermals seinen Weg nach dem Westen.

Das Ende Heinrichs III.

Die drohendsten Gefahren waren beseitigt, aber mit Befriedigung konnte der Kaiser unmöglich auf den Zustand des Reichs blicken: Untreue, Auflehnung und Verrath waren ihm überall diesseits und jenseits der Alpen entgegengetreten. Bei aller Macht, die ihm zu Gebote stand, schien es eine fast unlösbare Aufgabe, die großen Vasallen dauernd im Gehorsam zu erhalten. Heute am Ende langer Mühen, fand er sich morgen wieder in andere und schlimmere Wirren verwickelt. Um so besorglicher waren aber die inneren Kämpfe, als die Widersacher des Kaisers niemals Anstand nahmen sich mit den äußeren Feinden des Reichs zu verständigen und an der östlichen und westlichen Grenze zugleich neue Unwetter aufzogen.

Daß Ungarn unbezwungen geblieben war und nicht einmal durch einen Frieden seine Verhältnisse mit dem Kaiser geordnet hatte, konnte



auf die Machtstellung des Reichs im ganzen Osten nicht anders als nachtheilig wirken. Kaum hatte Herzog Spitihnew Böhmen als Lehen des Reichs empfangen, so suchte er schon das Joch der Deutschen abzuschütteln. Er vertrieb seine deutsche Mutter und die deutsche Aebtissin von St. Georg; zugleich griff er die Reichsordnung seines Vaters an und überzog seine Brüder in Mähren mit Krieg. Erst als diese mit ihrer Mutter bei dem König von Ungarn Beistand fanden, schloß er sich wieder enger den Deutschen an. Wichiger noch war, daß zu derselben Zeit auch die Kämpfe mit den Liutizen von Neuem ausbrachen, deren Macht noch vor Kurzem dem völligen Ruin entgegenzugehen schien.

Mit Freude hatten es die Deutschen gesehen, wie die vier Stämme der Liutizen selbst unter einander in Streit gerathen waren. Die Redarier, in deren Lande das Heiligthum des Radigast lag, hatten die Anerkennung ihrer Oberherrschaft von allen Stämmen verlangt, aber bei den Circipanern hartnäckigen Widerstand gefunden. So war ein innerer Krieg entbrannt, in welchem die Circipaner in drei Schlachten Sieger blieben. Die Redarier hatten indessen in ihrer Bedrängniß den Beistand der Christen nachgesucht, der ihnen nicht versagt wurde. Ein großes Heer des Dänenkönigs, des Sachsenherzogs und des Abodriten Godschalk zog ihnen zu Hülfe, welches sie sieben Monate lang in ihrem Küstenlande unterhielten. Einer so überlegenen Macht hatten sich zuletzt die Circipaner gebeugt und um 15,000 Pfund Silber von den christlichen Fürsten den Frieden erkauft. In Folge desselben hatte sich die Macht Godschalks unter den Wenden weiter und weiter ausgedehnt und das Christenthum auch unter den liutizischen Wenden Verbreitung gewonnen. Aber während der Kaiser 1055 in Italien verweilte, trat plötzlich ein gewaltiger Umschwung der Dinge ein. Die Liutizen fielen in das Heidenthum zurück, ergriffen die Waffen gegen die Sachsen und stürmten auf die Grenzen des Reichs los. Das Kriegsvolk in den Marken rückte den andringenden Wenden entgegen und lieferte ihnen eine Schlacht. Der Ausgang war für die Wenden günstig, und viele Deutsche fielen im Kampfe oder geriethen in die Gefangenschaft der Feinde. Als der Kaiser im Mai nach Goslar kam, mußte er vor Allem an die Vertheidigung der sächsischen Grenze und die Abwehr der Liutizen denken. Er bot das sächsische Heer auf und übertrug die Leitung desselben dem Markgrafen Wilhelm von der Nordmark und dem Grafen Dietrich von Katelenburg.



Der Kaiser selbst hatte beschlossen indessen nach dem Westen zu ziehen, wo die Dinge ebenfalls ein bedenkliches Ansehen hatten. Gottfried hatte im Jahre 1055 mit Balduin von Flandern Antwerpen angegriffen und beharrte, obwohl sein Angriff durch Herzog Friedrich und die Niederlothringer zurückgewiesen war, in feindlicher Stellung. Der Kaiser besorgte Nichts mehr, als daß König Heinrich von Frankreich mit seinem Schwager Balduin und Gottfried gemeinschaftliche Sache machen möchte; er wünschte deshalb eine Verständigung mit dem König und verabredete eine Zusammenkunft mit ihm an den Grenzen ihrer Reiche. Gegen Pfingsten brach der Kaiser nach Lothringen auf und traf bald nach dem Fest bei Ivois mit dem König zusammen. Viele und zum Theil gerechte Beschwerden hatte der Franzose gegen den Kaiser, der sich weite Uebergriffe in die Angelegenheiten Frankreichs erlaubte: der Zeitpunkt war gekommen, wo er glaubte frei mit seinen Beschwerden hervortreten zu können. Für so gefährdet hielt er bereits die Stellung des Kaisers, daß er selbst die Ansprüche seiner Vorfahren auf Lothringen in Erinnerung zu bringen wagte. Er verlangte die Auslieferung des Landes, das seinem Reiche hinterlistig, wie er behauptete, durch die früheren Kaiser entzogen sei, indem er sich zugleich in Schmähungen gegen Heinrich ergoß, der ihn oftmals durch falsche Versprechungen betrogen habe. Welche Sprache und welche Forderungen gegen einen Kaiser, welcher die Welt mit dem Glanz seiner Thaten erfüllt hatte und dessen Anrecht auf Lothringen mindestens ebenso vollwichtig war, wie das des neidischen Nachbars im Westen! Mannhaft trat der Kaiser den eitlen Ansprüchen des Franzosen entgegen, und berief sich auf den früher zwischen ihnen geschlossenen Vertrag (S. 441). Der König leugnete Bestimmungen desselben, auf welche sich der Kaiser berief, bis dieser sich endlich erbot die Wahrheit seines Worts mit seinem Schwerte im Zweikampf ihm darzuthun. Einstmals hatten sich die Franzosen selbst auf ein Kampfgericht der Fürsten berufen*); jetzt aber war ihr König nicht gemeint den Ausgang eines solchen zu erwarten. Er entfernte sich mit seinen Begleitern heimlich in der folgenden Nacht.

Das unverzagte Auftreten des Kaisers scheint selbst Gottfried imponirt zu haben, denn bald darauf ergab er sich dem Kaiser und stellte sich ihm in Person. Schon als der Kaiser am 30. Juni zu Trier sich

*) Bd. I. S. 583.

aufhielt, finden wir Gottfried am Hofe. Die Bedingungen der Unterwerfung sind nicht näher bekannt, aber des Kaisers Gemüth war, wie es scheint, schon zu größerer Nachsicht gestimmt. Denn Gottfried ging nicht allein ohne Strafe aus, sondern erhielt auch seine Gemahlin und seine Stieftochter zurück. Auch sonst zeigte sich der Kaiser damals ungewöhnlich milde. Bischof Gebhard, bereits der Haft entlassen, wurde ebenfalls von ihm wieder zu Gnaden angenommen und kehrte nach Regensburg zurück. In gleicher Weise wurde Konrad, der Bruder des Pfalzgrafen Heinrich, vom Kaiser begnadigt, und auch andere Verschworene erhielten Verzeihung. Nachdem Heinrich Lothringen glaubte beruhigt zu haben, begab er sich durch Ostfranken und Thüringen nach Sachsen zurück und war im Anfange des September wieder zu Goslar.

Eine trübe Stimmung brachte er von der Reise heim. Wenn nicht Alles trügt, so hatte er nicht im Gefühl der Sicherheit Gnade für Recht den Majestätsverbrechern angedeihen lassen, sondern in der traurigen Erkenntniß, daß er mit straff angezogenem Zügel das Reich nicht mehr regieren, das Fürstenthum nicht dauernd bändigen könne. Es scheint ihm nicht entgangen zu sein, wie er die Höhe nicht zu behaupten vermochte, die er in den ersten Jahren seiner Regierung erstiegen. Auch die Eindrücke dieser Reise selbst konnten nur eine traurige Stimmung nähren. Abermals waren Mißwachs, Theuerung und in Folge davon verderbliche Seuchen über das Land gekommen und hatten tiefen Mißmuth unter dem Volke verbreitet. Der finstere Blick des Kaisers begegnete finsteren Mienen.

Der Trübsinn blieb seitdem der unzertrennliche Begleiter des Kaisers, und mit ihm wuchs seine Sehnsucht nach dem Papste, der auf wiederholte dringende Einladungen die Alpen bereits überstiegen hatte. Als er am 8. September gen Goslar kam, wurde ihm von seinem kaiserlichen Freunde ein überaus prächtiger Einzug bereitet, zu dem fast alle Fürsten des Reichs beschieden waren. Aber ein Platzregen vereitelte die Feste des Empfangs: nicht in pomphafter Procession konnte der Papst sich dem Dome nahen, sondern in eiliger Flucht mußten er und sein Gefolge sich vor dem Unwetter bergen. Dem Kaiser wurde die Freude versagt, den Nachfolger Petri so aufzunehmen, wie er gewünscht hatte. Uebrigens fand Victor, obwohl er alsbald mit neuen Anforderungen für das römische Bisthum hervortrat, beim Kaiser die äußerste Willfährigkeit, zumal dieser mehr als je die Dienste des Oberhauptes

der Kirche beanspruchen zu müssen glaubte. Vom Papste begleitet, begab er sich wenige Tage darauf nach seiner Pfalz Bodfeld im Harz, um dort nach seiner Gewohnheit der Waidlust obzuliegen. Aber kaum war er hier angelangt, als eine schlimme Nachricht ihn erreichte und seinen Geist überwältigte.

Das sächsische Heer war, nachdem es über die Elbe gegangen, von den Liutizen in der Nähe der Havelmündung bei Prizlawa eingeschlossen und vollständig vernichtet worden. Markgraf Wilhelm und Graf Dietrich hatten im Kampfe das Leben eingebüßt, fast alle ihre Begleiter durch das Schwert der Wenden oder auf der Flucht im Wasser den Tod gefunden. Am 10. September war die Niederlage erfolgt, an sich schmerzlich genug, doppelt furchtbar bei der gefährdeten Lage des Reichs und der unglücklichen Stimmung des Kaisers. Die Nachricht davon warf ihn auf das Krankenlager. Seine Gesundheit, längst erschüttert und durch die Leiden der letzten Jahre mehr und mehr zerrüttet, war einem neuen Stoß nicht mehr gewachsen. Ein hitziges Fieber ergriff ihn, die Kunst der Aerzte versagte, und er selbst fühlte bald, daß seine letzte Stunde nicht fern sei.

Heinrich durchschaute klar, in welchen Gefahren er das Reich seinem sechsjährigen Sohn hinterließ. Er traf deshalb Veranstaltungen für die Zukunft, bei denen er sich auszugleichen bemühte, was auszugleichen war, und alle Feindseligkeiten beilegen wollte, die seine letzten Jahre beunruhigt hatten. Eine ungewöhnlich große Zahl von geistlichen und weltlichen Fürsten umgaben den sterbenden Kaiser; unter ihnen war außer dem Papste und dem Patriarchen von Aquileja auch Bischof Gebhard von Regensburg, sein böser Oheim, der ihm noch vor Kurzem nach dem Leben getrachtet hatte. Der Kaiser verzieh ihm jetzt von ganzem Herzen; er verzieh allen seinen Feinden, erließ den Majestätsverbrechern sämmtlich die verwirkten Strafen und gab die eingezogenen Güter theils selbst den früheren Besitzern zurück, theils beauftragte er damit seine Gemahlin. Auch Herzog Gottfried sollten seine confiscirten Güter zurückerstattet werden. Mit einem großen Act vollständiger Amnestie beschloß Heinrich sein Regiment. Er ließ dann vom Papste und allen anwesenden Bischöfen und Fürsten noch einmal den kleinen Heinrich als seinen Nachfolger anerkennen und empfahl seine Gemahlin, der nach dem Herkommen die vormundschaftliche Regierung zufallen mußte, vor Allem der Unterstützung des Papstes. Nachdem er darauf seine

Sünden in Gegenwart der gesammten hohen Geistlichkeit gebeichtet, die Absolution und das heilige Abendmahl erhalten hatte, hauchte er den letzten Athem aus. Es war am 5. October 1056, als so zu Bodfeld auf den Höhen des Harzes dieser Kaiser aus der Zeitlichkeit schied, dessen Name lange weithin durch das Abendland mit Furcht und Zittern genannt war. Heinrich starb jung nach einem thatenreichen Leben; er hatte das neununddreißigste Jahr noch nicht erreicht, aber siebzehn Jahre das deutsche Reich regiert und neun Jahre die Kaiserkrone getragen. Seine Zeit, in welcher die kaiserliche Gewalt culminirte, ist eine der denkwürdigsten unserer großen Geschichte.

Für das Seelenheil des Verstorbenen war man verschwenderisch mit guten Werken, mit Seelenmessen und reichen Spenden an die Armuth. Die Kaiserleiche schaffte man an den Rhein, und die Kaiserin und der Papst sorgten für eine des großen Fürsten würdige Bestattung. Am 28. October wurde Heinrich III. in dem noch unvollendeten Dom zu Speier neben seinen Eltern beigesetzt. Es war sein Geburtstag. Er selbst hatte bestimmt, daß er an demselben Tage der Mutter Erde zurückgegeben werde, an dem er sich einst Giselas Schooß entwunden. Von Speier führte der Papst den kleinen König nach Aachen und erhob ihn dort unter großen Feierlichkeiten auf den Stuhl Karls des Großen.

Unsere Annalen melden Nichts von den Eindrücken, welche Heinrichs Tod in dem deutschen Volke hervorrief; selbst die Hofpoesie verstummte. Fast scheint es, als sei das Ereigniß für Worte zu groß gewesen. Wie schwer die Kaiserin den Schlag empfand und welche Besorgnisse sie hegte, zeigt ein Brief an den Abt von Cluny. „Meine Leier, — schrieb sie — ist zur Trauer gestimmt, und wenn Ihr mir die größte Freude durch Euren Brief bereitet habt, so antworte ich Euch jetzt mit Seufzen und Wehklagen. Mein Herz, von Leid verzehrt, schaudert davor zurück, Euch mein ganzes Unglück zu schildern, und das eilende Gerücht wird Euch ohnehin davon unterrichtet haben. Empfehlet also, ich bitte Euch, da Ihr meinen Herrn und Gemahl nicht habt im Fleische erhalten wollen*), mindestens den Todten mit Eurer Brüderschaft der Gnade Gottes und erwirket, daß Euer Pathe nun lange das ererbte

*) Agnes hielt wohl die Gebete Clunys für allvermögend. Der freudenreiche Brief des Abts, den sie beantwortete, scheint sich auf Heinrichs Aussöhnung mit Gottfried bezogen zu haben. Unter den benachbarten Gegenden wird das Königreich Burgund zu verstehen sein, wo der Einfluß der Cluniacenser so groß war.



Reich regiere und in Gottes Wegen wandele. Sollten überdies in den Euch benachbarten Gegenden seines Reichs sich Unruhen erheben, so suchet sie durch Euren Einfluß beizulegen."

Eine Erzählung des Cardinals Humbert, der damals den Papst in Deutschland begleitete, läßt keinen Zweifel darüber, daß auch die niederen Klassen des Volkes den Heimgang des Kaisers tief beklagten. Ein vornehmer Römer, berichtet Humbert, eilte gerade in jener Zeit nach Bodfeld, um den Papst zu erreichen. Ermüdet hatte er sich eines Tages in einem Dorfe um die Mittagsstunde zur Ruhe begeben und hörte, als er erwachte, ein lebhaftes Gespräch unter lautem Weheruf. Der deutschen Sprache unkundig, fragte er einen seiner Begleiter nach der Ursache und vernahm, die Kunde von dem Tode des Kaisers sei soeben eingelaufen und erfülle die Leute mit tiefer Trauer. Humbert fand diese Trauer gerecht, denn wie habgierig auch und wie unzugänglich dem armen Manne der Kaiser gewesen sei, habe er doch streng jeder Zeit über den Landfrieden gewacht. „Möchte Gott — setzte er hinzu, als er bald nach Heinrichs Tode diese Geschichte erzählte, — uns Fürsten geben, die sich und ihre Unterthanen, die reichen und die armen, zu regieren vermögen, denn von diesem kleinen König haben wir für lange Zeit kein Regiment zu erwarten."

Man sieht, allgemein herrschte die Furcht vor großen Bewegungen, und unbegründet war sie mit Nichten. Wir wissen aus den Augsburger Annalen, daß sich sofort zahlreiche Parteiungen gegen den Sohn des Kaisers bildeten, aber durch göttlichen Rathschluß, sagte der Annalist, zerschlugen sie sich. Der Regierungswechsel ging doch ruhiger vorüber, als man erwartet hatte. Die versöhnliche Gesinnung, mit welcher der Kaiser heimgegangen war, hatte die Opposition der Fürsten gegen die Krone gemildert; die Kaiserin zeigte in ihrer bedenklichen Stellung die Nachgiebigkeit ihres Geschlechts und ihres Charakters; vor Allem aber bethätigte der Papst in dieser Zeit auf das Glänzendste die Gabe, widerstrebende Geister zu versöhnen und auszugleichen. Petrus Damiani läßt den Herrn zu Papst Victor sprechen: „Nach dem Abscheiden des Kaisers habe ich die Rechte des gesammten abendländischen Reichs in deine Hände gelegt." Und in Wahrheit ging nach dem Tode des mächtigsten Kaisers unseres Volkes faktisch die höchste Gewalt in die Hände eines Papstes über: zum Glück war es ein deutscher Papst, der an der Erhaltung der deutschen Herrschaft ein größeres Interesse hatte,

als an der Allgewalt Roms. Was übrigens Agnes und der Papst auch thaten, Nichts geschah ohne die Zustimmung der geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs, welche auch die Erziehung des Sohnes der Kaiserin überließen.

Die erste Sorge des Papstes war, Gottfried und Balduin völlig zu befriedigen und dadurch die Ruhe Lothringens dauernd zu befestigen. Auf einem Hoftag zu Köln wurden im December alle Streitigkeiten mit Gottfried geschlichtet. Er gelangte in den Besitz sowohl seines ererbten Vermögens, wie der reichen Hinterlassenschaft des Bonifacius; überdies scheint ihm auch bereits damals die Nachfolge im Herzogthum Niederlothringen zugesagt zu sein, nach der er so lange vergeblich getrachtet hatte. Dem alten Balduin von Flandern wurden die Lehen, die er vom Reiche trug, bestätigt und sein Sohn blieb in dem Besitz des Hennegaus; eidlich gelobte er dagegen dem jungen König treue Lehnspflicht. Man sieht, Gottfried und die Flanderer erreichten Alles, was sie erreichen wollten.

Vom Rhein ging der Papst mit der Kaiserin und dem kleinen König nach Regensburg, wo sie das Weihnachtsfest feierten und sich um den Thron die Großen aus allen Theilen des Reichs versammelten. Auf einem großen Reichstag wurden hier die wichtigsten Angelegenheiten geordnet: Das erledigte Herzogthum Kärnthen erhielt Konrad, der Bruder des Pfalzgrafen Heinrich; derselbe Mann, der vor Kurzem als Majestätsverbrecher bestraft war. Baiern war noch von Heinrich III. seiner Gemahlin übergeben worden; man beließ ihr dieses Herzogthum und bestimmte, da sie für schwanger galt, daß es, im Falle sie einen Sohn gebären sollte, auf diesen übergehen solle*). Die erledigte Nordmark wurde gleichzeitig oder war schon kurz zuvor dem Grafen Udo von Stade übertragen, einem Verwandten des königlichen Hauses; ihm wurde damit auch die Sicherung des Reichs gegen die Liutizen befohlen. Die besondere Verwaltung des italienischen Reichs fiel dem Papste, Herzog Gottfried und seiner Gemahlin Beatrix zu, die sich bald darauf nach Italien begaben. Diesmal kam Gottfried nicht verstohlen über die Alpen, sondern im Triumph gleichsam als Bannerträger des Reichs kehrte er in die Länder seiner Gemahlin zurück. Die Dinge ordneten

*) Ob die Schwangerschaft der Kaiserin begründet war, ist zweifelhaft, da nirgends berichtet wird, daß sie eines Kindes genesen sei.



sich gesetzlich und ohne eine große Erschütterung, aber nichtsdestoweniger ist klar, daß der Tod des Kaisers unmittelbar zu einem entschiedenen Siege des Fürstenthums über die Reichsgewalt führte. So befriedigt waren die deutschen Fürsten mit ihrem unerwarteten Sieg, daß sie damals oder wenig später der Kaiserin sogar ein eidliches Versprechen gaben, daß sie, wenn der junge König vor ihr sterben sollte, nicht ohne ihre Einwilligung den Thron besetzen würden.

Der Mittelpunkt der neuen Ordnung war unfehlbar der Papst, um so verhängnißvoller war es, daß er dieselbe nur kurze Zeit überlebte. Das Osterfest 1057 feierte er zu Rom, eben so sehr mit den weltlichen Angelegenheiten Italiens, als mit dem Wohl der Kirche beschäftigt. Er schloß mit den Normannen einen Frieden ab und suchte überall in der Halbinsel Friede und Ordnung herzustellen. Schon im Juni verließ er Rom und begab sich nach Tuscien zum Herzog Gottfried, mit dem er jetzt an einer und derselben Aufgabe zu arbeiten schien, das kaiserliche Ansehen in Italien zu erhalten. Den Cardinal Friedrich, der einst vor ihm in das Kloster geflüchtet war, den Bruder Herzog Gottfrieds, erhob er jetzt zum Abt von Monte Cassino und zum Cardinal-Priester vom Titel St. Chrysogonus in Trastevere. Wahrscheinlich gedachte der Papst in der nächsten Zeit abermals über die Alpen zurückzukehren, aber seine Tage waren gezählt. Die Sommerhitze des Südens zog ihm ein tödtliches Fieber zu. Am 28. Juli 1057 starb er zu Arezzo in jungen Jahren; er hatte noch nicht das Alter Heinrichs III. erreicht. Seine Leiche wurde in der Marienkirche vor den Thoren Ravennas bestattet.

Victors Tod war ein Ereigniß von kaum minderer Bedeutung, als das Abscheiden des Kaisers. Wohl hatte er sich ganz und gar dem heiligen Petrus gewidmet, aber er sah Roms Größe doch nur gesichert in der engsten Verbindung mit einem mächtigen Deutschland. Wunderbare Fügungen hatten ihn an die Spitze der Kirche gestellt und zugleich alle Macht des Reichs in seine Hände gelegt: scharfer Verstand, Umsicht und Uebung in den Geschäften, jugendliche Rüstigkeit und eine ungemeine Gabe, die Menschen nach seinem Willen zu lenken, eigneten ihn zu der außerordentlichen Stellung, die er gewonnen, und man konnte mit Recht sich Großes von ihm versprechen. Aber kaum hatte er sein Werk begonnen, als ihn der Tod hinraffte. Die Mönche haben diesen Papst nicht sonderlich geliebt, weder die Cluniacenser noch die



Benedictiner von Monte Cassino, deren Freiheiten er ernstlich bedrohte. Auch Hildebrand mochte sich nicht rühmen diesen Papst zu beherrschen, obwohl derselbe die Dienste des vielerfahrenen Mönchs nicht entbehren konnte. Zu einer Legation nach Frankreich hatte er ihn benutzt, und noch in seinen letzten Augenblicken sah er Hildebrand an seiner Seite. Die Mönche mochten leichter aufathmen, als Victor die Augen zudrückte; als ein „Gottesurtheil" bezeichnete Cardinal Friedrich das Ende des Papstes.

Niemand gewann durch Victors Tod für den Augenblick mehr, als Herzog Gottfried. Zu der Erbschaft des Bonifacius in der Lombardei und dem Herzogthum Tuscien erhielt er jetzt auch das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino, welche bisher der Papst in Händen gehabt hatte. Von einem Meere Italiens zum anderen, auf beiden Seiten des Apennin, dehnten sich seine Besitzungen aus und überdies schaltete er fortan als Statthalter des Königs in Italien mit fast unbeschränkter Gewalt. Wie alle Verhältnisse des Landes in seine Hand gegeben waren, fühlte Jedermann jenseits der Alpen. Sobald die Nachricht von Victors Abscheiden nach Rom kam, eilte Alles zum Cardinal Friedrich, der gerade dort anwesend war, und verhandelte mit ihm über die Wahl des neuen Papstes. Er wies auf Humbert, auf Hildebrand, auf andere Männer der cluniacensischen Richtung, aber man drang in ihn, daß er selbst den Stuhl Petri besteige. Nur schwachen Widerstand setzte Friedrich den Römern entgegen: schon am 2. August wurde er gewählt und am folgenden Tage als Stephan IX.*) inthronisirt, ohne daß man die Bestätigung der Kaiserin abgewartet hätte. Es verbreitete sich das Gerücht, der neue Papst werde sofort seinen Bruder zum Kaiser krönen und mit dessen Hülfe die verhaßten Normannen aus Italien verjagen. Dies Gerücht war unbegründet, denn weder Gottfried noch sein Bruder wollten mit dem Reiche brechen. Sie ließen sich vielmehr in Unterhandlungen mit der Kaiserin ein; schon am 20. August finden wir Bischof Anselm von Lucca, den Vertrauten Beider, am Hofe der Kaiserin zu Tribur, und gegen Ende des Jahres kehrte Anselm, von Hildebrand begleitet, noch einmal nach Deutschland zurück. Obwohl Stephans Wahl nachträglich von der Kaiserin anerkannt wurde, blieb die Einsetzung dieses Papstes nichtsdestoweniger eine offene Verletzung

*) Als der neunte Papst dieses Namens wird er in jener Zeit gezählt, da man Stephan II., der vor der Weihe starb, nicht in der Papstreihe mitzuzählen pflegte. Die Neueren pflegen Friedrich Stephan X. zu nennen.



des Rechts, das man Heinrich III. eingeräumt hatte, ein Angriff auf eines der werthvollsten Privilegien der deutschen Krone. Nicht minder war klar, daß nicht sowohl in der Kaiserin, als in seinem Bruder der neue Papst und seine Freunde ihren Rückhalt und ihre Stütze suchen mußten. Gottfried, schon übermächtig, wurde zugleich der Schutzherr und Vorfechter der römischen Kirche. Ließ sich von ihm erwarten, daß er sich immer in zweiter Stelle behagen würde, da ihm die erste offen zu stehen schien? Kaum allzukühn war jetzt der Schritt zum Thron, und einen Mann „wunderbarer Kühnheit“ nennen ihn gleichzeitige Annalen. Und saß nicht überdies ein Kind auf dem Thron, dessen Vater ihm die bittersten Tage seines Lebens bereitet hatte?

Offenbar stand es seit Victors Tod schwach genug mit der königlichen Macht in Italien, welche fast allein auf Gottfrieds Willfährigkeit beruhte. Und schon wurde auch in den deutschen Ländern die königliche Autorität angegriffen, vor Allem in Sachsen, wo Heinrich III. immer wenig Freunde gezählt hatte. Hier hielten die unzufriedenen Fürsten, wie Lambert von Hersfeld erzählt, häufig Zusammenkünfte und bedachten die vom Kaiser erlittenen Unbilde; keine bessere Genugthuung meinten sie da finden zu können, als wenn sie den jungen König entthronten, der doch nur in die Wege des Vaters zu treten verspräche. Ein verwegener Abenteurer bot sich als Haupt den ungestümsten Wortführern in jenen Versammlungen dar. Es gab nämlich einen unebenbürtigen Halbbruder des bei Prizlawa gefallenen Markgrafen Wilhelm, Otto mit Namen; er war der Sohn einer Wendin und hatte bis dahin fern von der Heimath in Böhmen gelebt, kehrte aber nach seines Vaters Tode nach Deutschland zurück und verlangte dessen Hinterlassenschaft und die Nordmark, mit welcher inzwischen Udo von Stade belehnt war. In seiner Hoffnung getäuscht, schritt Otto zur Gewalt und fand in Sachsen Freunde, hitziger als er selbst, die ihm nicht allein die Mark, sondern die Krone verhießen, wenn er mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen wolle. Eine Verschwörung entstand, deren letztes Augenmerk die Ermordung des Königs gewesen sein soll. So groß schien den Getreuen in Sachsen bald die Gefahr, daß sie die Kaiserin mit ihrem Sohn vom Rheine nach Sachsen zu kommen beschworen, um dem anwachsenden Unheil vorzubeugen. Die Kaiserin war am 29. Juni 1057 zu Merseburg und beschied die sächsischen Großen zu sich. Otto war verwegen genug, sich mit einer dichten Schaar Reisiger nach Merseburg auf den

Weg zu machen; unfehlbar führte er einen verruchten Anschlag im Schilde. Da stieß er unerwartet bei Reindorf an der Selke mit den Grafen Brun und Ekbert, den Vettern des Königs*), auf der Straße zusammen. Beide waren ihm längst aus besonderen Ursachen verfeindet und griffen ihn spornstreichs mit ihrem Gefolge an. Ein hitziger Kampf entspann sich, in dem Brun und Otto hart an einander geriethen, sich vom Pferde rissen und nicht eher ruhten, als bis sie sich gegenseitig eine tödtliche Wunde versetzten. Auch Ekbert war schwer verwundet, setzte jedoch den Kampf fort und rächte mit furchtbaren Streichen den Tod seines Bruders. Endlich zogen sich die Aufständigen, ihres Hauptes beraubt, vor Ekberts Reisigen zurück.

Bedenklich genug, wie man sieht, war im Sommer 1057 die Lage Sachsens. Wenn die Ruhe dennoch alsbald hergestellt wurde, so mochten dazu das schnelle Ende jenes Otto und die Beschlüsse des Merseburger Tages beitragen, vor Allem aber gewiß die von den Liutizen drohende Gefahr, die dringend zur Einigkeit mahnte. Ein sächsisches Heer zog noch in demselben Jahre gegen die schlimmen Feinde aus und machte die Niederlage von Prizlawa vergessen; es drang tief in das Wendenland ein und zwang die Liutizen Geiseln zu stellen, wie von Neuem Tribut zu entrichten. Am 7. November 1057 starb bereits Markgraf Udo, und ohne Hindernisse folgte ihm sein gleichnamiger Sohn in der Nordmark.

Während dieser Vorgänge in Sachsen war auch in Franken bereits die Ruhe gestört worden. Hier hatte sich Friedrich, ein vornehmer Mann aus einem Zweige des Hauses Luxemburg, der sich nach der Burg Gleiberg bei Gießen nannte, mit seinen Brüdern gegen die Kaiserin empört; was auch seine besonderen Beschwerden gewesen sein mögen, er glaubte, die Zeit sei gekommen, wo Alles dem waffenmächtigen Manne erlaubt sei. Wenn die Kaiserin ihn dennoch ohne große Mühe überwältigte, so dankte sie es vor Allem der Unterstützung, die sie bei den fränkischen Fürsten fand.

Wahr ist, daß damals in Deutschland wie in Italien dem Scheine nach die Gewalt des Reichs unverkürzt bestehen blieb, aber sonnenklar zeigte sich doch, daß die Kaiserin das Regiment nur üben konnte, so weit die Fürsten ihr willig die Hand boten, und daß es Mächte gab,

*) Sie waren die Söhne Liudolfs, des Sohnes der Gisela aus ihrer ersten Ehe.



stärker als sie, auf deren Ergebenheit sie nicht unbedingt rechnen konnte. Jener Gottfried, der einst auf dem Thurm von Gibichenstein im Kerker geschmachtet, war jetzt der mächtigste Fürst des Abendlandes; in seiner Hand faßten sich die meisten Fäden der Zeitgeschichte zusammen, und von ihm vor Allem schien es abzuhängen, ob das Kaiserreich und in welcher Gestalt es fortbestehen sollte. Mehr diesem herrschsüchtigen Lothringer war die Erbschaft Heinrichs III. zugefallen, als dem Knaben, dessen kleine Hand das Scepter kaum faßte, und jener zarten Frau, deren Kraft unter der Bürde der Herrschaft bald genug zusammenbrach. Thatsächlich theilte Gottfried das Regiment nicht sowohl mit der Reichsverweserin, als mit den anderen deutschen Fürsten, und es ist ganz richtig, wenn ein Zeitgenosse das erste Ergebniß der vormundschaftlichen Regierung in den Worten zusammenfaßt: „Die Fürsten wollten von einem Weibe oder einem Kinde sich nicht beherrschen lassen, und das Erste, was sie gemeinsam vollbrachten, war, daß sie die Freiheit früherer Zeiten sich wiedergewannen und sich von der Dienstbarkeit lösten."

Rückblick.

Durch besondere Fügung des Himmels waren drei Kaiser von seltener Thatkraft sich im Reiche gefolgt, hochgesinnte Fürsten, die kein anderes Ziel des Strebens kannten, als die Macht des Reichs zu befestigen und zu erweitern. Was sie da erreicht haben, wird Niemand gering achten können, am wenigsten dürfen es Deutsche vergessen.

Die Ottonische Zeit gefiel sich auf der Höhe der Idee; sie faßte das Imperium nach seiner idealen Bedeutung auf, aber die Realität entsprach nur zum Theil der Machtstellung, deren man sich rühmte. Ein Kaiser wie Otto III. wollte der Herr des Abendlandes sein, ohne es in Wahrheit zu regieren. Daß ein römisches Kaiserthum mit der Selbstständigkeit, welche die Ottonen den Nationen belassen hatten, nicht bestehen könne, verhehlten sich Heinrich II. und die Franken nicht; in einer Welt lebend, welche den Werth realer Macht vor Allem schätzte, haben sie auch dem Imperium eine realere Bedeutung zu geben gestrebt. Vergebens sucht man die ideale Begeisterung, welche die Ottonische Zeit

in aller ihrer äußeren Armuth verklärt, in den Bestrebungen ihrer nächsten Nachfolger, in dem Leben der Welt, deren Mittelpunkt sie waren. Es sind praktische Gesichtspunkte, die sie verfolgten, praktische Aufgaben, die sie zu lösen hatten: Aufgaben, die sich von selbst ihnen aufdrängten, und deren Lösung von der größten Tragweite, entscheidend für die ganze weitere Entwicklung der Geschichte sein mußte. Es galt die kaiserliche Herrschaft, welche die deutschen Könige mit allen ihren Ansprüchen und Rechtstiteln gewonnen hatten, auf dauernden, unerschütterlichen Grundlagen zu befestigen, die Ergebenheit der allgemeinen Kirche des Abendlandes mit unauflöslichen Banden an das deutsche Kaiserthum zu ketten und in der Weite der abendländischen Welt alle weltlichen Gewalten dem deutschen Throne dienstbar zu machen; es galt das Reich Karls des Großen nach dem erweiterten Gesichtskreis der Zeit in größerem Umfang und auf festeren Grundlagen herzustellen, mit einem Wort, den deutschen Königen eine Universalherrschaft im Abendlande zu gründen, in welcher Idee und faktische Gewalt sich vollauf entsprächen. Was da Heinrich II. unter ungünstigen, Konrad II. und Heinrich III. unter günstigeren Sternen angestrebt haben, gedieh nicht zum letzten Abschluß, aber es gelang doch, so weit es jemals unter den Völkern des Abendlandes gelingen kann. Nie ist in der That das römische Kaiserthum deutscher Nation mehr eine Wahrheit gewesen, als um die Mitte des elften Jahrhunderts.

Von den Reichen Karls des Großen gehorchten dem Kaiser außer Deutschland unmittelbar Italien und Burgund; Frankreich wahrte in ohnmächtiger Eifersucht noch seine Selbstständigkeit, aber die Axt war an die Wurzel gelegt, den Baum zu fällen. Selbst das christliche Spanien itterte schon für die Freiheit seines Bodens, den es mit Blutströmen den Ungläubigen abgerungen hatte. Nirgends gab es im Westen eine weltliche Macht, welche dem Kaiserthum auf die Dauer Schranken setzen konnte. Und zugleich lagen im Osten die Reiche und Völker gebundener als jemals darnieder. Schon hatte Ungarn zeitweise die Lehnshoheit des Kaisers anerkennen müssen. Böhmen war überwältigt und diente. Das polnische Reich, lange eine so große Gefahr für die deutsche Macht, erholte sich von seinem schmählichen Sturz nur allmählich, und nur im Anschluß an die Deutschen. Selbst die Wenden, damals die kräftigsten und erbittertsten Widersacher unseres Volkes, konnten ihre Freiheit nicht dauernd behaupten. Im Norden waren die Könige Dänemarks getreue

Vasallen des Reichs, und ein König der Angelsachsen hielt seine Flotte bereit, um die kaiserliche Macht gegen Rebellen zu schützen. So standen rings um den erhöhten Thron des Franken die Könige des Abendlandes in gebeugter Stellung; kein Boleslaw Chabry, kein Knud der Mächtige war mehr, welcher sich in selbsteigener Kraft neben den deutschen Herrn zu stellen vermochte.

Man sieht, weit genug hatte sich über das Abendland die Herrschaft der Kaiser ausgebreitet. Und diese Herrschaft war kein leerer Schein; sie machte sich aller Orten fühlbar. Dem wüsten Treiben der burgundischen Großen wurde ein Ziel gesetzt; sie mußten den Thron wieder als eine Macht über sich erkennen. Italien hat vielleicht zu keiner Zeit es tiefer empfunden, daß es eine eroberte Provinz des deutschen Reichs war. In Ungarn schützten den Lehnskönig ein baierisches Heer und baierische Rechte. Der Däne mußte mit seinen Schiffen dem Willen des Kaisers folgen und dessen Gebote vollstrecken; die Bischöfe seines Reichs hatten ihren Mittelpunkt in einem sächsischen Erzstift, über welches der Kaiser verfügte. Die Tribute der unterworfenen Nationen waren es, von denen sich unablässig die Schatzkammer der Kaiser füllte.

Wer wird bezweifeln, daß diese Herrschaft schwer von den dienenden Völkern getragen ward! Auch zu jener Zeit hat man den Werth nationaler Freiheit gekannt, die nicht die unentwickelten, sondern nur die entarteten Nationen gering achten. Es ist augenscheinlich, daß Heinrich II. und Konrad II. Italien nur durch ein Regiment des Schreckens in Zaum halten konnten; die Ungarn benutzten den ersten günstigen Augenblick, um den Zwang des deutschen Jochs abzuschütteln; und auch die anderen Völker haben den Druck der deutschen Faust recht wohl verspürt. Aber doch war das Kaiserreich auch jetzt noch ein Glück für das Abendland. Neuen großen Erschütterungen hat es vorgebeugt, die germanisch-romanische Welt vor Zersplitterung bewahrt, ihre freie Entwicklung aus sich ermöglicht. Schon damals war Europa einmal von einem großen Slawenreiche bedroht, und allein das Kaiserthum rettete aus dieser Gefahr. Noch einmal regte sich dann die Zerstörungswuth der Magyaren, aber von der Macht des Kaiserthums wurde sie sofort gebändigt. Und wer wäre damals erfolgreicher der Zügellosigkeit des tief in weltliche Interessen verwickelten Klerus begegnet, als unsere Kaiser? Allerdings erstarb in dieser Zeit die Missionsthätigkeit der abendländischen Kirche, und nicht ohne Schuld der Kaiser; aller-

dings sank die Kirche mehr und mehr zu einer Reichsinstitution herab, die vor Allem den Zwecken des Reichsoberhauptes diente und seinem Regiment ganz hingegeben war: aber doch war dieses Regiment, so bedenklich es erscheinen mochte, eine Wohlthat für die Kirche selbst unter Verhältnissen, wo die übermächtige Geistlichkeit mehr als je der Zucht bedurfte und sie nur durch das Kaiserthum finden konnte. Der Ruf nach Reform durchtönte die Zeit, aber er wäre in den Stürmen derselben verhallt, wenn ihm die Heinriche nicht Gehör geschenkt hätten. Was würden alle Mühen der Cluniacenser gefruchtet haben, hätten sie nicht die deutschen Kaiser zu Freunden gehabt? Nicht umsonst sind sie immer von Neuem nach ihren Pfalzen gewallfahrt. Es war Heinrich III., welcher den Stuhl Petri aus der ärgsten Schande herausriß und eine Umwandlung der kirchlichen Verhältnisse und des geistigen Lebens anbahnte, auf welcher die weitere Entwicklung der Dinge beruhen sollte.

Vor Allem aber war die Macht des Reichs ein Glück für unser Volk, das Volk der Herrschaft. Erst unter dem Kaiserthum waren die Deutschen zu einem einigen Volke geworden; mit der Macht des Reichs steigerte sich das Bewußtsein der nationalen Einheit. Die Stammesunterschiede waren nicht verwischt, aber zu einer reicheren und in sich völligeren Einheit gemischt und verwuchsen immer mehr in dieselbe. Der Sachse und Franke, der Schwabe und Baier wußte jetzt, daß er vor Allem ein Deutscher war. So fremd der Name dem zehnten Jahrhundert noch blieb, so geläufig wurde er dem elften. Und dieser Name gewann sogleich den schönsten und vollsten Klang; er bezeichnete das Volk der Macht, das Volk, bei dem die Entscheidung der Dinge stand, das Volk der Völker. Nie sollten wir dessen uneingedenk sein, daß es eine Zeit gegeben hat, wo unser Volk politisch fester geeint war, als irgend eine andere Nation Europas, und dies die Zeit war, wo sein Principat unbestritten dastand.

Wohl haben die unterworfenen Völker damals unsere Vorfahren ein wildes und übermüthiges Geschlecht genannt, aber hört man die Sprache ihrer eigenen Schriftwerke, so wird man den Ton hochmüthigen Trotzes und roher Tyrannei kaum vernehmen. Oft genug haben nachher die Deutschen in ihrer Erniedrigung von anderen Völkern maßlose Unbill und höhnische Verachtung erfahren; sie selbst haben sich auf der Höhe des Glücks maßvoller gezeigt. So großmüthige Herren waren sie jedoch mit Nichten, daß sie nicht ihre Herrschaft genutzt hätten. Die Kosten

der Kriege und des prächtigen Hofhalts der deutschen Fürsten haben zum großen Theil die überwundenen Völker gedeckt; ungemessene Schätze sind aus den besiegten Ländern nach Deutschland geflossen. Es ist weltbekannt, wie reich die Bisthümer Italiens damals waren, und die reichsten unter ihnen nährten zu jener Zeit deutsche Priester. Die Erzbisthümer von Ravenna und Aquileja waren fast ohne Unterbrechung in deutschen Händen. Zwölf Jahre lang haben Deutsche auf dem Stuhl Petri gesessen: ein Sachse, ein Baier, zwei Schwaben und ein Lothringer. Zwei Jahrzehnde hindurch ist die große und überreiche Mutterabtei von Monte Cassino von Deutschen verwaltet worden. Der Bischof Gundekar hat uns eine Liste der Domherren von Eichstädt hinterlassen, welche seiner Zeit zu Bisthümern gelangten: es sind vierzehn, und neun von ihnen wurden Bischöfe in Italien. Nicht allein Reichthum und Glanz fielen hierdurch deutschen Männern zu, sondern bei der einflußreichen politischen Stellung, welche ihnen die Bisthümer verliehen, war ihre Amtsführung zugleich eine unmittelbare Herrschaft von Deutschen über Theile des italienischen Bodens.

Allerdings kam der materielle Gewinn, der aus der Weltstellung des Reichs floß, zunächst und vorzugsweise dem Adel und Klerus zu Gute. An den Tafeln der Prälaten schwelgte man in ausgesuchten Genüssen. Wie lustig es auf den Edelhöfen herging, wie es hier an üppiger Pracht, an Spiel und Sang niemals fehlte, zeigen die Fragmente des Ruodlieb, dessen Schilderungen des ritterlichen Treibens treu dem Leben entnommen sind. Vor Allem liebte man um die Person des Kaisers den höchsten Glanz zu verbreiten, wenn er den Hof eines adeligen Herrn besuchte. Ein baierischer Graf hinterließ seinen Nachkommen das Testament, nie den Kaiser zu sich einzuladen, da der Besuch desselben der Ruin ihres Vermögens sein würde. Die bittersten Klagen werden dagegen gerade in dieser glänzendsten Zeit des Reichs über die Armuth und Hülfslosigkeit der niederen Klassen laut. Es war freilich ein unabwendbares Mißgeschick, daß eine lange Reihe von Hungerjahren damals durch Mißwachs eintrat, so daß das Reich, nach Außen so strahlend, im Innern die Scenen des entsetzlichsten Jammers darbot. Aber mehr als diese vorübergehenden Leiden haben die Gewaltthaten der höheren Stände auf die niederen Leute gedrückt, wie oft sich die Kaiser auch dieser annahmen. Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß der Bauer immer tiefer in Abhängigkeit von den geistlichen und

weltlichen Herren gerieth und seine Lage nur desto kläglicher wurde, je mehr sein Herr an Reichthum und Macht gewann. Der freie Bauer vor Allem verlor dabei, daß die alte Gauverfassung sich bereits so gut wie aufgelöst hatte und das Reich sich in eine Zahl kaiserlicher, geistlicher und adeliger Territorien zu zersplittern begann; er vor Allem wurde durch die Vererblichung der Lehen herabgedrückt, die seine Freiheit für alle Folge den Interessen eines einzigen Adelsgeschlechts preisgab. Schon damals fing er an zu begreifen, daß es immer noch besser sei, unter dem Krummstab zu wohnen, als unter dem Wappenschild eines ahnen- und kinderreichen Gebieters.

Der Bauer hat von den Siegen unserer Kaiser keinen Gewinn davongetragen; einen nachhaltigeren Vortheil zog aus ihnen der Kaufmann. Die ausgedehnten Verbindungen des Reichs mußten mit Nothwendigkeit den Handel beleben. Schon waren Chur, Konstanz und Rorschach sehr belebte Märkte. Von ihnen ging der Handel den Rhein hinab nach Worms, Mainz und Köln, Mittelpunkte eines weit verzweigten Handels und volkreiche Städte. Die Kölner Kaufleute waren wohlhabend und lebten in Saus und Braus von ihrem leichten Erwerb; obwohl in dem üppigen Leben der Stadt erzogen, meinten sie, ein übermüthiges Volk, doch auch im Schwerterspiel ihren Mann zu stehen. Schon war übrigens der rheinische Handel zum guten Theil in den Händen von Juden. Im Jahre 1012 wurden sie aus Mainz vertrieben, weil ihre Glaubenslehren unter Christen Verbreitung fanden, aber bald müssen sie zurückgeführt sein. Als Bischof Rüdiger den Handel von Speier heben wollte, wußte er kein besseres Mittel, als Juden herbeizuziehen, denen er ausgezeichnete Privilegien in der Stadt verlieh. An der Waal war Thiel ein reicher Handelsort, der besonders seine Waaren nach England führte. Die dortigen Kaufleute waren ein wüstes Geschlecht, dem Trunk und der Wollust ergeben, weit und breit als Betrüger verschrieen; sie standen nicht nach dem gemeinen Recht Rede, sondern richteten nach eigenen Willküren, wozu sie durch kaiserliche Privilegien berechtigt zu sein vorgaben. Der Handel mit England war ungemein vortheilhaft, da die deutschen Kaufleute dort, wie wir aus einem Gesetze König Ethelreds wissen, ihre Waaren zollfrei einführen konnten. Eine andere große Handelsstraße zog sich seit Alters durch das östliche Deutschland: auch auf ihr belebte sich mehr und mehr der Verkehr. Die Waaren, welche man über den Brenner brachte,

nahmen ihren Weg über Augsburg nach Regensburg, damals einem der wichtigsten Handelsplätze, welcher nach dem nördlichen Deutschland, wie nach den östlichen Ländern einen sehr lebendigen Verkehr unterhielt. Nicht minder trieben die sächsischen Städte, namentlich Bremen, Magdeburg, Goslar, Quedlinburg, einen ausgedehnten Handel, theils mit dem scandinavischen Norden, theils nach den wendischen Gegenden. Mit dem wachsenden Handelsverkehr belebte sich auch das Gewerbsleben in Deutschland. Besonders blühten damals die Tuchfabrikation, die Leinweberei, die Lederbereitung und die Kunst der Waffenschmiede bei uns, und die Erzeugnisse dieser Gewerbe gingen in großen Massen in das Ausland. Es verdient bemerkt zu werden, daß sich bereits deutsche Handwerker nach England übersiedelten und dort den Ruf besonderer Geschicklichkeit genossen.

Erst mit dem lebendigeren Aufschwung des Handels und Gewerbes kam in die deutschen Städte ein regeres Leben, entwickelten sich in ihren Bewohnern ein eigener und selbstbewußter Geist. Es währte nun nicht lange, daß die deutschen Städte eine politische Bedeutung gewannen, welche ihnen bis dahin noch gänzlich gefehlt hatte. An dem Aufkommen der Städte haben die allgemeinen Verhältnisse des Reichs ohne Zweifel den größten Antheil gehabt, aber auch persönlich haben es die Kaiser begünstigt. Bamberg ist durch Heinrich II. gleichsam aus dem Nichts geschaffen; Speier war zu einem Dorf herabgesunken, als es Konrad II. aus dem Verfall erhob; Goslar verdankte die große Bedeutung, die es eine Zeit lang behauptet, vor Allem dem dritten Heinrich. Man kann es nicht als eine Zufälligkeit ansehen, daß die erste politische That der deutschen Bürgerschaften gerade eine Erhebung für das Kaiserthum war.

Den wachsenden Reichthum in Deutschland und das gesteigerte Gefühl gesicherten Besitzes zeigen die zahlreichen und zugleich großartigen Bauwerke der Zeit. Was die Ottonische Epoche hervorgebracht hat, ist dürftig gegen die kolossalen Arbeiten, die Konrad II. und sein Sohn zu Speier und Goslar unternahmen. Nicht für den Augenblick, sondern für die Ewigkeit wollte man bauen und begann nach Plänen, deren Ausführung mehr als ein Menschenalter verlangte. Neue Ideen tauchten kaum in der Architektur auf: man ahmte bisweilen den Kuppelbau des Münsters zu Aachen nach, meist aber baute man Pfeiler- oder Säulen-Basiliken im Anschluß an die Muster der Ottonischen Zeit. Aber kunstreicher, massenhafter, imponirender begann man zu bauen. Welchen

Eindruck müssen auf die Zeitgenossen Werke gemacht haben, die uns noch jetzt mit Staunen erfüllen und wenigstens in ihrem riesenhaften Umfang selten übertroffen sind! Die größeren Bauten des zehnten Jahrhunderts gehörten fast sämmtlich dem sächsischen Lande an: jetzt sah man auch am Mittel- und Unterrhein, in den Maingegenden, hier und da in Schwaben und Baiern sich Prachtbauten erheben.

Mit den Kaisern wetteiferte im Bauen der Klerus. Eine wahre Bauwuth hatte um die Mitte des elften Jahrhunderts die deutschen Bischöfe befallen. An die Stelle hölzerner Kirchen bauten sie steinerne, vergrößerten ihre Pfalzen, befestigten ihre Städte mit stärkeren Mauern und Thürmen. Als der Kölner Bezelin zu dem Erzbisthum Bremen-Hamburg gelangte, ließ er die alte Kathedrale niederreißen, um nach dem Muster der Kölner eine neue Kirche herzustellen. Er starb, ehe das Werk vollendet, und sein Nachfolger Adalbert faßte alsbald einen anderen Plan. Nun sollte nach dem Vorbild des Doms von Benevent die Kathedrale aufgeführt werden, und da wegen des Mangels an Steinen die Arbeit zu langsam vorschritt, ließ der Erzbischof die Mauern der Stadt abbrechen, um die Steine derselben zu nutzen. So ging es auch an anderen Orten. Besonders schien dem Würzburger Klerus das Niederreißen und Neubauen gleichwie im Blute zu liegen. Als der Würzburger Domherr Heribert 1022 als Bischof nach Eichstädt kam, verwunderte man sich über nichts mehr als diese Liebhaberei. Mit den engen und niedrigen Bauten, die er vorfand, unzufrieden, ließ er alles Alte niederreißen, baute neue Kirchen und Klöster, neue Pfalzen, neue Castelle. Seine Nachfolger thaten es ihm indessen gleich oder überboten ihn vielmehr. Ein Zeitgenosse berichtet uns, wie die armen Leute bei dieser Prunksucht der Bischöfe litten; unablässig mußten dieselben Frohndienste leisten, und obwohl sie darüber das Düngen, Pflügen und die anderen Feldarbeiten versäumten, wurde ihnen doch von ihrem Zins Nichts erlassen. So wurden großentheils von dem Schweiß der Armuth die stattlichen Kirchen errichtet, die nun schnell nach einander in den deutschen Ländern entstanden; eine lange Reihe derselben hat Leo IX. auf seinen Rundreisen geweiht.

Der gesteigerte Luxus führte fast mit Nothwendigkeit zu besserer Uebung der bildenden Kunst; noch heute wird man die kostbaren Arbeiten, die Heinrich II. an Bamberg schenkte, nicht ohne Bewunderung sehen. Aber auch die Wissenschaften zogen aus der Macht des Reichs

namhaften Gewinn. Schon das war nicht gering anzuschlagen, daß man in unmittelbarer Verbindung mit Italien blieb, wo die reichsten Schätze der alten Kultur niedergelegt waren. Indem aber die Blicke diesen klassischen Boden nie aus den Augen verloren, gewannen sie zugleich eine immer weitere Umschau nach anderen Seiten. Man hatte einen Gipfel erstiegen, von dem man die abendländische Welt weithin überschauen konnte. Wenn man Thietmar von Merseburg und Adam von Bremen aufmerksam liest, so bewundert man, wie sehr sich seit Otto dem Großen der Gesichtskreis der Deutschen nach Norden und Osten erweitert hatte. Aber auch ein intensiver Fortschritt des geistigen Lebens wird sich nachweisen lassen, obschon die Entwicklung nicht ganz den vielverheißenden Anfängen der Ottonischen Zeit entsprach.

Unleugbar ist allerdings, daß der jugendkräftige Enthusiasmus des zehnten Jahrhunderts für die Studien sich nicht in seiner Frische erhalten hatte. Viel mochte dazu beitragen, daß ihnen die Gunst des Hofs nicht mehr in gleicher Weise zugewandt war. Konrad II. hatte für die Bedeutung der Wissenschaften in sich keinen Maßstab; der zweite und dritte Heinrich waren gut unterrichtet, aber hatten sich andere Aufgaben gestellt, als eine unmittelbare Pflege wissenschaftlichen Lebens. Auch sonst fehlte der Sporn der früheren Zeit. Das geistliche und geistige Leben ist enger, als man gemeinhin meint, mit einander verbunden. Die kirchliche Mission der Ottonen war zugleich eine Mission der Wissenschaft; als jene erlahmte, erstarb auch der heilige Eifer für die Studien, und das wissenschaftliche Leben gerieth mehr in ein handwerksmäßiges Treiben.

Unter den Ottonen hatte der Adel angefangen für die Wissenschaft Interesse zu zeigen: aber schon unterschieden sich jetzt die jungen Herren in Deutschland dadurch von den Kindern des italienischen Adels, daß sie die Buchstaben nicht kannten. Als ein besonderer Grad von Bildung wurde es nun dem sächsischen Pfalzgrafen Friedrich nachgerühmt, daß er einen Brief selbst lesen und beantworten konnte. Die Wissenschaften kamen in den Alleinbesitz der Kirche, und die Spaltung, die ohnehin zwischen dem Klerus und der Laienwalt bestand, erweiterte sich dadurch von Tage zu Tage. Der Adel glaubte gleichsam das Privilegium zu besitzen, sich der Bildung entschlagen und zu dem wüsten Treiben seiner Altvorderen zurückkehren zu dürfen. Der alte Graf Udalrich, der Stifter des Klosters Ebersberg in Oberbaiern, klagte eines Tages im Kreise

seiner Freunde über die Wirren seiner Zeit. Einst, sagte er, habe es ihn schwer bekümmert, daß der Mannsstamm seines Hauses dem Erlöschen nahe, aber bei den Gewaltthaten, welche sich der Adel jetzt erlaube, füge er sich gern in Gottes Willen; es seien arge Zeiten und noch ärgere würden folgen, weil man das Recht nicht achte; die Römer hätten vor Alters nach geschriebenen Gesetzen die Welt regiert, und dann, als an die Deutschen die Herrschaft gekommen, hätten Theodorich, Dagobert und Karl Gesetze erlassen; in diesen seien er und seine Altersgenossen noch unterrichtet, und jeder adelige Herr, der sie vordem nicht habe lesen können, sei gebrandmarkt gewesen; jetzt aber ließen die vornehmen Herren ihre Söhne nicht mehr im Recht unterweisen, und so häufe sich Unrecht auf Unrecht. Udalrich starb im Jahre 1028, und seine Jugend fiel in die Regierungszeit Ottos I.

Auch nach einer anderen Seite zeigt sich das wissenschaftliche Interesse beschränkter. Im zehnten Jahrhundert hatten gerade die hochgestellten Frauen sich durch die Pflege höherer Kultur ausgezeichnet. Es war die Zeit, wo eine baierische Fürstentochter einen Abt von Sanct Gallen im Griechischen unterrichtete, wo eine andere als Aebtissin von Gandersheim ihre Nonnen in der lateinischen Prosodie unterwies und die Königin Mathilde ihre Dienerinnen den Psalter lesen lehrte. Die Bildung wurde so in weiteren Kreisen ein Schmuck der Frauen. Nonnen schrieben lateinische Verse, und die Kinder empfingen von klugen Mägden den ersten Unterricht; Erzbischof Bardo von Mainz hatte als Knabe bei seiner alten Wärterin Benedicta die Buchstaben und den Psalter gelernt. Diese Zeit war vorüber, und wir hören bald mehr von eitlen und liederlichen, als von gelehrten Nonnen. Noch weniger tritt ein ungewöhnlicher Bildungsgrad in den Frauen weltlichen Standes hervor. Die Kaiserinnen Kunigunde und Gisela waren hochgebildete Fürstinnen, aber sie waren noch in der Ottonischen Zeit erwachsen. Auch die Kaiserin Agnes galt für eine Gönnerin der Studien, doch hatte sie ihre Bildung nicht in Deutschland, sondern an den Ufern der Loire erhalten. Im Allgemeinen war das geistige Interesse der deutschen Frauen damals augenscheinlich im Sinken.

Unter den Ottonen hatte Deutschland den Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen des Abendlandes gebildet; die hervorragenden Gelehrten Frankreichs und Italiens sammelten sich an dem Kaiserhofe und erfüllten mit dem Glanze ihres Genies zunächst die deutschen

Gegenden. So war es nicht mehr. Berengar von Tours, Lanfrank, Petrus Damiani, die leuchtendsten Geister des elften Jahrhunderts, haben keine oder doch nur sehr vorübergehende Beziehungen zu dem kaiserlichen Hofe gehabt. Das wissenschaftliche Studium nahm in Italien und Frankreich seinen besonderen Gang und machte dort, man kann es nicht leugnen, schnellere Fortschritte als bei uns. Von den Schulen der Rhetoren aus, wie sie sich immer in Italien erhalten, entfaltete sich eben damals jenseits der Alpen ein freieres, unmittelbar den Bedürfnissen des Lebens zugewandtes Studium, welches eine große Zukunft hatte. In der Lombardei wandte man sich der wissenschaftlichen Bearbeitung des bürgerlichen Rechts mit Vorliebe zu, während man in Deutschland nur für das kanonische Recht Sinn zu haben schien und auch hierin Burchards Arbeiten fast vereinzelt dastanden. Gleichzeitig hob sich das Studium der Medicin; von der Schule in Salerno ausgehend, verbreitete es sich schnell weit über Italien und Frankreich. Auch von ihm wurden die Deutschen damals wenig oder gar nicht berührt; sie scheinen die Heilkunst ganz den Juden überlassen zu haben, wenigstens war Konrads II. Leibarzt ein Jude. Nichts aber hat das wissenschaftliche Leben jener Zeit tiefer erregt, als die dialektisch-theologische Lehrweise, mit der Lanfrank in Bec auftrat, und seine Streitigkeiten mit Berengar; hierdurch wurde Frankreich aufs Neue der Mittelpunkt des theologischen Studiums im ganzen Abendlande. Man fühlte bald in Deutschland, wie weit man in der Theologie hinter Frankreich zurückstand. Kaum hatte Lanfrank seinen Lehrstuhl in der Normandie aufgeschlagen, so strömten ihm junge Kleriker aus den Rhein- und Maingegenden voll Lernbegierde zu. Seine Streitigkeiten über die Abendmahlslehre fanden in den lothringischen Schulen, namentlich in Lüttich, einen Nachhall. Aber eine tiefere Wirkung hat doch auch er auf das wissenschaftliche Leben in Deutschland nicht zu üben vermocht.

Das Studium bei uns wagte sich nicht auf diese neue Bahnen; es blieb auf der alten breitgetretenen Straße, aber auf dieser kam es unleugbar vorwärts. Die deutschen Kloster- und Stiftsschulen — Schulen von Klerikern für Kleriker — rühmten sich einer besonderen Blüthe, und gewiß nicht mit Unrecht. Selbst im Auslande hatten sie Ansehen; Schüler kamen von dort, und man suchte Lehrer aus ihnen in die Fremde zu ziehen. Wir hören, daß mailändische Kleriker damals in Deutschland studirten, und selbst Hildebrand bekannte noch als Papst

seine wissenschaftliche Bildung zum Theil dem deutschen Köln zu verdanken. Bekannt ist, welchen Ruf später die Schule bei St. Genovefa in Paris gewann: im Anfange des elften Jahrhunderts lehrte dort ein Lütticher Mönch, ein gewisser Hubald, der in der Folge nach Prag zog. Es war ein deutscher Papst, der in Rom das wissenschaftliche Leben wieder anregte; ein deutscher Abt, der in Monte Cassino das Studium von Neuem belebte.

Man trieb in den deutschen Schulen fast alle Zweige der Wissenschaft in der von der römischen Kirche altüberlieferten Weise, man schrieb in lateinischer Sprache, meist in einem klaren, ziemlich reinen Stil, der sich eben so frei von Ueberladung als von Dürftigkeit hält, in dem aber immer mehr die Neigung zum Reim hervortritt. Wir besitzen weitschichtige exegetische Compilationen aus jener Zeit, wie apologetische Schriften und Zusammenstellungen kirchenrechtlichen Materials; auch Abhandlungen über Fragen der Moralphilosophie fehlen nicht. Ferner stellte man nach dem Muster des Eusebius und Hieronymus Geschichtsbücher zusammen, welche bis in die Anfänge der christlichen Zeit zurückreichen. Die astronomischen und mathematischen Studien gingen mindestens nicht ganz unter, obschon der mathematische Unterricht dürftig genug war; in der Schule zu Eichstädt las der Lehrer lediglich ein Lehrbuch der Arithmetik vor, und es galt schon für etwas nicht Gemeines, daß er eine Seite desselben ohne Fehler zu Ende brachte. Das Studium der Musik, eben damals von Italien aus neu belebt, trieb man bei seiner Bedeutung für den Cultus mit weit größerem Eifer. Eine bemerkenswerthe Gewandtheit eignete man sich in manchen Klosterschulen in dem Bau lateinischer Verse an: die Hexameter jener Zeit sind nicht fehlerfrei, aber fließend und nicht ohne Anmuth. Nicht minder übte man die Kunst des lateinischen Briefstils mit großem Fleiße. Es war das im eigentlichsten Sinne des Worts ein Brodstudium, da ein gewandter Briefsteller leicht in die königliche Kapelle kam und von dort den Weg in ein reiches Bisthum bald zu finden wußte. Bei einem Vergleich der Schriftwerke des zehnten und elften Jahrhunderts läßt sich im Allgemeinen ein Fortschritt in der Formgebung nicht verkennen, obschon die Literatur an originalem Gehalt kaum gewonnen hatte.

Es war die römische, die neulateinische Literatur, die man zunächst vor Augen hatte und der man nacheiferte, aber unverkennbar war doch

auch das Studium von dem volksthümlichen Geiste ergriffen. Die Größe und Macht des Reichs erweckte nationale Regungen auch bei dem Mönch in seiner Zelle. Man bemerkt dies, wenn man die großen Klosterannalen jener Zeit durchblättert; es sind nicht so sehr lokale oder provinzielle Ereignisse, welche sie melden, vielmehr bewegen vor Allem die großen Interessen des Reichs den Annalisten und leiten seine Feder. Es zeigt sich gerade in diesen Annalen recht klar, welche Fortschritte der nationale Gedanke gemacht hatte. Nicht zu verwundern ist daher, wenn man auch zu metrischen Compositionen den Stoff lieber aus der Zeitgeschichte oder der deutschen Sage nahm, als aus der Mythologie der Griechen und Römer, wenn man endlich selbst dahin gelangte, die eigene Sprache wieder als Schriftsprache zu ehren.

Notker von St. Gallen war es, welcher der deutschen Prosa zuerst neue Bahn brach und sich dadurch den Ehrennamen des Deutschen verdiente. Er übersetzte einzelne Theile der heiligen Schrift und mehrere gangbare Lehrbücher in die Muttersprache und suchte sie deutsch zu erklären. Ihm folgte Williram, erst Mönch zu Fulda, dann Scholasticus zu Bamberg und endlich Abt zu Ebersberg, ein naher Verwandter des Erzbischofs Heribert von Köln. Er hatte sich als lateinischer Dichter einen Namen gemacht, aber er verlangte nach dem höheren Ruhm, die deutsche Prosa fortzubilden; durch Anwendung der Muttersprache hoffte er das theologische Studium unter seinen Landsleuten neu zu beleben. Um das Jahr 1065 schrieb er seine Uebersetzung und Erklärung des Hohen Liedes; die Mischung deutscher und lateinischer Worte, die er bei der Interpretation anwandte, scheint uns geschmacklos, aber für seine Zeitgenossen war sie nicht minder ansprechend als für ihn selbst, und das Werk wurde so bewundert, daß es nicht nur häufig abgeschrieben, sondern bald auch in das Niederländische übertragen wurde. Etwa aus derselben Zeit stammen Fragmente der ersten in deutscher Sprache niedergeschriebenen Predigten und einer Beichtrede, wie auch ein deutsches Gebet von dem baierischen Mönche Othlon. In diesen Schul- und Andachtsbüchern zeigen sich die ersten Lebensregungen einer deutschen Prosa seit den Zeiten Karls des Großen und ohne Frage bezeichnen sie einen Fortschritt in unserer nationalen Literatur*).

*) Als eine ganz vereinzelte Erscheinung ist eine deutsche Urkunde vom Jahre 1070 zu erwähnen.

Wohin man den Blick richtet, überall zeigt sich das deutsche Kaiserthum auch jetzt noch als eine einende, schützende, die allgemeinen Interessen fördernde Macht. Man sollte meinen, daß für die Entwicklung der Dinge wohlthätig gewesen wäre, wenn sich dieses Kaiserthum hätte dauernd befestigen können, und vor Allem uns Deutschen liegt der Wunsch nahe, daß es möglich gewesen wäre: aber die Aussichten dazu waren in Wahrheit, als Heinrich III. starb, wenig günstig.

Wäre das deutsche Fürstenthum mit der Krone einig gewesen, keine Macht der Welt hätte wohl dann dem Reiche gefährlich werden können. Aber gerade in ihren ersten Vasallen hatten die Kaiser ihre ersten, ihre hartnäckigsten Feinde: kein Eid wurde schlechter gehalten als der Lehnseid, und der Lehnsverband, welcher das Reich zusammenfaßte, zeigte sich bereits als ein überaus schlaffes und elastisches Band. Von den Zeiten Heinrichs II. an standen die Fürsten mit den Kaisern in unablässigem Zwiespalt, bald sie offen mit den Waffen bekämpfend, bald durch heimliche Intriguen den Thron unterwühlend. Man kann nicht sagen, daß ihre Klagen und Beschwerden durchaus grundlos waren. Die Hand der fränkischen Kaiser hat schwer auf ihnen gelastet; auch sie hatten Rechte; auch sie vertraten reale Interessen des Reichs und hatten in ihm eine geschichtlich begründete Stellung. Aber die Art, wie sie den Kampf mit der Krone führten, war deshalb nicht minder verwerflich. Sie haben nicht allein die Ausbreitung des Reichs absichtlich gehemmt statt gefördert; sondern auch unbedenklich Alles gethan, was in ihren Kräften stand, um die erstarkende Macht der Kaiser im Innern zu brechen: um ihrer Standesrechte willen haben sie die Interessen der deutschen Nation mit Füßen getreten.

Konrad II. sah, daß ein starkes Kaiserreich mit diesem aufsässigen Fürstenthum nimmermehr auf die Dauer bestehen könne; er schickte sich deshalb an den alten Bau des Reichs zu zerstören, um auf neuen Grundlagen eine erbliche Kaiserherrschaft zu errichten. Aber er selbst brachte es nicht dahin, mehr als die Fundamente zu legen, und dem Sohne fehlte die Festigkeit des Vaters, um das Werk desselben, obwohl er es nicht aufgab, zum Abschluß zu bringen. So wurde das Erblehen, welches eine Stütze des erblichen Kaiserthrons und eine Waffe gegen die herzoglichen Gewalten werden sollte, vielmehr zu der drückendsten Fessel für das Kaiserthum selbst und diente zu neuer Stärkung für die fürstlichen Mächte. Es zeigte sich bald, daß das Kaiserthum,

machtvoll genug gegen äußere Feinde, zur Vernichtung des Fürstenthums zu schwach war. Nie ist der Kampf gegen dasselbe von der deutschen Krone mit größeren Mitteln unternommen worden, aber er hat auch damals nicht zum Siege geführt. Das Kaiserthum konnte einzelne Fürsten besiegen, demüthigen, vernichten, nimmermehr aber die Bedeutung und Kraft des Fürstenthums selbst aufheben und brechen. Wer stand glänzender da, als einst Heinrich III.? Und doch waren seine letzten Jahre ein stäter Kampf mit den deutschen Fürsten, bei welchem er sich schließlich als überwunden bekennen mußte.

Man kann freilich mit Fug behaupten, daß sich nicht allein die Vererblichung der Lehen, sondern sich neben ihr auch das Erbkaiserthum durchgesetzt hatte. Heinrich IV. war der Nachfolger des Vaters schon in der Wiege; vor seiner Wahl und Krönung wurde ihm von den Fürsten gehuldigt. Es sind uns Formulare erhalten, welche zu jener Zeit bei der Kaiser- und Königskrönung angewandt wurden, und die Erblichkeit der Krone kann nicht bestimmter ausgedrückt werden, als es in ihnen geschieht. Bei der Salbung des Königs betete der Erzbischof von Köln: „Herr, laß die Könige der folgenden Zeit aus seinen Lenden hervorgehen, um dieses gesammte Reich zu regieren," und beschloß die Feierlichkeit mit der Anrede an den auf den Thron Erhobenen: „Die Stelle, die du von deinen Vätern überkommen hast und die dir nach Erbrecht zugefallen ist, bewahre nun fortan kraft göttlichen Befehls und dieser unserer Uebertragung." Der Papst aber, wenn er das kaiserliche Diadem auf das Haupt des deutschen Herrn setzte, sprach nach einem uns erhaltenen römischen Formular jener Zeit also: „Empfange von Gott dem Herrn die Krone, die dir vorherbestimmt war, halte, bewahre, besitze sie und hinterlaß sie deinen Nachkommen dereinst in Ehren unter dem Beistand Gottes." Diese Formeln beweisen hinreichend, daß das deutsche Reich dieser Zeit nicht mehr ein Wahlreich zu nennen war, und mit gutem Recht haben sich die fränkischen Kaiser nach Konrad II. als Erbkönige und Erbkaiser angesehen, Wahl und Weihe aber lediglich als eine überkommene Ceremonie betrachtet. Aber wahrlich nicht eben viel war mit der Durchführung dieses Rechtsanspruchs in einer Zeit gewonnen, die Macht und Recht so wenig zu unterscheiden wußte oder zu unterscheiden liebte, so lange das Fürstenthum sich noch als eine selbstständige und ungebrochene Macht neben oder über dem Kaiserthum fühlte.

Wenn sich das Kaiserthum bisher in allen Stürmen aufrecht erhalten hatte, so beruhte dies vor Allem doch nur auf der persönlichen Tüchtigkeit der Kaiser. Es gab keine gesicherten Institutionen, kein über allen Zweifel erhabenes Kaiserrecht, keine allgemein anerkannte Gesetzgebung für dieses Kaiserreich. Was ließ sich nun da von dem Regiment eines Kindes erwarten, von einem Regiment, welches überdies ein fremdes Weib vertrat? Man gedachte wohl der Zeiten Ottos III., aber man erwog nicht, daß die Gegensätze verjährter, gespannter, unüberwindlicher waren. Nicht allein die Ansprüche der Krone hatten sich bestimmter entwickelt, auch das Fürstenthum war anspruchsvoller geworden und hatte seine besonderen Interessen bei Weitem schärfer in das Auge gefaßt.

Noch immer hatte bisher der Kaiser an der Kirche die treueste Bundesgenossin gegen die weltlichen Fürsten gehabt. Man kann sagen, die Kaiser hatten durch die Bischöfe das Regiment geführt. Unter diesen stand die Kanzlei des Reichs; sie waren die ersten Räthe der Kaiser, die Gesandten des Hofes; sie führten die Heere, welche man den Herzogen nicht anvertrauen wollte; schon war zeitweise das Herzogthum Schwaben, dann Baiern von Bischöfen verwaltet worden; ein Bischof war der Schatzmeister Heinrichs III. Gewiß, der hohe Klerus hatte dem Reiche die größten Dienste geleistet, aber er hatte sich dabei selbst nicht vergessen. Der Episcopat war überreich an Einfluß, Macht und Ehre geworden. Schon begnügten sich die Bischöfe nicht mit der Grafschaft in ihrer Stadt, sondern sie suchten sie in ihrem ganzen Sprengel zu gewinnen. Dem Bischof von Würzburg war dies zum größten Theil gelungen: man sprach bald von einem Würzburger Herzogthum im östlichen Franken. Nach einem ähnlichen Herzogthum in Sachsen strebte Adalbert von Bremen und wähnte sich seinem Ziele nahe. Wie hätte nun der Klerus nicht auch daran denken sollen, sich die übergroße Macht, die er gewonnen hatte, dauernd zu bewahren? Nicht immer waren die Kaiser mit den Besitzungen und den Privilegien der Kirche ängstlich verfahren; vor Eingriffen der Krone sahen sich die Bischöfe keineswegs gesichert. Ueberdies waren sie Fürsten des Reichs gleich den Herzogen und Grafen, nicht so geschieden von diesen in ihren äußeren Interessen, daß sie ihnen nicht einmal hätten die Hand reichen können, um eine gemeinsame Sache durchzukämpfen und gleiche Ansprüche zu ertrotzen. Schon saß auf dem Bischofsstuhle von Köln ein Anno, der ein anderes

Ziel vor Augen hatte, als ein übermächtiges Kaiserthum. Wenn aber die Treue der Bischöfe wankte, wer sollte dann den Thron des Knaben stützen, wer dann die Macht des Reichs erhalten?

Rings von Gefahren war der Thron des kleinen Heinrich umgeben, und bald genug zeigte sich, daß er auf die Treue der deutschen Herren sich wenig verlassen konnte. Als sich dann auch das Papstthum, welches sein Vater von dem tiefsten Sturze erhoben hatte, stolzer und kühner als je erhob, als es den Bund des Reichs mit der Kirche gewaltsam zerriß, den die Krone umstrahlenden Heiligenschein trübte, als es endlich sogar den Aufstand gegen die geordneten Gewalten in seinen Schutz nahm: da schien das gewaltige Kaiserreich, das seine Vorfahren dem Knaben hinterlassen, ehe er noch zum Manne gereift war, bereits dem Untergange geweiht. Klar trat da an den Tag, daß eine gesetzliche Neugestaltung des Reichs nicht minder nöthig, als die kirchliche Reform, gewesen wäre und daß ohne diese das Kaiserthum eine Restauration der päpstlichen Gewalt nur zu seinem eigenen Verderben angebahnt hatte.

Quellen und Beweise.

I. Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel.

1. Gleichzeitige Annalen und Geschichtschreiber.

Die deutsche Geschichtsschreibung hat unter Heinrich II. und seinen nächsten Nachfolgern keine neuen Wege eingeschlagen, sondern sich in der einmal betretenen Richtung weiter entwickelt; sie hat mehr an Breite als an Tiefe gewonnen, mehr an Masse des Stoffes als an Kraft der Auffassung und Kunst der Darstellung. Bezeichnend ist, daß das Stammesbewußtsein immer mehr hinter dem Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, das lokale Interesse hinter der Theilnahme für die Reichsangelegenheiten zurücktritt; damit erweitert sich zugleich der Gesichtskreis der Geschichtschreiber, und wie das deutsche Reich der Mittelpunkt der abendländischen Welt, wird die deutsche Historiographie der Mittelpunkt der gesammten Tradition jener Zeiten.

Am rührigsten hatte sich vor dem Jahre 1000 die sächsische Geschichtsschreibung gezeigt; sie leitet auch zunächst in das neue Jahrhundert hinüber. Die Geschichte Heinrichs II. beruht vor Allem auf sächsischen Quellen. Die Hildesheimer Annalen (M. G. III. 91—98) erhielten eine Fortsetzung vom Jahre 1000 bis zum Jahre 1022, denen sich später eine andere bis zum Jahre 1031 anschloß. Die Nachrichten sind kurz, lassen nirgends tiefer in den Zusammenhang der Verhältnisse schauen, sind aber doch sowohl an sich der Beachtung werth, wie durch ihre Uebertragung in andere Quellen von literarischer Bedeutung. Neben und über den Hildesheimischen Jahrbüchern stehen die Quedlinburger Annalen, bis zum Jahre 1016 wahrscheinlich von einer Hand fortgeführt (M. G. III. 78—90). Der Verfasser ist wohlunterrichtet, wahrheitsliebend, und seine Aufzeichnungen haben für die Geschichte jener Zeiten großen Werth. Nach 1016 scheint ein anderer Autor die Quedlinburger Annalen fortgeführt und erst um 1020 seine Arbeit begonnen zu haben, welche dann als völlig gleichzeitig erscheint. Die Erzählung bricht in der einzigen und späten Handschrift, die wir besitzen, im Jahre 1025 plötzlich ab. Die Vermuthung liegt nahe, daß die Handschrift, wie sie in der Mitte defect ist, so auch am Schluß unvollständig sein möchte: dennoch sind die Annalen schwerlich weiter geführt worden, da schon die getreu ihren Spuren folgenden Magdeburger Annalen (M. G. XVI. 105—196) sie bis zum Jahre 1025 benutzen, dann aber in den nächsten Jahren andern Quellen folgen.

Welchen Werth die Zeitgenoſſen auf die Arbeit des Quedlinburger Annaliſten legten, erkennen wir daraus, daß Biſchof Thietmar von Merſeburg ſich dieſelben bereits um das Jahr 1012 zugänglich machte und bei ſeiner eigenen Chronik benutzte. Von den erſten vier Büchern dieſer Chronik iſt im erſten Bande S. 785. 786 gehandelt worden; hier haben wir der vier letzten Bücher zu gedenken, welche die Geſchichte vom Jahre 1002 bis zum Jahre 1018 fortführen. Bei allen Mängeln der Darſtellung, die beſonders in der Unklarheit der Anordnung und der Unbehülflichkeit der Sprache hervortreten, iſt dieſer Theil des Werkes nicht allein für die Zeitgeſchichte, ſondern für das Mittelalter überhaupt eine der wichtigſten Quellen. Thietmar bietet ein ähnliches Intereſſe dar, wie in einer früheren Epoche Gregor von Tours. Indem ein hochgeſtellter und unterrichteter Mann mit voller Unbefangenheit die Erlebniſſe ſeiner Zeit in der Ausführlichkeit eines Tagebuchs darſtellt, giebt er uns zunächſt ein äußerſt lehrreiches Detailbild dieſer Zeit ſelbſt, läßt aber zugleich vielfache Einblicke in die Vergangenheit und die ſpätere Entwicklung thun. Bewundernswerth iſt, wie weit der Geſichtskreis dieſes Merſeburger Biſchofs reichte. Obgleich die ſächſiſchen Angelegenheiten und die Verhältniſſe der benachbarten ſlawiſchen Stämme ihn beſonders beſchäftigen, faßt er doch unausgeſetzt zugleich das ganze Reich in das Auge und richtet ſogar ſeinen Blick nach allen Seiten weit über die Grenzen deſſelben hinaus. Bald erzählt er von venetianiſchen Schiffern oder von auf dem Mittelmeere herumſchweifenden arabiſchen Seeräubern oder von dem Kaiſerthrone zu Byzanz; bald erläutert er die Verhältniſſe des hinſinkenden Reichs von Burgund und berührt die Zerwürfniſſe in Frankreich; an anderen Orten theilt er uns die wichtigſten Nachrichten über die anwachſende Macht der Dänen in England mit und deutet auf die noch ganz im Dunkel liegende Entwicklung Schwedens hin; mit beſonderer Vorliebe aber behandelt er die Verhältniſſe der öſtlichen Völker, indem er über Polen, Böhmen und Rußland unſchätzbare Nachrichten mittheilt. Wenn ein Mann von mäßiger Begabung, wie es unfraglich Thietmar war, ſeine Aufmerkſamkeit über ſo weite Länderſtrecken erſtrecken konnte, ſo begreift ſich leicht, wie ſehr man irrt, wenn man ſich den Horizont der Deutſchen im elften Jahrhundert engbegrenzt vorſtellt. Man hat Thietmar bald Mangel an Wahrheitsliebe und namentlich Parteilichkeit für Heinrich II., bald allzu große Leichtgläubigkeit vorgeworfen, ihn entweder für einen Hofmann oder einen Einfaltspinſel gehalten und demnach die Richtigkeit ſeiner Mittheilungen zu beſtreiten geſucht. Die tiefere Forſchung wird nach unſerer Ueberzeugung mehr und mehr ihn rechtfertigen, wie ſie Herodot und Gregor von Tours gerechtfertigt hat, und vor Allem Thietmars Wahrhaftigkeit zur Anerkennung bringen. Man wird dann einſehen, daß auch die Stellen ſeines Buches, welche man bisher als leere Phraſen zur Seite liegen ließ, nicht ohne Sinn und Bedeutung ſind. Thietmar iſt im Ganzen der klar ausgeprägte Typus eines ſächſiſchen Biſchofs jener Zeit; er iſt keiner der Begabteſten unter ſeinen Amtsbrüdern, noch einer der Einflußreichſten in Kirche und Staat, aber einer der Ehrlichſten und Wohlmeinendſten, und an Wiſſensdrang möchten ihn nicht Viele ſeiner Zeitgenoſſen übertroffen haben. Heinrichs II. Verdienſte erkennt er in hohem Maße an, aber ein blinder Anbeter deſſelben iſt er mit Nichten (VII. 51). Durch Bethmanns ſcharfſinnige Unterſuchungen iſt feſtgeſtellt, daß Thietmar die erſten fünf Bücher der Chronik und den größten Theil des ſechsten bereits im Jahre 1012 vollendete. (Man bemerke beſonders das VI. c. 40—50 öfters wiederkehrende hoc anno und in priori aestate.) Im Jahre 1014 vollendete Thietmar dann das ſechste Buch, im Jahre 1017 das ſiebente; an dem letzten ſchrieb er bis kurze Zeit vor ſeinem Tode, der am 1. De-

cember 1018 oder 1019 erfolgte[1]). Die Darstellung, in den früheren Büchern ziemlich frei in Bezug auf Chronologie wird später streng annalistisch. Ueber die Ausgabe von Lappenberg (M. G. III. 733—871) und die in manchen Beziehungen mangelhafte Uebersetzung von Laurent vergleiche man Bd. I. S. 785. 786.

Die Korveier Annalen (M. G. III. 5 und Jaffé Bibl. I. 37. 38) wurden in dieser Zeit nur in sehr dürftiger Weise fortgeführt und enthalten fast lediglich Nachrichten von lokalem Interesse. Von anderen sächsischen Annalen aus den ersten Jahrzehnden des elften Jahrhunderts ist nichts bekannt. Dagegen hat die biographische Literatur in Sachsen in dieser Zeit noch einige nennenswerthe Leistungen hervorgebracht, nur daß sie die Tagesgeschichte wenig berühren. Bruns Leben des heiligen Adalbert und die jüngere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde greifen in das zehnte Jahrhundert zurück; allein Thankmars Biographie des Bischofs Bernward von Hildesheim (M. G. IV. 767—781) führt in die Zeiten Heinrichs II., bietet aber auffallender Weise für dieselben weniger genaue und wichtige Nachrichten dar, als für die Geschichte Ottos III. Man vergleiche Bd. I. S. 786. 787.

Die lothringische Geschichtsschreibung behielt jenen eigenthümlich lokalen Charakter, den wir schon früher bezeichnet haben (Bd. I. S. 786). Die Grundlage der Lütticher Annalen wurde fortgesetzt (M. G. IV. 9—20). Im Kloster Lobbes machte man Aufzeichnungen, die auch nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern nur in einer Compilation des zwölften Jahrhunderts, den Annales Laubienses (M. G. IV. 9—20), erhalten sind. Constantin, der Abt des Klosters Symphorian bei Metz, schrieb eine Lebensbeschreibung des Bischofs Adalbero II. (M. G. IV. 659—672). Alpert, ein Mönch desselben Klosters, componirte um 1022 das merkwürdige Buch de diversitate temporum, welches, obschon auch vorherrschend von provinziellem Interesse, doch für die Zeit- und Sittengeschichte recht belangreich ist. Nach der Ausgabe in den M. G. IV. 700—723 ist der Text des Alpert von A. Dederich abermals bearbeitet und mit einer Uebersetzung und einem geschichtlichen Commentar unter dem Titel herausgegeben worden: Des Alpertus von Metz zwei Bücher über verschiedene Zeitereignisse (Münster 1859). Als Alpert sein Buch schrieb, lebte er nicht mehr in seinem Kloster, sondern war unter den Utrechter Klerus aufgenommen. Er hatte einst die Absicht gehegt, das Leben Heinrichs II. ausführlich zu beschreiben, stand aber davon ab, als er seinen Bischof sich dieser Arbeit zuwenden sah. Dies war Adalbold, der als Kirchenfürst, Staatsmann und Gelehrter sich gleichen Ruhm gewann. Im Kloster Lobbes ausgebildet, war er zu Gerberts Zeiten in Rom gewesen und hatte nach seiner Rückkehr in solchem Grade sich die Gunst Heinrichs II. gewonnen, daß dieser ihm den Bischofsstuhl zu Utrecht im Jahre 1010 übergab. Die damals in Lothringen um sich greifenden cluniacensischen Tendenzen scheinen auch Adalbold erfaßt zu haben, da er in seinen letzten Jahren Mönch wurde. Er starb am 27. November 1027. Auf eine Stelle des Alpert gestützt (I. 5), nimmt man meist an, daß Adalbold sein Buch vor dem Jahre 1021 vollendet und mindestens bis zur Eroberung von Metz (1012)

1) Schon die älteren Quellen schwanken über das Todesjahr, ebenso die neueren Forscher. Zuletzt hat sich J. Strebitzki: Zur Kritik Thietmars von Merseburg (Forschungen zur d. Geschichte XIV. S. 349 ff.) für 1018 entschieden; er macht zugleich darauf aufmerksam, daß auch das Geburtsjahr Thietmars nicht so fest stehe, wie man gewöhnlich annimmt, und wohl eher an 975, als 976, zu denken sei.



fortgeführt habe. Wenn man aber in der bezeichneten Stelle „comprehendit" als Präſens faßt, iſt jene Auffaſſung nicht unbedingt nothwendig, und auch aus anderen Gründen wird wahrſcheinlich, daß Alpert und Adalbold gleichzeitig arbeiteten, Letzterer aber mit ſeiner Arbeit nie weiter gedieh, als ſie jetzt in der ſpäteren Abſchrift vorliegt, aus welcher ſie Waitz in den M. G. IV. 683—695 herausgegeben hat. Umarbeitung und Fortſetzung des Thietmar war wohl der urſprüngliche Zweck des Werkes, aber Adalbold erlahmte bei demſelben, da es weder ſeiner eigenen Begabung noch der Entwicklung der lothringiſchen Hiſtoriographie recht entſprach. Was er gegeben hat, iſt nicht ohne alles Verdienſt, indem er einzelne nicht unwichtige Nachrichten, namentlich für die italieniſchen Verhältniſſe, hinzufügte und im Ganzen die Darſtellung Thietmars überſichtlicher machte, aber im Allgemeinen bietet er doch nur eine Ueberarbeitung der Erzählung, welche der Merſeburger Biſchof von den Ereigniſſen der Jahre 1002—1004 geliefert hatte und der Lothringer nicht einmal immer richtig auffaßte. Die Sprache Adalbolds iſt weit gewandter als die Ausdrucksweiſe Thietmars, aber mit rhetoriſchem Putz überhäuft; ſeine Auffaſſungsweiſe iſt die des Hofmanns und unterſcheidet ſich weſentlich von der unbefangeneren Anſicht des ſächſiſchen Hiſtoriographen.[1])

Die ſchwäbiſchen Klöſter St. Gallen und Reichenau hatten zu Heinrichs II. Zeiten blühende Schulen, aber der Kaiſer ſtand den Schwaben fern und gab ihnen wenig Veranlaſſung ſein Andenken zu verherrlichen. Andere Wiſſenſchaften blühten in dieſen Klöſtern, die Geſchichtsſchreibung lag danieder. Wir beſitzen Nichts von hiſtoriſchen Aufzeichnungen aus Schwaben aus dieſer Zeit, als einige dürftige Nachrichten in den Annales Sangallenses maiores (M. G. I. 81. 82) und in den Annales Heremi (M. G. III. 144. 145). Die Letzteren, im Kloſter Einſiedeln niedergeſchrieben, ſind trotz ihrer Einſilbigkeit äußerſt wichtig und früher zu wenig beachtet worden; auch die etwas ausführlicheren Aufzeichnungen der Annalen von St. Gallen zum Jahre 1022 ſind zu bemerken. Noch weniger Regſamkeit, als in Schwaben, zeigt die geſchichtliche Literatur dieſer Zeit in Franken. Das einzige Erzeugniß derſelben, welches den Tagen Heinrichs II. nahe ſteht, iſt die Biographie des Biſchofs Burchard von Worms (M. G. IV. 830—846), von der Bd. I. S. 787 bereits geſprochen iſt.

Um die Erweckung des wiſſenſchaftlichen Lebens in Baiern hat ſich Heinrich II. durch die Reform der Klöſter mittelbar nicht geringe Verdienſte erworben, und hinreichende Beweiſe liegen vor, daß man auch dort jetzt mit Eifer die klaſſiſchen Studien zu treiben anfing und nach antiken Muſtern poetiſche Stoffe bearbeitete. Aber die Geſchichtsſchreibung gewann hier erſt ein Jahrzehnd ſpäter ſelbſtſtändiges Leben. Selbſt die engere Verbindung, in welche durch Abt Godhard Altaich mit Hersfeld im Jahre 1008 kam, übte in dieſer Beziehung keine augenblickliche Wirkung, da die Geſchichtsſchreibung in den fränkiſchen Klöſtern damals ſchon ſo gut wie erſtorben war. Erſt zu Hildesheim ſcheint Godhard, der 1022 zu dieſem Biſthum gelangte, den hiſtoriſchen Studien näher getreten zu ſein. Zu ſeiner Zeit erhielten die alten Hildesheimer Annalen mehrere Fortſetzungen und wurde auch, wenn ich nicht irre, der ältere Theil der großen Altaicher Annalen (M. G. XX. 782—791) abge-

1) Die Zweifel ob das Adalbold zugeſchriebene Fragment der Vita Henrici II. ihm wirklich angehöre, ſcheinen mir wenig berechtigt, und jedenfalls iſt dieſes Fragment aus der Feder eines Zeitgenoſſen des Kaiſers gefloſſen.



faßt, der im Wesentlichen nur eine Compilation der Hersfelder und Hildesheimer Annalen ist. Für den Verfasser derselben halte ich einen jungen Hildesheimischen Kleriker, Wolfhere mit Namen, der sich der besonderen Gunst Bischof Godhards erfreute, seine ersten Studien zu Hersfeld machte und dann zu seiner Ausbildung bis etwa zum Jahre 1035 in Altaich verweilte.

Bald nach seiner Rückkehr nach Hildesheim machte sich Wolfhere an eine Umarbeitung der Lebensbeschreibung Bernwards von Thankmar, welcher er noch eine kurze Fortsetzung gab. Diese Arbeit ist ohne erheblichen Werth mit Ausnahme des Anhanges, der in den M. G. XI. 166. 167 abgedruckt ist. Einige Jahre später schickte sich Wolfhere an nach dem Muster Thankmars auch eine selbstständige Arbeit zu unternehmen. Kein Stoff lag ihm da näher als das Leben Godhards, seines Meisters, zumal er auf denselben schon durch Abt Raimund von Altaich, Godhards Neffen, hingewiesen worden war. Bald nach dem Tode Godhards im Jahre 1038 begann Wolfhere die Arbeit, welche er aber nicht ganz vollendete, wahrscheinlich weil sie ungeachtet vielfachen Nachbesserns ihm nicht genügte. Sie ist nachher fast vergessen worden und erst neuerdings durch Pertz aus der eigenen Handschrift des Verfassers an das Licht gezogen (M. G. XI. 167—196). Trotz mancher lästigen Digressionen über aus Thankmar hinreichend bekannte Verhältnisse und trotz einer gewissen Breite der Darstellung ist diese Arbeit Wolfheres von nicht geringem Interesse und für die Regierungsgeschichte Konrads II. eine der wichtigsten Quellen. Der Verfasser zeigt ein sehr lebhaftes Gefühl für die Zeitereignisse und giebt seine Eindrücke anschaulich wieder; besonders unterrichtend ist das Buch über die Verhältnisse des Erzbischofs Aribo von Mainz. In seinen reiferen Jahren hat dann Wolfhere sich noch einmal an eine Lebensbeschreibung Godhards gemacht, indem er seine frühere Arbeit vollständig umarbeitete und nun zu Ende führte. In literarischer Beziehung verdient diese spätere Bearbeitung unbedingt den Vorzug, aber für die Geschichte ist sie, da die Frische und Lebendigkeit des ersten Wurfs verloren ging, weniger unterrichtend. In dieser Gestalt ist das Werk im Mittelalter viel abgeschrieben und gelesen worden; nach einem großen handschriftlichen Apparat hat Pertz die Ausgabe in den M. G. XI. 196—218 besorgt. Die Lebensbeschreibung Godhards in beiden Gestalten widmete Wolfhere seinem Lehrer, dem Propst Albwin zu Hersfeld, welcher im Jahre 1034 Abt zu Nienburg wurde und zu jener Zeit in dem Ruf der größten Gelehrsamkeit stand. Die enge Verbindung der neuerweckten baierischen Schulen mit den sächsischen lernen wir auch aus den Lebensumständen Arnolds, eines Mönches von St. Emmeram in Regensburg, kennen. Dieser wißbegierige Mann, von mütterlicher Seite aus dem Geschlecht der Babenberger Markgrafen des Nordgaus stammend [1]), begab sich nach Magdeburg, um den Unterricht des Meginfried, des Vorstehers der dortigen Domschule, zu genießen. Er schrieb später, nach Regensburg zurückgekehrt, mehrere Schriften halb erbaulichen halb kirchengeschichtlichen Inhalts, von denen das Buch de sancto Emmerammo (M. G. IV. 543—574), um 1035 abgefaßt, einigen historischen Werth hat.

Die deutsche Geschichtsschreibung hat unter Konrad II. nicht gefeiert, aber ein besonderes Interesse für ihn nicht an den Tag gelegt; dazu war er dem Klerus zu wenig ergeben, den Wissenschaften zu wenig geneigt. Ein Burgunder war es, der

1) Daß die gebräuchliche Bezeichnung: Arnold von Vohburg eine irrige ist, habe ich in meinen Beiträgen zur Genealogie des baierischen Adels (Sitzungsberichte der Münchener Akademie 1870. I. S. 579) bemerkt.

sich verehrend dem neuen Gestirn zuwandte, welches seinem Vaterlande aufging. Der Geschichtsschreiber Konrads wurde **Wipo**, ein Günstling, wie es scheint, der Gisela und schon vor der Einverleibung Burgunds in den Dienst des Kaisers gezogen. Er gehörte der kaiserlichen Kapelle an und wurde ohne Frage auch für den Unterricht des jungen Heinrich verwandt. Eine nicht geringe wissenschaftliche Bildung läßt sich ihm nachrühmen; zugleich zeigt er sich überall als einen wohlmeinenden Mann mit richtigen Anschauungen von den Pflichten des Herrschers. Das Ideal eines christlichen Kaisers, welches er sich gebildet, hoffte er durch seinen Zögling einst verwirklicht zu sehen; Konrad selbst entsprach demselben nicht völlig, aber er verkannte doch nicht, welchen Glanz der heldenmüthige Kaiser durch seine Thaten dem Reiche verlieh. Wipo liebte seine Gedanken in eine poetische Form zu kleiden. Schon bei Konrads Lebzeiten trat er mit mehreren poetischen Werken auf. So überreichte er dem Kaiser ein Gedicht von hundert Versen über den Winterfeldzug im Jahre 1033 nach Burgund, dann ein anderes über dessen Thaten im Kampfe gegen die Liutizen. Auch ein poetisches Buch mit dem räthselhaften Titel Gallinarius wird angeführt und die vierte Satire aus demselben citirt. Diese Arbeiten des Wipo sind verloren gegangen; erhalten ist dagegen von seinen früheren Werken ein Moralgedicht, **Proverbia** betitelt, durch welches er dem jungen Könige, seinem Zöglinge, die Herrscherpflichten an das Herz zu legen bemüht war[1]). So wichtig es für die Beurtheilung Wipos selbst ist, so unerheblich ist es für die Zeitgeschichte. Bedeutsamer wurde Wipos schriftstellerische Thätigkeit nach Konrads Tode. Wohl bald nach demselben faßte er ein **Trauerlied** um den geschiedenen Kaiser ab, das er später Heinrich III. übergab. Mit einem anderen Gedicht begrüßte er seinen Zögling Weihnachten 1041 zu Straßburg und lud ihn ein nach Burgund zu ziehen. Dies Gedicht führt den Titel **Tetralogus**, weil es in Form eines Viergesprächs zwischen dem Dichter, der Muse, dem personificirten Gesetz und der personificirten Gnade geschrieben ist; es ist voll Anspielungen auf die Zeitverhältnisse und deshalb auch für die Geschichte von nicht geringer Bedeutung. Vor Allem wichtig für uns ist aber das letzte Werk Wipos, seine einzige Prosaschrift, die **Lebensbeschreibung Kaiser Konrads**. Dieses Werk ist bereits vor 1045 abgefaßt, später aber überarbeitet und Kaiser Heinrich III. dedicirt worden. Es geht dies aus dem Prolog hervor, in welchem Heinrich III. noch als König bezeichnet ist, während er in dem Dedicationsschreiben selbst als Kaiser angeredet wird; ebenso aus der in c. 1. zugefügten merkwürdigen Stelle, welche sich auf Ungarn bezieht und sichtlich am falschen Platze eingeschaltet ist. (Die Worte Ungaria-sustinuit gehören vor: Nunc autem ad propositum redeo). Die uns vorliegende Gestalt hat das Werk erst um das Jahr 1049 erhalten. Den Stoff schöpfte Wipo theils aus eigener Kenntniß, theils aus der kaiserlichen Kanzlei, theils aus den Mittheilungen angesehener Männer. Was er giebt, ist selbstständig und gründet sich auf genaue Kenntniß der Verhältnisse. Daß trotzdem manche Versehen vorgekommen sein mögen, giebt er selbst zu und entschuldigt es mit seinem Körperzustande, der ihm nicht häufig in der Kanzlei nachzufragen erlaubt habe. Auch läßt sich nicht verkennen, daß er in einem Buche für Heinrich nicht Alles sagen konnte, was er vom Vater wußte, und daß die Darstellung gewisse

1) Auch den zuletzt von Jaffé in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum Band XIV. S. 461 herausgegebenen Leich auf Konrad II. sucht Arndt in seiner Abhandlung über die Wahl Konrads II. als eine Arbeit Wipos nachzuweisen, indem er sich besonders auf die Uebereinstimmung mehrerer Stellen mit der Erzählung der Vita Chuonradi bezieht.



höfische Rücksichten zu nehmen hatte. So hat er Manches aus Unkenntniß oder mit Absicht verschwiegen, aber was er erzählt, verdient vollen Glauben. Die Form des Werkes verräth den Dichter. Obwohl die Anordnung streng annalistisch ist, erhebt Wipo sich doch über die Trockenheit der Annalen und erfaßt seinen Stoff mit lebendiger Phantasie; nicht selten mischt er Verse ein, und selbst seine Prosa hat häufig rhythmischen Fall und Reim. Man hat geirrt, wenn man bisher Konrads Regierung fast allein nach Wipo beurtheilt hat, aber nichtsdestoweniger bleibt sein Werk immer die Hauptquelle für diese Regierung. — Die Proverbia des Wipo sind in mehreren Handschriften erhalten, nach denen sie Pertz in den M. G. XI. 245—247 herausgegeben hat. Bei der Ausgabe des Tetralogus M. G. XI. 247—253 stand Pertz leider keine Handschrift mehr zu Gebot, doch hat er den Text des Canisius an vielen Stellen emendirt; andere Verbesserungen sind in unseren Noten angegeben. Für die Lebensbeschreibung Konrads besitzen wir nur eine Handschrift, welche überdies erst dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts angehört und sehr fehlerhaft ist. Mit ihrer Hülfe und durch Conjectur hat Pertz in seiner Ausgabe M. G. XI. 254—276 den Text vielfach verbessert, aber an einzelnen Stellen bleibt auch hier für die Conjectur noch Raum. So ist S. 258 Z. 36 hinter dignum zu interpungiren, statt verbis manibus zu lesen verbis inanibus und der Satz mit dem folgenden Gedanken zu verbinden. S. 260 Z. 37 muß noluit, wie schon Stenzel (Fränk. Kaiser II. 47) andeutete, statt voluit emendirt werden; der Gedanke ist: Gott hat dich nicht ungezüchtigt lassen wollen, damit du, vom Himmel selbst in Zucht genommen, ein christlicher Kaiser würdest[1]). Sehr unterrichtend über Wipo ist die schöne Abhandlung von Pertz in den Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1851.

Unter dem Einfluß Giselas entstanden die Werke Wipos; ihrer Einwirkung wird man es auch zum Theil zuzuschreiben haben, wenn die Studien in St. Gallen sich nun wieder mehr der Geschichte zuwandten. Eckehard IV. unternahm unter Konrads Regierung die Fortsetzung der Klosterchronik, welche er aber leider nicht bis auf seine Zeit fortführte. Auch die Reichsgeschichte gewann für die Mönche ein lebhafteres Interesse. Die größeren Annalen von St. Gallen erhielten damals eine Fortsetzung, welche sich sowohl durch ihre Ausführlichkeit wie durch das gleichmäßigere Verfolgen der allgemeinen Zustände des Reichs vor den früheren Theilen dieser Jahrbücher auszeichnet. Sie ist von 1025 bis 1044 in einem Zuge niedergeschrieben, also jedenfalls erst nach dem letztgenannten Jahre entstanden. Der Verfasser ist unbekannt, zeigt sich aber als einen Mann von gelehrter Bildung, der gern Reminiscenzen aus der klassischen Literatur in sein Werk verflicht. Bis zum Jahre 1039 muß er ältere Aufzeichnungen vor sich gehabt haben, die wohl in St. Gallen selbst entstanden waren. Daneben benutzte er bereits Wipos Vita Chuonradi[2]), wie

1) Größere Beachtung, als sie bisher gefunden, scheinen mir die Varianten der Compilation des Cod. Zwetlensis Nr. 255, welche Kraft im Archiv für Kunde östreichischer Geschichtsquellen I. 249 ff. veröffentlicht hat, zu verdienen.

2) Steindorff hat früher angenommen, daß Wipo die Annales Sangallenses benutzt habe (Forschungen VI. 477 ff.), später aber die Ansicht vertreten, daß beide Quellen auf gemeinsamer Grundlage beruhen (Forschungen VII. 559 ff.). Die Annahme, daß der Annalist von St. Gallen aus Wipo geschöpft habe, hielt er an sich für unzulässig. Mir erscheint sie nicht so, und ich sehe in ihr das einfachste Mittel, die unleugbare Uebereinstimmung und zugleich auch Irrthümer des Annalisten zu erklären. So setzt dieser den Widerstand Luccas und des Markgrafen Reiner gegen Konrad, indem er Wipos Darstellung in c. 14 und 15 zusammenzieht, irrig in das Jahr 1026, statt 1027.

sich unter Anderem aus der Uebereinstimmung z. J. 1032 mit der Vita c. 29 ergiebt; die irrige Angabe Wipos, daß Konrad beim Tode K. Rudolfs von Burgund und der Erhebung Odos im Felde gegen Polen gelegen habe, wird vom Annalisten wiederholt. Vom Jahre 1040 bis 1044 erzählt er eigene Erlebnisse; die unbedeutende Notiz zum Jahre 1056, mit welcher die Annalen schließen, wird schwerlich noch ihm beizumessen sein (M. G. I. 83—85).

Die von Wipo und den St. Galler Annalen begonnene Arbeit nahm jener fromme Bruder Hermann auf, der damals dem Kloster Reichenau einen weithin strahlenden Glanz verlieh. Der Sohn des schwäbischen Grafen Wolferad, war Hermann, schon im siebenten Jahre (1020) dem Kloster Reichenau zur Erziehung übergeben. Verkrüppelt, gichtbrüchig, auch mit der Sprache behindert, ergab er sich, von dem weltlichen Leben ausgeschlossen, ganz dem Studium und trat in seinem dreißigsten Jahre in den Mönchsstand. Man kann ihn den ersten deutschen Gelehrten im eminenten Sinne des Wortes nennen; alle Kenntnisse, welche sich damals erreichen ließen, hat er sich angeeignet. Er schrieb über die mannigfachsten Gegenstände, und die Zeitgenossen bewunderten seine Arbeiten nicht allein wegen ihrer Gelehrsamkeit, sondern auch wegen der gewählten Darstellung. So schwer ihm das Sprechen wurde, hingen seine Jünger doch an seinen Lippen und priesen ihn als den Besten der Lehrer; denn mit dem lebendigsten Geiste verband er ein weiches Gemüth. Erst in seinen letzten Lebensjahren scheint sich Hermann der Geschichte zugewendet zu haben; es mochte ihm ein kräftiger Anstoß sein, als er 1048 Heinrich III., den Sohn der schwäbischen Gisela, und 1049 den schwäbischen Papst Leo IX. in seinem Kloster sah. Sein Schüler Berthold berichtet glaubhaft, daß er eine besondere Lebensgeschichte Konrads II. und Heinrichs III. geschrieben habe. Wahrscheinlich war jedoch dieses Werk nur eine Umarbeitung und Fortsetzung des Wipo; früh ist es verloren gegangen, wohl nur weil es in seinem ganzen Umfange in die größere Arbeit überging, welche Hermann gleich darauf unternahm. In etwa fünf Jahren vollendete er dann seine Chronik, ein Werk bewunderungswürdigen Fleißes, die Geschichte durch alle Jahre nach Christi Geburt verfolgend. Aehnliches war schon früher unternommen worden, aber nie mit solcher Gründlichkeit und zugleich maßvollen Beschränkung. Hermanns Chronik wurde schnell ein beliebtes Compendium der historischen Wissenschaft und verdiente es. Auf seinen Sessel gebannt, konnte Hermann nur mittheilen, was er in den Büchern fand oder was die Fama ihm zuführte; besonders verließ er sich auf die Bücher und hat selbst bei den ihm gleichzeitigen Begebenheiten sie vor Allem benutzt. Die Geschichte Heinrichs II. erzählt er nach den Einsiedler und St. Galler Annalen, die Konrads II. nach den Letzteren und Wipo. Selbstständig wird die Darstellung mit dem Jahre 1040; selbst die St. Galler Annalen scheint er nicht weiter benutzt zu haben. Mit welcher Vorsicht und Umsicht er dann aber den ihm meist nur durch mündliche Ueberlieferung [1]) zufließenden Stoff behandelt hat, kann nicht genug gerühmt werden. Niemals Augenzeuge, berichtet er doch überall mit gleicher Zuverlässigkeit, wie ein Mann, der mitten in den Weltverhältnissen lebt. Man wird ihm wenig erhebliche Fehler in diesem letzten Theil seiner Chronik nachweisen können, welche er bis in sein Todesjahr 1054 fortgeführt hat. Sein subjectives Urtheil hält Hermann mit großer Absichtlichkeit zurück, wie er denn

---

1) Nur einen Papstcatalog und die Briefe seines Abts Bern hat unseres Wissens Hermann noch als schriftliches Material für die letzten Theile seiner Chronik benutzt. Man vergleiche weiter unten die Note zu S. 380—382 und Steindorff, Heinrich III. Bd. I. S. 446. 447.

überhaupt seine Persönlichkeit wenig hervortreten läßt; wo seine eigene Ansicht durchscheint, ist sie weder höfisch noch mönchisch. Er läßt meistentheils einfach die Thatsachen selbst reden, die er mit kurzen Worten in einem für jene Zeit sehr reinen Latein darlegt. Für die Geschichte Heinrichs III. wird Hermanns Chronik immer unentbehrlich sein; ein anschauliches Bild von der Persönlichkeit Heinrichs, wie es uns Wipo von Konrad hinterlassen hat, erhalten wir freilich durch Hermann nicht. Ein Gedicht auf den Ungarnkrieg des Jahres 1044 schreibt Otto von Freising (Chron. VI. 32) Hermann zu; ob mit Recht, wird beim Verlust desselben kaum noch zu entscheiden sein. Nach einem bedeutenden handschriftlichen Apparat hat Pertz die Chronik des Hermann in den M. G. V. 74—133 herausgegeben; übersetzt ist sie von Nobbe in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. XI. Jahrhundert. 5. Band.

Hermanns Beispiel hat auf die deutsche Geschichtsschreibung sehr anregend gewirkt. Sein Schüler **Berthold** setzte die Chronik fort, **Bernold** von St. Blasien arbeitete sie um und gab ihr eine ausführliche Fortsetzung bis zum Jahre 1100, ein **Mönch von St. Gallen** brachte eine andere Umarbeitung zu Stande, welche sogar an vielen Orten das echte Werk des Hermann verdrängte. Für die Regierungsgeschichte Heinrichs III. hat nur die Arbeit Bertholds ein besonderes Interesse; für die Jahre 1054—1056 ist sie unentbehrlich. Eine Handschrift des Berthold hat sich leider nicht erhalten; wir erkennen das Werk desselben in seiner ursprünglichen Beschaffenheit meines Erachtens nur aus der von Sichard früher benutzten Handschrift von St. Gallen, welche Pertz in der Ausgabe des Berthold (M. G. V. 267—326) mit 3 bezeichnet hat. Auf das Verhältniß Bertholds zur Chronik des Bernold werde ich später zurückkommen. Eine andere Fortsetzung des Hermann oder vielmehr der Umarbeitung des St. Gallener Mönchs haben wir in dem **Chronicon Wirzeburgense** (M. G. IV. 31); sie betrifft die Jahre 1055—1057 und ist für diese von nicht geringer Bedeutung. Ob diese Fortsetzung in ihrer jetzigen Gestalt, wie Waitz und Andere meinen, nur Fragment ist, ob sie ferner dem Chronicon Wirzeburgense ursprünglich angehört oder nur in dasselbe übertragen ist, sei dahingestellt; jedenfalls beruht dieser Theil der Würzburger Chronik auf den Ereignissen gleichzeitigen und durchaus selbstständigen Aufzeichnungen. Vergl. Waitz in den Nachrichten von der G. A. Universität 1857. S. 56. Eine fünfte Arbeit, welche sich an Hermann anlehnt und ihn dann selbstständig fortsetzt, sind die **Augsburger Annalen** (M. G. III. 124—136); auch sie sind für die letzten Lebensjahre Heinrichs von Werth. Vergl. Waitz a. a. O. S. 58 ff. Von anderen Quellen, die aus Hermann schöpften, soll später die Rede sein.

Die schnelle Verbreitung, die Hermanns Werk fand, zeugt für die rege Theilnahme, welche um das Jahr 1050 in Deutschland für die Geschichte herrschte. In der That finden wir damals fast in allen Provinzen die Geschichtschreibung in frischem Gange. Die annalistische Form ist mit Ausnahme von Lothringen überall die herrschende und hat sich bereits bestimmt ausgebildet

Die **Korveier Annalen**, für Konrads Regierungszeit sehr dürftig, werden in den Zeiten Heinrichs III. ausführlicher und bringen beachtenswerthe Angaben. Die **Hildesheimer Jahrbücher** hörten freilich mit dem Jahre 1040 auf und erhielten erst im Anfange des zwölften Jahrhunderts eine neue Fortsetzung, bei welcher die Lücke aus den auf das Chronicon Wirzeburgense gegründeten Mainzer Annalen von St. Alban [1]) ausgefüllt wurde, aber an die alten Hildesheimer Jahr-

---

1) Es sind die in den M. G. II. 239 als Wirzeburgenses bezeichneten Annalen. Vergl. Waitz in den Nachrichten a. a. O. S. 55.



bücher knüpfte damals meines Erachtens eine neue Quelle von Bedeutung an, welche uns leider nur in Bruchstücken beim Annalista Saxo und in den Magdeburger Annalen erhalten iſt. Daß dieſe Stücke in beiden Quellen (M. G. VI. 677—686 und XVI. 169—172) zunächſt aus einer Compilation Magdeburg-Nienburger Urſprungs übergegangen ſind, kann nicht mehr zweifelhaft ſein (Günther, die Chronik der Magdeburger Erzbiſchöfe. Göttingen 1871. S. 65). Aber auch in dieſer Compilation, die nicht vor den Zeiten K. Lothars entſtand, waren ſie nicht original, da ſie ſichtlich bereits um das Jahr 1045 abgefaßt ſind, und es entſteht deshalb nur die neue Frage, woher die Magdeburg-Nienburger Quelle dieſe Fragmente entlehnte. Man hat da an das verlorene Werk Hermanns von Reichenau über Konrad II. und Heinrich III. gedacht, aber ſchon der Inhalt dieſer Stücke, welcher ſich meiſt auf Sachſen und die ſlawiſchen Gegenden bezieht, ſpricht dagegen, während er eben ſo beſtimmt auf eine Verwandtſchaft mit den Hildesheimer Annalen deutet. Man vergleiche Steindorff, Heinrich III. Bd. I. S. 422—427. Mir bleibt deshalb wahrſcheinlich, daß dieſe Fragmente ſächſiſchen Annalen angehörten, in welchen um 1045 die Hildesheimenses umgearbeitet und fortgeſetzt waren. Ob dieſe Annalen in Hildesheim ſelbſt entſtanden ſind, wird ſich nicht mit Sicherheit entſcheiden laſſen. Ich erlaube mir nur darauf hinzudeuten, daß die Babenberger in Oſtfranken ſehr auffällig in dieſen Fragmenten hervortreten und ihrem Geſchlecht Biſchof Burchard II. von Halberſtadt angehörte, der bis zum Jahre 1036 Kanzler Konrads II. war. Die intereſſanten Nachrichten über den Poleneinfall von 1029 führe ich nicht, wie Papſt und Andere auf die Quedlinburger Annalen zurück; ſie werden entweder aus den obenerwähnten ſächſiſchen Annalen oder beſonderen Nienburger Aufzeichnungen ſtammen.

Auf den Hildesheimer Jahrbüchern beruhte auch eine kurze Fortſetzung der alten Hersfelder Annalen bis zum Jahre 1040, welche wir allein aus den Jahrbüchern von Ottobeuern (M. G. V. 5. 6.) und aus Lambert von Hersfeld (M. G. III. 66 ff.) kennen. Sie hat nur literariſche Bedeutung; ihr hiſtoriſcher Werth iſt äußerſt gering. Eine andere Fortſetzung der Hersfelder Annalen findet ſich in den Annales Weissemburgenses (M. G. III. 70—72). Sie iſt Anfangs dürftig, wird dann ausführlicher, und reicht bis zum Jahre 1075; zum Theil iſt ſie in die ſpäteren Annales Laubienses übergegangen und ſcheint von Lambert ebenfalls benutzt zu ſein.

Die lothringiſchen Annalen behalten meiſt auch in dieſer Zeit nur lokale Bedeutung, doch geben ſie im Einzelnen manche beachtenswerthe Nachrichten. Die Grundlage der Lütticher Annalen wurde fortgeſetzt; andere gleichzeitige Nachrichten finden ſich in den größeren Annalen von St. Amand in der Diöceſe Tournay (M. G. V. 13), in den Annalen des Kloſters Blandigny bei Gent (M. G. V. 26) und in den Annalen von Mouzon (M. G. III. 161). Bei weitem wichtiger als dieſe dürftigen Jahrbücher ſind die lothringiſchen Stifts- und Kloſterchroniken, welche um die Mitte des elften Jahrhunderts entſtanden. Schon für die Geſchichte der Ottonen haben wir die Chronik von Cambray als eine ſehr ergiebige Quelle kennen lernen; auch für die allgemeine Geſchichte der erſten Hälfte des elften Jahrhunderts gewährt ſie die trefflichſten Nachrichten. Sie iſt den dargeſtellten Ereigniſſen hier gleichzeitig: der unbekannte Verfaſſer ſchrieb die Hauptmaſſe des Werkes bis III. c. 34 in den Jahren 1041—1043; in den beiden folgenden Jahren ſetzte er das Werk noch bis c. 60 fort, doch ohne daß er an dieſen letzten Theil die ordnende Hand legen konnte. Die letzten Capitel ſind mehr loſes Material zur Fortſetzung, als

ein durchgearbeitetes Werk. Der Heinrichs II., Konrads II. und Heinrichs III. Regierung betreffende Theil des Werkes (M. G. VII. 451—489) muß überall sorgsam berücksichtigt werden und ist eine der festesten Grundlagen für eine kritische Geschichte jener Zeiten. Wenige Jahre später vollendete Anselm' die Geschichte der Bisthümer Tongern, Mastricht und Lüttich, ein nicht minder bedeutsames Werk. Lüttich war der Mittelpunkt der geistlich-gelehrten Bildung damals für Deutschland, ja in gewissem Sinne für das ganze Abendland: Anselm faßt deshalb auch die wissenschaftlichen und kirchlichen Bestrebungen seiner Zeit besonders in das Auge, aber auch die politischen Verhältnisse Lothringens berührt er häufig und bietet uns über dieselben manche dankenswerthe Aufschlüsse (M. G. VII. 205—234). Etwa gleichzeitig entstand die Chronik von Moyenmoutier (M. G. IV. 79—86) und wurde die bereits im zehnten Jahrhundert begonnene Chronik des Bisthums Verdun (M. G. IV. 39—51) von einem Mönch von St. Vannes vollendet; das erstgenannte Buch ist für die allgemeine Geschichte ohne Belang, das andere giebt einzelne erhebliche Notizen für den Kampf zwischen Heinrich III. und Gottfried von Lothringen. Die Geschichte des Michaelsklosters bei Verdun (M. G. IV. 79—86 und besondere Ausgabe von Troß. Hamm 1857) ist schon um 1035 geschrieben und für die lothringischen Verhältnisse unter Konrad II. nicht ohne Interesse.

Um die Mitte des Jahrhunderts tauchte in der deutschen Historiographie eine neue Richtung auf, die sich zunächst besonders in der Biographik geltend machte. Sie ging von Cluny aus, und Abt Odilo wies mit seiner Biographie der Kaiserin Adelheid ihr den Weg. Es galt hier Fromme zu Heiligen der Kirche zu stempeln, meist waltete sogar dabei die bestimmte Absicht ob, die kirchliche Heiligsprechung zu erwirken. Wenig lag dann dem Autor daran, seinen Helden inmitten der weltlichen Verhältnisse darzustellen, er erhob ihn vielmehr absichtlich über dieselben. Nur das Geistliche und Kirchliche hatte hier Geltung: Entzückungen, fromme Werke, Wunder bilden den Hauptinhalt dieser Heiligengeschichten, und von den äußeren Erlebnissen der Heiligen wird meist nur soviel mitgetheilt, als man zum äußeren Rahmen für die Darstellung bedarf. Die Bischöfe, deren Leben man da gewöhnlich beschrieb, waren zugleich Reichsfürsten, und ihr Wirken verlief sich zum großen Theil in den Reichsgeschäften: aber von ihrer politischen Thätigkeit hört man wenig, und sie erscheinen in diesen Biographien fast gleich Klausnern und Mönchen.

Vielleicht die erste Biographie eines deutschen Bischofs, in welcher diese cluniacensische Richtung deutlich hervortritt, ist dem Andenken des Bischofs Gerhard von Toul gewidmet. Sie ist von Widrik, einem Mönch zu Toul, um 1030 geschrieben und von Papst Leo IX. veranlaßt. Bald folgten dann andere. Vorzüglich thätig in dieser Weise war der Mönch Othlon. Er war in Freising geboren, kam jung nach Tegernsee, dann nach Hersfeld und Würzburg. Man bildete ihn als Schreiber aus, und er wurde einer der geschicktesten Handschriftenverfertiger seiner Zeit. Aber nicht zufrieden Anderer Werke zu vervielfältigen, trachtete er selbst nach literarischem Ruhm. Er kam dann mit eigenen Arbeiten, wie es scheint, eben so schnell zu Stande, als mit seinen Abschriften; man kann ihn den ersten deutschen Vielschreiber nennen. Im Jahre 1032 wurde er Mönch in St. Emmeram zu Regensburg, wo er dann mit Ausnahme eines fünfjährigen Exils (1062—1067) ununterbrochen gelebt und gearbeitet hat. Von seinen fünf Biographien hat nur das Leben des heiligen Wolfgang (M. G. IV. 525—545), um 1040 geschrieben, hier für uns einige Erheblichkeit. Aus seinem Buch der Visionen und einem anderen über die Versuchung eines Mönchs sind in den M. G. XI. 378—393 einige Stellen ausge-

zogen, welche ein allgemeines historisches Interesse erregen. Ueberall zeigt sich Othlon als einen eifrigen Anhänger der von Clunny verbreiteten Lehren, die schon um die Mitte des elften Jahrhunderts in St. Emmeram die herrschenden waren, obwohl sich Bischof Otto von Regensburg nichts weniger als ihnen geneigt bewies. Um das Jahr 1050 entstand eine Lebensbeschreibung des Erzbischofs Heribert von Köln; ihr Verfasser Lantbert war Mönch, wie Wibrik und Othlon, und schrieb in ähnlichem Sinne wie jene. Von der Bedeutung Heriberts für die Reichsgeschichte hatte Lantbert keine Ahnung; für einen solchen Biographen war das Leben eines politisch so einflußreichen Mannes, wie Heribert, der unpassendste Stoff (M. G. IV. 740—753). Mitten in die Bestrebungen der Cluniacenser hinein führt endlich das Leben des Abts Poppo von Stablo, von seinem Schüler und Freunde Everhelm, damals Abt des Klosters Blandigny bei Gent, nicht ohne Geist abgefaßt, unfraglich die lehrreichste und bedeutendste unter den verwandten Arbeiten (M. G. XI. 291—316). Everhelms Werk ist um 1050 geschrieben.

Um dieselbe Zeit entstand das Leben des Bischofs Balderich von Lüttich von einem Mönche des Klosters St. Jakob zu Lüttich, eine für die lothringischen Zustände des elften Jahrhunderts nicht ganz unwichtige Schrift (M. G. IV. 725—738). Die cluniacensische Richtung tritt weniger scharf hier hervor, doch konnte der Verfasser der einmal in der Biographik herrschenden Strömung sich nicht völlig entziehen. Wie mächtig sie war, zeigt sich auch an den beiden Lebensbeschreibungen des Erzbischofs Bardo von Mainz. Bald nach dem Tode Bardos ließ Erzbischof Liutpold von einem seiner Kapelläne, Fulculd mit Namen, das Leben seines Vorgängers darstellen. Die so entstandene Arbeit ist erst neuerdings bekannt geworden und aus der einzigen späten Handschrift fast gleichzeitig von Wattenbach in den M. G. XI. 318—324 und von Böhmer in den Fontes rerum Germ. III. 247 - 254 herausgegeben worden; sie ist dürftig und in jeder Beziehung ungenügend, faßt aber doch manche wesentlichen Gesichtspunkte in das Auge und zieht durch eine gewisse Naivetät der Erzählung an. Aber wenige Jahre später entstand bereits eine zweite Lebensbeschreibung, bei weitem ausführlicher und kunstgerechter, aber schon ganz von dem Bestreben erfüllt, den schlichten Bardo mit einem künstlichen Heiligenschein zu umkleiden (M. G. XI. 321—342 und Böhmer, Fontes III. 217—254). Die Reihe dieser Heiligenleben schließen wir vorläufig mit einem Werke bedeutenden Inhalts ab, in welchem sich der alte biographische Stil mit dem neuen der Cluniacenser auf merkwürdige Weise verbindet. Es ist das älteste Leben Papst Leos IX., ein Werk des Wipert, der Leos IX. Archidiakonus zu Toul war. Wibert, in vertrauten Verhältnissen zum Papste stehend, war sehr wohl unterrichtet; das erste Buch wurde schon bei Lebzeiten Leos abgefaßt, das zweite nicht lange nach seinem Tode, etwa im Jahre 1059 [1]). Man sollte hiernach eine nüchterne und durchaus zuverlässige Darstellung erwarten. Dennoch tritt auch hier das Bestreben hervor, Leo vor Allem im Heiligenglanze leuchten zu lassen; bis in das geringste Detail werden Visionen und Wundergeschichten vorgetragen, während die wichtigsten kirchlichen und politischen Angelegenheiten oft nur im Fluge berührt sind. Unter den Biographien Leos ist Wiberts bei weitem die beste, aber auch sie entspricht keineswegs den Ansprüchen, welche man an eine solche Arbeit stellen müßte. Wiberts Werk, von welchem es nicht wenige Handschriften giebt, ist bei Muratori, Scriptores rerum

---

1) Daß auch Stephan IX. bereits verstorben war, muß man nach II. 1 annehmen.

Italic. III. 282—299 und zuletzt bei Watterich, Vitae pontificum Romanorum I. 127—170 gedruckt worden.

Die Geschichtsschreibung Italiens ist in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts überaus arm; die alte Chronik von Venedig (M. G. VII. 4—38) berührt noch die ersten Jahre Heinrichs II., dann vergeht mehr als ein halbes Säculum, ehe in Italien eine ähnliche historische Arbeit auftaucht. Dürftige Königsverzeichnisse schrieb man in Mailand auf (M. G. III. 216. 217), eben so gab man in Rom dem Liber pontificalis (vergl. Bd. I. 782) magere Fortsetzungen. Neben diesen spärlichsten aller Geschichtsquellen verdienen besondere Erwähnung die beiden Klageschriften des Abts Hugo von Farfa über die Beeinträchtigungen seines Klosters, welche er in den Jahren 1024—1026 abfaßte (M. G. XI. 539—544), und die Chronik des Klosters Novalese bei Turin, in der Hauptmasse um 1030 geschrieben, dann aber bis zum Jahre 1048 fortgesetzt (M. G. VII. 79—128). Obwohl die Letztere überwiegend die lokalen Verhältnisse in das Auge faßt, berührt sie doch auch hier und da die allgemeine Geschichte Italiens; besonders gewinnt die Geschichte Arduins durch sie manche Aufschlüsse. Ein etwas regeres Leben zeigt sich in der Geschichtsschreibung Unteritaliens. In dem Kloster Monte Cassino wurden damals annalistische Aufzeichnungen gemacht; auf ihnen beruhen die späteren Annales Cassinates (M. G. III. 173), die schon mit 1042 endigen, der Anonymus Cassinensis (jetzt unter dem Titel Annales Cassinenses in der M. G. XIX. 305—320 gedruckt) und die Annales Cavenses (M. G. III. 185—197). Aehnliche Aufzeichnungen entstanden in Benevent, sind uns aber nur in einer Ueberarbeitung des zwölften Jahrhunderts erhalten (M. G. III. 173—185). Von den drei Bearbeitungen, in denen die alten Barenser Annalen vorliegen (vergl. Bd. I. S. 793) reicht die eine nur bis 1043; die beiden anderen, Lupus Protospatharius und der sogenannte Anonymus Barensis, zeigen bis 1052 Uebereinstimmung, gehen aber dann auseinander (M. G. V. 51—63. Muratori V. 147—156). Auf älteren Tarentiner Nachrichten scheint das Chronicon Nortmannicum breve (Muratori V. 278) zu beruhen, welches die Zeit von 1041—1083 umfaßt, aber erst um 1120 seine jetzige Gestalt gewonnen hat. Man vergl. die Untersuchungen von F. Hirsch in seiner Dissertation: De Italiae inferioris annalibus saec. X. et XI. (Berlin 1864) und in den Forschungen zur d. Geschichte VII. 103—112.

Ein frischeres Leben kam in die Geschichtsschreibung Italiens erst mit dem Aufleben der kirchlichen Bestrebungen um die Mitte des Jahrhunderts, und vor Allem hat der feurige Petrus Damiani auch nach dieser Seite hin einen bemerkenswerthen Anstoß gegeben. Für die deutsche Kaisergeschichte sind sein Leben des heiligen Romuald, des heiligen Odilo und vorzüglich seine Briefe von nicht geringer Bedeutung. Die Werke des Petrus Damiani sind von Const. Caetanus (zuletzt Bassano 1783) in vier Bänden herausgegeben; aus der Lebensbeschreibung des heiligen Romuald finden sich Excerpte in den M. G. IV. 848—854.

Von den französischen und burgundischen Quellen aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts sind für die deutsche Kaisergeschichte wichtig: 1) die Sammlung der Briefe des Bischofs Fulbert von Chartres, in welche auch manche Schreiben anderer Personen aufgenommen sind und namentlich mehrere sehr merkwürdige Actenstücke in Bezug auf die Wahl des Herzogs Wilhelm von Aquitanien zur italienischen Krone; 2) die Geschichte des Ademar von Chabannais, um 1028 zu Angoulême geschrieben, ein besonders für Aquitanien wichtiges Werk, welches jedoch auch die allgemeine Geschichte jener Zeit vielfach aufklärt; 3) die Werke

des Rodulfus Glaber, in denen sich die Tendenzen der Cluniacenser am offensten darlegen. Wir besitzen von Rudolf, der eine Zeit lang in Dijon gelebt hatte, später aber Mönch in Cluny war, eine Lebensbeschreibung des heiligen Wilhelm von Dijon und die fünf Bücher Geschichten, welche die Zeitereignisse vom Jahre 1000—1045 darstellen. Trotz vieler Ungenauigkeiten, sagenhafter Erzählungen und chronologischer Irrthümer sind diese Geschichten ein äußerst interessantes Werk, welches für die Kenntniß der allgemeinen Zeitrichtungen unentbehrlich ist. Den Arbeiten Rodulfs schließt sich 4) die große Chronik an, welche um 1053 im Benignuskloster zu Dijon geschrieben wurde und besonders über die Bestrebungen des heiligen Wilhelm und Halinards Aufklärung giebt, wie 5) die ausführliche Lebensbeschreibung Odilos, welche der Mönch Jotsald von seinem großen Lehrer hinterlassen hat. Diese Quellen finden sich theils in den großen Sammlungen von Du Chesne und Bouquet abgedruckt, theils hat sie Mabillon in den Acta SS. ordinis s. Bened Saec. VI. P. 1 herausgegeben. Das Werk des Ademar hat Waitz einer durchgreifenden kritischen Bearbeitung unterworfen und in völlig veränderter Gestalt in den M. G. IV. 113—148 edirt. Auch aus den Historien des Rodulf sind Bruchstücke in den M. G. VII. 51—72 mitgetheilt; der Text derselben ist nach guten Hülfsmitteln von Waitz vielfach verbessert. Waitz hat überdies einige Excerpte aus dem Leben des heiligen Wilhelm (M. G. IV. 655—658) und aus der Chronik des Benignusklosters (M. G. VII. 235—238) abdrucken lassen. Die Briefsammlung des Fulbert habe ich nach dem Abdruck in der Bibliotheca maxima veterum patrum T. XVIII. angeführt.

2. Annalen und Geschichtsschreiber aus der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts.

Eigenthümlich sind dem elften Jahrhundert die großen Annalen. Was Hermann und seine Fortsetzer in Schwaben, suchte ein Altaicher Mönch für Baiern zu leisten. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entstand zu Altaich ein umfangreiches annalistisches Werk, welches für die Geschichte Heinrichs III. die größte Bedeutung hat. Lange war es kaum dem Namen nach bekannt, bis ich es im Jahre 1841 aus Fragmenten und Excerpten herzustellen suchte. Eine Abschrift Aventins wurde glücklich 1867 wieder aufgefunden, und nach derselben ist dieses Werk unter dem Namen Annales Altahenses maiores zum erstenmal von Freiherrn Eduard von Oefele und mir in den M. G. III. 782—824 herausgegeben, auch eine Handausgabe (Hannover 1868) veranstaltet worden. Diese Annalen sind bis zum Jahre 1032 wesentlich compilatorischer Natur und nach meiner Ansicht, wie bereits bemerkt, das Werk eines Hildesheimers; die weitere Fortsetzung, die bis 1073 reicht, trägt einen durchaus anderen, originalen Charakter. Diese Fortsetzung scheint mir, wie sie jetzt vorliegt, in einem Zuge geschrieben. Aber der Verfasser, über dessen Person Näheres nicht bekannt ist, hatte offenbar schon lange zuvor für sein Werk gesammelt. Altaich hatte um die Mitte des elften Jahrhunderts seine Blüthezeit, und an einem reichen Material für eine historische Arbeit konnte es dort nicht fehlen; überdies stand der Verfasser dem Bischof Günther von Bamberg, früher Kanzler

Heinrichs III., und seinem Abt Wenzel, der zugleich die Abtei Leno in der Diöcese von Brescia verwaltete, sehr nahe, und hatte gewiß von Beiden vortreffliche Informationen erhalten. Ob er die Annalen Hermanns gekannt hat, ist streitig. Hierüber und über andere Streitpunkte, welche sich an das Werk knüpfen, siehe den Excurs zu dieser Uebersicht. Eine Uebersetzung der Altaicher Annalen hat L. Weiland in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit, XI. Jahrh. 9. Bd. geliefert.

Aehnliche Arbeiten entstanden in Hessen und Franken. Zuerst ist da Lambert von Hersfeld zu erwähnen, dessen originale Arbeit um das Jahr 1040 beginnt, aber im Anfange noch viele Mängel, besonders in den Zeitbestimmungen, bemerken läßt. Erst um das Jahr 1060 wird Lamberts Werk eine Quelle ersten Ranges, doch liefert es einige höchst brauchbare Notizen auch schon für die letzten Regierungsjahre Heinrichs III. (M. G. V. 152—159). Liegt die Bedeutung Lamberts besonders in der Darstellung der Zeitgeschichte, so haben die weitschichtigen Annalen des Irländers Marianus durch die ausführliche und eigenthümliche Behandlung der älteren Geschichte ihren besonderen Werth. Was Marian, der zu Fulda und Mainz schrieb, über die Zeiten von Heinrich II. bis Heinrich III. mittheilt (M. G. V. 555—558), ist überaus dürftig und beruht, soweit es Deutschland betrifft, meist auf dem alten Necrologium Fuldense, welches bis zum Jahre 1063 fortgeführt ist (Leibnitz, Scriptores rerum Brunsvic. III. 762—769, Schannat, Hist. Fuldensis 464—482 und im Auszuge neuerdings bei Böhmer, Fontes rerum Germ. III. 155–161). Vergl. Bd. I. S. 793.

Sehr erheblich ist der Gewinn, der sich aus den Chroniken der Klöster und Bisthümer, wie sie in nicht geringer Anzahl in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts entstanden, für die Geschichte der früheren Zeit ziehen läßt. In erster Stelle ist hier eine kurze Geschichte des Klosters Ebersberg in Oberbaiern zu nennen, die besonders anziehende Beiträge zur Sittengeschichte enthält; sie wurde zur Zeit des berühmten Abts Williram (1048—1085) geschrieben (M. G. XX. 9—16). Eine ähnliche Arbeit ist die Gründungsgeschichte des Klosters Brauweiler bei Köln, 1076—1079 verfaßt, die besonders nützliche Nachrichten über Erzbischof Hermann von Köln und das Geschlecht der lothringischen Pfalzgrafen darbietet; das Werk ist vollständig herausgegeben von Harleß bei Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins Bd. IV. Heft 1. S. 174—212 und von Papst in Archiv für ältere deutsche Geschichte XII. 147—200; einer späteren abgekürzten Recension folgt der Abdruck in den M. G. XI. 396—408[1]). Etwa derselben Zeit gehört Lamberts Geschichte des Klosters Hersfeld an, bei Lebzeiten des Abts Hartwich (1072—1088) geschrieben. Diese Schrift ist uns nur in einem späten und schlechten Auszug erhalten, aber auch so nicht ohne Interesse (M. G. V. 236—141). Eine Geschichte der Abtei Fulda, deren Lambert hier in der Einleitung gedenkt[2]), ist leider nicht auf uns gekommen. Von untergeordneter Bedeutung ist die Geschichte der Aebte von Gembloux, welche Siegbert um 1070 begann und sein Schüler Godeschalk fortsetzte (M. G. VIII. 523—564). — Wichtiger noch

1) Ueber das Verhältniß der längeren und kürzeren Recension zu einander vergleiche man Bd I. S. 792. Anm. 2. In den folgenden Anmerkungen sind die Kapitel des vollständigen Texts citirt und, wo es möglich war, in Klammern die Kapitel des abgekürzten Texts beigefügt.

2) Man sehe die Correctur der betreffenden Stelle bei Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen II. 73. Note 3.



als die Kloſtergeſchichten ſind die Chroniken der Bisthümer, vor Allem das berühmte Werk des Adam von Bremen über die Geſchichte der Erzbiſchöfe von Hamburg. Für die Beziehungen des Reichs zu den nordiſchen Ländern in der von uns dargeſtellten Periode iſt es faſt die einzige Quelle und dient zugleich als Biographie des einflußreichen Erzbiſchofs Adalbert (M. G. VII. 288 ff.). Adam ſchrieb um 1075, wenige Jahre ſpäter der Mönch von Herrieden die Chronik der Biſchöfe von Eichſtädt, von der zum guten Glück neuerdings ein bedeutendes Fragment aufgefunden und in den M. G. VII. 254–266 veröffentlicht iſt; dieſes Fragment gewährt authentiſche Nachrichten über Papſt Victor II. und intereſſirt durch mannigfaltige Beiträge zur Sittengeſchichte Nicht ohne Belang ſind die hiſtoriſchen Notizen, welche Biſchof Gundekar von Eichſtädt in dem von ihm angelegten Liber pontificalis bereits um 1072 niederſchreiben ließ und Bethmann zuerſt aus dem Original in den M. G. VII. 243–253 herausgegeben hat; dagegen iſt die um 1079 angelegte Chronik der Hildesheimer Biſchöfe (M. G. VII. 850–873) für die erſte Hälfte des elften Jahrhunderts ſehr ungenügend. Man vergleiche im Allgemeinen Bd. I. S. 791–793.

Die Biographik hat ſich in der Folge nur ſelten zu den Männern zurückgewandt, welche im Anfange des elften Jahrhunderts von hervorragender Bedeutung waren. Heinrich III. hat keinen Biographen gefunden, wie ſein Vater. Welche Aufgaben man ſich lieber wählte, zeigt das um 1080 abgefaßte Leben des Klausners Haimerad, eine Arbeit des Hersfelder Mönchs Eckebert (M. G. X. 598–607). Zu derſelben Zeit wird das Leben des Eremiten Günther entſtanden ſein, eine dürftige Compilation aus Wolfheres Arbeit über das Leben Godhards (M. G. XI. 276–279). Auch die Begründer der cluniacenſiſchen Reformen in Lothringen fanden ihre Biographen. So der Abt Theoderich von St. Hubert in den Ardennen, deſſen Wirkſamkeit ein Mönch um 1095 beſchrieb (M. G. XII. 37–57). So der Abt Richard von St. Vannes in Verdun, deſſen Leben faſt zu derſelben Zeit ein Mönch dieſes Kloſters in einem beſonderen Buche (M. G. XI. 281–290) und Hugo von Flavigny im zweiten Buch ſeiner Chronik darſtellten. Nur eine Biographie beſitzen wir, welche auch die politiſchen Verhältniſſe berückſichtigt und noch für die Zeiten Heinrichs III von Erheblichkeit iſt: das Leben des Biſchofs Benno von Osnabrück, zwiſchen den Jahren 1090 und 1100 vom Abt Nortbert von Iburg abgefaßt (M. G. XII. 58–84).

Bald nach der Mitte des elften Jahrhunderts zeigt die Geſchichtsſchreibung Italiens einen ſehr bemerkenswerthen Aufſchwung. Zuerſt und am auffälligſten tritt er in Monte Caſſino hervor, wo die Studien unter dem Baiern Richer zu friſcher Blüthe gediehen und auch bei dem Lothringer Friedrich Begünſtigung fanden. Von Kloſter Altaich und der Lütticher Schule aus empfing das wiſſenſchaftliche Leben in Monte Caſſino den neuen Anſtoß; vornehmlich waren es dann Salernitaner, die ſich hier in den Studien am meiſten hervorthaten. Als Geſchichtsſchreiber verdient unter dieſen Mönchen die größte Anerkennung Amatus aus Salerno. Um das Jahr 1080 ſchrieb er eine Geſchichte der normanniſchen Eroberung in Unteritalien, ein Werk, das in jener Zeit kaum ſeines Gleichen hat. Es ſind nicht nüchterne und einſilbige Annalen, ſondern wir erhalten eine ausführliche Darſtellung der Eroberung mit dem anziehendſten Detail, welches Amatus mit liebenswürdiger Naivetät vorzutragen weiß. Dabei entgeht ihm nicht, in welchem großartigen welthiſtoriſchen Zuſammenhange die von ihm erzählten Vorgänge ſtehen; er überſchaut die gleichzeitige Eroberung der Normannen in England, die wackeren Thaten der franzöſiſchen

Ritter gegen die spanischen Sarazenen, den Einfluß normannischer Söldner im byzantinischen Reiche In dem Bewußtsein, daß sich ein rother Faden durch alle diese Unternehmungen der fahrenden Ritter hindurchzieht und Gott mit diesem siegreichen Geschlecht etwas Besonderes vorhaben müsse, beginnt er sein Werk, welches er seinem Abte Desiderius, dem vertrauten Freunde Robert Guiscards, gewidmet hat. Es umfaßt in acht Büchern die Geschichte der Normannen von ihrem ersten Auftreten in Italien bis zum Jahre 1078. Vorbild der Arbeit war ohne Frage die Langobardengeschichte des Paulus Diakonus, doch scheint Amatus hinter seinem Vorbild kaum zurückgeblieben zu sein. Das Buch muß nach Verdienst nicht geringe Aufmerksamkeit erregt haben; wir finden es bald nachher von Anderen belobt und benutzt, auch scheint es dem Verfasser einen Bischofsstuhl verschafft zu haben. Denn Amatus wird als Bischof erwähnt; sein Sitz ist unbekannt. Leider besitzen wir das Werk des Amatus nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern nur in einer französischen Uebersetzung des dreizehnten oder beginnenden vierzehnten Jahrhunderts, die noch überdies sehr fehlerhaft und mehrfach interpolirt ist. Aus der einzigen bisher bekannten Pariser Handschrift hat sie Champollion-Figeac zuerst unter dem Titel herausgegeben: L'Ystoire de li Normant et la Chronique de Robert Viscart par Aimé, moine du Mont-Cassin. Paris 1835. Der Text dieser Ausgabe ist leider sehr wenig zuverlässig, und auch in den Prolegomena finden sich manche Irrthümer; so irrte der Herausgeber darin, daß er die Chronik Robert Guiscards, deren Uebersetzung er in derselben Handschrift fand, ebenfalls für ein Werk des Amatus hielt. Man vergleiche hierüber und über Amatus überhaupt die Abhandlungen von R. Wilmans in dem Archiv für ältere deutsche Geschichte X. 88—130 und von Ferd. Hirsch in den Forschungen zur deutschen Geschichte VIII. 205—325. Einer sehr eingehenden Kritik hat Hirsch die Arbeit des Amatus unterzogen, aber es ist kaum zu bezweifeln, daß viele Fehler, welche er dem Autor zuschreibt, nur in der mangelhaften Ueberlieferung des Werkes beruhen. Man beachte H. Breßlau zu S. Hirsch, Heinrich II. Bd. III. S. 330 ff. Das Werk des Amatus ist bereits Quelle für das große lateinische Gedicht auf die Thaten Robert Guiscards, als dessen Verfasser ein Wilhelm von Apulien genannt wird, über dessen Lebensumstände wir nicht unterrichtet sind. Dieses Gedicht, das Wilhelm schon vor dem Jahre 1099 begann, hat für uns dadurch Bedeutung, daß neben den Barenser Annalen und Amatus auch eine jetzt verlorene anonyme Biographie Robert Guiscards benutzt ist. Nach einer neuentdeckten alten Handschrift ist Wilhelms Werk von Wilmans in den M. G. XI. 241-298 herausgegeben worden. Wie von Wilhelm wurde das Werk des Amatus gleichzeitig auch von Gaufredus Malaterra in der Geschichte Siciliens benutzt, welche Muratori (Scriptores rerum Ital. V. 537—602) herausgegeben hat. — Um das Jahr 1098 begann der Mönch Leo die große Chronik von Monte Cassino. Er war dem Geschlecht der marsischen Grafen entstammt und früh dem Kloster des heiligen Benedict übergeben, in welchem er in reiferen Jahren zum Bibliothekar bestellt wurde. Nur bis zum Jahre 1075 hat er sein Werk geführt, das stets für die Geschichte Unteritaliens eine der ergiebigsten Fundgruben bleiben wird. Ein ungemein reiches Material stand Leo in den Schätzen seines Archivs, wie in der stattlichen Bibliothek des Klosters zu Gebote; mit nicht geringer Umsicht hat er diese Hülfsmittel zu Rath gezogen und so ein Werk zu Stande gebracht, das man als eine diplomatische Geschichte der alten Abtei bezeichnen kann. Neben den Urkunden benutzt er für die Geschichte der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts besonders Amatus, die Werke des Petrus Damiani und die Schrift

ſeines Abts Deſiderius über die Wunder des heiligen Benedict, in deren drittem Buche die Zeitgeſchichte mehrfach berührt war und ſich namentlich wichtige Nachrichten über die Kirchenreformation Heinrichs III. und den Pontificat der deutſchen Päpſte fanden. Dieſes Werk des Deſiderius iſt zum größeren Theil noch jetzt erhalten und das dritte Buch eine beachtenswerthe Quelle für die Zeiten Heinrichs III. Deſiderius, der erſt in einem Alter von 40 Jahren die Grammatik und Rhetorik erlernte, ſchrieb dieſes Buch unter dem Pontificat Gregors VII., nicht vor dem Jahre 1075, aber er hat den erzählten Ereigniſſen nicht fern geſtanden, und ſeine Erzählungen ſind zuverläſſig, ſo weit ſein Parteiſtandpunkt es irgend zuläßt. Die Dialogi de miraculis s. Benedicti ſind abgedruckt in der Bibliotheca maxima veterum patrum XVIII. 839–857, danach Fragmente bei Watterich, Vitae pont. Roman. I. 71–73. 95; zur Kritik des Buchs dienen die Bemerkungen Steindorffs, Heinrich III. Bd. I. S. 463. 464.

Man hätte erwarten ſollen, daß die Beſtrebungen Heinrichs III. und Leos IX. in Rom mit dem Eifer für die Kirche auch den Sinn für die Bearbeitung der Kirchengeſchichte erwecken, der große Umſchwung der Dinge die dort ganz daniederliegende Geſchichtsſchreibung aus ihrem Schlummer aufſcheuchen würde. Dies iſt nicht in dem Maße geſchehen, wie man vermuthen könnte. Man war damals in Rom viel zu ſehr mit den theologiſchen und kirchlichen Fragen des Augenblicks beſchäftigt, um viel an die Vergangenheit und Nachwelt zu denken. Indeſſen wurde die Tradition doch etwas belebter und zuverläſſiger. Die Lebensbeſchreibungen der Päpſte, welche zu officiellem Gebrauch gearbeitet wurden, gewannen ein wenig an Ausführlichkeit, und daneben entſtanden Aufzeichnungen über die inneren ſtädtiſchen Bewegungen, welche zwar nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt, aber doch in einer Bearbeitung des zwölften Jahrhunderts erhalten ſind. Ich meine die ſogenannten Annales Romani, welche Pertz aus dem Cod. Vatic. 1948 in den M. G. V. 468—480 herausgegeben hat. Die Ausgabe von Ang. Mai in dem Spicilegium Romanum T. VI. iſt nicht nach der Handſchrift ſelbſt, ſondern nach einer überarbeiteten Copie Zacagnis gemacht und weicht, wie mich die Vergleichung mit dem alten Codex belehrt hat, vielfach von demſelben ab. So roh dieſes Werk, eigentlich eine Sammlung von Papſtleben, auch in der Form iſt, gewährt es doch ſehr wichtige Aufſchlüſſe über das Treiben der römiſchen Parteien und gehört zu den bedeutendſten Bereicherungen, welche die Geſchichte jener Zeit durch Pertz Forſchungen erhalten hat. Daß ich die Entſtehung des Ganzen in der vorliegenden Geſtalt erſt in das zwölfte Jahrhundert und zwar in die zweite Hälfte deſſelben ſetze, hat ſeinen Grund in der Erwähnung eines Privilegiums für Heinrich III. (p. 479), welches apokryph iſt und erſt während des Inveſtiturſtreits entſtanden ſein kann, ſodann in den ſehr ungenauen Nachrichten über Leo IX., Victor II. und Stephan IX. (p. 470), in dem Bericht über die Vorgänge des Jahres 1111 (p. 472–476), welcher mit den Worten: „Heo sicut passi sumus etc.“ aus den Regeſten Paſchalis II. lediglich copirt iſt, endlich in der öfteren Erwähnung des neuen Rioni Roms, deren Namen vor dem zwölften Jahrhundert nicht vorkommen. Aber ohne Frage hatte der Compilator ziemlich umfangreiche Aufzeichnungen aus dem elften Jahrhundert vor ſich, welche ſich über die gleichzeitigen Fehden in der Stadt verbreiteten und die er zum großen Theil wörtlich aufnahm. Man vergleiche meine Abhandlung über die älteren Papſtleben in der Allgemeinen Monatsſchrift für Wiſſenſchaft und Literatur, 1852. S. 272. 273 und Steindorffs Bemerkungen in Heinrich III. Bd. I. S. 468 ff.

Daß die Geſchichtsſchreibung in Rom tief geſunken war, empfand Gregor VII.

schmerzlich; vor Allem beklagte er, daß Niemand das Leben seines großen Vorgängers Leos IX. beschrieben habe, und forderte den Cardinalbischof Bruno von Segni zu einer solchen Arbeit auf. Es geht hieraus hervor, daß die Arbeit des Wibert von Toul in Rom nicht bekannt war. Bruno war saumselig; erst lange nach Gregors Tode brachte er sein Werk zu Stande, welches sich überdies nicht von fern mit Wiberts Buch vergleichen läßt und eigentlich belehrender über die Persönlichkeit Hildebrands, als das Leben des deutschen Papstes, ist. Um das Jahr 1092 entstand diese zweite Lebensbeschreibung Leos IX., in welcher sich bereits eine kleine Schrift de obitu Leonis (Mabillon, Acta SS. ord. s. Bened. VI. P. 2. p. 81 und Watterich, Vitae pont. Rom. I. p. 170—176) benutzt findet, die sich für den Bericht eines Zeitgenossen über die letzten Zeiten des Papstes ausgiebt, aber schwerlich vor 1080 niedergeschrieben ist, manche Ungenauigkeiten enthält und vorzugsweise den Zwecken der Andacht dienen will. Dieselbe Schrift ist in großem Umfang auch in einer dritten Lebensbeschreibung Leos IX. abgeschrieben worden, welche um 1100 zu Benevent entstand; der Verfasser ist unbekannt, sein Buch legendenhaft und für die Geschichte fast unbrauchbar. Die Biographie des Bruno von Segni findet sich bei Muratori, Scriptores rerum Italic. III. P. 2. p. 346—355 und Watterich l. c. p. 95—100; die beneventanische bei Borgia, Memorie istoriche di Benevento II. p. 299—348.

In der Lombardei fachte die neue gewaltige Erhebung der päpstlichen Macht nicht allein den Kampf mit den Waffen an, sondern erregte zugleich sehr hitzige literarische Fehden. Wie alle Verhältnisse des Lebens, beherrschte die Pataria hier auch die Literatur in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts; durch die Stellung zu ihr wird das Urtheil der Schriftsteller bestimmt, selbst wenn sie auf entferntere Begebenheiten zurückgehen. Es kommen zunächst die beiden Chronisten Mailands in Betracht: Arnulf und Landulf. Arnulf, aus einem vornehmen Geschlecht entsprossen und dem Dienst der mailändischen Kirche geweiht, war durch Geburt und Amt ein Gegner der Pataria und der Ansprüche Roms auf absolute Herrschaft in der Kirche, aber überall zeigt er sich als einen maßvollen und ehrlichen Mann, der selbst keinen Anstand nimmt die Sinnesänderung, welche in den letzten Jahren bei ihm eintritt, offen zu bekennen. In fünf Büchern hat er sein Werk bis zum März 1077 fortgesetzt, aber schon vom Pontificat des Erzbischofs Aribert (1018), mit welchem er das zweite Buch beginnt, stellte er Vorgänge dar, die er selbst durchlebt hatte. Sein Werk, obwohl in einem etwas rohen und ungebildeten Stil geschrieben, ist nicht allein für die Geschichte Mailands, sondern Italiens überhaupt im elften Jahrhundert von dem größten Nutzen. Die beste Ausgabe hat Wattenbach in den M. G. VIII. 6—31 besorgt. Von anderer Beschaffenheit ist das Werk des Landulf, bis 1085 fortgesetzt und erst um das Jahr 1100 niedergeschrieben. Auch Landulf ist ein Gegner der Pataria und der römischen Herrschaft, aber eben so hitzig und ungestüm, wie Arnulf besonnen. Er karikirt die Geschichte bis zur Fabel, und vornehmlich die Art und Weise, wie er ihm näher liegende Ereignisse bis zur Unkenntlichkeit entstellt, muß seiner Darstellung Glauben beizumessen warnen, wo sie tiefer in die Vergangenheit zurückgeht. Nur selten haben wir deshalb von Landulfs Nachrichten Gebrauch gemacht. Die beste Ausgabe ist von Wattenbach in den M. G. VIII. 36—100 veranstaltet. Die Kämpfe der Pataria erfüllten Piacenza nicht minder als Mailand und wurden dort hauptsächlich im Jahre 1074 durch den Subdiakonus Bonizo angefacht, der in unmittelbarer Beziehung zu Gregor VII. stand (Regest. II. ep. 26) und bald darauf zum Bischof von Sutri bestellt wurde. Auf die spä-

teren Schicksale Bonizos und seine umfassende literarische Thätigkeit ist im dritten Bande zurückzukommen. Hier genügt es auf sein auch für die Zeit Heinrichs III. nicht unwichtiges kirchengeschichtliches Werk hinzuweisen, welches er zunächst für einen Freund, wahrscheinlich einen Vasallen der Gräfin Mathilde, bestimmte und welches deshalb auch den Titel des Liber ad amicum trägt. Ganz von hildebrandinischem Geist durchdrungen, voll von Irrthümern und verkehrten Ansichten über die ältere Kirchengeschichte, stellt das Buch doch die dem Verfasser näher liegenden Ereignisse so treu dar, wie es in einer Parteischrift möglich war. Auch hier lassen sich wohl manche Verwechselungen, Ungenauigkeiten, Reticenzen nachweisen, aber nicht böswillige Erfindungen. Es ist die Glaubwürdigkeit Bonizos in neuerer Zeit allerdings stark angefochten worden, besonders von Jaffé, der ihn fast als den lügenhaftesten aller Historiker bezeichnen möchte. Aber mir scheinen die Fälle, mit denen Jaffé seine Ansicht zu begründen sucht, diese nicht zu bestätigen, sondern nur darzuthun, daß Bonizo mit historischen Actenstücken nicht minder frei umging, als Andere seiner Partei. Uebrigens lagen ihm die Actenstücke meist nur in der Form vor, wie sie Anselm in seine Kanonensammlung aufgenommen hatte, und nur für die Abweichungen von diesem wird er selbst verantwortlich sein. Ueber seine Darstellung der Synode von Sutri (1046) vergleiche man unten die Anmerkungen zu Seite 415—419. Wahrscheinlich kurz nach Gregors VII. Tode, noch im Jahre 1085 schrieb Bonizo dieses Werk, welches im Mittelalter nicht sehr verbreitet war und jetzt nur noch in einer Handschrift des elften Jahrhunderts auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek vorhanden ist. Nach dieser Handschrift hat es Oefele in den Scriptores rerum Boicarum II. 794—821 publicirt, eine neue Ausgabe hat Jaffé in seiner Bibliotheca II. 603—689 geliefert und eine lehrreiche Einleitung vorausgeschickt. Werthvolle Beiträge zur Kritik des Buchs geben H. Saur in den Forschungen zur deutschen Geschichte VIII. 397—464 und Steindorff in der Geschichte Heinrichs III. Bd. I. 457—462. Ein persönlicher Widersacher Bonizos war der Bischof Benzo von Alba (am Tanaro), wohl der hitzigste und leidenschaftlichste Feind der Pataria. Schon 1059 war er Bischof und griff dann bald selbstthätig tiefer in die Zeitereignisse ein. Mit poetischen Briefen, Pamphleten und Schmähschriften der verschiedensten Art suchte Benzo den Muth seiner Partei zu beleben, den Zorn seiner Gegner zu reizen. Erst im späten Alter sammelte er diese Streitschriften, arbeitete sie um, bereicherte sie mit neuen Aufsätzen und bestimmte dann das Werk für Heinrich IV., von dem er dafür große Belohnungen erwartete. Er scheint mit der Arbeit nicht zu Ende gekommen zu sein, denn sie liegt in sehr ungeordnetem Zustande vor uns. Um das Jahr 1087[1]) hat das Werk die jetzige Gestalt gewonnen; wann die früher abgefaßten Stücke entstanden sind, wird sich schwerlich genau bestimmen lassen, da sie stark überarbeitet scheinen. Die Originalhandschrift Benzos

1) Die Entstehungszeit hat Th. Lindner gut festgestellt. Dagegen scheint mir seine Ansicht, daß Benzo, den Stenzel für einen Deutschen, Sauli für einen Franzosen oder Savoyarden hielt, seine Heimath im griechischen Unteritalien haben dürfte, nicht hinreichend begründet. Wenn ich die Worte (p. 618. v. 12.) perturbavit nostram Liguriam vergleiche mit dem Verse (p. 665. v. 19).

Et nostri Sardi non sunt ad munera tardi,

kann ich die Vermuthung nicht zurückdrängen, daß Benzo aus dem Genuesischen stammte; bei einem Genuesen möchten auch die Kenntniß der griechischen Sprache, die Einsicht in die Verhältnisse von Amalfi, der weite Ueberblick über die Völker am Mittelmeere nichts Befremdendes haben.



befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Upsala; nach ihr ist die Ausgabe von Karl Pertz in den M. G. XI. 597—681 besorgt, durch welche die abscheulichen Texte von Mencken und Ludewig glücklich beseitigt sind. Benzo ist für die Kulturgeschichte Italiens eine überaus merkwürdige Persönlichkeit, in gewissem Sinne das vollständige Gegenbild und Seitenstück zu Petrus Damiani, aber als historische Quelle können seine Schriften gar nicht, oder doch nur mit größter Vorsicht benutzt werden. Ungemessene Eitelkeit, leere Großsprecherei, blinde Parteiwuth, Phantasterei und Faselei des Alters machen seine Glaubwürdigkeit auf gleiche Weise verdächtig. Ein Hauptfehler des Stenzelschen Werkes über die Geschichte der fränkischen Kaiser scheint mir in der zu ausgedehnten Benutzung der Nachrichten Benzos zu liegen. Wie sie gerade in den Theilen, wo man von Benzo am ehesten Zuverlässiges erwarten sollte, mit den glaubwürdigen Mittheilungen anderer Quellen in nicht auszugleichendem Widerspruch stehen und jede versuchte Vermittlung nur zu einer heillosen Verwirrung der Chronologie führt, habe ich in dem Anhange zu meiner Herstellung der Annales Altahenses zu zeigen gesucht. Zu ähnlichen Resultaten gelangt Lindner in den Forschungen VI. 497—526.

Wir schließen hier gleich die nahe verwandte poetische Biographie der Gräfin Mathilde an, obgleich sie erst im Anfange des folgenden Jahrhunderts entstand. Ihr Verfasser war Donizo, ein Benedictinermönch im Kloster des heiligen Apollonius zu Canossa. Das Werk war für Mathilde selbst bestimmt — man sieht noch das prächtige, mit äußerst merkwürdigen Miniaturen geschmückte Exemplar, welches der großen Gräfin überreicht werden sollte, in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom —, aber ehe Donizo noch sein Buch, welches er im Jahre 1114 abgefaßt hatte, überreichen konnte, starb Mathilde. Donizo ist über das Leben der großen Gräfin wohl unterrichtet, doch ist sein Gedicht ein Panegyricus und deshalb nicht ohne Vorsicht zu benutzen. Hier sind zunächst nur die Nachrichten über Mathildens Vorfahren Lib. I. c. 3—17 zu berücksichtigen; in ihnen verbindet sich manches Glaubhafte, was auch von anderer Seite bestätigt wird, mit durchaus Fabelhaftem und Phantastischem, so daß man die historische Glaubwürdigkeit des Gedichts in diesen Theilen nicht hoch anschlagen darf. Vergleiche A. Pannenborg, Studien zur Geschichte der Herzogin Mathilde (Programm des Göttinger Gymnasiums 1872). Die schöne, auch durch Nachbildungen der Miniaturen illustrirte Ausgabe in den M. G. XII. 351—409 hat Bethmann nach dem Vaticanischen Autographon besorgt.

Von den französischen Quellen aus der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts hat für die Zeit Heinrichs III. die höchst eigenthümliche Schrift eines Priesters Jocundus über die Translation des heiligen Servatius einiges Interesse. Sie ist um das Jahr 1088 entstanden und an den Klerus der Mastrichter Kirche gerichtet. Sehr bemerkenswerth ist die unbegrenzte Verehrung, welche Jocundus, obwohl Franzose, für Kaiser Heinrich III. und seinen Sohn zeigt. Vielfach verirrt er sich von seinen Legenden auch auf das Gebiet der politischen Geschichte; was er da über das zehnte Jahrhundert berichtet, sind freilich Mährchen, und auch für die Zeiten Konrads II. und Heinrichs III. wird man die hier niedergelegten Nachrichten vorsichtig prüfen müssen, aber einzelne Angaben beweisen doch, daß er nicht ohne alle Kenntniß von den Dingen am deutschen Hofe schrieb. Zum ersten Mal ist die Schrift des Jocundus vollständig von R. Köpke in den M. G. XII. 88—125 herausgegeben worden.

---

3. Quellen ſpäterer Zeit.

Im Allgemeinen iſt der Ertrag, den das Studium ſpäterer Quellen für die erſte Hälfte des elften Jahrhunderts gewährt, gering. Wir können behaupten, daß uns von den genuinen Quellen jener Zeit wenig Bedeutendes ſeit dem zwölften Jahrhundert verloren ging; unſere jetzige Kenntniß der Zeiten Heinrichs II., Konrads II. und Heinrichs III. iſt kaum lückenhafter, als ſie bei unterrichteten Perſonen um 1150 war.

Die Chronik des Hugo von Flavigny, ſchon um 1090 in Angriff genommen und bis zum Jahre 1102 fortgeführt, iſt in dem uns hier beſchäftigenden Theile von 1000—1056 im Weſentlichen nur eine Biographie Richards von St. Vannes; faſt der geſammte anderweitige Inhalt läßt ſich auf die ältere Chronik von Verdun und die Schriften des Rodulfus Glaber zurückführen. Pertz hat die Chronik des Hugo nach dem jetzt in England befindlichen Autographon in den M. G. VIII. 288—502 herausgegeben. Kaum größer, als aus Hugo, iſt die Ausbeute aus Siegberts von Gembloux Chronik (M. G. VI. 300—374), wo ſich meiſt nur anderweitig Bekanntes für dieſe Periode compilirt findet. Die etwa zu derſelben Zeit zuſammengeſtellten Annalen des Kloſters Lobbes (M. G. IV. 9—20) haben nur durch einige lokale Nachrichten Bedeutung; das Meiſte iſt den Lütticher, Weiſſenburger und den größeren Annalen von St. Amand entnommen. Auch Eckehard von Aurach hat in ſeiner Weltchronik nur wenig Neues den Nachrichten hinzugefügt, die er der Würzburger Chronik und Siegbert entlehnte (M. G. VI. 33—265). Größeres Intereſſe erregen durch die bereits erwähnten Fragmente alter ſächſiſcher Annalen der Annalista Saxo (M. G. VI. 533—577) und die Magdeburger Annalen (M. G. XVI. 105—196). Die Chronik des Otto von Freiſing (M. G. XX. 116—301) bietet uns faſt nur über die Kirchenſpaltung unter Heinrich III. eigenthümliche Notizen, und auch dieſe ſind von zweifelhaftem Werthe.

Reicher als aus dieſen Sammelwerken iſt die Ausbeute ſelbſtſtändiger Nachrichten aus den Stifts- und Kloſtergeſchichten, wie ſie in nicht geringer Anzahl auch im zwölften Jahrhundert entſtanden; nur daß dieſe Nachrichten lediglich ein lokales und provinzielles Intereſſe zu befriedigen pflegen. Am fleißigſten arbeitete man an ſolchen kirchlichen Chroniken in Lothringen. Einen hervorſtechenden Werth haben die Gesta Treverorum; nach Waitzs gründlichen Unterſuchungen iſt der älteſte Theil derſelben um das Jahr 1101 geſchrieben, die erſte ſehr umfangreiche Fortſetzung um 1132. Beide Theile haben für unſere Zeit Intereſſe, da aus den älteren Quellen wenig Licht auf die Trierſchen Verhältniſſe fällt (M. G. VIII. 130—204). Weniger ergiebig für die Anfänge des elften Jahrhunderts ſind die 1107 entſtandene Geſchichte der Biſchöfe von Toul (M. G. VIII. 632—648), die um dieſelbe Zeit niedergeſchriebene Chronik des Kloſters St. Lorenz zu Lüttich, ein Werk des federfertigen Rupert von Deutz (M. G. VIII. 262—279), die um 1120 verfaßte Chronik des Kloſters St. Hubert in den Ardennen (M. G. VIII. 568—630), die Geſchichte der Biſchöfe von Verdun und der Aebte von St. Vannes, welche Lorenz von Lüttich um 1144 abfaßte (M. G. X. 489—516), und die nur wenige Jahre ſpäter entſtandene Geſchichte der Metzer Biſchöfe (M. G. X. 534—544). Die um 1133 niedergeſchriebene Chronik des Andreaskloſters zu Château en Cambrésis ſtützt ſich für die erſte Hälfte des elften Jahrhunderts auf die Chronik von Cambray, giebt aber doch einige für den Krieg

Heinrichs III. in Flandern interessante Zusätze; sie ist zuerst von Bethmann in den M. G. VII. 526—550 und zwar nach dem Autographon herausgegeben worden. Zu derselben Zeit entstanden einige ähnliche Chroniken in Sachsen. Die Chronik der Merseburger Bischöfe, in der Thietmars Werk eine späte und dürftige Fortsetzung erhielt, wurde nach Wilmans Untersuchungen in ihrem ersten Theile um 1136 abgefaßt; sie ist abgedruckt in den M. G. X. 163—188. Die Chronik des Klosters Goseck bei Naumburg, von einem unbekannten Verfasser um 1160 geschrieben, liefert über Erzbischof Adalbert von Bremen und sein Geschlecht einige erwünschte Aufschlüsse (M. G. X. 141—157).

Wenn die hervorleuchtenden Männer des elften Jahrhunderts noch in späterer Zeit Biographen fanden, so geschah es weniger im historischen Interesse als in der Absicht eine Canonisation zu erwirken. Es lag den Biographen daher weniger daran, ein allseitiges Bild ihrer Helden zu geben, als ihre religiösen Werke in ein helles Licht zu stellen. Diese Absicht verräth sich schon deutlich in der Lebensbeschreibung des Erzbischofs Hanno von Köln, welche ein Mönch des von ihm gestifteten Klosters Siegburg um das Jahr 1107 verfaßt und die Köpke zuerst vollständig in den M. G. XI. 465—514 herausgegeben hat. So tief das Leben Annos in die deutsche Geschichte eingreift, so dürftig ist die Behandlung der politischen Thätigkeit des gewaltigen Kirchenfürsten in der weitschichtigen Arbeit. Anno konnte keinen schlechteren Biographen finden, obschon das Buch schließlich doch seinen Zweck erreicht hat, da Anno gegen Ende des Jahrhunderts canonisirt wurde. Im Jahre 1146 wurde Kaiser Heinrich II. zunächst wegen seiner Verdienste um das Bisthum Bamberg unter die Heiligen erhoben; zu derselben Zeit fand sich in Bamberg ein Diakon Adalbert, der für die Legende des heiligen Heinrich sorgte. Sie unterscheidet sich in ihrem Zuschnitt und in ihrer Glaubwürdigkeit wenig von anderen Heiligenlegenden und ist für uns nur dadurch von Interesse, daß manche auf Bamberg bezügliche wichtige Urkunden und Notizen gelegentlich mitgetheilt werden. In den M. G. IV. 792—820 hat Waitz die Legende mit ihren späteren Fortsetzungen, in denen sich Fabeln auf Fabeln häufen, herausgegeben. Die eben dort p. 820—828 abgedruckte Legende der heiligen Kunigunde ist erst um 1200 entstanden, d. h. zur Zeit ihrer Canonisation. Ein bei weitem größeres Interesse erregt die Biographie des Bischofs Meinwerk von Paderborn, welche bald nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts ein Mönch des Klosters Abdinghofen schrieb und in welcher sich die eben erwähnte Schrift des Adalbert bereits benutzt findet. Der Biograph Meinwerks, dessen Namen wir nicht kennen, schöpfte aus einem sehr reichen, namentlich urkundlichen Material, wie auch aus der noch ziemlich lebendigen mündlichen Tradition über den wunderbaren und wunderlichen Heiligen, den er sich erwählt hatte; er hat dieses Material verständig geordnet und war umsichtig genug, Meinwerk in allen Verhältnissen seines vielbewegten Lebens zu schildern. So schrieb er eine Geschichte, nicht eine Legende, obschon manches Legendenartige unterlaufen ist, da er in der Wahl seiner Quellen nicht die erforderliche Kritik übte und auch nach der Auffassung seiner Zeit kaum üben konnte. Pertz hat nach dem jetzt zu Cassel befindlichen Autographon des Verfassers das Werk in dem M. G. XI. 106—161 herausgegeben. Die Lebensbeschreibung des im Jahre 1085 verstorbenen Bischofs Adalbero von Würzburg hat für uns nur durch einige genealogische Notizen über die Grafen von Lambach Interesse; sie ist erst um 1205 von einem Mönche des Klosters Lambach geschrieben (M. G. XII. 128—136).

Welche Bedeutung die im zwölften Jahrhundert beginnenden Nationalchroniken

der östlichen Völker für die früheren Epochen haben, ist Bd. I. S. 795 bereits berührt worden. Die Chronik der Polen (M. G. IX. 423—478; M. Pol. I. 389—484), Cosmas von Prag Chronik Böhmens (M. G. IX. 31—132) und die Wendenchronik des Helmold (M. G. XXI. 11—99) haben für die Geschichte des elften Jahrhunderts eine ähnliche und fast noch größere Wichtigkeit, als für die Zeit der Ottonen. Für die ungarische Geschichte ist neben den drei Lebensbeschreibungen des heiligen Stephan (M. G. IX. 226-242) die Lebensbeschreibung des heiligen Gerhard, Bischofs von Czanad (Endlicher, Monumenta Arpadiana 203—234) zu erwähnen; sie ist aber erst späten Ursprungs und im Einzelnen wenig zuverlässig. Man vergleiche Büdinger, Oesterreichische Geschichte I. 424. 425. Die späteren ungarischen Chronisten Simon von Keza (Endlicher, Monumenta Arpadiana 83—128) und Johannes von Thwrocz (Schwandtner, Scriptores rerum Hungaricarum I. 39--291) stützen sich meistentheils nur auf die Annales Altahenses, deren Berichte sie jedoch zur Befriedigung der Nationaleitelkeit mannigfach entstellen.

Ueber die gereimte deutsche Kaiserchronik (Ausgaben von Maßmann und Diemer) sehe man Bd. I. S. 794, Bd. IV. S. 399-401 und H. Welzhofer, Untersuchungen über die deutsche Kaiserchronik des zwölften Jahrhunderts (München 1874). Die hier in Betracht kommenden Theile beruhen wesentlich auf dem Chronicon Wirzeburgense, wie ich mich mit Welzhofer überzeugt habe, und die Einwendungen W. Bernhardis (Jenaische Literarzeitung 1875. Nr. 5) sind meines Erachtens nicht stichhaltig. Von den Annales Palidenses, der sogenannten Repgowschen Chronik und der Königsberger Weltchronik ist Bd. I. S. 794. 795 gehandelt worden.

4. Actenstücke, Urkunden, Briefe.

Die Gesetze und Synodalbeschlüsse aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts findet man in den M. G. Legg. II., in der großen Conciliensammlung von Mansi T. XIX. und in der Sammlung der deutschen Concilien von Schannat und Hartzheim T. III. Von den Kaiserurkunden sind auch für diese Zeit eine nicht geringe Anzahl bekannt; sie sind in Böhmers Regesten und vollständiger in Stumpfs Regesten (Die Reichskanzler Bd. II.) Abth. 1 und 2 verzeichnet (vergl. Bd. I. S. 796. 797). Die Verweisungen auf Stumpfs Arbeit sind mit St. R. und der Nummer in den folgenden Anmerkungen bezeichnet. Einige Nachträge finden sich Forschungen XIII. S. 607—621. Die päpstlichen Urkunden dieser Zeit sind bei Ph. Jaffé, Regesta pontificum Romanorum registrirt und danach mit I. R. und der Nummer von uns angeführt.

Von besonderer Wichtigkeit für die richtige Beurtheilung der hier dargestellten Periode sind die erhaltenen Briefe der Kaiser selbst oder einflußreicher Personen in ihrer Nähe. Leider sind nur wenige dieser Briefe erhalten oder bisher zugänglich geworden. Aus den Briefen des Abts Bern von Reichenau[1]) und einer

1) Für die Briefe des Bern benutzte Pez die schöne Handschrift, welche jetzt in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen unter Nr. 898 aufbewahrt wird und deren Untersuchung mir gütigst gestattet

Tegernseeer Briefsammlung hat Pez (Thesaurus anecdotorum novissimus T. VI. P. I. p. 130—240) Mittheilungen gemacht, welche diese ganze Periode umfassen, aber die von ihm publicirten Stücke haben meist für die politische Geschichte nur geringe Bedeutung. Bei weitem wichtiger ist ein Brief des Abts Bern, welchen E. Strehlke später im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen XX. 197 veröffentlicht hat. Wie uns hier ein unmittelbarer Einblick in die Stellung Heinrichs III. zur Geistlichkeit eröffnet wird, so sind für die Charakteristik Heinrich II. einige andere jüngst bekannt gewordene Briefe von Erheblichkeit. Vor Allem ist das Schreiben des Erzbischofs Brun an den Kaiser zu nennen, welches sich unter den Documenten dieses Bandes in erster Stelle findet; dann drei theils poetische, theils prosaische Stücke, mit denen der Bamberger Diakon Bebo für den Kaiser verfertigte Abschriften begleitete. Die Letzteren, in Hirschs Heinrich II. Bd. I. S. 547—554 und gleichzeitig in dem fünfunddreißigsten Jahresbericht des historischen Vereins in Bamberg von J. Gutenäcker zuerst veröffentlicht, sind zuletzt von Jaffé in seiner Bibl. V. S. 484—497 herausgegeben worden[1]. Auch eine poetische Epistel des Abts Gerhard von Seon an Heinrich II., die einige für Bamberg nicht uninteressante Daten enthält, ist aus einer Bamberger Handschrift bekannt geworden und findet sich bei Jaffé a. a. Orte S. 483. 484, bei Hirsch a. a. O. S. 554. 555 gedruckt. Die italienischen Verhältnisse zu Zeiten Heinrichs II. gewinnen neues Licht durch ein Schreiben des Bischofs Leo von Vercelli an den Kaiser, dessen Concept in einer Handschrift zu Vercelli Stubemunb und Dümmler in den Forschungen zur d. Geschichte VIII. S. 387—390 herausgegeben haben (vergl. Forschungen Bd. XIII. S. 600—602). Für die Geschichte Konrads II. sind vielleicht noch einige Aufschlüsse aus einem Lorscher Briefcodex zu erwarten, der sich jetzt in der Vaticanischen Bibliothek befindet, wenigstens sind aus ihm einige sehr unterrichtende Stücke veröffentlicht worden. Aus einer späteren Briefsammlung in der Bibliothek zu Hannover hat endlich Sudendorf (Registrum oder merkwürdige Urkunden für die deutsche Geschichte Bd. II. und III.) einige Stücke bekannt gemacht, die sich

---

wurde. Die Handschrift, die aus Berns Zeit herrührt, enthält außer den Briefen auch Predigten und Hymnen desselben Verfassers; die Briefe hat Pez vollständig herausgegeben. Der Abdruck, wenn auch nicht ohne Fehler, bietet doch im Ganzen wenig Schwierigkeiten für das Verständniß dar.

1) Wegen einiger erloschenen Stellen sah ich im August 1859 auf des verstorbenen Hirsch Aufforderung die Bamberger Handschriften selbst ein. Da ich sie mit aller Muße benutzen konnte, gelang es ohne große Mühe und ohne Anwendung chemischer Mittel bis auf drei kleine Lücken Alles mit Sicherheit zu entziffern. Das zweite Stück bei Hirsch wurde so vollständig hergestellt. Die Lücken des dritten Stückes suchte ich mit Benutzung der Züge, die ich in der Handschrift zu entdecken glaubte, in folgender Weise zu ergänzen: Qui cordis intuetur abyssum, sciat desiderium meum et iuxta scire suum faciat hoc ipse fructiferum [gloriae tuae], quia non tantum propter temporale lucrum tibi, carissime, [servio], quantum per verae dilectionis affectum, nec non pro reipublicae commodo optans et orans. Ut salvus hic diutissime vivere pergas, non cessant omnes orare, qui propriam salutem sano intelligentiae sensu merentur agnoscere. Dum enim vivis errantesque virtutibus tuis premis, pro distributis divinae gratiae donis unusquisque concessis fruitur studiis et per partes pacis optatas dives sibimet videtur ipsa paupertas. Pro huiusmodi tranquillitate atque quiete et integritate tua [et gloria omnes] debemus orare, quia tuae firmitatis occasus nostrae infirmitatis fit certissimus ortus et ex infirmitate capitis infirmitas oritur certissima membris. Da später chemische Mittel zur Entzifferung der unleserlichen Stellen angewandt sind und danach die Züge noch mehr entschwunden sein sollen, scheint die Versicherung nicht überflüssig, daß ich für die richtige Lesung der nicht eingeklammerten Stellen glaube einstehen zu können.

auf die erſte Hälfte des elften Jahrhunderts beziehen; ſie ſtammen urſprünglich aus einem alten Hildesheimer Codex. Freilich berühren ſie die politiſche Geſchichte wenig und machen für die Erklärung große Schwierigkeiten, die Sudendorf durch ſeine Noten nicht ganz beſeitigt hat. Erheblichere Aufſchlüſſe bieten andere Stücke der Sudendorfſchen Sammlungen, auf die wir im folgenden Bande zurückkommen werden. Theils aus den erwähnten Handſchriften, theils aus anderem zerſtreuten Material haben wir in dem Anhang unter A. eine Briefſammlung zuſammengeſtellt, die unſeres Erachtens darthut, daß ſich die wichtigſten Aufſchlüſſe aus ſolchen Documenten gewinnen laſſen, und vor Allem dazu aufmuntern möchte, ähnliches Material möglichſt aus dem Staub an das Licht zu ziehen. Obſchon die Mehrzahl dieſer Briefe gedruckt vorlag, waren ſie doch für die allgemeine Geſchichte Deutſchlands vor uns faſt unbeachtet geblieben und fanden ſich kaum in Specialgeſchichten benutzt.

5. Hülfsmittel.

Die bedeutendſten neueren Werke über die in dieſem Bande behandelte Periode der Kaiſergeſchichte ſind:

A. F. Gfrörer, Allgemeine Kirchengeſchichte. Vierter Band. Erſte Abtheilung. Stuttgart 1846. Dieſer Theil umfaßt genau denſelben Zeitraum, der hier von mir bearbeitet iſt; bei der engen Verbindung, welche damals zwiſchen Kirche und Reich beſtand, und bei der beſonderen Aufmerkſamkeit Gfrörers auf dieſe Verbindung wird ſeine Kirchengeſchichte in dieſem Abſchnitt völlig zu einer Geſchichte des deutſchen Reichs und Kaiſerthums. In der Behandlung zeigt Gfrörer auch hier eine ſehr große Beleſenheit, und mit bemerkenswerthem Scharfſinn weiß er das reiche Material für ſeinen Zweck zu verwenden. Zu bedauern iſt nur, daß als dieſer Zweck weniger die Erkenntniß der hiſtoriſchen Wahrheit erſcheint, als die Begründung einer vorgefaßten Meinung über den unbegrenzten Einfluß der Cluniacenſer und ihrer Freunde. Wollte man Gfrörer Glauben ſchenken, ſo wäre damals das Abendland nicht ſowohl durch die Kaiſer, als durch die Aebte von Cluny regiert worden. Daß es an den gewagteſten Hypotheſen nicht fehlen kann, um dieſe Anſicht zu begründen, weiß jeder Kenner. Die Regierungsgeſchichte Heinrichs II. hat Gfrörer meines Erachtens richtiger dargeſtellt, als die meiſten ſeiner Vorgänger, obwohl er es auch hier an unerwieſenen und unerweislichen Behauptungen nicht hat fehlen laſſen; dagegen ſcheint mir die Geſchichte Heinrichs III., deſſen Charakterbild er zu einer Karikatur entſtellt, auf das Aeußerſte mißrathen.

Von den durch die hiſtoriſche Commiſſion bei der k. bair. Akademie der Wiſſenſchaften herausgegebenen Jahrbüchern der deutſchen Geſchichte betreffen die hier behandelte Zeit:

1) S. Hirſch, Jahrbücher des deutſchen Reichs unter Heinrich II. Bd. 1. 2. 3. Berlin 1862. 1864. 1875. Ein Vierteljahrhundert hindurch hatte Hirſch ſeine Studien der Geſchichte Heinrichs II. zugewendet und ein ſehr reichhaltiges Material geſammelt, wurde aber plötzlich vom Tode hingerafft, ehe er die Arbeit zum Abſchluß bringen konnte. Nur der einleitende Abſchnitt (Bd. I. S. 1—166) iſt noch von ihm ſelbſt dem Druck übergeben und giebt ein Maß für das, was er in dem Buche leiſten wollte. Unter Waitzs Leitung hat denn R. Uſinger aus den Pa-

pieren des Verstorbenen den ersten Band (bis 1006) herausgegeben und einige fleißige Untersuchungen selbst hinzugefügt, in gleicher Weise haben H. Papst die Bearbeitung des zweiten Bandes (bis 1014), H. Breßlau die des dritten Bandes (bis 1024) durchgeführt, wobei sie vielfach Hirschs Manuscripte ergänzen mußten. Wie das Buch nun vorliegt, fehlt ihm allerdings Einheit und lebendiger Zusammenhang, aber es bietet ein reiches und sehr nützliches Detail.

2) E. Steindorff, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich III. Bd. I. Leipzig 1874. Die Darstellung, welche auf dem umfassendsten Material und sehr sorgsamen Studien beruht, wird in diesem Bande bis zum Jahre 1047 fortgeführt.

G. A. H. Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern. Band 1 und 2. Leipzig 1827. 1828. Ein Werk der gründlichsten und eindringendsten Forschung, mit dem ein streng kritisches Studium unserer mittelalterlichen Geschichte eigentlich erst begonnen hat; vor Allem der Ausgangspunkt und das Fundament aller späteren Arbeiten über die Geschichte der fränkischen Kaiser. Niemand hat vor Stenzel diese Periode gründlicher untersucht, Niemand sie vorurtheilsfreier dargestellt. Wenn durch spätere Forschungen, namentlich durch Pertzs und seiner Freunde Arbeiten für die Monumenta Germaniae, nicht nur das Material sich erweitert, sondern auch die Kritik sich geschärft hat, wenn Manches heute in einem anderen und wohl auch klareren Lichte erscheint, als es vor einem halben Jahrhundert der Fall war, bleiben Stenzels Verdienste deshalb doch unangetastet bestehen. Er selbst hatte seine Freude an den Fortschritten der Forschung auf dem von ihm gezeigten Wege, und nur der Tod hinderte ihn sein Buch einer Umarbeitung zu unterwerfen.

H. Floto, Kaiser Heinrich IV. und sein Zeitalter. Band 1 und 2. Stuttgart und Hamburg 1855. 1856.

A. Fr. Gfrörer, Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter. Sieben Bände. Schaffhausen 1859—1861. Nur die einleitenden Abschnitte dieser von entgegengesetzten Standpunkten aus geschriebenen Werke berühren die hier von uns dargestellte Periode; wir werden später ausführlicher auf dieselben einzugehen Gelegenheit finden.

Leibnitzs Annales imperii occidentis reichen nur bis zum Jahre 1005; wir sind daher, von den vorhin angeführten Hülfsmitteln abgesehen, für die allgemeine Reichs- und Kaisergeschichte dieser Zeit auf Hahns Einleitung und Mascovs Commentarien verwiesen. Ludens Geschichte des deutschen Volkes wird im weiteren Verlauf immer unkritischer. Die übersichtlichen Darstellungen der Bd. I. S. 798. 799 aufgeführten Werken von Leo, Souchay und Sugenheim geben manche brauchbare Notizen.

Die Verfassungsgeschichte der deutschen Kaiserzeit ist auf Grundlage der umfassendsten Forschungen jetzt von G. Waitz in der Fortsetzung seiner Deutschen Verfassungsgeschichte neu bearbeitet worden. Sie wird Bd. 5—8 dieses Werks umfassen; bisher ist nur der Bd. 5 (Kiel 1874) erschienen, den ich leider für die Revision meines Textes noch nicht benutzen konnte.

Für die Kirchengeschichte der in diesem unseren zweiten Bande behandelten Periode verdienen außer Gfrörer Berücksichtigung:

Const. Höfler, Die deutschen Päpste. Regensburg 1839. Eine fleißige und mit Vorliebe behandelte Arbeit, der es aber unseres Erachtens an strenger Kritik fehlt. Der erbauliche Zweck, welchen der Verfasser nebenher verfolgt, hindert ihn überdies die politischen Verhältnisse scharf in das Auge zu fassen.

Cornelius Will, Die Anfänge der Restauration der Kirche im elften Jahrhundert. Erste Abtheilung. Marburg 1858. Das Erschienene reicht nur bis zum Tode Leos IX. Der Verfasser steht auf einem ähnlichen kirchlichen Standpunkt wie Höfler, strebt aber nach größerer Unparteilichkeit und bemüht sich mit Erfolg die kritischen Schwächen in Höflers Arbeit aufzudecken. Was er selbst giebt, ist freilich nicht immer stichhaltig, da er manche wichtige Bereicherungen der Quellenliteratur übersehen hat, wie die Annales Romani und den Amatus; den Letzteren nennt er zwar, ohne ihn jedoch zur Hand zu haben. Auch die von Sudendorf im Berengarius Turonensis (Hamburg und Gotha 1850) veröffentlichten Briefe sind nicht benutzt worden, obschon sie für die Geschichte Leos IX. manche nicht unwichtige Nachrichten ergeben.

Im Uebrigen sind die im ersten Bande S. 799–802 aufgeführten Hülfsmittel mit ihren Fortsetzungen auch für diese Periode zu gebrauchen. Schriften, die sich nur auf einzelne Theile derselben beziehen, werden in den Anmerkungen angeführt werden.

Excurs.

Ueber die Annales Altahenses maiores.

Seitdem die großen Altaicher Annalen aus der Abschrift des Aventin wieder an das Licht gezogen sind, hat man sich vielfach mit dieser neuerschlossenen Quelle beschäftigt. Namentlich hat man sich festzustellen bemüht, wann und wie diese Annalen entstanden, ob sie als ein einheitliches Werk anzusehen oder verschiedenen Verfassern zuzuschreiben sind.

Da äußere Kriterien bei dem Mangel alter Handschriften fehlen, ist die Untersuchung lediglich auf den Wortlaut der Annalen selbst, wie ihn Aventin überliefert hat, hingewiesen. Was sich mir aus demselben ergab, habe ich in der Vorrede zu der Ausgabe in der Mon. Germ. dargelegt. Die späteren Forscher sind, sämmtlich von meiner Untersuchung ausgehend, zu Resultaten gekommen, die von den in jener Vorrede ausgesprochenen Ansichten mehr oder weniger abweichen, aber zum Theil Behauptungen entsprechen, welche ich selbst aufgestellt hatte, ehe mir das Werk vollständig bekannt war, die ich aber angesichts des jetzt vorliegenden Textes der Annalen nicht mehr aufrecht halten zu können glaubte. Wenn ich nach reiflicher Prüfung jener abweichenden Ansichten dennoch im Wesentlichen die Resultate, die ich in der Vorrede der Ausgabe dargelegt habe, festhalte, wird es erforderlich sein, meine Gründe dafür in Kürze darzulegen.

Die Untersuchungen, auf welche ich mich dabei besonders zu beziehen habe, sind: 1) G. Ehrenfeuchter, Die Annalen von Nieder-Altaich (Göttingen 1870); 2) H. Kitt, Die Entstehung der Altaicher Annalen in M. Büdingers Untersuchungen zur mittleren Geschichte (Leipzig 1871) Bd. II. S. 53 ff.; 3) Th. Lindner, Ueber die Annalen von Nieder-Altaich in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. XI. S. 529 ff. (1871); 4) E. Steindorffs kritische Erörterungen über die Annales Altahenses in den Jahrbüchern des deutschen Reichs unter Heinrich III. Bd. I. S. 427 ff. (1875). Ich bemerke, daß die Resultate dieser Untersuchungen, wie sie von meinen Ansichten abweichen, eben so sehr von einander divergiren.

Wenn ich, ehe Aventins Abschrift entdeckt wurde, die Meinung aussprach, daß die Altaicher Annalen ein in einem Zuge niedergeschriebenes Werk seien, so schien mir diese unmöglich festzuhalten, nachdem mich v. Oefele auf folgende vorher nicht bekannte Notiz zum Jahre 1007 aufmerksam machte: Bernwardus Hildenesheimensis episcopus Gandeshcimense monasterium dedicat, et Willegisus archiepiscopus conflictum, quem hactenus contra Hildenesheimenses exercuit impudenter, ibi in praesentia imperatoris et episcoporum aliorumque principum finit nostroque episcopo in suae abrenunciationis testimonium episcopalem ferulam tradidit, et usque apud nos retinetur. Oefele sah, daß diese Worte nur von einem Hildesheimer geschrieben sein konnten, und schloß daraus, daß der ältere, mehr compilatorische Theil unserer Annalen zwar in Altaich, aber dort von einem Hildesheimer geschrieben sein müßte; dieser Hildesheimer war nach Oefeles Vermuthung Wolfhere, der bekanntlich um 1033 auf längere Zeit in Altaich verweilte, um seine in Hersfeld begonnenen Studien fortzusetzen. Oefeles Vermuthung schien mir die größte Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, zumal sich aus derselben leicht erklärte, daß zu der Compilation dieses Theils besonders die Hersfelder und Hildesheimer Annalen verwandt sind. Sie bestätigte sich mir ferner dadurch, daß das genaue Excerpiren der Ann. Hildesheimenses gerade um die Zeit aufhört, wo Wolfhere in Altaich war, und sich endlich in Wolfheres zweiter Bearbeitung der Biographie Godhards auffällige Uebereinstimmungen mit den Annales Altahenses finden. So bekannte ich mich also nun entschieden zu der Ansicht, daß die Annalen bis 1032 eine in Altaich von Wolfhere verfaßte Compilation seien.

Noch in einem anderen wesentlichen Punkte änderte ich meine frühere Meinung. Nach einer zufällig erhaltenen Inhaltsübersicht der Altaicher Collectaneen Aventins mußte man früher annehmen, daß dieselben außer dem größeren Annalenwerk auch kürzere annalistische Aufzeichnungen aus Altaich bis zum Jahre 1038 enthielten, und ich glaubte diese als Grundlage des umfassenderen Werks ansehen zu dürfen. Die Angaben in jener Inhaltsüberſicht waren ungenau, wie jetzt Aventins Collectaneen zeigen. Aber allerdings finden sich dort für die Jahre 741—1039 ähnliche Aufzeichnungen, die in den Mon. Germ. XX. p. 774. 775 unter dem Titel Breves annales Altahenses abgedruckt sind. Diese Aufzeichnungen tragen jedoch meines Erachtens so augenfällig den Charakter eines flüchtigen Excerpts Aventins, daß ich sie, sobald sie mir nach ihrem Wortlaute bekannt wurden, unmöglich noch für eine Quelle des größeren Werks halten konnte. Jede weitere Beweisführung dafür erschien mir überflüssig. Da jedoch Lindner diese Annales breves wieder als Grundlage der maiores angenommen hat, bedurfte die Sache einer Erörterung, welche Steindorff S. 429—433 in fast zu erschöpfender Weise gegeben hat. Nur in der Annahme kann ich Steindorff nicht beipflichten, daß Aventin hier ein bereits fertiges Excerpt eines Andern copirt habe. Aventin hat vielfach solche selbstgemachten Excerpte seinen Collectaneen einverleibt, wie z. B. auf den beiden vorhergehenden Blättern dieses Bandes Auszüge aus Eckehard und Hermann von Altaich; überdies sind Formen, wie Boii, gerade ihm durchaus eigenthümlich. Wenn Lindner (S. 532) es für unwahrscheinlich hält, daß Aventin ein solches Excerpt der Aufbewahrung werth erachtet haben würde, nachdem er das Werk selbst in seinen Collectaneen aufnahm, so ist lediglich darauf hinzuweisen, daß die Blätter, welche die Annales breves enthielten, aus dem Bande später nicht mehr zu entfernen waren, ohne zugleich werthvolle Abschriften zu beseitigen.

Ist gegen meine Ansicht über die Annales breves nur von Lindner ein moti-

virter Einspruch erfolgt, so hat dagegen die Annahme, daß der erste Theil der größeren Annalen mit 1032 abschließe und von dem Hildesheimer Wolfhere herrühre, mehrfache Einwendungen erfahren. Kitt allein hat ihr zugestimmt; Ehrenfeüchter, Lindner und Steindorff haben ihr widersprochen, gehen aber dann wieder in ihren Meinungen über die Entstehungszeit dieses ersten Theils der Annalen auseinander. Ehrenfeüchter kehrt einfach zu meiner früheren Annahme zurück, wonach das ganze Werk erst um 1075 im Zusammenhange von einem Altaicher niedergeschrieben sei. Lindner und Steinhoff nehmen dagegen zwei Altaicher Verfasser an, deren Arbeiten sich bei dem Jahre 1060 scheiden sollen. Der ältere Annalist soll nach Lindner um 1040 sein Werk begonnen und dann den Ereignissen gleichzeitig bis 1060 fortgeführt haben, während Steindorff meint, daß wohl die Berichte von 1041—1046 gleichzeitig abgefaßt, die Nachrichten zu den späteren Jahren (1047—1060) aber erst um 1060 in einem Zuge niedergeschrieben seien.

Alle, welche so auch den ersten compilatorischen Theil des Werkes einem Altaicher zuschreiben, lassen natürlich die eben angeführte Stelle, welche unzweideutig einen Hildesheimer als Verfasser bezeichnet, bei Seite. Es fragt sich, mit welchem Rechte dies geschieht. Eine Begründung hat allein Ehrenfeüchter versucht; er glaubt (S. 7) daß auf jene Stelle allein Nichts zu geben sei; sie könne in ältere Altaicher Aufzeichnungen von einem im Kloster verweilenden Hildesheimer eingerückt und dann aus diesen in unsere Annalen übergegangen sein.

Es ist gewiß ein bedenkliches Verfahren, in einem Schriftwerke eine Stelle, die einen bestimmten Anhalt für die Autorschaft bietet, auf so unbestimmte Vermuthungen hin zu beseitigen. Dies Verfahren wäre meines Erachtens nur zu rechtfertigen, wenn das Werk sich als eine Compilation darstellte, deren Verfasser so gedankenlos seine Vorlagen copirte, daß er dabei der eigenen Person völlig vergäße, oder wenn jene Stelle mit dem sonstigen Inhalt des Werkes in unlösbarem Widerspruch stände. Der ältere Theil der Altaicher Annalen ist nun allerdings vorzugsweise Compilation, und es sind die Worte der älteren Quellen meist beibehalten, wenn auch der Ausdruck häufig verkürzt ist. Der Compilator hat sein Material ohne viel Nachdenken zusammengeschrieben, so daß sich bisweilen dieselben Nachrichten unter verschiedenen Jahren nach verschiedenen Quellen wiederholt finden. Aber nirgends zeigt sich doch eine Spur einer solchen Geistesabwesenheit des Compilators, daß er einen fremden Bischof als den seinigen bezeichnet hätte. Ueberdies ist ein aneignender Ausdruck, wie noster episcopus, ihm nicht einmal fremd; er sagt zu 974 auch imperator noster. Ein unlösbarer Widerspruch zwischen dieser Stelle und dem sonstigen Inhalt der Annalen würde sich aber ergeben, wenn sich beweisen ließe, daß der Verfasser des ersten compilatorischen Theils der Annalen ein Altaicher Mönch gewesen sei, der also nicht der Hildesheimer Kirche angehört haben könne. Aber so unzweifelhaft die späteren Partien des Werkes von einem Altaicher Mönche herrühren, so wenig steht dies von jenem ersten Theile fest. Ein Widerspruch zwischen der bezeichneten Stelle und dem sonstigen Inhalt dieses Theils ist durchaus nicht bemerkbar; in Inhalt und Form stimmen die Notizen des Jahres 1007 mit denen der Vor- und Nachjahre völlig zusammen.

Es ließe sich endlich der Ansicht, daß der Verfasser dieser Compilation Wolfhere oder ein anderer gleichzeitiger Hildesheimer sei, noch mit dem Einwand entgegentreten, daß in der Compilation bereits Werke benutzt seien, die einem Compilator jener Zeit noch nicht bekannt sein konnten. Es wird erforderlich sein, um einem solchen Einwand zu begegnen, zuvor in Kürze anzudeuten, weshalb ich die Grenze der Compi-

lation des Hildesheimers, wie ich sie gezogen habe, auch jetzt noch für die richtige halte.

Unverkennbar ist es, daß mit dem Jahre 1032 die Gestalt unsrer Annalen wesentlich eine andere wird; wenn sich bis zu diesem Jahre meist die Quellen sicher nachweisen lassen, aus denen die Compilation geschöpft ist, so ist dies in gleicher Weise später nicht mehr zu ermöglichen. Die Darstellung wird durchaus eine selbstständigere und freiere. Allerdings hat man mit Recht hervorgehoben — und ich selbst habe es früher gethan, nur nicht bestimmt genug —, daß auch noch für die Jahre 1033—1040 in den Altaicher Annalen die Hildesheimenses benutzt sind. Aber in verschiedener Weise ist es vor 1032 und nachher geschehen. Vorher wird häufig gekürzt, öfters eine Notiz hinzugefügt, aber im Ganzen am Ausdruck der Quelle festgehalten; sachliche Widersprüche treten nirgends hervor. Man beachte nur die Notizen zum Jahre 1031. Dagegen findet sich nach 1032 eine so willkürliche Benutzung, daß man zweifeln konnte, ob der Annalist hier überhaupt die Hildesheimenses noch vor sich gehabt habe. So wird beim Jahre 1033 irrig auf das Jahr 1031 in den Hildesheimenses zurückgegriffen, der Ausdruck hier und in den folgenden Abschnitten meist absichtlich geändert; daneben finden sich bestimmte mit den Hildesheimenses nicht im Einklang stehende Angaben. Es scheint mir nun undenkbar, daß ein und derselbe Autor dieselbe Quelle in so ganz verschiedener Weise habe verwenden können, und ich habe mich deshalb nur noch mehr in der Ansicht befestigt, daß der ältere compilatorische Theil unserer Annalen sich nicht über 1032 erstreckte. Ich sehe auch keinen Grund zu der Annahme, daß dieser Theil erheblich später zum Abschluß gebracht sei.

Sind hier nun Quellen benutzt, welche um 1033 noch nicht dem Compilator zugänglich sein konnten? Ehrenfeuchter (S. 22. 23) hat allerdings behauptet, daß schon hier die erst 1054 abgeschlossene Chronik Hermanns von Reichenau abgeschrieben sei. Aber die wenigen Stellen, die als Beweis dienen sollen, gehören nicht Hermann ursprünglich an, und die Annales Altahenses, bei denen nach allgemeiner Annahme ältere alemannische Annalen vorlagen, konnten hier aus gleicher Quelle mit Hermann schöpfen. Außerdem haben Lindner und Steindorff überhaupt in Abrede gestellt, daß Hermanns Werk in den Altaicher Annalen benutzt sei, während ich für spätere Partien allerdings eine solche Benutzung annehme, nicht sowohl wegen einiger wörtlich ähnlicher Stellen, als wegen der vielfach hindurchleuchtenden Uebereinstimmung im Sachlichen bei Verschiedenartigkeit des Ausdrucks, d. i. wegen eines ähnlichen Zusammenhangs, wie er zwischen den Hildesheimenses und Altahenses nach 1032 bemerkt ist. Ehrenfeuchter hat ferner behauptet, daß auch die erst um 1054 abgeschlossene Vita Godehardi posterior Wolfheres bereits im ersten Theil der Annalen benutzt sei. Schon oben ist bemerkt worden, daß das Verhältniß mir vielmehr das umgekehrte zu sein scheint, und auch Lindner (S. 546) spricht sich dahin aus, daß wenn man einen Zusammenhang zwischen beiden Quellen annehme, nur der Verfasser der Vita Godehardi der Entlehnende sein könne, was freilich mit seiner Ansicht vom Abschluß des ersten Theils der Annalen erst um 1060 nicht gut vereinbar ist. Ein Nachweis, daß Hermanns Chronik und die spätere Biographie Godhards in den Annales Altahenses bis 1032 benutzt seien, ist hiernach nicht geliefert worden, und die Benutzung anderer Quellen, welche nach 1032 erst entstanden sind, ist meines Wissens nicht einmal behauptet worden.

So liegt nirgends ein stichhaltiger Grund vor, den bezeichneten compilatorischen Theil des Werkes bis 1032 jenem Hildesheimer abzusprechen, der sich in den Notizen

z. J. 1007 als Verfaſſer zu erkennen giebt. Allerdings iſt Wolfhere weder hier noch ſonſt irgendwo ausdrücklich als Compilator genannt, und wer annehmen will, daß um 1033 neben ihm noch ein anderer Hildesheimer, gleichfalls von hiſtoriſchen Neigungen, zugleich von verwandter Sinnesart, in Altaich gelebt und dort unſere Compilation angefertigt habe, dem wird man kaum etwas anderes entgegenhalten können, als daß es einfacher iſt, in dem Schreiber der Notizen zum Jahre 1007 Wolfhere ſelbſt als ſeinen Doppelgänger zu ſehen.

Uebereinſtimmung beſteht im Weſentlichen darin, daß die Annalen nach 1032 aus der Altaicher Brüderſchaft ſelbſt hervorgegangen ſind. Wenn ich aber alles Spätere einem Verfaſſer beigemeſſen und als eine einheitliche, um 1075 entſtandene Arbeit bezeichnet habe, ſo hat hierin gerade Kitt ſich am meiſten von meiner Anſicht entfernt, während Ehrenfeuchter ihr am nächſten ſteht. Indem Kitt in dieſem Theil der Annalen mannigfache Incongruenzen der Darſtellung bemerkt, ſucht er verſchiedene Verfaſſer für ausgeſonderte kleinere oder größere Abſchnitte zu ermitteln und nimmt dann eine Schlußrecenſion des Ganzen durch den Verfaſſer der letzten Jahresberichte an. Es wird kaum noch ein Zweifel darüber obwalten, daß Kitt aus dem unzureichenden Material zu kühne Schlüſſe gezogen hat. Einen ähnlichen Weg, wie er, nur mit größerer Vorſicht, haben Lindner und Steindorff eingeſchlagen. Indem ſie aus dem Reichthum, der Genauigkeit und Zuverläſſigkeit einzelner Abſchnitte die gleichzeitige Abfaſſung derſelben folgerten, kamen ſie zu der Anſicht, daß beim Jahre 1060, wie bereits bemerkt, der Hauptabſchnitt in den Annalen zu machen ſei, daß die Berichte der Jahre 1040–1060 mehr oder weniger gleichzeitig niedergeſchrieben, die Jahresberichte von 1060—1073 aber erſt ſpäter von einem andern Verfaſſer um 1075 hinzugefügt ſeien.

Aus der Richtigkeit und Fülle der Darſtellung ſchlechthin die Gleichzeitigkeit der Annalen, in denen wir die Darſtellung antreffen, zu folgern, ſcheint mir indeſſen bedenklich. Der Annaliſt wird, ſo weit er nicht geradezu als Augenzeuge erzählt, immer auf ſchriftliche Aufzeichnungen oder mündliche Informationen Anderer hingewieſen ſein. So weit ſolche Mittheilungen ihm reichlicher zu Gebote ſtehen, wird er ausführlicher und genauer erzählen; wo ſie ihm mehr verſiegen, muß ſeine Darſtellung dürftiger und unzuverläſſiger werden. Ueber die ſchriftlichen und mündlichen Nachrichten, welche bei Abfaſſung unſerer Annalen für die Zeit von 1040–1073 benutzt werden konnten, ſind wir aber viel zu wenig unterrichtet, um Folgerungen aus der Darſtellung ſelbſt ziehen zu können, wie ſie Lindner und Steindorff gezogen haben.

Meines Erachtens geht vielmehr eine gewiſſe Gleichartigkeit der Geſinnung und Darſtellung durch die Annalen von 1033 an bis zum Ende. Schon bei 1037 wird eine Fürſtenverſchwörung erzählt, bei welcher der Annaliſt ſeine Mißbilligung deutlich an den Tag legt, und ähnliche Erzählungen tauchen dann immer wieder auf; eine entſchieden königliche Geſinnung, die ſich beſonders an die Perſon Heinrichs III. ſchließt [1]), tritt ſchon beim Jahre 1033 hervor und durchzieht dann alle ſpäteren Partien des Werkes; ſchon von 1033 und 1037 an werden die Angelegenheiten Ungarns und Italiens beſonders ins Auge gefaßt und ſie drängen ſich auch ſpäter wieder vielfach in den Vordergrund, wie ſich auch Aehnliches bei den böhmiſchen Geſchichten bemerklich macht. Vor Allem weiſt die ſtark gefärbte Diction, die oft in eine Reimproſa übergeht, von 1033 bis 1073 auf einen und denſelben Autor

[1]) Auch ſchon in den ſelbſtſtändigen Notizen z. J. 1032 wird Heinrich III. beſonders hervorgehoben; vielleicht gehören dieſe Notizen ſchon zur Pars altera.



hin. Die Annalen scheinen zunächst auf den mündlichen Vortrag berechnet gewesen zu sein. Zu 1041 heißt es: Unde hoc ortum sit, audiat qui velit; ähnlich zu 1055: hinc, qui velit, colligat. Uebereinstimmende Redewendungen finden sich häufig, auch in den Berichten vor 1060 und nachher. Zu 1045 lesen wir: regem, quem Deus castigans castigavit, zu 1066: rex, qui castigando salubriter castigatur; zu 1055: potuit miserabile facinus perpetrari, scilicet nisi hoc Deus ut casses comminuisset aranearum, zu 1069: facinus infandum patrandum fuisset, nisi Deus iniquorum consilia dissipasset; zu 1056: annus iste extitit detestabilis, zu 1068: annus hic Altahensibus et Leonensibus extitit detestabilis u. s. w. So scheint mir alles dagegen zu sprechen, daß die Annalen vor und nach 1060 zwei verschiedenen Verfassern beizulegen seien.

Daß die Partien nach 1060 nicht gleichzeitig, sondern erst um 1075 abgefaßt sind, geben auch Steindorff und Lindner zu; nur für die Theile vor 1060 beanspruchen sie eine frühere Entstehungszeit. Unmöglich wäre es nicht, daß der Autor, der um 1075 das Werk vollendete, schon über ein Jahrzehnd früher einen großen Theil desselben niedergeschrieben hätte; aber wahrscheinlich ist eine solche Annahme wohl nicht, und genügende Gründe für dieselbe vermag ich nicht zu erkennen. Das Wahrscheinlichere bleibt, daß die Nachrichten von 1032—1073 nicht nur von einem Autor, sondern auch in derselben Zeit niedergeschrieben sind, und über größere oder geringere Wahrscheinlichkeit kommen wir hier meist nicht hinaus.

II. Anmerkungen.

Buch IV. Geschichte Heinrichs II.

Quellen. Gleichzeitige Geschichtswerke: Chronicon Venetum (M. G. VII. 34—38). Vita Adalberonis II. c. 15—37. Annales Quedlinburgenses. Thietmari Chronicon L. V—VIII. Annales Hildesheimenses. Annales Corbeienses. Alperti Liber de diversitate temporum. Adalboldi Vita Heinrici II. Thangmari Vita Bernwardi c. 38—57. Die Grundlagen der Annales Leodienses und Laubienses. Annales Sangallenses maiores. Annales Heremi. Catalogi imperatorum. Catalogi Romanorum pontificum. Ademari Historiae L. III. c. 33—62. — Spätere Geschichtswerke des elften Jahrhunderts: Hugonis Liber de Farfensis monasterii destructione. Arnulfus de beato Emmerammo. Othloni Vita Wolfkangi. Vita Burchardi c. 9—21. Der erste Theil der Annales Altahenses maiores. Petri Damiani Vita Romualdi c. 39. 40. 42. 65. Gesta episcoporum Cameracensium L. I. c. 114—122. III. c. 1—49. Wolfheri Continuatio vitae Bernwardi; Vita Godehardi prior c. 1—26; posterior c. 1—19. Rodulfi Glabri Historiae L. III. Annales Barenses. Lantberti Vita Heriberti c. 7—12. Gesta episcoporum Virdunensium c. 8. 9. Everhelmi Vita Popponis c. 1—16. Vita Balderici. Jotsaldi Vita Odilonis. Herimanni Contracti Chronicon. Annales Blandinienses. Annales Mosomagenses. Annales Elnonenses maiores. Chronici Novaliciensis Appendix c. 16. Chronicon Eberspergense. Arnulfi Gesta episcoporum Mediolanensium L. I. c. 14—20. Anonymus Haserensis c. 15—26. Fundatio monasterii Brunwilarensis. Lambertus de institutione Hersfeldensis ecclesiae (Excerpt). Lamberti Hersfeldensis Annales. Adami Bremensis Gesta pontificum Hammab. L. II. c. 40—54. Mariani Scotti Chronicon. Sigeberti Gemblacensis Chronica. Aimé, L'Ystoire de li Normant L. I. c. 17—32. Leonis Ostiensis Chronica mon. Casinensis L. II. c. 25—55. — Geschichtswerke späterer Zeit: Gesta Treverorum c. 30. 31; Addit. c. 1. 2. Hugonis Flaviniacensis Chronicon L. II. c. 1—16. Ekkehardi Chronicon universale. Lupi Protospatharii et Anonymi Barensis Annales. Annales Beneventani. Chronica Polonorum L. I. c. 6—16. Vitae s. Stephani. Cosmae Pragensis Chronicon Boemorum L. I. c. 37—41. Ruperti Chronica s. Laurentii Leodiensis c. 10—24. Vita Richardi abb. s. Vitoni c. 1—10. Adalberti Vita Heinrici II. Die gereimte deutsche Kaiserchronik. Annalista Saxo. Bernardi Marangonis Annales Pisani (M. G. XIX. 236—266). Helmoldi Chronica Slavorum L. I. c. 12—18.

Vita Meinwerci c. 7—194. Annales Magdeburgenses. Vita Cunegundis. Die sagenhaften Darstellungen der Annales Palidenses, der Repgowschen Chronik und der Königsberger Weltchronik.

Die Gesetze und die wichtigsten Actenstücke zur Geschichte Heinrichs II. sind abgedruckt in den M. G. Legg. II. 38. 561. B. 172; die Urkunden des Kaisers verzeichnet Stumpf, Regesten Abth. I. S. 109—149, die gleichzeitigen päpstlichen Bullen Jaffé, Reg. pont. Rom. p. 348—356. Gleichzeitige Briefe finden sich bei Pez, Thesaurus anecdotorum novissimus VI. P. I. 130 seq., bei Jaffé, Bibliotheca V. 483—497, in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. XIII. S. 600—602 und unter unseren Documenten A. Nr. 1—3.

Hülfsmittel. S. Hirsch, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II. Drei Bände. A. Cohn, Kaiser Heinrich II. Halle 1867.

S. 3. — Se suaque omni aureae Saxonum, saxea corda gerentium, fidei commendans, in quibus patres, sceptrigeri imperatores videlicet, vincendo regnantes, regnando fructuose imperantes, firmissimam spei infixerant anchoram. Annales Quedlinburgenses zum Jahre 1021.

S. 6. — Die deutschen Reichsvasallen, „Saft und Kraft des Reichs", — primates, vires et viscera regni. Wipo in der Vita Chuonradi c. 2.

S. 7. — Ueber die unbeständige Gesinnung, die Händelsucht und Eidbrüchigkeit der Großen klagt Thietmar an vielen Stellen, besonders wichtig ist seine Herzensergießung VI. 32; man beachte auch den Vergleich mit den alten Zeiten II. 28 und die Aeußerungen des Grafen Udalrich unten in der Anmerkung zu S. 545. 546.

S. 8. — Divina providentia anchoras ecclesiae commisit viris pontificalibus et his gubernatoribus, quales ad ducendam patriam sine iactura in portum quietis eo tempore superesse oportebat. Wipo a. a. O. c. 1.

S. 10. — Die Aeußerung des Magdeburger Dompropstes findet sich bei Thietmar V. 24. Der Propst beruft sich dabei auf einen Ausspruch des Dichters Lucanus (Phars. III. 145), den er aber wunderlich verdreht hat.

S. 11. — Die Worte Arnulfs finden sich in dem später ausführlicher mitgetheilten Schreiben an den Bischof Heinrich von Würzburg, abgedruckt bei Jaffé, Bibl. V. 472—479.

S. 12. — Die Zuchtlosigkeit der Frauen geißelt Thietmar VIII. 2. Das Beispiel der Willekuma und Goderun führt Wolfhere in der Vita Godehardi prior c. 31 an.

S. 14. — Heinrichs Geburtstag (6. Mai) steht nach Thietmar V. 40 fest; weniger das Geburtsjahr, obwohl die angeführte Stelle auch darüber keinen Zweifel zu lassen scheint. Danach hätte Heinrich am 6. Mai 1012 sein 35. Jahr begonnen, wäre also 978 geboren. Aber nach Adalberts Lebensbeschreibung c. 35 und der Vita Meinwerci c. 193 starb Heinrich im 52. Jahre, hatte also bereits 973 das Licht der Welt erblickt. Die letzteren Angaben, einer auch im Codex Udalrici Nr. 10 (J. 12) überlieferten Grabschrift Heinrichs entlehnt, verdienen unbedingt den Vorzug, und den Irrthum bei Thietmar hat wohl nur ein lapsus calami herbeigeführt

(XXXV statt XXXX). Es finden sich hierüber gute Bemerkungen in R. Zirngibls Beiträgen zur Geschichte Heinrichs des Heiligen (Historische Abhandlungen der baierischen Akademie der Wissenschaften. 1807. S. 340 ff.); im Uebrigen sind diese Beiträge sehr dürftig und geben nur noch einiges brauchbare Material für die specielle Geschichte von Regensburg. Man vergleiche über Heinrichs Geburtsjahr auch Hirsch, Heinrich II. Bd. I S. 88. 89.

S. 15. 16. — Die näheren Umstände der Thronbesteigung Heinrichs muß man allein bei Thietmar studiren; seine Nachrichten genügen, nur daß sie sich in dem Buche sehr zerstreut finden. Adalbold verdunkelt Alles. Der Biograph Bernwards ist hier nicht ehrlich und eben so ungenügend, wie die Quedlinburger Annalen. Heinrichs Abkommen mit Otto von Kärnthen erhellt aus Thietmar V. 16, die ersten Bewerbungen Heinrichs bei den Fürsten aus IV. 31. Man vergleiche übrigens auch Ademari Hist. III. 33. Kunigundens Verwandtschaft läßt sich am besten in dem Necrologium Ranshofense (M. G. IV. 791) übersehen. Eingehende Untersuchungen über das Geschlecht der Luxemburger und die Ausbildung der luxemburgischen Grafschaft finden sich bei Hirsch, Heinrich II. Bd. I. Excurs XI.

S. 16—23. — Markgraf Eckards Verdienste preist Thietmar IV. 26 und V. 5. Die Versammlung zu Frosa erwähnt Thietmar IV. 32, Lothars Uebergang zu Heinrich V. 2 und IV. 26, die Zusammenkunft in Werla V. 2. 3, Hermanns Thronbewerbung IV. 34 und V. 2, Eckards Ende V. 4. 5. Wenn Hirsch und Usinger (Heinrich II. Bd. I. S. 204), wie auch Andere nach ihnen, in den Worten Thietmars: Quidam dicunt, Heinricum instinctu predicti comitis ab imperatore flagellis cesum haec sepius in eum meditatum fuisse, unter Heinrich den gleichnamigen Mitverschworenen Siegfrieds verstehen, so widerspricht dies meines Erachtens Thietmars Sprachgebrauch, der unter Heinrich schlechthin den König versteht, die anderen Heinriche durch dux, marchio oder andere Zusätze unterscheidet. Ich sehe auch nicht, daß der Zusammenhang eine andere Erklärung als die von mir angenommene erheische, vielmehr scheint mir gezwungen hier an einen zuvor nur beiläufig erwähnten Mitverschworenen zu denken. Von Boleslaws Einfall in die Marken berichtet Thietmar V. 6, von Heinrichs Anerkennung in Franken und Krönung zu Mainz Thietmar V. 7 und die Vita Burchardi c. 9. Der Wahltag wird in der Vita Bernwardi c. 38 irrig als die Pfingstoctave d. h. der 31. Mai angegeben; ebenso fehlerhaft ist die Bestimmung der Annales Quedlinburgenses auf den 29. Juni, wichtig aber scheint mir bei dem Annalisten die Bemerkung inscii Saxonibus. Auffällig ist, daß auch Thietmar und nach ihm Adalbold den Krönungstag, wie kaum zu bezweifeln ist, irrig angegeben haben. Beide nennen den 6. Juni, aber die unabhängigen Zeugnisse des Necrologium Merseburgense und Bambergense, wie des in den Mainzer Dingen sehr wohl unterrichteten Marianus Scottus geben übereinstimmend den 7. Juni, einen Sonntag, an. Fast scheint es, als sei Thietmar hier abermals ein Schreibfehler begegnet, wie in der Angabe von Heinrichs Lebensalter. Man vergleiche Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 215. 216. Am 10. Juni war Heinrich bereits wieder in Worms (St. R. Nr. 1307). Wenn Thankmar in der Vita Bernwardi c. 38 die Sache so darstellt, als sei Bernward immer auf Heinrichs Seite gewesen, so ist das nach Thietmar V. 3 eine grobe Entstellung der Wahrheit. Gisilers Stellung geht aus Thietmar V. 24 hervor.

S. 23. — In der Vita Meinwerci c. 7 wird ein princeps nomine Bruno als Mitwerber um die Krone erwähnt. Der Verfasser folgt hier aber nur der Vita Bernwardi c. 38, wo dieser Brun als ein Widersacher Heinrichs und deshalb auch

Bernwards dargestellt wird. Auch Thietmar VIII. 12 nennt den Grafen Brun als einen erbitterten Widersacher des Bischofs von Hildesheim. Brun ist anderweitig nicht unbekannt; er war ein naher Verwandter des sächsischen Hauses, um Braunschweig und Hildesheim reich begütert und mit Gisela, der Tochter Herzog Hermanns von Schwaben, vermählt. Zu vergleichen ist unten die Note zu S. 218. 219. Ob er schon damals die Ehe mit Gisela geschlossen hatte, ist nicht zu ermitteln, doch sehr wahrscheinlich; jedenfalls wird er in den Thronstreitigkeiten nicht sein, sondern Hermanns Interesse verfochten haben. Man sehe über ihn Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 457 ff.

S. 23. 24. — Die Ereignisse in Schwaben erzählen die Annales Sangallenses maiores zum Jahre 1002, wo auch der beabsichtigten Reichstheilung gedacht wird, und Thietmar V. 7. 8; duellum bedeutet bei Thietmar weder an dieser Stelle noch sonst Zweikampf, obschon es die Neueren meist so aufgefaßt haben. Das Itinerar des Königs ergiebt sich aus den Urkunden (St. R. Nr. 1309—1314). Die Huldigung der Thüringer und Sachsen melden Thietmar V. 9 und die Annales Quedlinburgenses. Was Adalbold c. 10 von einer neuen Krönung erzählt, geht nur auf die Gewohnheit der Könige bei festlichen Gelegenheiten gekrönt zu erscheinen; vergl. c. 36 und Annales Sangallenses maiores zum Jahre 1034.

S. 24. 25. — Schon bei der Krönung in Mainz war nach der Vita Bernwardi c. 38 Heinrich das Reich mit der heiligen Lanze übertragen: Willegisus archiepiscopus et Bernwardus praesul cum caeteris regni principibus — regimen et regiam potestatem cum dominica hasta illi tradiderunt. Von der Uebertragung der Herrschaft in Sachsen sagt dann Thietmar V. 9: Bernhardus dux, accepta in manibus sacra lancea, ex parte omnium regni curam illi fideliter committit. Man vergleiche die Annales Altahenses zum Jahre 1045: Petrus rex regnum Ungariae cum lancea deaurata tradidit caesari domino suo coram omni populo. Das gewöhnliche Symbol bei der Uebergabe des Reichs war demnach damals die Lanze, in der Karolingischen Zeit war es der Stab. Dümmler, Ludwig der Deutsche Bd. I. S. 329.

S. 25. 26. — Ueber den Anschlag auf Boleslaw von Polen berichtet Thietmar V. 10 und über den Groll des Markgrafen Heinrich auf den König derselbe V. 8. In der erstgenannten Stelle können die Worte: redditis sibi Liudizi et Miltizieni regionibus nur so verstanden werden, wie in den Wendischen Geschichten Bd. II. S. 10 angenommen ist. Hirschs Auffassung a. a. O. S. 224 widerspricht den Verhältnissen. Cohn (Heinrich II. S. 23. 251) erklärt die Vorfälle am Thor der Merseburger Pfalz aus einer von den Polen veranlaßten Rauferei, doch scheint mir damit das auf jenen ruhende Dunkel nicht gelichtet.

S. 26. 27. — Kunigundens Krönung und die damit zusammenhängenden Ereignisse erzählen Thietmar V. 11, Adalbold c. 12, der Quedlinburger Annalist und Thankmar in der Vita Bernwardi c. 39.

S. 27. — Ueber Heinrichs Anerkennung in Niederlothringen und Hermanns Unterwerfung Thietmar V. 12—14 und Adalbold c. 12. 13, über Heinrichs erstes Auftreten in Oberlothringen Thietmar V. 17 und Adalbold c. 19—21. Wenn auch einzelne Oberlothringer dem Könige schon in Mainz gehuldigt hatten, so geschah es von der Mehrzahl doch wohl erst in Diedenhofen. Ueber das Verhältniß Heinrichs zu Ehrenfried finden sich in der vollständigen Fundatio monasterii Brunwilarensis c. 12 interessante Nachrichten. Ueber das Zerwürfniß zwischen Beiden kann kaum ein Zweifel sein, und auch die dort angegebene Veranlassung desselben ist durchaus wahrscheinlich. Falsch aber ist es, wenn Ehrenfried zehn Jahre lang den König ver-

hindert haben soll, Regierungsrechte in Lothringen zu üben, da Heinrich schon im September 1002 auf den Kaiserstuhl Karls des Großen zu Aachen erhoben wurde und bereits damals viele Lothringer ihm huldigten.

S. 28. — Die Gefahren innerer Spaltung nach dem Tode Ottos III. bezeichnet Heinrich II. selbst sehr deutlich in einer Urkunde vom 15. Januar 1003 bei Grandidier, Histoire de la province d'Alsace I. Pièces justificatives 191 (St. R. Nr. 1341), auf welche Usinger zu Hirschs Heinrich II. Bd. I. S. 438 aufmerksam gemacht hat. Der König verleiht in derselben dem Bischof Werner von Straßburg die Abtei S. Stephan zu Straßburg. Nachdem er die treuen Dienste belobt hat, welche der Bischof Otto III. erwiesen hatte, fährt er fort: Post tanti itaque imperatoris ab hac vita discessum vetus inter nos a pueris propagata familiaritas et ea, quae cum tali caesare nobis erat, parentelae et consanguinitatis affinitas praefato persuasit antistiti cum caeteris, quorum infinitus est numerus, nostrae manus dare fidelitati, ut Deo praeside concors populorum et principum nobis concederetur electio et hereditaria in regnum sine aliqua divisione successio. Fecit itaque misericors Deus pro voto nostro, quod suum erat. Diabolus autem, nostram sitiens interturbare laetitiam, seminarium quoddam erroris invenit, sed gratias Deo! in ipso conatu prostratus et, ut semper, inefficax et confusus erubuit. Nam quorundam tunc temporis dissidens a nostra subiectione collegium praedictam venerandi praesulis sedem hostiliter incurrens et in nostri nominis iniuriam ea, quae in tota urbe et aecclesiis intus erant, spolia auferens, nostri videbatur profectus desolari primitias. Sed pia manus Dei, quae nunquam in se confidentes deserit, cito et cum pace bona talium rebellionem sedavit et nostrae dominationi fideliter subiugavit. Ne igitur tanta urbs, immo sanctae Dei genitricis aecclesia, quia sua ex toto recipere non potuit, nostro non sublevaretur auxilio, communi tam episcoporum quam et principum nostrorum consilio et inprimis Herimanni ducis assensu praenominato praesuli Werinhario suisque in perpetuum successoribus in nostram et nostrorum praecessorum sive successorum memoriam tradidimus et per hoc regale praeceptum confirmavimus quandam abbatiam ancillarum Dei intus in urbe Argentorato in honore sancti Stephani protomartyris Christi institutam.

S. 28. 29. — Der merkwürdige Rhythmus de Ottone et Heinrico ist zuletzt und am besten gedruckt bei E. Dümmler, Anselm der Peripatetiker (Halle 1872) S. 80—82

S. 30. — Arduins Krönung bestimmt der Catalogus regum et impp. ex codice Ambros. in den M. G. III. 217. Ueber Arduins Kanzlei muß man die bei Provana zusammengestellten Urkunden nachsehen; von Arduins Münzen handelt derselbe p. 6 und 7, zieht aber aus dem Beibehalten des alten Gepräges wohl zu kühne Folgerungen. Man vergleiche auch Stumpf, Regesten Abthl. I. S. 149. 150. Arduins Verhältniß zu Erzbischof Arnulf von Mailand bezeichnet der Chronist Arnulf I. 14; Landulf fabelt auch hier. Arduins Gegner lernt man besonders aus Thietmar V. 16 und Adalbold c. 15 kennen; der Letztere, der in Italien gut bekannt war, hat hier eigenthümliche und allem Anscheine nach zuverlässige Nachrichten.

S. 31. — Die älteste Quelle für diese Begebenheiten, das Chronicon Venetum, giebt p. 35 die Nachricht, die Schlacht Arduins gegen Otto und Ernst habe in campo, qui dicitur Vitalis, stattgefunden. Campo Vitale heißt noch jetzt ein Ort im Val di Brenta unweit Fontaniva. Thietmar und Adalbold bestimmen die Schlacht durch den Mons Ungaricus, und noch jetzt führen zwei Päffe an der Brenta den Namen Ongara. Arnulf von Mailand giebt an, die Schlacht sei in campo Fabricae

geschlagen; auch einen Ort dieses Namens giebt es noch jetzt in jener Gegend. Hiernach können die Pässe, bei denen es zur Schlacht kam, nicht die Etschklause bei Verona sein, sondern sind im Brentathal zu suchen. Vergl. Provana 208. 211.

S. 32. 33. — Ueber Boleslaws von Böhmen Verjagung und die unmittelbar darauf folgenden Ereignisse, bis sich Boleslaw Chabry in Böhmen festsetzte, sehe man Thietmar V. 15 und 18. Was Cosmas Pragensis I. c. 34—36 erzählt, beruht auf alten Volksliedern, welche Boleslaw und seinen Vater Mesco nicht unterschieden; ich meine damit freilich nicht die Lieder der Königinhofer Handschrift, die wohl erst aus Cosmas entstanden sind. Mythe und Geschichte läßt sich in diesen Erzählungen bei Cosmas noch kaum trennen. Das Chronicon Polonorum I. 6 erwähnt nur kurz die Eroberung Böhmens. Ueber Boleslaws Verhandlungen mit Rom sind wir schlecht unterrichtet, aber Einiges ergiebt sich aus Thietmar VI. 56, aus der Vita Romualdi des Petrus Damiani c. 28 und Cosmas Pragensis zum Jahre 1004, welcher für die Gesandtschaft des Benedict und Johannes die genauere Zeitbestimmung liefert. König Heinrichs Erbieten, Böhmen an Boleslaws Chabry zu überlassen, berichtet Thietmar V. 19. Die früheren Monographien über die Kämpfe zwischen Heinrich II. und Boleslaw Chabry sind vollständig benutzt in den Wendischen Geschichten meines Oheims. Seitdem sind weitere Untersuchungen erschienen, von denen ich hervorhebe: A. Wawrowski, De bellis inter Boleslaum I. Poloniae regem et Henricum II. imperatorem gestis (Fasc. I. Berlin 1853); A. de Ketrzynski, De bello a Boleslao magno cum Henrico rege Germaniae gesto a. 1002—1005 (Königsberg 1866) und besonders H. Zeißberg, die Kriege Kaiser Heinrichs II. mit Herzog Boleslaw von Polen in den Sitzungsberichten der phil. hist. Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften Bd. LVII. S. 265—432. Außerdem sind die betreffenden Stellen in Hirschs Heinrich II. zu beachten.

S. 34—40. — Ueber die Empörung des Markgrafen Heinrich besitzen wir zwei Monographien: 1) Haas, Erläuternder Beitrag zur Geschichte der Empörung Markgraf Heinrichs von Schweinfurt in Hagens Archiv für die Geschichte Oberfrankens II. 1. S. 135 ff. 2) Huschberg, Ueber den Markgrafen Hezilo von Schweinfurt in Hormayrs Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1828. S. 210 ff. Die Arbeit von Haas ist unkritisch, und deshalb sind auch die sonst dankenswerthen topographischen Erläuterungen wenig brauchbar. Huschbergs Aufsatz ist unbedeutend; auch ihm fehlt es an Kritik, und der Gegenstand ist nur oberflächlich behandelt. Thietmar, der hier sehr gut unterrichtet ist, aber leider Manches verschweigt, ist durchaus die Hauptquelle für diese Ereignisse V. 19—23. VI. 12. Ebenso ist Thietmar der beste Zeuge über die Herstellung Merseburgs V. 24—26. VI. 1. Ueber Tagino ist auch zu vergleichen Arnoldus de s. Emmerammo II. 12 und die Vita Wolfkangi c. 21 und 36. Eingehende Untersuchungen über die Herstellung Merseburgs finden sich bei Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 279 ff. Brun von Querfurt war Ostern 1004 am Hofe Heinrichs zu Merseburg nach Thietmar VI. 58. Daß er schon zu Rom die erzbischöfliche Weihe erhalten, sagt Petrus Damiani in der Vita Romualdi c. 27, aber Thietmar VI. 58 bemerkt ausdrücklich, daß Brun erst von Tagino auf Befehl des Königs geweiht sei, und eben darauf sind Bruns eigene Worte in dem Brief an Heinrich (Anhang A. 1) zu deuten: Merito ad vos, veluti ad regem, qui me perfecit in evangelio, servus vester certa mandare curabo. — Den Einfall Heinrichs in das Gebiet der Milzener erwähnt Thietmar VI 2; die Zeit bestimmt näher die Urkunde vom 8. Februar 1004, in welcher der Ausstellungsort Vvarim in Vurzin zu emendiren ist, wie jetzt auch Stumpf (R. Nr. 1371) annimmt. — Die Urkunden

Heinrichs II. sind zuerst Ende Mai 1005 von seinem Bruder Brun als Kanzler ausgestellt.

S. 40—44. — Die italienische Gesandtschaft zu Pöhlde erwähnen die Annales Hildesheimenses zum Jahre 1004, die Erscheinung eines päpstlichen Legaten zu Merseburg Thietmar V. 26. Der Letztere war nach Urkunden (St. R. Nr. 1372. 1373) der Bibliothekar des römischen Stuhls Bischof Leo. Die Hauptquellen über Heinrichs ersten Zug nach Italien sind das Chronicon Venetum, Thietmar VI. 3—7, Adalbold c. 32—42 mit manchen eigenthümlichen Nachrichten, die Kaiserkataloge und die gleichzeitigen Urkunden; außerdem sind in Betracht zu ziehen das Chronicon Novaliciense App. c. 16 und Arnulf von Mailand I. 16.

Itinerar des Königs: 9. 10. April Trident. Thietmar. St. R. Nr. 1376. 13. 14.—18. April an der Brenta. Thietmar. — Ende April bis Mitte Mai Verona, Brescia, Bergamo, Pavia. Thietmar. — 15. Mai Krönung und Brand in Pavia. Kaiserkataloge; in dem dritten ist das Datum des 12. Mai späterer Zusatz, der Montag weist auf den 15. Mai. Den Tod Gisilberts setzen die Nekrologien auf den 18. Mai; vielleicht starb er erst an diesem Tage, nachdem er am 15. tödtlich verwundet war. — 25. Mai Pavia. Nicht unverdächtige Urkunde bei St. R. Nr. 1378, wo der Monat nicht richtig angegeben ist. — Nach Pontelungo. Thietmar. — 28. Mai Leucade in comitatu Mediolanensi, südlich von Mailand. St. R. Nr. 1379. — Mailand und Rückkehr nach Pontelungo. Thietmar. — 31. Mai in campo, qui dicitur Raudo, jetzt Rho, nordwestlich bei Mailand. St. R. Nr. 1380. 1381. — Rückweg am Comersee (per lacum Cumanum) nach dem Chronicon Venetum, einer durchaus gleichzeitigen Quelle. — Pfingsten (4. Juni) in valle Agno loco Cadampinus d. i. Cadampino in Valle d'Agno, nördlich von Lugano. Unter Grammo bei Thietmar, Chromo bei Adalbold kann demnach nur Como verstanden werden; Cadampino lag im Gebiet von Como. — per montem Celerem oder Cenerem d. i. Monte Cenere zwischen Cadampino und Cadenazzo. Adalbold c. 42. — 12. Juni Lucunavara d. i. Locarno. St. R. Nr. 1383. 1384. — 17. Juni Zürich. St. R. Nr. 1385. 1386. Es kann kein Zweifel mehr darüber sein, daß Heinrich den Rückweg über den St. Gotthard nahm.

S. 44—48. Interessant sind zwei Urkunden für das Kloster Nienburg an der Saale, am 8. August 1004 daselbst ausgestellt (St. R. Nr. 1391. 1392); der König erwähnt den bevorstehenden Zug nach dem Slawenland und die im Gefolge befindlichen Bischöfe werden aufgezählt. Die Vertreibung Boleslaws aus Böhmen und Einsetzung Jaromirs erzählt Thietmar VI. 8—10, die Einnahme Bautzens c. 11. In der Urkunde vom 9. October 1004 ist das Actum: Agilburgo in Magadeburgo zu emendiren; so jetzt auch Stumpf (R. Nr. 1393). Den ersten Angriff auf Polen berichtet Thietmar VI. c. 14. 16. 19. 20. Den Kampf an der Spree setzt das Merseburger Todtenbuch, herausgegeben von E. Dümmler (Neue Mittheilungen des thür. sächsischen Vereins Bd. XI.), nicht auf den 6., sondern auf den 7. September. Die Anordnungen für die Marken gehen theils aus Thietmar VI. 24 hervor, theils aus dem weiteren Verlauf der Begebenheiten. Vergl. Wendische Geschichten Bd. II. S. 18. 19. Den allgemeinen Einwendungen Usingers gegen die dortigen Annahmen bei Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 370 fehlt meines Erachtens die Begründung.

S. 49. — Ueber die Beschaffenheit der Merwegegenden und den Handel von Thiel ist Alpertus de diversitate temporum I. 8 und II. 20 einzusehen. Den Aufenthalt Heinrichs zu Thiel in der Fastenzeit bezeugen die Ann. Hildesh.; Ostern verlebte er zu Aachen, den Mai meist in Utrecht (St. R. Nr. 1402—1405). In den

Mai oder Juni wird der kurze Zug gegen die Friesen fallen, den Thietmar VI. 14 erwähnt. Vergl. über die friesischen Händel jener Zeit die schöne Abhandlung von J. Grimm über eine Urkunde des 12. Jahrhunderts (Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1851. S. 370 ff.).

S. 49—51. — Für den Kampf gegen Balduin von Flandern sind die Hauptquellen die Quedlinburger Annalen, Thietmar VI. 22 und die Gesta epp. Cameracensium I. 114. 115 und III. 2. Die Gesandtschaft Heinrichs an den französischen Hof und die Zusammenkunft der Könige bezeugen Anselmi Gesta epp. Leodiensium c. 29 und die Urkunde bei Mabillon, Ann. ord. s. Bened. IV. 185; was Rodulfus Glaber III. 2 berichtet, ist wohl nicht mit Waitz auf diese Zusammenkunft zu beziehen, sondern auf die spätere im Jahre 1023. Vergl. die Bemerkung unten zu S. 196—198. Einiges erhellt auch über den Gang der Begebenheiten in Flandern aus den Ann. Blandinienses, Elnonenses maiores und Leodienses. Die Belagerung von Valenciennes im September 1006 ergeben die Elnonenses, doch steht die Bemerkung irrig zum Jahre 1005. Am 31. August 1006 war Heinrich noch nach einer Urkunde (St. R. Nr. 1430) zu Aachen. Der Tag der Einnahme von Gent durch die Deutschen im Jahre 1007 findet sich in den Ann. Blandinienses; das Factum selbst wird auch in den späteren Annales Gandenses (M. G. II. 189) erwähnt. Auf diesem Zuge begleitete Bischof Bernward den König cum immensa militum manu. Vita Bernwardi c. 41. Ueber die Händel Heinrichs II. mit Balduin von Flandern handelt ausführlich Hirsch a. a. O. S. 395 ff., wie in dem Excurs: Reichsflandern und die deutsche Burg von Gent a. a. O. S. 507 ff.

S. 50. — Aus einer wichtigen, früher übersehenen Notiz der Annales Heremi zum Jahre 1006 ergiebt sich die damalige Abtretung Basels; Thietmars antiqua traditio (VII. 20), wie die Anwesenheit der burgundischen Bischöfe auf dem Frankfurter Concil zeigen, daß gleichzeitig auch bereits die Erbfolge geregelt wurde. Am 14. und 15. Juli war der König in Basel, wie Urkunden (St. R. Nr. 1427. 1428) beweisen; sie tragen das falsche Jahr 1005 und die falsche Indiction III., aber das richtige Regierungsjahr, das meist für die Zeitbestimmung entscheidend ist. In das Jahr 1005 können die Urkunden ohnehin nicht gehören, da Heinrich damals in der Mitte des Juli in Westfalen war. Die Urkunde bei Böhmer Nr. 986 ist nicht, wie es bei Ughelli heißt, am 2. August 1006, sondern am 2. April 1007 ausgestellt, wie die Copie des Abts Fatteschi (Handschrift 213 der Sessorianischen Bibliothek in Rom p. 234) ergiebt; der Ausstellungsort kann nur Neuburg an der Donau sein, da wir den Kaiser gleich darauf zu Regensburg finden. So jetzt auch Stumpf (R. Nr. 1441). Eingehende Erörterungen über das Verhältniß des Königreichs Burgund in dieser Zeit finden sich bei Hirsch a. a. O. S. 381 ff.

S. 52—65 — Die Actenstücke, welche für die Gründung des Bisthums Bamberg von Wichtigkeit sind, findet man bei Ussermann (Episcop. Bambergensis und Episcop. Wirceburgensis) und in den Monum. Boica XXVIII. fast vollständig zusammen; das Wichtigste sind offenbar die Acten der Frankfurter Synode. Einen klaren Blick in die Verhältnisse gewährt der Brief Bischof Arnulfs, den zuletzt und am besten Jaffé in der Bibl. V. 472—479 herausgegeben hat. Man vergleiche auch die Bamberger Regesten, welche Jäck (Siebenter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg 1844) zusammengestellt hat, die aber bei seiner flüchtigen Art zu arbeiten mit Vorsicht zu benutzen sind. Neben den Actenstücken ist Thietmars Erzählung VI. 23 von großem Werthe, wie auch die Nachrichten des Anonymus Haserensis c. 25 neue Aufschlüsse bieten. Die eigenen Nachrichten

Adalberts sind von untergeordneter Bedeutung, besonders hat er durch die Erwähnung von einer zweiten Frankfurter Synode c. 12 große Verwirrung angerichtet; wichtig sind bei ihm nur die seinem Werke einverleibten Actenstücke. Durch umsichtige Kritik zeichnet sich Mascovs Anmerkung über die Gründung Bambergs aus. Man vergleiche auch v. Hefele, zur Geschichte des Bisthums Bamberg im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1860. S. 81—86 und vor Allem die eingehenden Untersuchungen Hirschs (Heinrich II. Bd. II. S. 17—188).

S. 53. — Von der slawischen Bevölkerung der Gegenden am oberen Main und der Rednitz spricht Arnulf; noch fünfzig Jahre später waren nach den Acten einer Bamberger Synode vom Jahre 1059, welche in einer Münchener Handschrift (Cimelien 60 fol. 8) erhalten und nach dieser zuletzt von Jaffé in der Bibl. V. p. 497. 498 herausgegeben ist, hier meistentheils Slawen. Erat plebs huius episcopii, utpote ex maxima parte Sclavonica, ritibus gentilium dedita, abhorrens a religione christiana, tam in cognatarum conubiis, quam in decimationum contradictione decretis patrum omnino contraria. — Wann und wie das Egerland germanisirt wurde, ist noch eine ungelöste Frage. Palacky hat den Gegenstand leider nicht eingehend behandelt, und auch P. Drivok, Aeltere Geschichte der deutschen Reichsstadt Eger und des Reichsgebiets Egerland (Leipzig 1875) begnügt sich zu sehr mit Vermuthungen. Sicher ist nur, daß hier gegen Ende des elften Jahrhunderts die Herrschaft Dietbolds von Vohburg eine festbegründete war und deutsches Wesen bereits starke Wurzel gefaßt hatte. Der Name Egire erscheint zuerst in einer Urkunde vom 13. Februar 1061 (St. R. Nr. 2591), aber es ist zweifelhaft, ob damit der Ort oder das Land gemeint ist. Man vergl. auch Büdinger, Oesterreichische Geschichte Bd. I. S. 342. Anm. 2.

S. 54—56. — Unzweifelhaft stand die alte Burg der Babenberger auf dem jetzigen Domberg, und die sogenannte Altenburg, erst im zwölften Jahrhundert erwähnt, ist späteren Ursprungs. Die Sache ist überzeugend dargethan von v. Rudhart in seiner Schrift: Ist Reginos Babenbergk die Altenburg bei Bamberg? Nürnberg 1836. Daß Heinrich lange mit dem Plan umging, hier eine bischöfliche Kirche zu begründen, geht aus Thietmar VI. 23 hervor. Auf die Urkunde St. R. Nr. 1412 darf man sich nicht berufen, da sie, wie Actum, Datum und der Name des Kanzlers zeigen, untergeschoben ist. Die Mainzer Synode wird in den Acten der Frankfurter Synode erwähnt; nicht unwichtig für die Beurtheilung der Vorgänge daselbst ist die Urkunde für Willigis, am 27. Mai zu Mainz ausgestellt, im Cod. Udalrici Nr. 120 (J. 6). Willigis Nachgiebigkeit in Bezug auf Gandersheim erzählt Thankmar in der Vita Bernwardi c. 43. Die Urkunde Heinrichs darüber, angeblich am 20. Januar 1008 oder 1013 zu Werla ausgestellt (St. R. Nr. 1572), ist unecht und nach der Vita Bernwardi fabricirt. Die Einwilligung der Fürsten zur Gründung Bambergs erwähnt Heinrich in vielen Urkunden für das neue Bisthum: ducum et comitum consultu decretoque. Vielleicht wurde sie auf einem Fürstentage zu Aachen eingeholt, der am 22. October 1007 gehalten wurde; über denselben sehe man die Urkunde St. R. Nr. 1455 und die Vita Bernwardi c. 41.

S. 57. — Das erwähnte Gebetbuch ist in der Bamberger Bibliothek mit A. II. 54 bezeichnet und enthält auf den letzten Blättern die Litanei, in ihr folgende Stelle: Heinrico a Deo coronato magno et pacifico imperatori vita et victoria. Chunigundae reginae salus et vita. Nobilissimae proli regali salus et vita. Das sind allerdings gewöhnliche Formeln, doch in diesem Fall wohl nicht ohne alle Bedeutung. Der Heinrich der Legende hätte sie mindestens nicht stehen lassen und

seinen Bamberger Klerikern zu beten empfohlen. Daß Heinrich dieses und ein zweites zugehöriges Gebetbuch selbst anfertigen ließ, zeigt unter Anderem die eigenthümliche und prachtvolle Ausstattung derselben; Einiges ist später in ihnen nachgetragen, aber die Hauptmasse der Schrift, und namentlich auch jene Litanei gehört schon nach ihrem Wortlaut Heinrichs Zeit an.

S. 58. — Eberhard wird selbst vom Könige als sein nepos bezeichnet in der Urkunde Mon. Boic. XXVIII. 414 (St. R. Nr. 1525).

S. 62. — Die Einweihung des Bamberger Doms erzählt Thietmar VI. 40. Auch Sophie und Adelheid waren nach den Quedlinburger Annalen gegenwärtig, päpstliche Gesandte nach den Gesta epp. Camerac. III 2. Eine interessante Notiz über die Einweihung des Doms fand ich bei meinem Aufenthalt zu Bamberg im Sommer 1859 in dem Ed. III. 15 bezeichneten Codex der dortigen Bibliothek. Sie war bis dahin nur aus einer Copie in Graffs handschriftlichem Catalog bekannt und daraus von Jäck im achten Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg (1845) angeführt, aber meines Wissens nirgends benutzt worden; Graffs Original galt in Bamberg für verloren oder entführt, bis ich es wieder entdeckte. Die Notiz findet sich hier von einer Hand, welche dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts angehört, aufgezeichnet, ist aber unfraglich von viel älterem Ursprung; vor 1021 kann sie jedoch kaum niedergeschrieben sein, da Heribert von Köln als venerando memorie bezeichnet wird. Außer den Consecratoren der einzelnen Altäre werden die niedergelegten Reliquien ausführlich aufgezählt. Jaffé hat das Stück in den Mon. Germ. SS. XVII. 635. 636 und dann nochmals Bibl. V. p. 479—481 herausgegeben. Papst versucht bei Hirsch, Heinrich II. Bd. II. S. 87. 88. 419 zu zeigen, daß Benedicts VIII. Privilegium für Bamberg (J. R. Nr. 3501) nicht nach der bisherigen Annahme am 21. Januar 1013, sondern erst 1014 erlassen sei, aber dagegen spricht das angegebene erste Jahr des Pontificats. Mir scheint unzweifelhaft, daß in dem Scriptum in mense Junio (Julio) im Codex Udalrici ein Fehler liegt und Januario zu emendiren ist. Ueber Heinrichs Schenkungen an Bamberg bei seiner Kaiserkrönung siehe die Urkunden bei St. R. Nr. 1598 und J. R. Nr. 3056.

S. 63. — Die Urkunden für das Kloster St. Michael zu Bamberg zeigen in der Datumzeile sehr auffällige Discrepanzen, welche sich zum Theil wohl dadurch erklären, daß ihre ursprüngliche Ausstellung und rechtskräftige Vollziehung in verschiedene Zeiten fallen; man vergleiche Hirsch Bd. II. S. 95 ff. Merkwürdige Aufzeichnungen über die ältesten Besitzverhältnisse des Klosters Michelsberg finden sich in dem Codex der Bamberger Bibliothek B. VI. 15, aus dem Schannat (Vindemiae litterariae) und Hirsch Bd. I. S. 554—556 interessante Mittheilungen machten, auf fol. 119 Rückseite von einer Hand aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts. Einzelne Notizen hat Hirsch Bd. II. S. 95. 99 beigebracht, doch scheint mir die vollständige Publication dieser Aufzeichnungen nicht ohne Interesse. Ich unterlasse einen Commentar, zu dem mir die Lokalkenntnisse fehlen. Noverit universitas fidelium, quia Adalbertus comes marchiae quandam curtem nomine Zilin de suo proprio Heinrici imperatoris dominio pro ipsa contulit ad integrum marchia, quae postea dotis nomine ad nostram data est aecclesiam. Sed dum ab hac vita imperator migraret Heinricus, supradictam curtem Zilin 30 mansibus Eblichfelt, tribus et dimidio (dimidia Handschrift) Vvufurttin, tribus integris Eremescesdorf presul Eberhardus commutavit. Rätolfesdorf et Ezzelenchirichen predia apud Vultensem abbatem Popponem cum sua hereditate Berescieznn

ac Vvarao Heinricus imperator coemit ac nobis in usum delegavit. Rodeheim, Vvanlubihusun, Vveredin, Butelbrunnen, Vvufurtin ac Vuchstat cum omni decimatione ipsorum apud Heresfeldensem abbatem Godehardum cum propria hereditate non minus quam supradicta predia commutavit. Dietenhusen pro decimacione Ezelenchiricha apud comitem Hezelonem commutavimus. Vuchstat pro predio alio nomine Onenbuoch apud Helitbertum commutavimus. Elesbach a quodam Volcholdo legitimo viro nostris prediis his nominibus titulatis: Sodelo, Vvanebach, Sundelingo commutavimus. Lachcho argenti et auri precio apud quandam feminam nomine Heilvvic comparavimus. Gemmenesheim quidam Ruothardus, capellanus domni Heinrici imperatoris, ipsi contulit, quod ille beatae memoriae non minus aecclesiae nostrae condonavit. Hoc postea presul Eberhardus inutiliter nobis octo mansibus sclavonicis apud nos commutavit. Lanthorishovva, quod quodam (cuidam Handschrift) Giselino defuncto Heinrico imperatori in ius concessit, eo quod sine lege ab hac vita migravit, precium alterius locavimus. Buotenesheim, Lantsuindehusun, Gundissa, Roda praedicti imperatoris donatione nobis sunt collata. Scercestein quidam, ne legitimi iuris honore inter suos privaretur, voluntarius repetendo sepius imperatori obtulit, a quo tamen aliud predium iuxta Moin fluvium accepit.

S. 63. 64. — Die Sorgfalt, mit welcher der König alle äußeren Verhältnisse der Stifte ordnete, geht aus den Urkunden hervor. Die Gerechtsame der Vögte werden bestimmt 1) für Fürth (Mon. Boic. XXVIII, 2 p. 355. St. R. Nr. 1466). 2) für Teggingen (Mon. Boic. XXVIII, 2 p. 460. 461. St. R. Nr. 1678. Stumpfs Zweifel an der Echtheit berühren wohl mehr die Form des angeblichen Originals, als den Inhalt). Man sehe ferner die sehr merkwürdigen Bestimmungen für die Colonen des Klosters St. Michael in der Urkunde bei Ussermann, Ep. Bamb. C. P. 23. 24, wie die von Heinrich herrührende institia Sclavorum für die Zinspflichtigen des Klosters Nienburg (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1859. S. 363). Vielleicht rührt auch die im Codex Udalrici Nr. 113 (J. 25) enthaltene Justicia ministerialium Babenbergensium von Heinrich her; man sehe Hirsch, Bd. II. S. 146 ff. Ein gewichtiges Zeugniß für Heinrichs Bestrebungen in dieser Beziehung ist auch der Brief des Bamberger Klerus an Bischof Günther im Codex Udalrici Nr. 205. (J. 20).

S. 64. — Ein beim Annalista Saxo zum Jahre 1044 aufbewahrtes Fragment einer Hildesheimer Quelle enthält unter Anderem Folgendes: Huius claustri statum secundo Heinrico inperatori, Bavenbergensis scilicet eclesie constructori, qui ibidem natus et a parentibus eidem eclesie in canonicum promissus fuerat et ob id ibi sepius morabatur, referunt in tantum placuisse, ut ab exterioris eorum hominis conpositissimo habitu interioris hominis religionem sibi experto credendam protestatus, sue Babenbergensi eclesie cum studio Leodiensi Hildinsheimensis claustri rigorem optaret.

S. 64. — Zu den prachtvollen Handschriften, die Heinrich unmittelbar für Bamberg anfertigen ließ, gehören außer den berühmten Cimilien der Münchener Bibliothek und anderen, die Bamberg noch jetzt bewahrt, auch die von Bebo geschriebenen Codices. Von den aus anderen Bibliotheken dorthin gebrachten Büchern, die sich noch in Bamberg befinden, nenne ich nur einige, weil sie mir besonders interessant scheinen. A. I. 14, ein sehr merkwürdiges Psalterium quadripartitum vom Jahre 909, ließ Salomon III. von Konstanz anfertigen; die Handschrift gehörte früher St. Gallen (man vergleiche Delitzsch, Commentar über den Psalter Bd. II.

S. 454). E. III. 18, die Chronik des Eusebius, angeschlossen eine in Lobbes entstandene Compilation, in welche die Annales Vedastini aufgenommen sind, unfraglich in Lobbes gegen Ende des zehnten Jahrhunderts geschrieben. Daraus stammen die wichtigen Annales Lobienses (M. G. II. 209—211), welche Pertz nach Würdtwein (Nova subsidia diplomatica T. XIII) herausgegeben hat. Die Handschrift ergiebt nicht unerhebliche Verbesserungen; zum Jahre 924 bestätigt sich z. B. Pertz Vermuthung Peronae statt Bonae, zum Jahre 937 ist tertio veniunt zu lesen statt interveniunt, zum Jahre 962 Italiam iit cuncta statt Italiam ut cuncta, und gleich darauf peraccedit statt accedit. E. III. 1, das Leben des heiligen Remaclus, Hymnen u. s. w, eine Bulle Gregors V. und mehrere Ottonische Urkunden für Stablo, um das Jahr 1000 dort geschrieben. B. V. 25, mehrere Heiligenleben in nächster Beziehung auf das Kloster Jumieges in der Normandie, wo die Handschrift um das Jahr 1000 geschrieben sein muß. Das in letzter Stelle stehende Leben des angeblichen Erzbischofs Hugo von Rouen, der zugleich Mönch dieses Klosters gewesen sein soll, ist jene durch und durch fabelhafte Darstellung, deren Mabillon und die Bollandisten in den Acta Sanctorum Erwähnung thun. Es ist der uneheliche Sohn Karls des Großen gemeint, nicht ein Erzbischof Hugo, der 1164 starb, wie Jäck in der Beschreibung der Bamberger Bibliothek Bd. I. S. 93 angiebt. Bei E. III. 21 ist angebunden eine Handschrift des zehnten Jahrhunderts, mehrere Schriften des Augustinus enthaltend, früher Reims angehörig; den Donator zeigt die öfter wiederholte Inschrift am unteren Rande: Herimarus archidiaconus dedit fratribus Remensis ecclesiae. Auf dem letzten leer gebliebenen Blatte sind die Beschlüsse der Synode von Pavia unter Gregor V. eingetragen, wie sie nach dieser Handschrift Pertz in den M. G. Legg. II. B. 171. 172 herausgegeben hat. Auf demselben Wege, wie diese Handschrift, ist auch wohl die ähnliche E. III. 3 nach Bamberg gekommen, aus deren vergilbten Zügen Pertz mit bewunderungswürdiger Meisterschaft das Werk des Richer an das Licht gebracht hat und die ohne Zweifel das Autograph des Verfassers ist. Eine sehr alte und merkwürdige Handschrift ist B. III. 30; sie enthält das Leben Silvesters I., nicht Silvesters II., wie Jäck a. a. O. I. S. 141 angiebt, und dürfte schon dem achten Jahrhundert angehören; woher sie stammt, habe ich nicht ermitteln können. Manche werthvolle Handschriften scheinen aus der Hinterlassenschaft Ottos III an Heinrich II. gekommen zu sein und so ihren Weg nach Bamberg gefunden zu haben. Man vergleiche, was Bd. I. S. 850 und 877 über die Codices L. III. 8 und H. J. IV. 12 mitgetheilt ist, und Hirsch Bd. II. S. 102 ff.

S. 64. 65. — Die Verse des Gerhard von Seon (Hirsch Bd. I. S. 555 und Jaffé Bibl. V. p. 482. 483), auf welche ich mich beziehe, sind folgende:

v. 33. 34. Non minus ista Sepher Cariath cluit arte scienter,
Inferior stoicis nequaquam, maior Athensis. —

38—43. Et sic crescentibus offis
Quadruvio mensas trivium proponit amicas,
Quis mulcet pueros, famosos nutrit ephebos,
Pascit et almarum pastores aeclesiarum
Illustres, vivi spargentes semina verbi,
In quibus ut firmis cernuntur stare columnis. —

51—54. Quid loquor ingenii balbosus somniculosi,
Non Maro cum lepidus nec dicax posset Homerus
Texere multiplices laudabilis urbis honores,
Horum si vita potuisset surgere tanta.

Die Brücke über die Regnitz erwähnt Bebo (Hirsch a. a. O. S. 552, Jaffé Bibl. V. p. 493): Quatuor chori in occursum eius fuerunt decenter ordinati, primus in ulteriori fluminis ripa supra pontem etc.

S. 65. — Qui duo sumus in una carne, sagt Heinrich von sich und Kunigunde in einer Urkunde vom Jahre 1017 (St. R. Nr. 1686).

S. 66. — Die Bulle mit der Umschrift Renovatio regni Francorum aus dem ersten Regierungsjahre Heinrichs erwähnt Leibniz in den Annales imperii zum Jahre 1003.

S. 66. — Daß Heinrich zu Hildesheim geboren sei, sagt ausdrücklich die oben S. 600 erwähnte Hildesheimer Quelle beim Annalista Saxo. Diese Angabe hat eine viel bessere Autorität für sich als die gangbare Erzählung, wonach der König zu Abach (zwischen Regensburg und Abensberg) das Licht der Welt erblickt habe, welche Tradition lediglich auf Aventin zu beruhen scheint. Vergl Hahn, Teutsche Staats-, Reichs- und Kayser-Historie Bd. II. S. 173. Heinrich ist (vergl S. 591) am 6. Mai des Jahres 973 geboren; zu dieser Zeit war nach Urkunden Heinrichs Großmutter Judith, mit ihr vielleicht auch seine Mutter in Sachsen. Nach Adalbold c. 14 wäre allerdings Baiern Heinrichs Geburtsland gewesen. Daß Heinrich früher zum Domherrn in Hildesheim bestimmt gewesen sein soll, findet eine erwünschte Bestätigung in der von Adalbert c. 3 mitgetheilten und in die Vita Meinwerci c. 3 aufgenommenen Nachricht, daß er die Hildesheimer Schule eine Zeit lang besucht habe; auch die in der That ungewöhnliche literarische Bildung, die er besaß, möchte sich hieraus erklären. Vielleicht hing die Absicht, ihn für den geistlichen Stand zu erziehen, mit dem Sturz seines Vaters zusammen. Daß er später ein Schüler des Bischofs Wolfgang von Regensburg war, sagt Thietmar im Prolog des fünften Buchs mit ausdrücklichen Worten. Vor der Herstellung seines Vaters im Jahre 985 wird aber schwerlich der Knabe nach Regensburg gebracht sein. Man sehe auch Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 90. 91 ein.

S. 69. 70. — Die angeführte Stelle steht in dem Eingange des M. G. Legg. II. 38 abgedruckten Gesetzes für Italien und lautet: Omnibus nostris fidelibus praesentibus etiam et futuris notum fieri volumus, quod semper rei publicae providentes, quae digna sunt, probabilium personarum nostri imperii fidelium acceptione disponimus. — Ueber die Reichstage unter Heinrich II. ist zu vergleichen Pfeffinger, Vitriarius illustrat. T. I. p. 96—100. Zwischen Reichstagen, Landtagen und Hoftagen ist hier nicht genau unterschieden, auch fällt es oft schwer. Uebrigens ließe sich Pfeffingers Verzeichniß noch bedeutend vermehren. Welchen Antheil die Fürsten am Reichsregiment nahmen, erhellt aus Thietmar; wir bezeichnen besonders folgende Stellen: VI. 24. 36. 44. 49. VII. 5. 6. 8. 48. Belehrend in dieser Beziehung sind auch die Urkunden. Die häufige Erwähnung der zustimmenden Fürsten ist gewiß nicht durch die Masse des Urkundenvorraths, wie Usinger in der Historischen Zeitschrift Bd. VIII. S. 381 annimmt, bedingt. Wir haben von Otto II. im Verhältniß zu seiner Regierungsdauer mehr Urkunden als von Heinrich II., von jenem durchschnittlich aus jedem Regierungsjahre 21, von diesem nur etwa 18 Urkunden, und doch läßt sich eine ähnliche Bemerkung in den Urkunden Ottos II. nicht machen.

S. 70. — Thiedrico — — comitatum ac omne beneficium iure et ortatu reginae ac principum suimet dedit. Thietmar VI. 34. (Godila) filio suimet Wirinhario beneficium patris et marcam cum ducentorum precio talentorum acquisivit. Thietmar VI. 52. Ueber des Markgrafen Adalbert Belehnung siehe oben

die Bemerkung zu Seite 63. Man vergleiche über die Erblichkeit der großen Lehen zu Heinrichs II. Zeiten auch Gfrörer, Kirchengeschichte Bd. IV. Abth. I. S. 148—153. Für die Erblichkeit der niederen Lehen ist interessant die Urkunde in Höfers Zeitschrift für Archivkunde Bd. I. S. 163 (St. R. Nr. 1586), durch welche der König der Kirche zu Merseburg schenkt tale eriditarium beneficium, quod vulgo erbelehen dicitur, quale Rebo et filius eius Walech in Azmanstedi habent. Auch in den Urkunden, durch welche Ezzo, Heinrich und Otto mit den Gütern des Stifts Maximin bedacht wurden, ist ausdrücklich vorbehalten, daß diese als Lehen auf ihre Erben übergehen sollen. Beyer, Urkundenbuch zur Geschichte des Mittelrheins Bd. I. S. 349 und Hontheim, Hist. Trevir. T. I. p. 358 (St. R. Nr. 1815. 1817); Usinger hält die erste dieser beiden Urkunden für interpolirt (Hirsch, Bd. I. S. 449). Vergl. die Bemerkungen zu S. 88. 89.

S. 71. 72. — Heinrichs Sorge für Erhaltung des Landfriedens in Lothringen geht hervor aus Thietmar V. 17, in Schwaben aus VI. 7, in Sachsen und Wenden aus VI. 21. VII. 5. 34. 35. 37. Ueber den beschworenen Landfrieden in Schwaben berichtet Adalbold c. 42, über den fünfjährigen Landfrieden in Sachsen Thietmar VI. 39 und über den Schwur derselbe VII. 5. Man hat früher Heinrichs Bestrebungen für den Landfrieden niemals recht gewürdigt und deshalb auch die folgenden Verse Thietmars im Prolog zum fünften Buch kaum verstanden:

Maxima pars regni, Sclavo vastata crudeli,
Multum laetatur, quod ab huius pace potitur
Sedibus optatis iustoque, rapacibus altis
Prorsus depulsis ac dira lege sedatis.

Auch aus den neuerdings erst bekannt gewordenen Schriftstücken des Bebo geht Heinrichs Sorge für den Landfrieden hervor. Unter Anderem schreibt Bebo an den Kaiser (Hirsch a. a. O. S. 551, Jaffé Bibl. V. p. 491): O quam multi, timoris tui pondere pressi, ovinum iam vultum animumque habent pro certo lupinum, qui, si carerent magistro timore, quasi indomita fierent cervice cornupetae, eadem religione venerantes fasque nefasque. Unde non immerito amatores pacis optant tibi gaudia salutis ac prosperitatis tempore longo, et in tantum haec unusquisque optat ardentius, in quantum in ipso est ardentior virtus. Te quidem occidente omnia, quae ad virtutem pertinent, creduntur occidere, quae sub defensione tua iocunditate iam vernant optata. Agricolae namque laetantur in campo, clericalis virtus gaudet in choro, pro distributis divinae gratiae donis unusquisque concessis instruitur studiis, et per virtutis tuae defensiones optatas dives sibi videtur ipsa paupertas. Und so besingt Bebo (Hirsch a. a. O. S. 553, Jaffé p. 495) den König:

Quamvis sis cunctis merito laudandus in actis,
Est tamen haec laudum clarissima gemma tuarum,
Quod nimis odibiles odis tu maxime fures,
Nec cessas digna sceleratos perdere poena,
Qui fortis mundum devastant more luporum
Et faciunt plures luctu miserando gementes.

Im Uebrigen vergleiche man den Excurs am Schluß dieser Anmerkungen.

S. 72. — Burchardi episcopi Wormatiensis Leges sind abgedruckt bei Walter, Corpus iuris Germanici antiqui T. III. p. 775—779. Zu vergleichen sind Heinrichs Bestimmungen über die Rechte der Wormser Ministerialen bei Schannat

Hist. Worm. p. 40. Ueber Burchards Rechtsbücher handelt Nitzsch, Vorarbeiten zur Geschichte der Staufischen Periode Bd. I. S. 122 ff.

S. 73. — Die Strenge des Königs erwähnt Thietmar besonders an folgenden Stellen: V. 17. VI. 2. 10. 28. 30. 36. 54. VII. 4. 5. 6. 35. 36. 37. 48. Brun von Querfurt sagt in dem Brief an Heinrich: Mi ere, non es rex mollis, quod nocet, set iustus et districtus rector, quod placet; sed tantum hoc addatur, ut etiam sis misericors, ut non semper cum potestate, set etiam cum misericordia populum tibi concilies. — Regis animus immitis. Ann. Quedl. zum Jahre 1013. Daneben mag auch ein Zeugniß für das weiche Gemüth des Königs Platz finden. Abt Bern ermahnt in einem Briefe die Mönche von Reichenau ihre Thränen über das Abscheiden eines Bruders zu trocknen, quandoquidem lacrimis eum ad nos revocare ulterius non possumus, cum utique, si hoc prodesset, solae domini imperatoris pro sui clementia lacrimae sufficere possent. Pez, Thesaurus anecdot. nov. T. VI. P. I. c. 209, wo falsch statt imperatoris imprimis gedruckt ist.

S. 75. — In huius vitae itinere onera nostra episcopis imponendo levigantes. Urkunde vom Jahre 1017 (St. R. Nr. 1687).

S. 75--78. — Die Nachrichten über die Reform des geistlichen Lebens in Baiern beruhen auf der Vita Wolfkangi, den beiden Lebensbeschreibungen des Godhard, auf Arnulfus de b. Emmerammo und dem Anonymus Haserensis.

S. 78—80. — Ueber Heinrichs Erziehung vergleiche man die Bemerkungen zu S. 66. Poppos Einfluß auf den König und die Art, wie er erlangt wurde, sieht man aus der Vita Popponis c. 28. Ueber Heinrichs Freigebigkeit an die Bischöfe genügt Gfrörers Zusammenstellung in der Anmerkung seiner Kirchengeschichte Th. IV. Abth. 1. S. 137. Heinrichs Correctur des römischen Ritus bezeugt Berno de officio missae c. 2. (Bibliotheca patrum maxima T. XVIII. p. 57.) Ueber die Weihe Gerhards von Cambray sehe man Gesta epp. Cameracensium III. 2. Canonum statuta non ore hominum, sed spiritu Dei condita. Urkunde vom Jahre 1017 (St. R. Nr. 1687). Ueber die rheinische Synode vom Jahre 1004 berichtet die Vita Adalberonis II. c. 15 seq. Gfrörer a. a. O. S. 46 ist geneigt sie mit einer sächsischen Synode im Jahre 1005, von welcher Thietmar VI. 21 berichtet, zu identificiren, aber die versammelten Bischöfe waren meist Suffragane von Mainz und Köln, während sächsische Bischöfe sich nicht erwähnt finden. (Haimo war Bischof von Verdun, nicht von Verden.) Die Synode in Dortmund war am 7. Juli 1005. Thietmar VI. 13. Vergl. die beiden Urkunden, am 6. und 7. Juli daselbst ausgestellt (St. R. Nr. 1406. 1407). Eine andere sächsische Synode hielt der König noch in demselben oder im folgenden Jahre; von derselben spricht Thietmar VI. 21 ohne genaue Zeit- und Ortsangabe. Wenn sie Gfrörer nach Arneburg verlegt, so ist das eine willkürliche und sehr unwahrscheinliche Verbindung dieser Notiz Thietmars mit den unmittelbar vorhergehenden Worten. Die Herstellung der Sendgerichte zu Heinrichs Zeiten geht aus der Kanonensammlung des Burchard, aus den Beschlüssen der Seligenstädter Synode und der Constitution Bernwards von Hildesheim in den M. G. Legg. II. B. 172 hervor.

S. 81. — Ueber die Kanonensammlung des Burchard siehe die Vorrede derselben, die Vita Burchardi c. 10 und Siegbert von Gemblour zum Jahre 1008. Die Fälschungen fallen vielleicht weniger Burchard selbst, als seinen Gehülfen, zur Last. Andere Fälschungen von kanonistischem Material beging zu derselben Zeit nach einer Bemerkung Bernolds quidam Wido, qui et musicam composuit. Ussermann,

Monumenta res Alemann. illustr. T. II. p. 204. Ann. 34. Von diesem Wido ist nach Bernold ein untergeschobener Brief Paschalis I. an die Mailänder, der auch im Decretum Ivonis II. c. 84 benutzt ist und den Jaffé Nr. 1941 unter die echten Actenstücke aufgenommen hat. Ist an Guido von Arezzo zu denken? Ein anderer Guido scolasticus et praecentor erscheint im Chronicon s. Huberti Andaginensis c 8. Vergl. Adam von Bremen II. 66.

S. 81. — Wie Heinrich sich und seine Gemahlin in Paderborn einkaufte, zeigt die Urkunde vom 10. Juni 1017 (St. R. Nr. 1686). Er bedingt aus, ut uterque nostrum tam vestitum quam victum stipendialem sicut unus fratrum accipiat.

S. 82. 83. — Das Heinrich eigenthümliche Verfahren bei der Besetzung der Bisthümer geht klar aus vielen Stellen Thietmars hervor; wir bezeichnen nur einige: V. 25. VI. 49. 54. VII. 19. 22. Gfrörer, Kirchengeschichte Bd. IV. Abth. 1. S. 146 hat ein Verzeichniß der königlichen Kapellane gegeben, die zu Bisthümern erhoben wurden; einige ließen sich noch hinzufügen, wie z. B. Walpodo von Lüttich nach Anselmi Gest. epp. Leodiens. c. 33. Die feindselige Stimmung zwischen den Bischöfen und dem Adel erhellt aus allen gleichzeitigen Quellen; die im Text angeführte Stelle steht bei Thietmar VIII. 11.

S. 83. — Es zeigt sich nirgends eine Spur von einem freieren Interesse Heinrichs für Wissenschaft und Kunst, obgleich er selbst eine gute Bildung hatte. Daß die Schulen in Deutschland in der einmal eingeschlagenen Richtung fortarbeiteten und der König ihre Wirksamkeit in keiner Weise hinderte, steht fest; ebenso ist gewiß, daß Heinrich keine Kosten scheute, um Bamberg mit Büchern und Kunstwerken auszustatten. Aber mehr läßt sich nicht erweisen und ist auch meines Erachtens in der Dissertation von Otto, de Heinrici II. Germanorum imperatoris in artes litterasque meritis (Bonnae 1848) nicht ermittelt. Auffällig sind die Klagen Burchards über die mangelnde Neigung zum Studium in der Wormser Schule. Er schreibt an Alpert: Super hoc dolui, scilicet quod his temporibus sunt nulli vel vix paucissimi, qui ad studendum inveniantur idonei vel quibus voluntas sufficiat studendi. — — Omnes autem dilectamento mundanorum illusi et ad deteriora pronissimi, miseris huius seculi vanitatibus inserviunt. Sollten das auch nur die ewig wiedertönenden Klagen der Alten sein, oder zeigt sich auch hier der sonst stark genug hervortretende Zug jener Zeit zur Genußsucht? Mindestens so viel scheint klar, daß der weltliche Stand weniger Neigung zur Schulbildung zeigte, als in der Zeit der Ottonen. Man vergleiche unten die Anmerkung zu S. 545. 546.

S. 85. 86. — Die Klosterberaubungen und Klosterreformen des Königs: Hersfeld. Ann. Quedlinb. zum Jahre 1004. S. Godehardi Vita prior. c. 13. Vita posterior c. 7. — Johanniskloster bei Magdeburg. Thietmar VI. 15. — Reichenau. Herm. Contr. zum Jahre 1006. — Die fünf Abteien, die an Bamberg kamen, sehe man in den Urkunden bei Stumpf R. Nr. 1458—1462. — Fulda. Ann. Quedlinb. 1013. Thietmar VI. 56. — Korvei. Ann. Quedlinb. 1014. 1015. Thietmar VII. 9. Was die Vita Meinwerci c. 145 von dem Einschreiten Meinwerks erzählt, scheint erst in eine spätere Zeit (1017) zu gehören. — Memleben. Thietmar VII. 22. — Gernrode. Ann. Quedlinb. zum Jahre 1014. — Die alte Mönchssage, daß Heinrich nur vom heiligen Laurentius dem Teufel entrissen sei, findet sich schon bei Leo von Ostia II. 47, Cosmas Prag. I. 37 und in Adalberts Vita Heinrici c. 33, wie auch in dem Zeitbuch des Eike von Repgow S. 328 ff. Man sieht, sie war überall in den Klöstern verbreitet.

S. 87. 88. — Ueber die cluniacensischen Reformen in Lothringen besitzen wir

die ältesten Nachrichten in den Gesta epp. Virdunens. c. 8. 9 und in der fast gleichzeitigen Vita Popponis abb. Stabulensis. Eine spätere, aber sehr brauchbare Quelle ist Hugo von Flavigny, der im zweiten Buch seiner Chronik ausführlich von seinem Lehrer Richard handelt. Erst dem zwölften Jahrhundert gehört die Vita Richardi abb. s. Vitoni Virdunensis an, die aber dennoch der Berücksichtigung werth ist, wie auch die etwas ältere Vita Theodorici abbatis Andaginensis, welche in der Vita Richardi bereits benutzt ist. Eingehend handelt von diesen cluniacensischen Reformen auch H. Breßlau zu den Ergänzungen zu Hirsch Bd. III. S. 234 ff.

S. 88. 89. — Daß Heinrich planmäßig eine Anzahl Klöster in ihrer Selbstständigkeit vernichtete und den Bischöfen übergab, geht aus der Urkunde vom 17. Januar 1014 (St. R. Nr. 1590) hervor, aus welcher auch die im Text angeführten Worte Heinrichs entlehnt sind. Breßlau bei Hirsch III. S. 1. 2 hält die Urkunde für unecht, doch scheinen mir seine Bedenken mehr die Form als den Inhalt zu treffen. Thietmars Urtheil über diese Maßregeln Heinrichs ist VI. 15 zu lesen. Ueber die Beraubung der Abtei St. Maximin haben wir Zeugniß in zwei Urkunden (St. R. Nr. 1815. 1817). Vergl. die Anmerkung zu S. 70. Welche der beiden Urkunden echt ist, oder ob beide echt sind, ist bis jetzt nicht sicher ermittelt. Schwierigkeiten macht die Erwähnung des dux Heinricus. Usinger und Breßlau (Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 452 und Bd. III. S. 275) denken nach dem Vorgange Anderer an Herzog Heinrich von Baiern, und es steht fest, daß dieser und nach ihm Andere seines Geschlechts Vögte von St. Maximin waren. Dagegen ist nicht zu begreifen, wie die Worte der einen Urkunde: qui nihil a regno vel a nobis habere visi sunt auf ihn passen sollen; deshalb glaubte ich an einen Bruder Ehrenfrieds denken zu müssen, der Heinrich oder Hezelin genannt wird und Graf im Zülpichgau war; in einer Urkunde von 1033 nennt er sich non merito, sed nomine comes palatinus (Lacomblet, Urkundenbuch Bd. I. S. 105). In einer Urkunde vom (19.) April 1010 (St. R. Nr. 1533) lesen wir: fideli rogatu dilectissimi ducis Hezelini und können hier unter dem Herzog Heinrich wohl nur den Markgrafen Heinrich von Schweinfurt, in dessen Bereiche die Schenkung geschah, verstehen. An Heinrich von Baiern kann auch hier schwer gedacht werden, da er damals im Aufstand gegen den König begriffen war; übrigens bietet die Urkunde auch chronologische Anstöße. Hervorragende Reichsfürsten und namentlich Verwandte des königlichen Hauses scheinen bisweilen ungenau mit dem Ehrentitel Herzog bezeichnet zu sein, wie auch Konrad II. vor seiner Wahl öfters dux genannt wird, ohne ein Herzogthum je besessen zu haben. Man vergleiche Usinger bei Hirsch a. a. O. S. 449. 452. In der merkwürdigen Urkunde für Fulda über die Grafschaft Stoddenstat (St. R. Nr. 1825) heißt es im Eingange: Oportet, ut in ecclesiis multae sint facultates et maxime in Fuldensi, quia, cui plus committitur, plus ab eo exigitur; multa enim debet dare servitia et Romanae et regali curiae. Am Schluß: Quapropter consulant sibi et praeveniant scandala, antequam fiant, habeantque secum, quae Deo offeruntur, nec abiiciant incassum, quia cito veniet tempus, quando mundus recipiet, quod Deo dedit, et monasteria, quae nunc sunt in abundantia, prima erunt in rapina, ut fiat quod Salvator ait: abundante iniusticia refrigescet charitas multorum. Für die Stellung Heinrichs zur Klostergeistlichkeit sind nicht unwichtig die Briefe der Aebte Eberhard und Beringer von Tegernsee und ein Brief des Abts Bern von Reichenau an ihn bei Pez, Thes. anecd. noviss. VI. P. I. c. 140—144. 205—207.

S. 90. — Vicarius Dei heißt der König bei Thietmar VI. 8. Vicarius Christi wird Konrad II. vom Erzbischof von Mainz bei Wipo c. 3 genannt. Caput ecclesiae nennt Abt Ekbert Heinrich III. (Pez, Thes. anecd. noviss. VI. P. I. 235).

S. 91—94. — Heinrichs Verhältniß zu Heribert ergiebt sich aus der Vita Heriberti, seine Stellung zu Megingaud aus dem Anonymus Haserensis; über das vertraute und höchst eigenthümliche Verhältniß des Königs zu Meinwerk muß man die Vita Meinwerci nachlesen. Die wichtigen Dienste Meinwerks werden besonders hervorgehoben in einer Urkunde vom 23. April 1020 (St. R. Nr. 1742). In einer anderen Urkunde (St. R. Nr. 1640) wird Meinwerk die evangelica Martha genannt. Diese Urkunde, welche Böhmer Nr. 1088 mit der Vita Meinwerci c. 18 in das Jahr 1013 setzt, kann nur in das Jahr 1015 gehören, wenn sie echt ist; denn Heinrich nennt sich Romanorum rex Augustus und im Context heißt Kunigunde Imperatrix Augusta. Auch Stumpf hat sie jetzt zu 1015 eingereiht. Die Schenkung über den Hof Reber ist am 10. Juli 1017 ausgestellt (St. R. Nr. 1687). Man vergleiche Leibenroth, Das Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn (Programm des Gymnasiums zu Hamm 1860).

S. 94. — Iuxta illud propheticum per experimentum proprii laboris dicere potes: Laboravi sustinens. Sustinendo laboras, qui per erroris insaniam inpacientes pacientiae humero sustentas ipsosque pacienter sustines, qui tot tibimet audent inferre labores. So schreibt Bebo an Heinrich II. (Hirsch a. a. O. S. 551, Jaffé p. 491). Des Königs Habgier tadelt mit starken Worten der Quedlinburger Annalist zum Jahre 1013. Anselm (Gesta epp. Leod. c. 34) bemerkt es als etwas Besonderes, daß Bischof Walpodo mit leeren Händen zum König kam.

S. 95. — Ueber die schwankende Gesundheit des Königs sind alle Quellen einig; man vergleiche besonders Thietmar V. 17. VI. 38. 55 und die Annales Hildesheimenses zum Jahre 1013. Daß das Uebel ein angeborenes war, sagt Thietmar V. 17 und bezeichnet es VI. 55 bestimmter als Kolik; Adalbold c. 20 spricht von einer gravissima infirmitas. In Monte Cassino erzählte man sich später, daß Heinrich an Steinschmerzen gelitten habe und durch ein Wunder des heiligen Benedict von diesen befreit sei. Amatus I. 28 und Leo Ost. II. 43. Dasselbe berichtet dann auch Adalbert in der Vita Heinrici c. 24, und hierauf bezieht sich das Bild Heinrichs am Portal des Bamberger Doms, das jünger als Adalbolds Biographie ist. Die Miracula s. Erendrudis aus dem vierzehnten Jahrhundert lassen endlich Heinrich an Epilepsie leiden und am Grabe der heiligen Erendrude geheilt werden. Nach der gewöhnlichen Vorstellung war Heinrich lahm. Wie er es geworden sei, erzählt das zweite Additamentum zu Adalberts Vita Heinrici c. 2, welches bald nach 1200 geschrieben ist. Sehr abweichend ist dagegen die Darstellung der Annales Palidenses zum Jahre 1004 und der Repgowschen Chronik S. 326. Die erste Hinweisung auf Heinrichs Lahmheit bieten die Gesta Treverorum dar, wenn wirklich die älteste Handschrift aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts schon Heinrich den Beinamen Claudus giebt, wie man nach Waitz Recension (M. G. VIII. 171) annehmen muß. Da Keiner von Heinrichs Zeitgenossen und keine Quelle des elften Jahrhunderts überhaupt einen so auffälligen Umstand erwähnt, wird man ihn wohl für unbegründet zu halten haben und den Beinamen Claudus oder Huseholz verbannen müssen [1]. Auch auf den verschiedenen gleichzeitigen Bildern in den für

---

1) Recht gangbar scheint dieser Name erst durch Gottfried von Viterbo geworden zu sein, also erst um das Jahr 1200. Gottfrieds Beinamen der Kaiser haben überhaupt großen Beifall gefunden,

Bamberg bestimmten Handschriften finde ich nirgends eine Andeutung dieses körperlichen Fehlers, den man erst in späteren Darstellungen hervorgehoben hat. Ueber diesen Punkt ist man bisher mehr im Unklaren geblieben, als über die angebliche Virginität Heinrichs und Kunigundens. Die ältesten Zeugnisse, die man dafür aufbringen kann, sind in Adalberts Biographie c. 21 und c. 32 enthalten, aber würden allerdings auf Heinrich und Kunigunde selbst zurückführen, wenn man der Legende Glauben schenken könnte. Sehr bemerkenswerth ist dabei, daß die alte deutsche Kaiserchronik, die etwa gleichzeitig mit Adalberts Werk entstanden ist, von Heinrichs und Kunigundens Virginität nicht spricht und überhaupt von Heinrich ein anderes Bild entwirft als die Legende. Das spätere Mittelalter hat freilich fest an den jungfräulichen König geglaubt, aber längst ist bemerkt worden, daß Heinrichs Worte bei Thietmar VI. 23: quia in sobole acquirenda nulla mihi spes remanet diesem Glauben wenig günstig sind. Noch deutlicher läßt Arnulf den König sagen: si se Deus privaret fructu ventris sui et humana prole exheredaret, se Deum libenter sibi heredem facturum. Auch das Gebetbuch in Bamberg mit dem Gebet für die königliche Nachkommenschaft (man vergleiche oben die Note zu S. 57) ist kein unwichtiges Zeugniß dafür, daß Heinrich und Kunigunde nicht so sprechen konnten, wie sie Adalbert einführt. Die thörichte Geschichte über Kunigundens angebliche Untreue hätte Gfrörer, Kirchengeschichte Bd. IV. Abth. 1 S. 197 aus Adalbert c. 21 und dem zweiten Additamentum c. 3 nicht wieder aufnehmen sollen; in veränderter Gestalt findet sie sich auch in den Ann. Palidenses zum Jahre 1001. — Curis et negotiis secularibus gravamur, sagt Heinrich in einer Urkunde von 1023 (St. R. Nr. 1802); daß er sich trotzdem ein langes Leben wünschte, zeigt eine andere Urkunde (St. R. Nr. 1737). Wie Heinrich gern am Kampf persönlich Antheil nahm, erwähnt Thietmar unter Anderem VI. 11. Bebo schreibt noch 1021 an den Kaiser (Hirsch a. a. O. S. 549, Jaffé p. 487): En movet me caritativa sollicitudine multum, quod cum proprii corporis periclo temptare non dubitas omne periclum et pergis vincere bello, quod interdum facilius vinceretur maturo consilio etc. Tot anxietatibus, dilectissime caesar, divino adiutorio glorianter ereptus, cave tamen sapienter in posterum, quia nocet omne semper incautum et ammonet ipsa discretio temporis, fiat ne quid nimis. Pro zelo iusticiae fortis est rigor intentionis tuae, verumtamen temperamento consilii interdum debet ipsa fortitudo molliri. Oefters wird gedacht, wie Heinrich der Waidlust oblag. Seine Lust an den Spielen der Zeit bezeugt die Vita Popponis in der schon angeführten Stelle und der Anonymus Haserensis c. 23. Die Pracht des königlichen Hofs rühmt der Verfasser der Gesta epp. Cameracens. III. c. 37. Wie wenig man vor der Legende an eine besondere Heiligkeit Heinrichs II. glaubte, zeigt deutlich die um 1056 entstandene Schrift des Cardinals Humbert contra Simoniacos (Martene et Durand, Thesaurus novus anecdotorum T. V.). Dort heißt es mit besonderem Bezug auf Heinrich: Et revera quid prodest principibus mille ecclesias destruere et unam construere exemplo principum illorum, quos praenominavimus, qui de spoliis multarum ecclesiarum et praesertim provinciarum miserae Italiae duos episcopatus construxere, ut vel sic humano iudicio approbarentur, qui divino reprobantur, et, quasi magnum aliquid fecerint, nomine tenus iuri tradiderunt apostolicae sedis, cum sibi tamen et successoribus suis omne dominium inde retinuerint? (p. 794).

---

wie seine ganze Darstellung der Kaisergeschichte. Gottfried kannte den Beinamen Heinrichs wohl von Bamberg her, wo er erzogen wurde.

S. 95. — In den aus dem Bamberger Domschatz stammenden und jetzt zu München unter den Cimilien der Königlichen Bibliothek befindlichen Handschriften sind vier Darstellungen, welche Heinrich in der Macht seiner Herrschaft vergegenwärtigen sollen und die er offenbar selbst anfertigen ließ. In der Handschrift Cimel. 58 auf fol. 24a sieht man Heinrich auf dem Thron in offenbar idealisirter Darstellung, zu seinen Seiten Bischöfe und Krieger; ihm gegenüber auf fol. 23b die Gestalten der Roma, Gallia, Germania und Sclavinia, ihre Huldigung dem Kaiser darbringend. Roma hat braunes Haar und trägt in einer Schale Tribut, Gallia mit schwarzem Haar hält bezeichnend einen Palmenzweig, die blonde Germania bringt in einem Füllhorn dem Kaiser Gaben, Sclavinia mit röthlichen Haaren trägt eine Scheibe in der Hand. Das Bild zeichnet sich durch Farbenglanz aus; in seinen Umrissen vergegenwärtigen es die Abbildungen im zweiten Bande von Försters Denkmalen der deutschen Kunst und die diesem Bande auf meinen Wunsch beigegebene Lithographie. Eine andere Darstellung giebt die Handschrift Cimel. 57 auf fol. 2. Hier sieht man Christus auf dem Thron, ihm zur Seite Heinrich und Kunigunde, denen der Heiland Kronen aufsetzt; Heinrich wird vom heiligen Petrus geführt, Kunigunde vom heiligen Paulus. Im unteren Raume des Blattes steht in der Mitte aufrecht in hoher Gestalt die blonde Germania mit Scepter und Weltkugel, ihr zur Rechten eine weibliche Figur mit schwarzem Haar, den Reichsapfel tragend, zur Linken eine andere mit rothbraunem Haar, einen Kranz haltend; unter dieser nur in halber Figur erscheinen sechs weibliche Gestalten, die in Schalen und Füllhörnern Tribut bringen, die beiden mittleren von ihnen haben rothbraunes, die vier anderen schwarzes Haar. Sie werden ohne Frage auf die slawischen Stämme zu deuten sein, während man in der Figur mit dem Reichsapfel die Roma, in der anderen mit dem Kranz wohl die Gallia zu sehen hat. Eine freilich ungenügende Nachbildung findet man in den Acta SS. 14. Juli auf der Kupfertafel zu p. 784; dort liest man auch die nicht uninteressanten Umschriften dieses Bildes und der Kunstarbeiten auf dem Deckel der Handschrift, wie p. 785 die auf fol. 1b eingetragene poetische Dedication Heinrichs, welche zeigt, daß die ganze Darstellung sich nicht auf einen irdischen Vorgang, sondern auf die himmlische Krönung beziehen soll. Die Handschrift wurde angefertigt, als Heinrich noch König war, also vor 1014; übrigens erscheint er hier bärtig, nicht mit glattem Kinn, wie auf dem ersten Bilde. Die Handschrift Cimel. 60 giebt auf fol. 11a und 11b zwei auf Heinrich bezügliche Darstellungen. Die erste zeigt Heinrich stehend, über ihm thront Christus, der ihm die Krone aufsetzt; ein Engel, zur Linken schwebend, reicht ihm die heilige Lanze, ein anderer das Schwert; neben dem König stehen zu beiden Seiten, ihn unterstützend, der heilige Udalrich und der heilige Emmeram. Die Figur Heinrichs wird hier wohl am meisten Portraitähnlichkeit haben; er erscheint noch jung, mit blondem Bart, regelmäßigen Zügen und großen Augen. Die zweite Darstellung zeigt den König auf dem Throne sitzend; er hält Scepter und Reichsapfel und trägt eine dreizackige Krone auf dem Haupte, unmittelbar zu jeder Seite steht neben ihm ein Krieger, weiterhin stehen zwei weibliche Gestalten, über denen zwei andere weibliche Gestalten schweben. Diese vier Frauengestalten entsprechen offenbar denen, die wir im erstgenannten Codex kennen lernten; sie tragen hier sämmtlich Füllhörner. Beide Darstellungen sind in Umrissen bei Förster a. a. O. nachgebildet: dort sind auch die Um- und Inschriften wiedergegeben. Jäck hat in seiner Beschreibung der Bibliothek zu Bamberg Bd. I. p. XLI ff. von diesen Handschriften gehandelt, aber seine Notizen sind auch hier nicht zuverlässig. Man vergleiche auch Hirsch Bd. II. S. 104 ff.

S. 96—100. — Wir haben versucht in dem Chronicon Polonorum I. c. 6—16 die Züge der nationalen Sage und kirchlichen Legende in Bezug auf Boleslaw Chabry zu scheiden, was bisher unseres Erachtens zu sehr unterlassen ist. Thietmars Urtheil über den gefährlichsten Feind des deutschen Reichs und der deutschen Kirche zu seiner Zeit findet man besonders VI. 56. VII. 7. VIII. 2. Daß die Härte der Maßregeln Boleslaws bei Einführung kirchlicher Ordnungen nicht übertrieben ist, zeigt auch der Brief Mathildens an Mesco (Documente A. 7). Dort heißt es von Boleslaw: Quos sancti predicatores corrigere non poterant, ille insecutus est ferro, compellens ad coenam dominicam barbaras ac ferocissimas nationes. Ueber die Kriegsverfassung Boleslaws, über die Kastellanien und die Stroza ist Röpell in der Geschichte Polens Bd. I. S. 156 ff einzusehen Mit Recht erheben die Polen Boleslaw als den Begründer ihrer nationalen Selbstständigkeit und einen Fürsten von welthistorischer Bedeutung. Auch Brun von Querfurt, der Boleslaw nahe stand, erkennt seine Bedeutung an. Diligo eum ut animam meam et plus quam vitam meam, sagt er über Boleslaw in dem Briefe an Heinrich (Documente A. 1).

S. 100. — Die Kriegszüge Heinrichs gegen Boleslaw von 1007 bis 1014 erzählt Thietmar sehr detaillirt, seine Angaben sind dann in Monographien verarbeitet worden, auf welche schon oben verwiesen ist. Es ist unnöthig, die dort vorhandenen Quellenangaben zu wiederholen; wir begnügen uns deshalb mit einigen wenigen Citaten bei zweifelhaften Punkten. Unser Augenmerk war besonders darauf gerichtet, den Zusammenhang des polnischen Krieges mit den inneren Zerwürfnissen in Deutschland darzulegen, und wir haben für diese die Quellen reichlicher angezogen.

S. 102. 103. — Den Ausbruch des Streits mit den Luxemburgern erzählt Thietmar VI. 25. Die Angaben über die Belagerung von Trier in den Gesta Treverorum enthalten Wahres und Falsches; falsch ist namentlich die Bestimmung, daß Heinrich Trier vom 4. April bis zum 1. September belagert habe, wie aus Thietmar und aus den Urkunden hervorgeht. Vgl. St. R. Nr. 1487—1505. 1506—1510. Die beiden Urkunden vom 3. September mit dem Actum Ingelheim (Nr. 1506. 1507), welche Stumpf nach Hirsch II. S. 207 in dieses Jahr setzt, scheinen mir doch zum folgenden Jahre zu gehören. Wenn die Belagerung der trierischen Pfalz erst in der zweiten Woche des Septembers begann und Heinrich das Weihnachtsfest dann in Pöhlde feierte, ergeben sich die sechszehn Wochen für die Belagerung nicht, von denen die Quedlinburger Annalen sprechen. Uebrigens verdanke ich mehrfache Berichtigungen meiner früheren Darstellung hier Hirschs Untersuchungen; unzweifelhaft scheint auch, daß der König nicht, wie die Hildesheimer Annalen geben, Pfingsten zu Köln, sondern vielmehr zu Mainz oder in der Umgegend begangen hat.

S. 103—109. — Die Angabe der Annales Hildesheimenses, daß der König das Weihnachtsfest 1008 auf der Salzburg — es ist die Salzburg bei Würzburg gemeint — gefeiert habe, ist irrig. Thietmar giebt VI. 27 Pöhlde an und ist für diese Dinge, mit denen seine Einsetzung als Bischof zusammenhing, ein besonders guter Zeuge. Ueber die letzten Schicksale Bruns von Querfurt sehe man meinen Vortrag: Der erste deutsche Missionar in Preußen (Deutsche Reden S. 28 ff.), die Erörterungen von Hirsch Bd. II. S. 262 ff., Cohn Heinrich II. S. 95 ff. 254. 255 und Zeißberg in seiner Abhandlung über die Kriege Heinrichs II. mit Boleslaw S. 346 ff. Das Meiste beruht auf dem unter unseren Documenten A. 1 abgedruckten Brief Bruns.

S. 110. — Wie Heinrich sich Baiern zu sichern suchte und Herzog Heinrich entsetzte, berichtet Thietmar VI. 28. Die Ereignisse vor Metz finden sich VI. 35

erwähnt, wo aber am Ende des Kapitels spätere Vorgänge auf störende Weise in die Erzählung verwoben sind. Die Einnahme von Saarbrück erwähnen die Annales Altahenses zu diesem Jahre. Das Ende dieser Kämpfe ist unklar. Siegbert von Gembloux zum Jahre 1009 spricht von einem Frieden; der Quedlinburger Annalist sagt im directen Widerspruch damit: rediit in Saxoniam sine pace. Bei Thietmar VI. 37 lesen wir pacificatis hostibus. Ein Waffenstillstand wird also mindestens geschlossen sein.

S. 111. — Daß Stephan von Ungarn zu Gunsten Heinrichs an den Kämpfen gegen Boleslaw Antheil nahm, unterliegt keinem Zweifel. Vergl. Thietmar VIII. c. 3 und das Chronicon Polonorum c. 6. Aber es ist nach der Beschaffenheit unserer Quellen ganz unmöglich, die Einzelnheiten des Krieges zwischen Polen und Ungarn zu verfolgen.

S. 112. — Was Thietmar VI. 36 über das Verfahren des Königs gegen Gunzelin erzählt, ist nach meiner Meinung nicht in das Jahr 1009 zu setzen, wie es Hirsch und Zeißberg thun, sondern in das Jahr 1010; ich stimme hier ganz der Ausführung Papsts (Hirsch Bd. II. S. 450) bei. Die auf die Verwüstung der Mark Geros bezüglichen Worte Thietmars VII. 38 habe ich früher in einer Weise ausgelegt, die ich nach Hirschs Bemerkungen (Bd. II. S. 292) nicht mehr für richtig halte. Die Lage von Jarina (Thietmar VI. 38) läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen; schwerlich ist es das Dorf Gähren im Luckauer Kreis, da der König bei Strehla über die Elbe zurückkehrte.

S. 112—114. — Die angeführten Worte Boleslaws giebt Thietmar VI. 38; eine sehr ähnliche Rede legt er, wie Zeißberg S. 376 bemerkt, einem böhmischen Ritter Slopan IV. 9 in den Mund. — Was Thietmar VI. 35 von dem Reichstag in Mainz und seinen Folgen erzählt, gehört in das Jahr 1011, wie die Annales Quedlinburgenses zu diesem Jahre nachweisen. Nähere Zeitbestimmungen ergeben die Urkunden (St. R. Nr. 1550. 1559). Interessant sind hier die erst aus der vollständigen Fundatio monasterii Brunwilarensis c. 12 bekannt gewordenen Nachrichten. (Archiv XII. 166—168.) Nach ihnen wurde Herzog Dietrich zu Odernheim überfallen und dann gefangen nach Tomburg gebracht; auch die Theilnahme des Pfalzgrafen Ehrenfried und seines Bruders Hezilin an dem Ueberfall muß als historische Thatsache angesehen werden, wie daß König Heinrich dem Pfalzgrafen Kaiserswerth, Duisburg und Saalfeld zu freiem Eigenthum, um ihn für sich zu gewinnen, überließ. Alles Andere, was dort erzählt wird, ist Ausschmückung, wie sich aus Vergleichung mit Thietmar ergiebt. Man vergl. Usinger bei Hirsch II. S. 453. Wenn die in den Annales Altahenses enthaltene Notiz z. J. 1011: Expeditio iterum in Lutheringas eine Bedeutung hat, so müßte man annehmen, daß der König noch vor dem Mainzer Reichstag einen Zug nach Lothringen gemacht hätte.

S. 114. — Der König feierte das Weihnachtsfest 1011 nach Thietmar VI. 39 in Pöhlde, nicht in Dornburg, wie die Annales Hildesheimenses angeben. Was Thietmar weiter in demselben Kapitel über die Befestigung von Lebusa erzählt, gehört in den Januar 1012, nicht 1011; ausdrücklich sagt er dies selbst im folgenden Kapitel (aestate priori), wo er ein Ereigniß des Jahres 1011 erwähnt und dann auf das Jahr 1012 zurückkommt. Zeißbergs abweichender Ansicht (S. 377) scheint mir die Begründung zu fehlen; nach den Annales Hildesheimenses feierte der König Weihnachten 1010 zu Frankfurt und ging dann Fastenanfang nach Korvei. — Ueber Heinrichs Friedfertigkeit und Dietrichs Starrheit bei der Zusammenkunft in Bamberg sind Thietmar VI. 40 und der Quedlinburger Annalist einzusehen.

S. 115. — Sciciani bei Thietmar VI. 45 läßt sich nicht genau bestimmen. Seitsch bei Glogau ist es gewiß nicht; der Ort muß westlicher liegen. Nur soviel ergiebt sich aus Thietmar VII. 36, daß er rechts der schwarzen Elster lag.

S. 115. — Der Belagerung von Metz gedenken Thietmar VI. 46, die Altaicher Annalen zum Jahre 1012 und die Gesta epp. Camerac. III. 3. Die Einnahme erwähnt Alpertus de diversitate temp. c. 5, und ich sehe keinen durchschlagenden Grund, um mit Hirsch (Bd. II. S. 335) die Nachricht in Zweifel zu ziehen.

S. 116. 117. — Die Synode zu Coblenz, wie den Reichstag zu Mainz kennen wir aus dem Quedlinburger Annalisten zum Jahre 1012. Die Vorgänge auf der Synode erwähnt auch Thietmar VI. 53. Daß selbst Dietrich sich damals mit dem Kaiser versöhnte, geht aus der Urkunde bei Erhard, Cod. diplom. Westphaliae I. 62. Anmerkung 2 (St. R. Nr. 1582) hervor. Ueber den Reichstag zu Grona ist dieselbe Urkunde und die Vita Meinwerci c. 21 einzusehen. Man vergleiche über die Urkunde die Erörterungen von Hirsch Bd. II. S. 394. 395 und die Gegenbemerkungen von Papst ebendaselbst.

S. 117. 118. — Den Traum Heinrichs erzählt zuerst die Vita Wolfkangi c. 42. Die Meinung der Menschen, Heinrich werde niemals Kaiser werden, erfahren wir aus Thietmar im Prolog zum siebenten Buch:

> Verus mendaces confuderat hic modo testes,
> Heinricum regem dicentes imperialem
> Curam non suscepturum, nec denique longo
> Tempore regnandum, sed seva morte premendum.

Daß Heinrich schon 1007 nach Rom zu ziehen gedachte, hat Usinger in der Historischen Zeitschrift Bd. VIII. S. 417 gut aus den Historiae Farfenses (M. G. IX. 542) nachgewiesen.

S. 118–120. — Ueber die Todesfälle des Jahres 1011–1013 ist außer Thietmar der Quedlinburger Annalist zu vergleichen. — Für Adalbero von Kärnthen ist die Urkunde Otto III. vom 13. April 1000, die vollständig bei Froelich, Archont. Carinth. II. 199 abgedruckt ist, von Wichtigkeit. Die Abhandlung von Tangl: Die Grafen, Markgrafen und Herzoge aus dem Hause Eppenstein (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen Bd. IV. S. 157 ff.) verdient durchaus die Rüge, welche ihr Stülz (ebendaselbst 643 ff.) hat angedeihen lassen; sie ist völlig unbrauchbar und führt nur in die Irre. Ueber die Eppensteiner handelt eingehend Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 148 ff. Ueber Giselas erste und zweite Ehe sehe man oben die Note zu S. 23 und unten zu S. 218. 219. Herzog Otto von Niederlothringen starb nicht, wie man gewöhnlich nach Siegbert annimmt, im Jahre 1005, sondern, wie aus den Gesta epp. Camerac. III. 7 hervorgeht, erst 1012 oder 1013. Vergl. Hirsch Bd II. S. 339.

S. 120–123. — Die Verhältnisse Italiens nach dem Jahre 1005 entwickelt Provana S. 240 ff., besonders nach Urkunden. Dann hat Papst (Hirsch, Heinrich II. Bd II. S. 364 ff.) eingehend diese Verhältnisse behandelt. Wer damals Markgraf von Tuscien war, ist unsicher; früher hatte ich einen Otbertiner, Adalbert mit Namen, nach Muratori dafür gehalten. Die Stellung des Johannes Crescentius zum Könige bezeichnet ganz richtig Thietmar VII. 51. Zu beachten ist ferner die Schrift des Abts Hugo von Farfa de monasterii diminutione. Ueber den Gegenpapst Benedicts VIII. sehe man Thietmar VI. 61. Die durchaus zuverlässige Nachricht über den durch Walter von Speier vermittelten Vertrag findet sich in dem alten Papstcatalog bei

Eckard, Corp. hist medii aevi II. 1640. Ueber die römischen Verhältnisse dieser Zeit verbreitet sich Gregorovius, Geschichte Roms im Mittelalter Bd. IV. Die auf Curtius de senatu Romano p. 207 gegründete Angabe, daß sich Benedict VIII. vom König die Bestätigung seiner Würde durch Verheißung des Patriciats gewonnen habe, findet keine Begründung in den Quellen. Ebenso wenig steht fest, daß Heinrich II. vor seiner Kaiserkrönung den Titel Rex Romanorum geführt habe. Es beruht dies lediglich auf zwei Urkunden, die sehr verdächtig sind und deren Zeitbestimmung unsicher bleibt, wenn sie echt sein sollten (St. R. Nr. 1569. 1640). Vergleiche über die Letztere die obige Bemerkung zu S. 91—94.

S. 123—126. — Ueber Heinrichs Zug nach Italien handelt am ausführlichsten Thietmar VI. 56. 57. 61. VII. 1—5. Außerdem kommen der Quedlinburger Annalist, die Annales Hildesheimenses, die eben erwähnte Schrift des Abts Hugo, das Leben des heiligen Odilo II. 4 und Rodulfus Glaber in Betracht. Interessant ist die Notiz des Abts Hugo (M. G. XI. 542): Predictus imperator, ex quo Ravennam venit, precepit cunctis abbatibus et episcopis, ut scriberent res perditas suarum aecclesiarum, qualiter et quando perdiderint vel a quibus detinerentur. Quod et ego feci. Die von Heinrich II. auf diesem Zuge ausgestellten Urkunden sind St. R. Nr. 1590—1627 verzeichnet, doch ist Nr. 1611 sehr verdächtig. Ueber die Belehnung Arnolds durch den Kanzler Piligrim vergleiche man Muratori, Annali d'Italia zum Jahre 1017. Der Ort Liciuma, wo die Urkunde vom 24. Mai 1014 ausgestellt, ist ohne Zweifel Lizzana bei Roveredo, der Sitz einer Lehngrafschaft, von der diese Stadt noch im zwölften Jahrhundert abhängig war. Daß der Kaiser Pfingsten bereits in Bamberg war, zeigen die Annales Hildesheimenses. Man vergleiche auch das Gedicht des Mönchs Froumund von Tegernsee an den Kaiser bei dessen Heimkehr von der Kaiserkrönung (Pez, Thesaurus anecd. noviss. T. VI. P. I. p. 177). Eine gründliche Untersuchung über die Romfahrt Heinrichs II. giebt Papst bei Hirsch Bd. II. S. 414—433, doch kann ich nicht allen Einzelnheiten zustimmen. Die Anwesenheit Benedicts VIII. auf der Synode von Ravenna wird meines Erachtens mit unzureichenden Gründen und nach einer unzulässigen Interpretation von Thietmar VIII. 2 bestritten. Auch entbehren die Combinationen, durch welche Papst den Aufstand in Rom und das Hervorbrechen der Otbertiner gegen den Kaiser zu erklären sucht, der Evidenz und stehen mit Nachrichten Thietmars und den Quedlinburger Annalen nicht im Einklang. Ich habe es für bedenklich gehalten auf diese Combinationen einzugehen, in manchen Punkten aber meine frühere Darstellung nach Papst berichtigt. — In Adalberts Lebensbeschreibung des heiligen Heinrich c. 28 wird erzählt, daß Heinrich nach seiner Kaiserkrönung den Rückweg nach Deutschland über Cluny genommen und dort kostbare Geschenke gestiftet habe. Der Verfasser der Vita Meinwerci c. 28 schreibt dies nach und fügt hinzu, daß auch auf dieser Reise Meinwerk den Kaiser begleitet habe. Das Itinerar Heinrichs zeigt aber, daß er unmöglich im Jahre 1014 von Rom über Cluny seinen Heimweg nehmen konnte. Die Erzählung von der Reise Heinrichs nach Cluny ist daher für eine Fabel zu halten, die wohl allein durch die in der berühmten Abtei gestifteten Geschenke desselben veranlaßt wurde. Gfrörer, Kirchengeschichte Bd. IV. S. 183 sucht die Glaubwürdigkeit der Geschichte darzuthun, nur verlegt er die Reise in das Jahr 1022 und meint auch Rodulfus Glaber I. 5 und Ademar III. 37 als Zeugen für dieselbe anziehen zu können. Sein Beweis ist aber nicht überführend, zumal die beiden zuletzt genannten Quellen von der Anwesenheit des Kaisers in Cluny schweigen und nur jener Geschenke gedenken.

S. 126—128. — Das letzte Auftreten Arduins erwähnt Thietmar VII. 3 und 17. Wichtig sind hier vor Allem die Urkunden Heinrichs, durch welche er über die Güter der Empörer verfügte und seine Getreuen belohnte: 1) St. R. Nr. 1633 mit dem Actum: Sologa[1]) ohne Tag; 2) St. R. Nr. 1634 mit demselben Actum und ebenfalls ohne Tag; 3) St. R. Nr. 1632 mit dem Actum: Trucvaniae (wahrscheinlich Dortmund[2]) vom Jahre 1014 ohne Tag; 4) St. R. Nr. 1655 mit dem Actum Merseburg und dem Datum 4. Oct. 1015; 5) St. R. Nr. 1656 mit demselben Actum und Datum; 6) St. R. Nr. 1657 mit demselben Actum ohne Tag. In der ersten Urkunde wird verfügt über die Güter des Grafen Ubert, des Markgrafen Otbert und seiner Söhne und seines Neffen Albert, quia manifestum est, ipsos contra nos non solum cogitasse aut consiliatos fuisse, sed etiam ausus nefarios et conatus impuros opere exercuisse et publice bella contra nos preparasse. In der zweiten werden viele andere Anhänger Arduins als verurtheilt bezeichnet, quia isti, postquam nobis fidelitatem iuraverunt, corona regni Langobardici et diademate imperii nobis iam attributo, Arduino regni nostri invasori iuncti omnia vastaverunt. In der dritten Urkunde wird der Bischof Peter von Novara belobt und belohnt, qui nostrae fidelitatis causa multa sustinuit, famem videlicet, sitim, aestus et frigus, et insuper glaciosas rupes collesque satis asperos nudis pedibus, persequentibus inimicis, fugiendo superavit, qui etiam nunc praesentialiter multa damna, Arduino devastante, recepit, nam ecclesiae illius sunt depredatae, castra disrupta, domus eversae, vineae incisae, arbores decorticatae, insuper plebes ipsius et curtes ab Arduino pro beneficio suisque inimicis datae sunt. Bezeichnende Stellen ähnlicher Art finden sich auch in den anderen angeführten Urkunden. Ueber die letzten Unternehmungen Arduins und sein Ende ist auch Arnulf von Mailand I. c. 16 nachzusehen. Den Tod Arduins setzt Thietmar irrig auf den 30. October 1015; er starb nach dem Necrologium Divionense erst am 14. December desselben Jahres. Provana p. 304. Die Bewegungen in Norditalien nach Arduins Tode sind erst bekannt geworden durch das interessante Concept eines Schreibens des Bischofs Leo von Vercelli an Heinrich, welches Studemund in Vercelli entdeckte und zum größten Theile mit Glück entzifferte. Es ist mit trefflichen Bemerkungen Dümmlers in den Forschungen zur d. Geschichte VIII. 387—392 herausgegeben. Ich glaube, daß es im Anfange des J. 1016 niedergeschrieben ist. Ueber den Grafen Ubert sehe man auch das von Dümmler in den Forschungen Bd XIII. 601 veröffentlichte Actenstück. Den in Leos Brief mehrfach genannten Manfred kann ich doch nur für den Markgrafen von Susa halten. Eingehend handelt Breßlau in Hirschs Heinrich II. Bd. III. S. 120 über diese Vorgänge, deren Bedeutung er wohl überschätzt. Die Befreiung Ezelins erwähnt Thietmar VIII. 1; vergl. Chronic. Novalic. App. c. 16.

S. 129—143. — Boleslaws Zug gegen Wladimir erwähnt Thietmar VI. 55. Man vergleiche auch die Nachrichten desselben IV. 37 und VII. 52. Von den Kundschaftern Boleslaws in der Lombardei berichtet Thietmar VI. 55, von der Empörung

---

1) Sologa ist nach Damberger, Synchronistische Geschichte Bd. V. Kritikheft S. 245 Solothurn. Er beruft sich dabei auf zwei Urkunden vom 15. Juli 963 und 22. September 994; die erste Urkunde ist mir unbekannt, die andere mit dem Actum: Salegon bezieht Stälin, Wirtembergische Geschichte Bd. I. S. 466 auf Saulgau bei Buchau. Papst bei Hirsch, Heinrich II. Bd. II. S. 439 hält Sologa für Solingen; ebenso Stumpf.

2) Meiner Deutung sind Papst und Stumpf beigetreten.

in Böhmen außer ihm VI. 60 auch der Quedlinburger Annalist zum Jahre 1014. Ausführlich handelt Thietmar VII. 7. 8 von der Gefangennehmung des Mesco und ihren Folgen; alles hier Erzählte gehört nach den Quedlinburger Annalen in das Jahr 1014. Die Zeit des Fürstentages in Merseburg bestimmt näher die Urkunde bei St. R. Nr. 1636. Ueber die Fürstentage zu Merseburg im Anfange des Jahres 1015 und dann zur Osterzeit handelt Thietmar VII. 5. 6; auch der Quedlinburger Annalist ist wichtig. Die Chronologie der Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Boleslaw ist eingehend behandelt von Cohn in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. VII. S. 413, von Zeißberg in der oft angeführten Abhandlung S. 397 ff., von Papst in dem Excurs zu Hirsch, Heinrich II. Bd. II. S. 443 ff., von Usinger in den Forschungen IX. S. 346 ff.; außerdem sind von Hirsch in dem jetzt erst publicirten dritten Bande besondere Ansichten über den Gang dieser Verhandlungen aufgestellt. Man kann nicht sagen, daß durch diese zahlreichen Erörterungen Alles aufgeklärt sei. Den Feldzug des Jahres 1015 stellt Thietmar VII. 11—15 ausführlich dar. Wie schwach es mit Boleslaws Herrschaft im Jahre 1016 stand, bezeugt Thietmar VII. 21; die Zwistigkeiten der sächsischen Fürsten schildert er VII. 30—35 und berichtet VII. 35 und 36 von den Verhandlungen mit Boleslaw. Die Verbindungen des Kaisers mit den Russen gehen aus Thietmar VII. 48, mit Stephan von Ungarn aus VIII. 3 hervor; über die Rolle, die Markgraf Heinrich von Oestreich zugetheilt war, ist VII. 42 und 44 einzusehen. Die Aussöhnung des Kaisers mit seinen Schwägern auf dem Reichstage zu Aachen erhellt aus Thietmar VII. 39, die Gegenwart des Bischofs Dietrich von Metz auf dem Zuge aus der zu Leitzkau am 10. Juni erlassenen Urkunde (St. R. Nr. 1687). Den Kriegszug des Jahres 1017 erzählt Thietmar VII. 42—46. Vergl. Wendische Geschichten Bd. II. S. 43—45. Ueber die Friedensverhandlungen und den Abschluß des Friedens sehe man Thietmar VII. 48 und VIII. 1. Er sagt: Pax firmata est, non ut decuit, sed sicut tunc fieri potuit. Die Annales Quedlinburgenses zum Jahre 1018: Bolitzlavo, per nuncios reconciliata pace, imperatoris gratiam recepit. Das in manchen Beziehungen anziehende Gratulationsschreiben des Abts Bern von Reichenau an den Erzbischof Gero von Magdeburg wegen des Friedensschlusses ist gedruckt bei Pez, Thesaurus anecd. noviss. T. VI. P. I. p. 202—205[1]: Strehlke im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen Bd. XX. S. 192 bezieht es auf den Frieden von 1013, bei dem aber Gero nach unseren Nachrichten nicht eine hervorragende Rolle gespielt hat. Sehr interessante und völlig gleichzeitige Nachrichten über Boleslaws Zug gegen Kiew finden sich bei Thietmar VIII. 16. Zu vergleichen ist das Chronicon Polonorum I. 7.

S. 144—146. — Die Hauptquelle für die Stellung Otto Wilhelms ist Rodulfus Glaber, Hist. III. 2. Es ist irrig, wenn Thietmar ihn VII. 20 Graf von Poitiers nennt; Wilhelm von Poitiers war der Schwiegersohn Otto Wilhelms. Eingehend hat Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 382 ff. über diese Verhältnisse gehandelt; man vergleiche auch die Dissertation von O. Blümcke, Burgund unter Rudolf III. (Greifswald 1869.) Ueber das Straßburger Abkommen und die folgenden Ereignisse ist einzusehen Thietmar VII. 20. 21 und Alpertus de diversitate temporum II. 14. Die unklaren Worte Thietmars, die zu manchen Mißdeutungen Anlaß

[1]) Man corrigire bei Pez p. 205 das unsinnige: nomini vestro I. Jero in nomini vestro, id est Jero.

boten: Omnem Burgundiae regionis primatum per manus ab avunculo suimet accepit et de maximis rebus sine eius consilio non fiendis securitatem firmam hat Waitz in den Forschungen zur d. Geschichte XIII. S. 494—496 unzweifelhaft richtig gedeutet. Die Urkunden bei St. R. Nr. 1676—1679 gehören wohl nicht in das Jahr 1016; Nr. 1676 hat nach Breßlau (Hirsch Bd. III. S. 39) das Actum: Erenstein. Daß Heinrich Ende Juni vor Basel war, zeigt die Urkunde bei St. R. Nr. 1673. Alpert II. 13 beweist, daß Heinrich noch Ende des Octobers in Burgund verweilte. Auf der Rückreise des Kaisers starb Graf Gebhard, Thietmars Vetter; es war am 8. November nach dem Necrologium Merseburgense. Vergl. Thietmar VII. 34.

S. 146. 147. — Heinrichs zweiten Zug nach Burgund erwähnt Thietmar VIII. 5. 9. 17. Im Juni 1018 verweilte der Kaiser nach Thietmar zu Bürgel, am 16. Juni nach der Urkunde bei St. R. Nr. 1709 in Straßburg, bald darauf in Basel. Am 2. September war der Kaiser nach Zürich zurückgekehrt, wie die Urkunde bei St. R. Nr. 1712 zeigt. In die Zwischenzeit muß also der Zug fallen, der sich nach der wichtigen Nachricht der Annales Heremi zum Jahre 1018 bis zur Rhone ausdehnte. Dieselben Annalen geben an, daß der Kaiser sich nach Beendigung des Zuges fünf Wochen in Zürich aufgehalten habe. Im October war er in Basel, wie Mascov in den Comment. T. I. p. 242 erweist; die Einwendungen Breßlaus dagegen a. a. O. S. 82 scheinen mir nicht durchschlagend. Nach einer am 26. November ausgestellten Urkunde befand sich Heinrich an diesem Tage in Lüttich. Die Urkunde bei St. R. Nr. 1711 mit dem Actum Wormatiae und dem Datum V. Id. Iulias kann am 11. Juli nicht ausgestellt sein; wahrscheinlich ist V. Id. Iunias zu emendiren. Ueber die Fortsetzung des Krieges haben wir nur die kurzen Notizen des Hermannus Contractus zum Jahre 1020 und der Augsburger Annalen.

S. 147. — Ueber die Friedenseinigung der burgundischen Bischöfe berichten die Gesta Cameracensium III. c. 27. Daß die hier berichteten Ereignisse etwa in das Jahr 1020 zu setzen sind, zeigen die Miracula s. Adalhardi bei Bouquet X. 379. Man vergleiche A. Kluckhohn, Geschichte des Gottesfriedens (Leipzig 1857). In den meisten Punkten mit den dort gewonnenen Resultaten übereinstimmend, unterscheidet sich meine Ansicht darin, daß ich den ersten Anstoß zu der Aufrichtung der späteren Treuga Dei in der erwähnten Einigung der burgundischen Bischöfe finde und aus den besonderen Verhältnissen derselben diese Einigung erkläre; daß die in Burgund begonnenen Friedensinstitutionen sich bald auch über das nördliche Frankreich verbreiteten, sagen die Gesta ausdrücklich. Deshalb sehe ich die Einigungen von Amiens und Corbie, welche die Miracula s. Adalhardi berichten, als einen Ausfluß der burgundischen Bewegung an, nicht als ein selbstständig daneben stehendes Ereigniß, wie es Kluckhohn S. 24 und 25 thut. Man hat die von den Gesta am angeführten Orte erzählten Ereignisse, durch einen Irrthum Siegberts verleitet, meistentheils erst in die Jahre 1032 und 1034 verlegt, doch sah schon Gfrörer, Kirchengeschichte Bd. IV. S. 302. 303 das Richtige. Ern. Semichon, La paix et la trève de Dieu, histoire des premiers développements du tiers-état par l'église et les associations (Paris 1857) bietet ziemlich vollständiges Material, aber es fehlt an scharfer Kritik und namentlich an gesicherten chronologischen Bestimmungen. Die Schrift von J. Fehr, Der Gottesfriede und die katholische Kirche des Mittelalters (Augsburg 1861) schließt sich meist an Kluckhohn an und giebt wenig Neues.

S. 149. — Des Kampfes bei Fleurus gedenken Thietmar VII. 32, die An-

nales Leodienses und Laubienses zum Jahre 1015, wie die Gesta epp. Cameracensium III. 9 und 12. In den Annales Mosomagenses zum Jahre 1015 muß gelesen werden: Bellum apud Florinas inter Godefridum et Lambertum statt Heinricum. Auf diesen Kampf muß auch der Zug nach Brabant gedeutet werden, den Alpertus de diversitate temporum II. 10 erwähnt, nicht auf Ereignisse des Jahres 1012. – Den Kampf zwischen Gottfried und Gerhard erzählen Thietmar VII. 45 und die Gesta epp. Camerac. III. 10.

S. 150—158. — Zur Geschichte der Gräfin Adela steht uns ein verhältnißmäßig reiches Material zu Gebot; es findet sich zerstreut bei Thietmar VII. 33. 38. VIII. 5. 9, bei Alpertus de diversitate temp. I. 1—5 und II. 1—18, in der Vita Meinwerci c. 132—140 und in mehreren Urkunden, die man bei Schaten, Erhard und Lacomblet nachsehen muß. Die Lokalitäten erläutert näher Dederich in seinen Anmerkungen zum Alpert von Metz; in solchen Bestimmungen bin ich ihm gefolgt, in anderen habe ich mich ihm nicht anschließen können. Mit Unrecht identificirt er abermals Wichmann von Hamaland mit Wichmann, dem Stifter des Klosters Elten, worüber Waitz in Rankes Jahrbüchern I. 3 219 ff. zu vergleichen. Die chronologischen Berechnungen bei Dederich S. 157. 158 beruhen, wie mir scheint, auf irrigen Voraussetzungen. Man vergleiche jetzt auch Hirsch, Heinrich II. Bd. II. S. 345—354, Bd. III. S. 40—45. 52. 53. 63. 69-71.

S. 158—160. — Den Kampf Gottfrieds mit den Friesen erwähnen Thietmar VIII. 13. 15; Alpertus II. 20. 21, die Annales Leodienses und Laubienses, die Vita Balderici c. 27. 28 Eingehend hat Hirsch Bd. III. S. 98 diesen Kampf behandelt. Ueber den Platz desselben haben wir keinen bestimmteren Anhalt, als die Worte Alperts: accesserant ad Flaridingun: sic enim haec regio Frisiorum vocatur. Vlaardingen bezeichnete also damals nicht nur einen einzelnen Platz, sondern auch die Umgegend.

S. 160. 161. — Den Zustand Oberlothringens im Jahre 1015 schildert die Vita Adalberonis II. c. 27. Ueber Poppo von Trier sehe man die Gesta Treverorum c. 30 und 31 und die Continuatio prima c. 1. Herzog Heinrichs abermalige Belehnung mit Baiern und spätere Einführung in das Herzogthum berichtet Thietmar VII. 48 und VIII. 9.

S. 162-164. — Den Tod Herzog Ernsts von Schwaben erzählt Thietmar VII. 10; daß der Kaiser Schwaben an Gisela und ihren kleinen Sohn verlieh, berichtet er im folgenden Kapitel. Zu vergleichen sind die Annales Heremi und Sangallenses maiores zum Jahre 1015. Daß die Vormundschaft später auf Poppo von Trier überging, zeigt Wipo in der Vita Chuonradi c. 1. Gottfried von Viterbo (M. G. SS. XXII. 242) erzählt, Gisela sei von Konrad geraubt worden, und auch der Annalista Saxo berichtet, wie Hirsch Bd. III. S. 25 bemerkt, z. J. 1026: duxit eam violenter Conradus, suus cognatus, was allerdings sehr unbestimmt und vieldeutig ist. Aeltere Nachrichten über eine Entführung Giselas fehlen durchaus. Gottfrieds Fabeln von der Geburt Heinrichs III. hat schon Stenzel Bd. II. S. 30—32 einer Kritik unterworfen. Des Kampfes der Konrade gegen Adalbero von Kärnthen gedenken nur Hermannus Contractus und die Annales Augustani zum Jahre 1019, und ihre kurzen Nachrichten lassen Vieles im Dunkeln. In der Schrift von Fickler, Berthold der Bärtige, erster Herzog von Zähringen (Mannheim 1856), wird S. 8 ff. ausführlicher über die Ulmer Fehde gehandelt, doch finde ich mehr Vermuthungen als zuverlässige Resultate. Daß der nachherige Kaiser Konrad unter Heinrich II. eine Zeit lang schwere Verfolgungen erlitten habe, sagt Erzbischof Aribo

bei Wipo in der Vita Chuonradi c. 3 und deutet auch auf das Exil. Mit klaren Worten erwähnt des Letzteren die Vita Meinwerci c. 7; denn daß hier nur von diesem Konrad die Rede sein kann, zeigt die Vergleichung mit c. 196. Allerdings verlegt der Verfasser Konrads Empörung und Bestrafung in die Anfänge der Regierung Heinrichs II., aber damals konnte Konrad noch keine selbstständige Rolle spielen, und chronologische Verwirrungen finden sich auch sonst in dieser späteren Arbeit. Der Verfasser, dem Thietmar nicht unbekannt war, konnte leicht zu seinem Irrthum gelangen, wenn er sich vergegenwärtigte, was er bei Thietmar V. 7 von der Theilnahme Konrads, des Oheims des Kaisers, an der Eroberung Straßburgs im Jahre 1002 gelesen hatte. Den Tod Heinrichs von Schweinfurt berichtet Thietmar VII. 46, den des Markgrafen Heinrich von Oestreich VIII. 9; Beide sind gewiß vorzugsweise unter den cooperatores et regni columnae zu verstehen, deren Thietmar am Ende seines Werkes gedenkt. Ueber den Todestag Heinrichs von Oestreich vergleiche man Büdinger, Oesterreichische Geschichte Bd. I. S. 475. Note 1.

S. 164. 165. — Die Bedrückungen der Bischöfe durch die sächsischen Großen schildert besonders Thietmar VII. 34. 35. VIII. 12. Den Grafen Hermann nennt er einen Sohn der Gerberga, dessen Söhne der Quedlinburger Annalist zum Jahre 1019 consobrini des Kaisers; die nahe Verwandtschaft dieser westfälischen Herren mit Heinrich II. steht hiernach fest und leitet sich wahrscheinlich von ihrer Mutter her. Der Gemahl der Gerberga scheint der Graf Hermann von Werla gewesen zu sein. Ueber die Feindschaften der Immedinger mit den Billingern belehren Adam von Bremen II. 46 und die Vita Meinwerci.

S. 165. — Günthers Reise zu den Liutizen erwähnt Thietmar VII. 37. Im Uebrigen ist über Günther zu vergleichen die Vita Godehardi posterior c. 8 und 9; die Vita Guntheri ist ein späteres und unbedeutendes Machwerk. Eine schöne Zusammenstellung der fragmentarischen Nachrichten über das Leben dieses interessanten Mannes giebt Büdinger, Oesterreichische Geschichte Bd. I. S. 349 ff.

S. 165—168. — Die Empörung der Abodriten berichtet Thietmar VIII. 4. Auf dieselben Ereignisse bezieht sich meines Erachtens auch Alles, was Adam von Bremen II. 41. 42 von dem Abodritenaufstand mittheilt. Die Wendischen Geschichten Bd. II. S. 9 beziehen es auf ein anderes Ereigniß, welches im Jahre 1002 stattgefunden haben soll. Man vergleiche auch die Ausführungen Hirschs und Usingers in Heinrich II. Bd. I. S. 471 ff. Die Empörung der Billinger gegen den Kaiser erhellt aus den Quedlinburger und Hildesheimer Annalen, mit denen Adam von Bremen II. 46 und die Vita Meinwerci c. 165 zu vergleichen sind. Ueber die sächsischen Wirren in den Jahren 1019 und 1020 handelt Hirsch Bd. III. S. 113—118. Die Unterwerfung der Abodriten meldet Adam von Bremen II. 47; über den Mangel kirchlicher Ordnungen sehe man Helmold I. 14—18. Der Landtag von Werben muß in das Jahr 1021 fallen, da Heinrich sich schon im Winter dieses Jahres nach Italien begab und der Oldenburger Bischof sich bereits 1022 in Hildesheim befand (Vita Bernwardi c. 49). Ueber Unwans spätere Wirksamkeit handelt Adam von Bremen II. 48 und 58.

S. 168. — Ueber den letzten Zug des Kaisers gegen Balduin von Flandern haben wir nur die kurze und ziemlich räthselhafte Notiz der Annales Blandinienses zum Jahre 1020, doch ist sie so positiv, daß an ihrem Inhalt kein Zweifel bleibt. Man vergleiche auch Breßlau bei Hirsch Bd. III. S. 171.

S. 168—170. — Die Geschichte Ottos von Hammerstein berührt in ihren Anfängen Thietmar VIII. 5 und 9. Weiteres erfahren wir aus den Quedlinburger

und Hildesheimer Annalen zum Jahre 1020 und den Zusätzen zur Vita Heriberti c. 10. Vergl. die Urkunden bei St. R. Nr. 1754—1756. Eingehender handeln von Ottos Geschichte Hirsch Bd. III. S. 72. 73 und Breßlau ebendaselbst S. 171—174.

S. 170. — Ueber Heriberts Tod sehe man seine Lebensbeschreibung c. 12; nicht ohne Interesse ist das Leichengedicht auf ihn, neuerdings in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. XI. S. 6 wiederabgedruckt. Daß Piligrim und Aribo Vettern waren, sagt Wipo in der Vita Chuonradi c. 1. Aribo wird von dem Kaiser selbst als sein Verwandter in einer Urkunde (St. R. Nr. 1747) bezeichnet. Daß er auch Kaplan des Kaisers war, geht aus einer anderen Urkunde (St. R. Nr. 1756) hervor.

S. 171—173. — Näheres über die Reise Benedicts VIII. nach Deutschland erfahren wir aus den Annales Quedlinburgenses zum Jahre 1020, aus dem Schreiben des Bebo an den Kaiser (Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 551. 552 und Jaffé Bibl. V. 484 ff.) und dem Necrologium Fuldense. Marianus Scottus schöpft aus dem genannten Necrologium, Adalbert in der Lebensbeschreibung des Kaisers c. 25—27 aus Bebo, doch finden sich einzelne ihm eigenthümliche Nachrichten. Einige brauchbare Notizen giebt auch Ruperti Chronicon s. Laurentii Leodiensis c. 19. Zu vergleichen sind überdies die bei Jaffé, Reg. pont. p. 354 und 355 zusammengestellten Bullen und Breßlaus Ergänzungen zu Hirsch Bd. III. S. 159 ff. Aus den in der Urkunde des Kaisers vom 26. Juni 1824 (St. R. Nr. 1825) erwähnten Leistungen Fuldas an die Curie geht hervor, daß dieses Kloster damals Rom zinspflichtig wurde, woraus zugleich die Worte des Necrologium sich erklären: omnibusque ad hunc locum pertinentibus sibi adsignatis, arces Romani imperii requisivit. Ich halte deshalb in dem Pactum Heinrici II. cum Benedicto VIII. (M. G. Legg. II. p. 174. 175 und Theiner, Codex diplomaticus dominii temporalis s. sedis p. 7) den Abschnitt: Super hoc confirmamus – annualiter suscepturos sancimus für das Stück einer echten kaiserlichen Urkunde aus dem Mai 1020; aus ihr sind meines Erachtens auch die Zeugennamen entlehnt. Man sehe Pertz Einleitung zu dem Actenstück. Eine buchstäbliche Entlehnung der Namen braucht deshalb nicht angenommen zu werden. Vergl. Ficker, Forschungen II. 332 ff., Usinger zu Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 449. Note 1 und Breßlau in den Ergänzungen zu Hirsch III. S. 168 ff.

S. 173. — Quid de victoriosissimi imperatoris referam gratulatione? cui cuncta mundi climata colla subdendo inserviunt, quique eo magis super accumulata gloria merito gaudet, quo se Deo donante altiorem ceteris, preminentem laetatur universis. Annales Quedlinb. zum Jahre 1021. Außer den Quedlinburger Annalen erhellt Heinrichs damalige Stellung auch aus dem gerade in dieser Zeit geschriebenen Brief des Bebo; aus ihm stammen die im Text angeführten Worte: Agricolae namque laetantur in campo, clericalis virtus gaudet in choro, pro distributis divinae gratiae donis unusquisque concessis instruitur studiis et per virtutis tuae defensiones optatas dives sibi videtur ipsa paupertas. (Hirsch a. a. O. S. 551. 553; Jaffé Bibl. V. p. 491). Der Gedanke: tuae firmitatis occasus nostrae infirmitatis fit certissimus ortus kehrt bei Bebo in mannigfachen Wendungen wieder.

S. 174. — Ueber das Geschlecht Benedicts VIII. ist der Stammbaum in den M. G. VII. 563 nebst den genealogischen Notizen des Petrus Diaconus zu vergleichen. Die Hofburg der Tusculaner bei S. Apostoli bestimmt die Urkunde bei Galetti, del Vestarario della S. R. C. p. 14. Das Urtheil der Cluniacenser über

Benedict geht besonders aus der Vita Odilonis hervor. Den Farfenser Streitigkeiten scheint mir Breßlau a. a. O. S. 132 ff eine übertriebene Bedeutung für die Machtstellung Benedicts in Rom beizulegen. Nirgends findet sich eine Spur, daß die Crescentier um 1016 wieder eine beherrschende Autorität in der Stadt selbst gewonnen, so daß sie den Papst zur antikaiserlichen Partei überzutreten hätten nöthigen können; wir hören nur, daß Benedict nothgedrungen endlich zugab, daß die Crescentier ihre Ansprüche Farfa gegenüber durchsetzten.

S. 176. 177. — Benedicts Unternehmung gegen die Araber erwähnt Thietmar VII. 31. Die Thaten der Pisaner erfährt man aus Bernardi Marangonis Chronicon Pisanum, wo die Erzählung sich noch in glaubwürdiger Gestalt findet; schon Ranieri Sardo schmückt vielfach aus. Die späteren Züge des Mogêhid lernt man aus Ademar Hist. III. c. 52. 55 kennen. Nach den arabischen Quellen berichtet Amari, Storia dei Musulmani in Sicilia III. 4 ff. Eingehend handelt über diese Vorgänge Breßlau a. a. O. S. 128 ff., und ich habe mich ihm, namentlich in den chronologischen Bestimmungen, angeschlossen.

S. 177. 178. — Die Einfälle der Araber in Apulien und Calabrien berichten Lupus Protospatharius 1002–1009 und die Annales Barenses. Ueber die Belagerung von Bari finden sich wichtige Notizen in dem gleichzeitigen Chronicon Venetum p. 35, doch ist die Angabe des Jahres 1004 falsch, wie aus dem Zusammenhang selbst hervorgeht, da die Belagerung in dasselbe Jahr mit der Schlacht bei Campo Vitale und ein Jahr vor Heinrichs erstem Zug nach Italien gesetzt wird. Amari, Storia dei Musulmani II. 341 irrt deshalb, wenn er die chronologische Bestimmung dieser Chronik annimmt. Die Empörung des Melus und Dattus berichtet außer den erwähnten Barenser Quellen Leo Ostiensis II. 37. Ausführlich handeln über den Aufstand des Melus und die damit zusammenhängenden Ereignisse de Blasiis, La insurrezione Pugliese e la conquista Normanna nel secolo XI. (Napoli 1869) und A. Schultze, Zur Geschichte der Normannen in Unteritalien (Programm des Gymnasiums zu Oldenburg 1872). In dem erstgenannten Werke macht sich die Unkenntniß der deutschen Literatur sehr fühlbar. Zuletzt hat mit Heranziehung alles Materials Breßlau a. a. O. S. 147 diese Dinge erörtert.

S. 178–181. — Die Zeit der Belagerung Salernos bestimmt genau Lupus Protospatharius, und mit ihr ist zugleich die Ankunft der Normannen in Unteritalien datirt. Was Wilmans im Archiv für deutsche Geschichtskunde Bd. X. S. 111 ff. über die frühere Ankunft der Normannen in Italien ausführt, scheint mir nicht hinreichend bewiesen. Die Zeitbestimmung bei Amatus I. 17: „tausend Jahre nach Christi Geburt“ ist nur eine allgemeine und macht keinen Anspruch auf Genauigkeit. Aus Amatus entnahm sie Leo Ostiensis II. 37. Ueber den ersten größeren Zug bewaffneter Normannen nach Unteritalien ist die fast gleichzeitige Notiz des Ademar Hist. III. 55 von Wichtigkeit; ausführlicher sind die Nachrichten bei Rodulfus Glaber Hist. III. 1 und bei Amatus I. c. 17–20, wo sich auch bestätigt findet, daß die Normannen ihren Weg über Rom nahmen. Aus Amatus schöpfen Leo Ostiensis II. 37 und Guillermus Apuliensis. Ueber den ersten Einfall der Normannen in Apulien handeln die angeführten Quellen und von den Byzantinern Cedrenus. Von hervorragender Wichtigkeit sind die Nachrichten des Amatus c. 21 und 22, aus dem vornehmlich hier auch Guillermus Apuliensis den Stoff genommen hat. F. Hirsch nimmt in seinem Aufsatz: Amatus von M. Cassino und seine Geschichte der Normannen (Forschungen zur d. Geschichte VIII. S. 203 ff) an, daß die Niederlage der Normannen bei Vaccaricia, von welcher Amatus erzählt, identisch

sei mit einem Siege, den sie an derselben Stelle früher erfochten hatten, und Andere sind ihm gefolgt; doch scheint mir die Sache noch keineswegs ausgemacht, da die verschiedenen Nachrichten einzig und allein im Namen des Kampfplatzes übereinstimmen. Melus Reise nach Bamberg erzählt Amatus I. c. 23. Den Todestag desselben — es ist der 23. April 1020 — hat Jaffé in den Anmerkungen zu den Notae sepulcrales Babenbergenses, die in den M. G. SS. XVII. 640 gedruckt sind, genau bestimmt; das Jahr giebt Lupus Protospatharius, den Tag das Bamberger Necrologium (Jaffé Bibl. V. 558); über das Grab des Melus vergleiche man den Codex Udalrici Nr. 101 (J. Nr. 17). Daß sich auch Rudolf an den kaiserlichen Hof begab, sagt Rodulfus Glaber III. 1. Im Uebrigen sehe man die Untersuchungen von Hirsch, Schultze und Breßlau an den angeführten Orten.

S. 181. — Das Vordringen der Griechen in Unteritalien im Jahre 1020 geht aus Amatus I. 25, wo leider der Uebersetzer die wunderlichsten Versehen gemacht hat, und aus Leo Ostiensis II. 38 und 39 hervor.

S. 181. 182. — Heinrichs Thätigkeit im Jahre 1021 erhellt aus den Annales Quedlinburgenses, den Gesta epp. Cameracensium III. 17 und den Urkunden. Die Fürsten, welche den Kaiser in Verona umgaben, erfährt man aus der Urkunde über ein damals gehaltenes kaiserliches Placitum (Muratori, Antiquit. Estens. T. I. p. 129; St. R. Nr. 1777). Ueber Poppo von Aquileja findet sich eine interessante Stelle in der Translatio s. Anastasiae auctore Gotschalco c. 4, die um 1055 geschrieben ist (M. G. IX. 225). Nobili progenie natus, potens opibus potentiorque sapientia, litteris bene eruditus aliisque artibus non mediocriter doctus wird Poppo dort genannt.

S. 182–186. — Die Quellen für den dritten Zug des Kaisers nach Italien sind die Annales Quedlinburgenses, Sangallenses, Heremi, Beneventani, Rodulfus Glaber III. 1, Amatus I. 24—28, Leo Ostiensis II. 39–43. Mit diesen Quellen sind die Urkunden bei St. R. Nr. 1718–1789 zu vergleichen. Nr. 1783 scheint ein fehlerhaftes Datum zu haben, da es mit den Nachrichten über die Dauer der Belagerung von Troja nicht zu vereinbaren ist. Ich nehme Anstand mit Breßlau a. a. O. S. 199—121 wegen dieser schlecht gedruckten Urkunde den Anfang der Belagerung erst in den April zu setzen. Das Wunder des heiligen Benedict am Kaiser während seines Aufenthalts in Monte Cassino erzählt bereits Amatus I. 28, mit manchen Ausschmückungen, dann Leo Ostiensis. Die angebliche Urkunde des Papstes über das Wunder bei Tosti, Storia di Monte Cassino T. I. p. 251 stammt aus den Regesten des Petrus Diaconus und ist eine seiner vielen Fälschungen. Aus derselben unlauteren Quelle stammt die bei Tosti a. a. O. p. 255 gedruckte und ebenfalls unechte Urkunde des Papstes, wie das Schreiben Heinrichs an den Papst a. a. O. p. 253.

S. 186. 187. — Die Stellung Johanns XVIII. zu Cluny erhellt aus der Vita Gausleni, besonders aus der c. 14 abgedruckten Bulle des Papstes. Vie de Gauzlin, publiée par L. Delisle (Orléans 1853) p. 28—40.

S. 188. — Die Beschlüsse der Synode zu Pavia sind eines der wichtigsten Actenstücke aus der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts und in ihrer Bedeutung lange zu wenig erkannt worden. Daß die Synode am 1. August gehalten wurde, sagen die Acten; das Jahr ist dagegen nicht bezeichnet, und man hat das Jahr 1022 nur deshalb bisher für das richtige gehalten, weil man die Gegenwart des Kaisers bei dem Concil voraussetzte. Aber die Acten sagen von derselben kein Wort; denn der Ausdruck „florente gloriosissimo filio nostro H.“ bezeugt doch keinenfalls die Anwesenheit des Kaisers, und die schriftliche Antwort des Kaisers an den Papst, der

ihm die Beschlüsse der Synode zugesandt hatte, läßt vielmehr mit Sicherheit annehmen, daß Heinrich nicht bei den Verhandlungen zugegen war. Ein positives Zeugniß dafür, daß das Concil in eine frühere Zeit zu setzen ist, bieten meines Erachtens die Verhandlungen einer Goslarer Synode (M. G. Legg. II. B. 173), welche unfraglich im März 1019 gehalten wurde, wie schon Pertz angegeben und aus der Vergleichung der angeführten Bischöfe mit dem in den gleichzeitigen Urkunden erwähnten Gefolge des Kaisers noch deutlicher hervorgeht. Die Verhandlungen dieser Synode weisen nämlich unzweideutig auf die Beschlüsse von Pavia hin, die somit spätestens am 1. August 1018 gefaßt sein können; wahrscheinlich auch nicht früher, da nicht zu vermuthen ist, daß man die Verhandlungen in Goslar an eine verjährte Sache geknüpft haben wird. Breßlau a. a. O. S. 214 hält am Jahre 1022 fest und begründet dies S. 341—344 ausführlich. Ich bemerke gegen ihn nur, daß die Ueberschriften: Oratio domini papae und Responsio imperatoris nicht dem ursprünglichen Text angehören und die entscheidenden Worte des Goslarer Decrets folgende sind: maxime cum in beneplacito universalis papae provectus (statt prospectum) vegetet sanctae aecclesiae. Vollständig stehen die Acten bei Mansi XIX. 343—356; im Auszuge in den M. G. Legg. II. 561—564.

S. 191. — Die Zusammenkunft des Kaisers mit dem heiligen Romuald berichtet Petrus Damiani in der Vita Romualdi c. 65.

S. 192. — Ueber Aribo ist zu vergleichen Wolfhere in der älteren Vita Godehardi c. 23 und in der späteren Bearbeitung c. 17. Den Tractat Aribos über die Psalmen erwähnt Eckehard zum Jahre 1020, den Einfluß Aribos auf die Gestaltung des Waltharius der Umarbeiter des Gedichts, Eckehard IV. Man sehe die Ausgabe J. Grimms in den Lateinischen Gedichten des X. und XI. Jahrhunderts, Dümmlers Abhandlung über Eckehard IV. in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum XIV. 1—73 und J. V. Scheffel u. A. Holder, Waltharius, lateinisches Gedicht des zehnten Jahrhunderts (Stuttgart 1874). Für das Ansehen Aribos als Theologe zeugt besonders ein gelehrtes Schreiben, welches Abt Bern von Reichenau an ihn richtete und das so beginnt: Summae dignitatis apice sublimato Ariboni archiepiscopo, per quem in area Domini bona conservis fideliter amministratur tritici mensura, B[ern], etsi vile Dei matris mancipium, illud servi boni euge optat in premium. — Quotiens in aecclesiastici ordinis ritu minus concordamus, oportet ut ad consilium magistrorum recurramus, per quos, ut scriptura testatur, sapientia divina profunda fluviorum scrutata est et abscondita produxit in lucem, legislatore id etiam praecipiente: Interroga patrem tuum et adnunciabit tibi, maiores tuos et dicent tibi. Huius rei gratia te potissimum, piissime pater, de his, quae in dubium de dominici adventus celebratione venerunt, consulendum censuimus, cui superna Dei providentia tantam scientiae plenitudinem donavit, ut te per aquam divinarum scripturarum non solum usque ad talos vel ad genua seu etiam usque ad renes transduceret, verum etiam ad ipsum torrentem, quem non possis transire, perduceret. Quoniam, inquit, intumuerant aquae profundae torrentis, qui non potest transvadari. Qui etsi non pertransiri, ad illum tamen ipsa Dei sapientia adiuvante, quae per torrentem designatur, potest perveniri. Igitur huius aquam torrentis, quam nullus mortalium transire pòtest, aliquatenus tange ac aliquem intellegentiae gustum sitibundis pectoribus nostris praebe. (Jaffé Bibl. III. p. 365. 366). Auch Piligrim von Köln wird wegen seiner wissenschaftlichen Bildung gerühmt. Bern von Reichenau widmete ihm ein musikalisches

Werk, den Prologus in tonarium; in der Dedicationsepistel rühmt er besonders Piligrims mathematische und musikalische Bildung: Haud facile indagare valeo, quid causae extiterit, quod tu, quem non solum quatuor matheseos disciplinarum speculatio quadratum, verum etiam coelestis armoniae melos divinis laudibus iugiter reddit intentum, me, ut ita dicam, semivocalem, immo pene in artibus mutum et elinguem de canora musicae modulatione iuberes aliquid proferre. Nachher wird Piligrim praesulum decus et gloria genannt. Gerbert, Script. de musica T. II. p. 61. Eine gute Abschrift dieser Arbeit des Bern aus dem dreizehnten Jahrhundert findet sich in dem Bamberger Codex M. IV. 5 nach Ciceros Philippischen Reden.

S. 193. — Die Beschlüsse der Seligenstädter Synode finden sich öfters der Kanonensammlung des Burchard von Worms angehängt, wie z. B. in einer schönen, fast gleichzeitigen Handschrift der Bamberger Bibliothek (P. I. 8). Sie sind auch der Vita Meinwerci c. 178 einverleibt. Den früher bekannten 20 Canones der Synode fügte Schannat nach einer Vaticanischen Handschrift (Bibl. Reg. Nr. 979) noch einige andere bei, welche auch bei Mansi XIX. 399. 400 abgedruckt sind. Eine durch Breßlau veranlaßte Vergleichung letzterer Handschrift hat aber ergeben, daß diese Zusätze nicht der Seligenstädter Synode angehören; denn sie sind am Rande bezeichnet als Capitula ex concilio Triburiensi und wahrscheinlich auf der Triburer Synode von 1036 beschlossen. Eine neue Recension der allein echten Seligenstädter 20 Canones hat Breßlau bei Hirsch, Heinrich III. S. 349—352 gegeben. Mir waren bei der Revision meines Textes auf S. 193 Breßlaus Untersuchungen noch nicht bekannt, und ich habe deshalb eine Stelle stehen lassen, die sich auf Canon. XXII. bei Mansi stützt und also nicht dieser Synode zukommt. Man tilge deshalb Z. 6 - 10 und lese in Z. 11. 12: „Es wurde das Absolutions- und Dispensationsrecht des Papstes so gut wie aufgehoben. Denn u. s. w." Ueber die Zeit dieser Synode hat seit langer Zeit die Meinung geschwankt, und die Acten selbst, in denen sich starke chronologische Fehler finden, geben keinen festen Anhalt. Der Verfasser der Vita Meinwerci setzte die Synode in das Jahr 1023, aber Baronius, Hartzheim und Andere erklärten sich für 1022, dann Gfrörer (Kirchengeschichte IV. S. 167. 168) wieder für 1023. Da die Voraussetzungen, auf denen Gfrörers Annahme beruht, ganz unhaltbar waren, entschied ich mich für 1022, zumal mir die befremblichen Schritte der Synode nur bei der Abwesenheit des Kaisers aus Deutschland erklärlich schienen. Cohn (Heinrich II. S. 238. 260) und Breßlau a. a. O. glauben dem Jahre 1023 den Vorzug geben zu sollen, doch sind ihre Gründe für mich nicht völlig überzeugend.

S. 194. — Magnum mox synodale concilium, confluentibus undique diversarum regionum episcopis aliisque populis quam plurimis, in partibus peregit occidentalibus. Annales Quedlinburgenses zum Jahre 1022. Ebendaselbst finden sich Nachrichten über den Streit zwischen Gero von Magdeburg und Arnulf von Halberstadt. Ueber die anderen Streitigkeiten vergleiche man die Vita Godehardi prior c. 25 und die Gesta epp. Camerac. III. 35.

S. 195. — Die Gesandtschaft des Kaisers an König Robert und die Zeit derselben wird bezeugt durch eine Urkunde vom 1. Mai 1023, welche Mascov I. p. 255 anführt. Fulberts Stellung bei dieser Angelegenheit geht aus dem dreizehnten Stück in der Sammlung seiner Briefe hervor.

S. 195. 196. — Ueber das Provinzialconcil zu Mainz nach Ostern 1023 handelt die Vita Godehardi posterior c. 19, über den Reichstag und die Synode zu Aachen die Gesta epp. Camerac. III. 35. 36.

S. 196—198. — Die Gesta epp. Cameracensium III. 37 und Rodulfus Glaber III. 2 berichten über die Zusammenkunft der Könige an der Maas; in einigen Nebenumständen abweichend, sind ihre Berichte doch im Ganzen sehr wohl zu vereinen. Einen dritten Zeugen haben wir im Verfasser des Ruodlieb; denn eine Vergleichung seiner Verse mit dem Bericht bei Rudolfus Glaber zeigt deutlich, daß die von ihm beschriebene Zusammenkunft des großen und des kleinen Königs nur poetische Reproduction der damaligen Vorgänge an der Maas ist. So stimmt z. B. die Erzählung des Rodulfus von den Geschenken König Roberts auffällig mit Ruodlieb V. 75 ff. überein Die Meinung Schmellers, daß Froumund der Dichter des Roudlieb sei, scheint mir dadurch sehr an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen. Ueber die Beschlüsse der Könige sagen die Gesta: Ibi certe pacis et iusticiae summa diffinitio mutuaeque amicitiae facta reconciliatio; ibi quoque diligentissime de pace sanctae Dei aecclesiae maxime tractatum est, et quomodo christianitati, quae tot lapsibus patet, melius subvenire deberent. Exin vero sese invicem consulentes, ubinam iterum conventuri domnum etiam apostolicum una cum tam citra quam ultra Alpinis episcopis secum habeant, nusquam aptius quam Papiae decernunt.

S. 198. 199. — Das Gericht des Kaisers über Odo zu Verdun erwähnen die Gesta epp. Camerac. III. 38. Das dort gegebene Datum der Nativitas s. Mariae (8. Sept.) muß irrig sein und beruht wahrscheinlich auf Verwechselung mit Mariä Himmelfahrt (15. August); denn am 2. Sept. war der Kaiser nach Urkunden (St. R. Nr. 1810. 1811) bereits zu Brumpt im Elsaß. Die Fabeln über die Aufnahme Heinrichs in das Kloster des h. Vitonus erzählen die Miracula b. Richardi abbatis c. 8, vollständig abgedruckt bei Mabillon, Acta SS. Saec. VI. P. I. p. 533; das betreffende Kapitel findet sich auch in den M. G. XI. 280. 281.

S. 199. 200. — Die Gegenwart des Kaisers in Basel geht hervor aus einer Urkunde (St. R. Nr. 1813). Ueber Piligrims Reise nach Rom besitzen wir Nachricht in dem Briefe Aribos an die Kaiserin, der sich unter unseren Documenten A. 2b findet. Bullen, in denen Piligrim als Bibliothekar des apostolischen Stuhls bezeichnet wird, finden sich aus dem Anfang des Jahres 1024. Vergl. Jaffé, Reg. pont. p. 351.

S. 200—202. — Die Zerwürfnisse Aribos mit Rom gehen aus den beiden wichtigen Actenstücken hervor, welche wir in den Documenten unter A 2b und 3 mittheilen. Die wichtige Nachricht über Bruns Exil findet sich in den Annales Heremi zum Jahre 1024. Benedict VIII. soll nach dem Necrologium Fuldense und Marianus Scottus, der auch hier dem Necrologium folgt, am 7. April 1024 gestorben sein; es ist auffällig, daß man am 14. Mai in Höchst noch keine Kunde von diesem Todesfall hatte. Breßlau bei Hirsch, Heinrich II. Bd. III S. 291 nimmt an, daß der Papst erst im Mai oder Juni gestorben sei.

S. 202—205. — Die letzte Lebenszeit des Kaisers beschreibt am ausführlichsten der Quedlinburger Annalist. Mit seinen Nachrichten sind zu verbinden einzelne Notizen der Annales Heremi, der Gesta epp. Camerac., des Wolfhere in der Continuatio vitae Bernwardi, in der Vita Godehardi prior c. 26 und in der posterior c. 21. Cohn (S. 260) macht darauf aufmerksam, daß Wolfhere (Vita Godehardi prior c. 26) noch von einer Reise Heinrichs in occidentalia spricht, ehe derselbe zum letzten Male nach Grona kommt. Die Notiz scheint glaubwürdig, obwohl die Quedlinburger Annalen von dieser Reise nichts berichten. Die occidentalia sind aber nicht nothwendig auf Lothringen zu beziehen, sondern es kann auch Westfalen darunter ver-

standen sein. Das im Text benutzte Leichengedicht auf Heinrich ist zuletzt mit einem anderen Gedicht ähnlichen Inhalts in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. XIV. S. 458—461 herausgegeben.

S. 209. — Die Gefangennahme des Bischofs von Seeland durch Erzbischof Unwan von Hamburg berichtet Adam von Bremen II. 53.

S. 211. — Das Interregnum schildert Wipo in der Vita Chuonradi c. 1. Man hat neuerdings aus Wipos Worten: Discordia pene totum regnum invasit, adeo ut in plerisque locis caedes, incendia, rapinae fierent, si non is impetus illustrium virorum sufflamine impediretur herauslesen wollen, daß es zu Fehden und Gewaltthaten während der Thronerledigung gekommen sei, aber Wipo sagt offenbar das Gegentheil. Er spricht auch von den vorläufigen Verständigungen der Fürsten über die Wahl; in Bezug auf Sachsen erfährt man Näheres aus der Vita Meinwerci c. 195. Das Uebrige ergiebt sich aus dem unter den Documenten A. 4 abgedruckten Brief des Abts Bern von Reichenau an einen italienischen Bischof. Daher stammt auch die Nachricht, daß die Fürsten auf den 4. September zur Wahl nach Kamba beschieden waren.

S. 212. — Gegen meine Beurtheilung Heinrichs II. ist mehrfach Widerspruch erhoben, am bestimmtesten von Souchay, Geschichte der Deutschen Monarchie Bd. I. S. 571 ff. und von Usinger in einem besonderen Aufsatz: Zur Beurtheilung Heinrichs II. (v. Sybels Historische Zeitschrift Bd. VIII. S. 372 ff.). Wenn Souchay betont, daß Heinrich Vieles verfehlt und den später hervortretenden Uebermuth der Hierarchie vorbereitet habe, so steht das gerade nicht im Widerspruche mit meiner Darstellung. Wie wenig oft Heinrich vom Glück in seiner Thätigkeit begünstigt war, ist hinreichend von mir dargethan, und auch das kann kaum schärfer hervorgehoben werden, wie ich es gethan habe, daß die Keime der späteren Kämpfe der Krone mit dem hohen Klerus in Heinrichs Regierung wurzeln. Aber wenn Souchay weiter behauptet, daß die Mißerfolge Heinrichs durch eine übermäßige Ausdehnung seiner Wirksamkeit herbeigeführt seien, und ihm überdies Kurzsichtigkeit in der Behandlung der Geistlichkeit vorwirft, so kann ich in der Lage der Dinge, wie sie sich nach den Quellen darstellt, keine Begründung für diese beiden persönlichen Vorwürfe finden. Denn, was den ersten betrifft, so erscheint Heinrich in den inneren und äußeren Kämpfen überall weit mehr als der Herausgeforderte, als der Herausforderer, selbst in den burgundischen Angelegenheiten. In Betreff des zweiten scheint unbeachtet geblieben zu sein, daß Heinrich in seinen letzten Lebensjahren mit einer Reformation der Kirche umging. Die Schäden derselben — und auch solche, die ihm mit zur Last fielen, — begriff er demnach wohl; eine andere Frage, die wir nicht mehr entscheiden können, ist freilich, ob er sie hätte heilen können. Viel weiter gehen die Einwendungen Usingers gegen meine Darstellung. Sie beruhen wesentlich auf der Voraussetzung (S. 381), daß beim Tode Ottos III. das Ansehen der Krone in Deutschland den Großen gegenüber fast (!) höher gestanden habe als je zuvor. Die vielfachen inneren Zerwürfnisse im Reiche während der Regierung Heinrichs sucht dann Usinger wesentlich aus dessen Persönlichkeit zu erklären, in welcher er auch den Grund finden will, daß die äußeren Kriege zu ungenügenden Resultaten führten. „Es ist eben, sagt er, von Heinrich II. auf keiner Seite etwas Entscheidendes geschehen" (S. 407). Der Mangel in Heinrichs Persönlichkeit, dem die fehlenden Erfolge zuzuschreiben sind, ist nach Usinger dessen Schwäche. Freilich „wird Heinrich nicht in dem Sinne schwach gewesen sein, als ob es ihm an standhafter Verfolgung vorgesetzter Ziele oder gar an persönlichem Muthe, der ihm nicht abzusprechen ist,

gefehlt hätte, vielmehr war er in der Handhabung der in seine Hände gelegten Regierungsgewalt nur deshalb schwach, weil er im Handeln nicht die nothwendige Consequenz mit der äußersten Anfbietung aller Kräfte zur baldigen Erreichung des erwünschten Ziels zu verbinden wußte. Viele der Kriege, die er zu führen hatte, wurden durch seine Persönlichkeit hervorgerufen; ehe er dann den einen beendet, stürzte er sich bereits in den anderen, und nur selten machte er ihnen dann (!), wie es Art seiner Vorgänger und Nachfolger war, und wie er selbst, bei einzelnen Gelegenheiten hat er es gezeigt, wohl die Kraft dazu gehabt hätte, mit einem gewaltigen Schlage ein Ende" (S. 423. 424). Heinrich war hiernach standhaft im Verfolgen seiner Ziele, aber inconsequent im Handeln, schwach, obwohl er hätte stark sein können und in einzelnen Fällen Kraft bewies. Wipo, der Lobredner Konrads II., preist bekanntlich den Zustand des Reichs bei Heinrichs Tode: aber Usinger sieht darin nur eine rhetorische Wendung, so schwer auch der Zweck einer solchen zu begreifen ist, da sie offenbar den Ruhm des Helden, den Wipo feierte, nur mindern konnte. Die Voraussetzung Usingers halte ich für irrig, seine Beurtheilung von Heinrichs Persönlichkeit giebt mir kein klares Bild, seine Auslegung der Quellen scheint mir auf vorgefaßter Meinung zu beruhen. Manches hat gegen Usingers Auffassung auch A. Cohn in den Göttinger gelehrten Anzeigen Jahrg. 1867. S. 562—565 eingewandt. Waitz (Deutsche Verfassungsgeschichte Bd. V. S. 107) erklärt sich dagegen im Wesentlichen mit Usingers Beurtheilung Heinrichs einverstanden. Breßlau (Heinrich II. Bd. III. S. 300 ff.) schließt sich im Ganzen meiner Auffassung an.

Buch V. Kapitel 1—6. Geschichte Konrads II.

Quellen. Gleichzeitige Geschichtswerke: Annales Quedlinburgenses. Annales Hildesheimenses. Ademari Historiae L. III. c. 62—148. Fulberti Epistolae. Chronicon s. Michaelis in pago Virdunensi c. 28—36. Die Grundlagen der Annales Leodienses und Laubienses. Annales Blandinienses, Mosomagenses, Elnonenses maiores. Der erste Theil der Annales Altahenses maiores. Vita Burchardi c. 21—24. Gesta epp. Cameracensium L. III. c. 50—58. Annales Corbeienses. Spätere Geschichtswerke des elften Jahrhunderts: Fragmente sächsischer Annalen im Annalista Saxo und den Annales Magdeburgenses. Rodulfi Glabri Historiae L. IV. Wiponis Vita Chuonradi II. Annales Sangallenses maiores. Herimanni Contracti Chronicon. Annales Barenses. Wolfheri Vita Godehardi prior et posterior. Anselmi Gesta episcoporum Leodiensium c. 37—50. Chronici Novaliciensis Append. c. 5—8. 17. Gesta episcoporum Virdunensium c. 10. Everhelmi Vita Popponis c. 18—22. Jotsaldi Vita Odilonis. Chronicon Eberspergense. Der zweite Theil der Annales Altahenses maiores. Arnulfi Gesta episcoporum Mediolanensium L. II. c. 1—17. Landulfi Historia Mediolanensis L. II. c. 22—25. Lambertus de institutione Hersfeldensis ecclesiae (Excerpt). Lamberti Hersfeldensis Annales. Adami Bremensis Gesta pontificum Hammab. L. II. c. 55—70. Sigeberti Gemblacensis Chronica. Aimé, L'Ystoire de li Normant L. I. c. 33—43. II. c. 1—14. Leonis Ostiensis Chro-

nica mon. Casinensis L. II. c. 55—63. Bonizonis Liber ad amicum L. V. (Jaffé Bibl. II. 624. 625). Quellen späterer Zeit: Gesta Treverorum c. 31; Add. 3—7. Hugonis Flaviniacensis Chronicon L. II. c. 16—30. Ekkehardi Chronicon universale. Lupi Protospatharii et Anonymi Barensis Annales. Gregorii Catinensis Chronica monast. Farfensis c. 5 (M. G. XI. 559). Donizonis Vita Mathildis L. I. c. 10—12. Bertholdi Historia s. crucis Werdanae (Oefele, Scriptores I. 334—336 und Königsdorfer, Geschichte von Donauwörth I. 384—392). Chronica epp. Merseburgensium c. 5. 6. Annales s. Vincentii Mettensis. Annales Beneventani. Vitae s. Stephani. Cosmae Pragensis Chronica Boemorum L. II. c. 40—42. Vita Richardi abb. s. Vitoni c. 11—19. Die gereimte deutsche Kaiserchronik. Annalista Saxo. Vita Meinwerci c. 195—219. Annales Magdeburgenses. Die sagenhaften Darstellungen der Annales Palidenses, der Repgowschen Chronik und der Königsberger Weltchronik.

Die Gesetze und die wichtigsten Actenstücke zur Geschichte Konrads II. sind abgedruckt in den M. G. Legg. II. 38—40; die Urkunden verzeichnet Stumpf, Regesten Abth. 2 S. 151—173 (vergl. H. Breßlau, die Kanzlei Konrads II. Berlin 1869), die gleichzeitigen päpstlichen Bullen Jaffé, Reg. pont. Rom. p. 357—360. Gleichzeitige Briefe finden sich bei Pez, Thesaurus anecd. noviss. T. VI. P. I. p. 155 seq., bei Ang. Mai, Spicilegium Romanum T. V. p. 150 seq. und unter unseren Documenten A. 4—9.

S. 217—223. — Die Beschreibung der Wahl stützt sich hauptsächlich auf Wipos Erzählung in der Vita Chuonradi c. 2. Auch Stenzel folgt Wipos Darstellung, zugleich aber der zum Theil willkürlichen Auslegung, welche Bodmann in seinem Buche: Nähere Bestimmung der Wahlstatt Konrads II. (Nürnberg 1800) den Worten des Geschichtsschreibers gegeben hat. Daher stammt auch die Angabe bei Stenzel, daß die Wahl an dem Königsstuhle bei Lörzweil erfolgt sei. Wipo bezeichnet den Wahlplatz nicht näher; Hermann von Reichenau nennt Kamba, und daß dieser Ort zur Wahl bestimmt war, geht aus dem Brief des Abts Bern von Reichenau unter unseren Documenten A. 4 hervor. Der Ort ist identisch mit der villa, quae dicitur Camben, welche in einer Urkunde Ludwigs des Deutschen (M. G. SS. XXI. p. 371) erwähnt wird. Der Ortsname besteht nicht mehr, aber man glaubt, daß Kamba an der Stelle des jetzigen Kammerhof gelegen habe. Ueber die Localität handelt Riehl im Wanderbuch S. 324. 327. Eine sagenhafte, sehr eigenthümliche Darstellung der Wahl und der aus ihr folgenden Verhältnisse geben die Annales Palidenses (M. G. XVI. 67) und die ihnen verwandten Quellen. Eine besondere Untersuchung über diese Wahlhandlung und alle mit ihr zusammenhängenden Vorgänge hat W. Arndt in seiner Abhandlung: Die Wahl Konrads II. (Göttingen 1861) geliefert; in dem ersten Excurs findet sich dort eine Zusammenstellung der sagenhaften Berichte, welche sich auf die Person des jüngeren Konrad beziehen. Fr. Wagner in seiner Dissertation: Die Wahl Konrad II. zum römischen König (Göttingen 1871) kritisirt besonders Wipos Darstellung der Wahl und sucht einen verschiedenen Hergang nachzuweisen, kommt aber dabei nicht zu festeren Resultaten, als Andere, da er keine neuen Beweisstellen heranzuziehen vermag. Irrig ist

es, wenn Wagner meint, daß seine Vorgänger eine kritische Sichtung des bei Wipo gebotenen Materials und die sorgsame Benutzung anderweitiger Nachrichten unterlassen hätten.

S. 218. 219. — Ueber Konrads II. Jugend erfährt man Einiges aus der Vita Burchardi c. 7. Giselas Verhältnisse werden durch die vielberufene Stelle des Annalista Saxo zum Jahre 1026 mehr verwirrt als aufgeklärt. Daß Gisela eine Tochter des Grafen Hermann von Werla gewesen sei, ist irrig; ihr Vater war der Herzog Hermann von Schwaben. Richtig ist, daß Gisela dreimal vermählt war, aber unrichtig wiederum, daß Graf Brun ihr zweiter Gemahl gewesen sein soll. Herzog Ernst I. von Schwaben starb am 31. Mai 1015, bereits am 28. October 1017 gebar Gisela dem fränkischen Konrad einen Sohn, den nachherigen Kaiser Heinrich III.: sie muß also nicht lange nach Ernsts Tode sich mit Konrad vermählt haben. Wenn es nun nichtsdestoweniger feststeht, daß Gisela von dem Grafen Brun einen Sohn mit dem Namen Liudolf hatte, so kann sie nur in erster Ehe mit diesem Grafen vermählt gewesen sein. Man sehe die Urkunden bei Erhard, Codex diplomaticus Westphaliae T. I. p. 93 und Seibertz, Diplomatische Familiengeschichte der alten Grafen von Westfalen, zu Werl und Arnsberg (Arnsberg 1845) S. 27. 28. Seibertz hat die Sache eingehend untersucht, sich aber durch die Autorität des Annalista Saxo zu manchen meines Erachtens unhaltbaren Conjecturen verleiten lassen. Ausführlich hat Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 464 diese Verhältnisse behandelt.

S. 220. — Rudis in regno nennt sich Konrad selbst in Bezug auf die Zeit seiner Wahl in der Urkunde vom 2. August 1033 bei Erhard a. a. O. T. I. p. 98 (St. R. Nr. 2045). Per omnia litterarum inscius atque idiota heißt er im Chronicon Novaliciense App. 17. Vergl. die Worte Wipos c. 6: Quamquam litteras ignoraret etc. Giselas Theilnahme für Notkers Werke erhellt aus den Casus monast. s. Galli (M. G. II. 57. 58). — Die Geschichte von Bruns Absicht Bamberg zu zerstören und von der Art und Weise, wie er Gisela für diesen Plan gewonnen haben soll, halte ich mit Allem, was sich daran knüpft, für Fabel; erzählt ist sie bei Eckehard zum Jahre 1025. Daß Konrad vor Allem Aribo die Wahl verdankte, geht aus Wipo hervor. Ueber das Alter des jüngeren Konrad handelt Meyer von Knonau in den Forschungen zur d. Geschichte VIII. S. 156.

S. 223. — Da Wipo ausdrücklich angiebt, daß Konrad einstimmig gewählt sei, mußten die dissentirenden Lothringer schon vor Abgabe ihrer Stimmen den Wahlplatz verlassen haben. Daß sie ihre Stimmen zu Kamba nicht abgegeben haben, zeigen auch die Gesta epp. Camerac. III. 50. Arndt a. a. O. S. 27 hat, von der gewöhnlichen Annahme abweichend, die Vermuthung ausgesprochen, daß die Wahl nicht in der Frühe des Krönungstages (8. Sept.), sondern schon am 6. oder 7. September stattgefunden habe. Die Quellen geben hierüber keine bestimmte Auskunft, aber wahrscheinlicher ist doch die bisherige Annahme, da nach Wipo die Krönung schleunigst stattfinden sollte. Nach Marianus Scottus Zeugniß wurde auch Heinrich II. an demselben Tage gewählt und gekrönt.

S. 223—226. — Ueber die Krönung und Huldigung Konrads, so wie die Einrichtung seines Hofwesens handelt Wipo c. 3. 4. 5. Daß in den Worten: omnes episcopi, duces et reliqui principes, milites gregarii, quin ingenui omnes, si alicujus momenti sint man mit Unrecht eine Hinweisung auf die Heerschilde des Sachsenspiegels habe sehen wollen, sucht Arndt a. a. O. S. 40—45 zu zeigen. Man vergleiche Ficker, Vom Heerschilde S. 220. In einer seiner ersten Urkunden, aus-

gestellt am 11. September 1024 zu Ingelheim (St. R. Nr. 1855), schenkt Konrad in Folge eines Gelübdes mit Hinweisung auf seine erfolgte Wahl mehrere Güter im Chraichgau der Speierer Kirche.

S. 226. 227. — Aus den Urkunden geht hervor, daß Eberhard von Bamberg das Erzkanzleramt für Italien nach Heinrichs II. Tode verlor und dasselbe an Mainz zurückfiel. Ueber Meinwerks Verlust unterrichtet die bereits angeführte Urkunde bei Erhard T. I. p. 98. Merkwürdig sind die auf Gisela bezüglichen Worte Wipos c. 4: Haec quorundam hominum invidia, quae saepe ab inferioribus fumigat ad superiores, per aliquot dies a consecratione sua impediebatur. Caeterum, si illud odium iuste an iniuste pertulerit, adhuc in quaestione moratur; tamen virilis probitas in regina vicit, et ex consensu et petitione principum consecrata, necessaria comes regem sequebatur. Was man sich in Cluny von einem Scheidungsversprechen Konrads erzählte, erfahren wir aus Rodulfus Glaber im Anfange des vierten Buchs. Schenkt man seiner Nachricht Glauben, wie es Wagner a. a. O. S. 51 thut, so muß man den König eines offenen Wortbruchs beschuldigen, und dazu ist mir die Quelle, aus welcher die Nachricht stammt, nicht zuverlässig genug. Ich halte deshalb diese cluniacensische Geschichte von dem Scheidungsversprechen, von welchem sonst nirgends etwas verlautet, für „kaum glaublich."

S. 227—229. — Den Königsritt Konrads beschreibt Wipo c. 6; über die lothringischen Verhältnisse ersieht man Genaueres aus den Gesta epp. Camerac. III. 50. Die Erklärung, die Pabst in den Forschungen zur d. Geschichte V. 355 den Worten: episcopos Coloniae, Noviomagi, Virduni, Traject, Leodii allocutus giebt, scheint mir sehr gewagt; er bezieht sie auf die Bischöfe von Köln, Noyon, Verdun, Utrecht und Lüttich. Aber die Bischöfe pflegen nicht in dieser Form nach ihren Sprengeln in den Gest. bezeichnet zu werden; nach dem Sprachgebrauch derselben müßte es ferner auch Noviomi statt Noviomagi heißen; endlich hatte der Bischof von Noyon Konrad II. gar nicht zu huldigen. Die Krönung Giselas durch Piligrim berichtet Hermann von Reichenau zum Jahre 1024; es ist früher zu wenig beachtet worden, wie Giselas Krönung einen bedeutenden Wendepunkt in der Geschichte der Erzbisthümer von Mainz und Köln bildet. Der Quedlinburger Annalist ist über Giselas Krönung schlecht unterrichtet, denn auch die Urkunden zeigen, daß Hermanns Angabe richtig ist: dagegen bietet jener Annalist die besten Nachrichten über die Reise Konrads durch Sachsen und Thüringen. Unter der crudelissima lex Saxonum bei Wipo verstehe ich das gesammte Gewohnheitsrecht der Sachsen und ins Besondere die Bestimmungen des Landfriedens. Man vergleiche den Excurs am Schlusse dieser Anmerkungen.

S. 229. 230. — Die Vorgänge zwischen Aribo und Godhard in Hildesheim und Gandersheim erfahren wir durch Wolfhere, welcher sie in der Continuatio vitae Bernwardi und in der Vita Godehardi prior c. 26 erzählt. Aribos Stellung erhellt aus diesen Händeln, wie aus seinem eigenen merkwürdigen Briefe an die Wormser vom September oder October 1025 (Documente A. 5).

S. 230. — Konrad feierte das Osterfest zu Augsburg nach den Ann. Quedlinburgenses und Sangallenses maiores zum Jahre 1025. Die irrige Angabe der Ann. Hildesheimenses, nach welcher der König damals zu Regensburg gewesen wäre, steht auch in der Vita Godehardi posterior c. 21 und in dem Ann. Saxo; diese Irrthümer stammen sämmtlich aus einer und derselben Quelle. Die Urkunde bei St. R. Nr. 1878 bestätigt die Angabe der Quedlinburger Annalen.

S. 231. 232. — Die Ereignisse in Konstanz berichtet Wipo c. 7 und erzählt

im folgenden Kapitel, wie sich Konrad Basels bemächtigte. Die Zeit wird näher bestimmt durch die Urkunde bei St. R. Nr. 1892. Die Kritik, welche Blümcke, Burgund unter Rudolf III. S. 44. 50 gegen Wipo hier übt, scheint mir wenig begründet; Wipo ist gerade über die Verhältnisse Burgunds sehr gut unterrichtet. Ueber den Besuch Konrads in Worms haben wir Nachrichten in der Vita Burchardi c. 26.

S. 233. — Den Reichstag in Tribur erwähnen die Annales Quedlinburgenses zum Jahre 1025. Vergl. die Urkunden bei St. R. Nr. 1896. 1897. Ueber den Tod Boleslaw Chabrys vergleiche man dieselben Annalen und Wipo c. 9.

S. 234. 235. — Der Bund zwischen Konrad und Knud ist nur aus Adam von Bremen II. 54 bekannt. Eine Zeitbestimmung fehlt, und die des Annalista Saxo und der Annales Magdeburgenses, die Beide Adam nur ausschreiben, bietet keine Gewähr. Stenzel hat die Abschließung des Bundes nach Rom verlegt, aber der Ausdruck mediante archiepiscopo scheint darauf hinzudeuten, daß die Herrscher ihr Bündniß nicht persönlich abschlossen; jedenfalls hätte Unwan dann damals in Rom gewesen sein müssen, doch wird seiner auf dem römischen Concil im Jahre 1027 nicht gedacht. Man hat deshalb wohl Grund, die Abschließung des Bundes in eine frühere Zeit zu verlegen. H. Breßlau in den Forschungen zur d. Geschichte Bd. V. S. 612 nimmt an, daß schon 1025 ein Friedensbündniß zwischen Konrad und Knud geschlossen, die Verlobung des jungen Heinrich und die Abtretung der Mark aber erst später (um 1030) erfolgt sei. Ihm folgt Steindorff, Heinrich III. Bd. I. S. 34. Die Abtretung von Reichsgebiet erklärt sich leichter 1025. — Der Eindruck, den Knud bei seiner Reise durch Frankreich machte, zeigt sich in einem Briefe Fulberts an den König (ep. 97).

S. 235—237. — Die Anschläge der französischen und lothringischen Großen gegen Konrad gehen aus Fulberts Briefen (besonders ep. 15. 94. 119) und aus den Gesta opp. Cameracensium III. 50 hervor. Man vergleiche hierüber die bereits angeführte Abhandlung von Papst in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. V. S. 339 ff. Den Ausbruch der Feindseligkeiten mit dem jüngeren Konrad bestimmen der Zeit nach die Annales Sangallenses maiores, wo fomes statt fames zu lesen ist. Im Uebrigen beruht unsere Darstellung auf Wipo c. 10. Der König kann sich vor dem December 1025 nicht nach Lothringen begeben haben, da er im October nach der Vita Godehardi prior. c. 28 in Worms war und am 4. December sich nach der Urkunde bei St. R. Nr. 1900 in Tribur aufhielt.

S. 237. 238. — Der Aufenthalt des Königs in Augsburg währte mindestens vom 2. bis 14. Februar 1026. Man vergleiche Wipo, die Vita Godehardi post. c. 21 und die Urkunden bei St. R. Nr. 1902—1904. Die gewöhnliche Annahme ist, daß der junge Heinrich damals zu Augsburg zum Nachfolger des Vaters designirt sei. Dies scheint auch aus Wipo zu folgen, obgleich er es nicht ausdrücklich sagt. Auffällig ist die Nachricht der Repgowschen Chronik S. 333 und der Königsberger Kaiserchronik, nach welcher die Wahl zu Minden stattgefunden haben soll. Sollte dabei an Konrads Aufenthalt zu Minden Weihnachten 1024 zu denken sein?

S. 239—241. — Die Unterhandlungen der Italiener mit Wilhelm von Aquitanien erhellen aus den Actenstücken, welche sich in Fulberts Briefen finden. Besonders wichtig sind außer den bereits angeführten ep. 123—126. Außerdem sind zu berücksichtigen Ademar III. 62, Rodulfus Glaber III. 9 und Arnulfus Mediol. II. 1. 2. Bemerkenswerth ist auch Mascovs Excurs in der Adn. 21 zu den Commentarien T. I. und die öfters angeführte Abhandlung von Papst.

S. 241—243. — Konrads Zug nach Italien beschreibt Wipo c. 12—15. Außerdem sind die Urkunden zu berücksichtigen. Die Krönung Konrads zu Mailand kann nach Arnulf nicht bezweifelt werden, so auffällig das Stillschweigen Wipos und des gleichzeitigen Königskatalogs im Codex Ambrosianus (M. G. III. 217) auch sein mag. Daß Konrad am 23. März 1026 zu Mailand war, geht aus den Urkunden bei St. R. Nr. 1913. 1914 hervor.

S. 243. 244. — Odilos Eintreffen im deutschen Lager und seine Fürbitte für Pavia bezeugt Jotsaldus in der Vita Odilonis c. 6. Den Tag, an welchem Konrad in Rom einrückte, bestimmt die Vita Godehardi post. c. 22.

S. 244. 245. — Wie Papst Johann XIX. den Stuhl Petri bestieg, geben Rodulfus Glaber IV. 1 und Bonizo p. 625 an. Ueber die Verhandlungen des Papstes mit den Griechen finden wir gute Nachrichten bei Rodulfus Glaber und Hugo Flaviniacensis II. 17. Des Papstes Verhandlungen mit Frankreich gehen aus einem Briefe Fulberts (ep. 94) hervor. Die Zusammenkunft des Papstes mit Konrad in Como erwähnt Rodulfus Glaber a. a. O.

S. 245—249. — Ueber die Vorgänge und Verhandlungen bei Konrads Anwesenheit in Rom sehe man außer Wipo c. 16 die Commemoratio superbiae Ravennatis archiepiscopi (M. G. VIII. 12), Arnulfus Mediol. II. 3—6, die Acten des römischen Concils bei Mansi XIX. 479 ff., das Chronicon Novaliciense App. 5 und die Epistola Canuti regis ad gentem Anglorum bei Mansi XIX. 499 ff. Die Kirche, in welcher die Krönung stattfand, findet sich nur in der Commemoratio erwähnt und wird dort als die basilica apostolorum bezeichnet. Die Peterskirche wird sonst nicht unter diesem Namen verstanden, und ich glaubte deshalb den Ausdruck auf die Basilica S. Apostoli neben der Burg der Tusculaner deuten zu müssen, doch scheint mir Gregorovius Einwendung gegen diese Deutung (Geschichte Roms im Mittelalter Bd. IV. S. 35) begründet.

S. 249—251. — Das Auftreten Konrads in Unteritalien schildert Wipo c. 17. Näheres über die damaligen Verhältnisse dieser Gegenden ergiebt sich aus Amatus I. 33—40, Leo Ostiensis II. 56, den Annales Barenses zum Jahre 1027 und Lupus Protospatharius zum Jahre 1028.

S. 251. — Die Geschichte des Thasselgard bei Wipo c. 18 wird aufgeklärt durch die Urkunde der Söhne des Grafen Teselgard vom Jahre 1039, welche aus dem Registrum Farfense bei Fatteschi, Memorie istorico-diplomatiche de' duchi di Spoleto p. 329 abgedruckt ist. Die wunderliche Teufelserscheinung erzählt Rodulfus Glaber IV. 2.

S. 252—255. — Die zweite Empörung Herzog Ernsts gegen Konrad behandelt Wipo c. 19. 20. Der Brief der Mathilde an Mesco findet sich in unseren Documenten unter A. 7. Ueber die Einziehung der Lehen Welfs sehe man die Urkunde bei St. R. Nr. 1956, über den Aufenthalt des Kaisers in Regensburg die Vita Godehardi prior. c. 31 und die Urkunden bei St. R. Nr. 1957. 1958 und Meichelbeck, Historia Frisingensis T. I. p. 221. Ueber die Belagerung der Kiburg berichten die Annales Sangallenses maiores zum Jahre 1027, über Gebehard die Vita Godehardi prior c. 31 und die Vita Meinwerci c. 200. Daß Gebehard ein Stiefbruder des Kaisers war, geht aus Hermannus Contractus zum Jahre 1036 hervor; seine Mutter war Adelheid, der Vater ist unbekannt. Vergl. Gfrörer, Papst Gregorius VII. Bd. I. S. 256.

S. 255—257. — Das Frankfurter Concil beschreibt am eingehendsten Wolfhere in der Vita Godehardi prior c. 31—34, bei weitem kürzer in der Vita posterior

c. 23. Den Verlauf des Gandersheimer Streites muß man in beiden Lebensbeschreibungen verfolgen.

S. 257. 258. — Der Kaiser verweilte am 19. October 1027 zu Tribur nach einer Urkunde (St. R. Nr. 1963). In der Urkunde vom 23. October dieses Jahres bei Ughelli, Italia sacra IV. 926 ist der Ausstellungsort: Triauli in Triburi zu verbessern; so jetzt auch Stumpf (R. Nr. 1964). Am 9. December war der Kaiser zu Toul (St. R. Nr. 1965). Die Vita Godehardi post. c. 23 und der Annal. Saxo geben an, daß der Kaiser das Weihnachtsfest 1027 zu Lüttich feierte; nach den Annales Hildesheimenses wäre es zu Regensburg geschehen. Ueber den Vertrag zwischen K. Rudolf von Burgund und dem Kaiser handelt Wipo c. 21; die Zeit wird bestimmt durch die Urkunde bei St. R. Nr. 1962. Irrig nimmt Mascov I. p. 280 an, daß Konrad vom Baseler Vertrage an seine Regierungsjahre gezählt habe; der Irrthum, den auch ich früher theilte, wird dargelegt von Blümcke, Burgund unter Rudolf III. S. 55. 56. Der Krönung Heinrichs III. gedenkt Wipo c. 23. Sehr auffällig ist, daß Wolfhere in der Vita Godehardi prior c. 30 die Krönung in das Jahr 1026 setzt; in der Vita post. c. 23 hat er bereits den Fehler selbst verbessert. Es ist uns ein gleichzeitiger Krönungsrhythmus erhalten, zuletzt herausgegeben von Jaffé in Haupts Zeitschrift Bd. XIV. p. 462—464.

S. 259. — Der Aufenthalt des Kaisers in Sachsen im Jahre 1028 währte vom Mai bis mindestens in den October. Konrad war am 24. und 26. Mai in Dortmund, am 1. Juli in Magdeburg, am 1. August in Allstädt, am 20.—23. August zu Wallhausen, am 11. September zu Imshausen, am 6. und 10. October zu Pöhlde. Man sehe die Urkunden bei St. R. Nr. 1972—1983 und die Vita Godehardi prior c. 35. Ich glaube, daß die Synode zu Pöhlde bereits in dieses Jahr zu setzen ist und ebenso auch in den October 1028 die Gesandtschaft der Liutizen fällt, welche die Annales Hildesheimenses erst zum Jahre 1029 erwähnen. Daß Konrad Weihnachten 1028 zu Pöhlde begannen habe, scheint nur eine Conjectur des Annalista Saxo aus der späteren Vita Godehardi. Die Angabe der Hildesheimenses (Ingelheim) ist gewiß irrig, da der Kaiser am 30. December zu Augsburg war (St. R. Nr. 1985). Vergl. die abweichende Ansicht von L. Giesebrecht in den Wendischen Geschichten Bd. II. S. 69.

S. 259. 260. — Ueber die Angriffe der Ungarn gegen Mesco habe ich mich in der ersten Auflage auf die sogenannten Monseschen Fragmente, abgedruckt bei Boczek, Codex diplomaticus Moraviae T. I. Nr. 125 ff., berufen. Seitdem ist die Echtheit dieser Actenstücke von mehreren Seiten mit gutem Grunde in Frage gestellt; man vergleiche W. Wattenbach, Die slawische Liturgie in Böhmen in den Abhandlungen der hist. phil. Gesellschaft in Breslau Bd. I. S. 221. Ich habe deshalb jetzt hier und im Folgenden die Benutzung derselben unterlassen und nur daran festgehalten, daß Stephan das Abscheiden Boleslaw Chabrys benutzte, um frühere Verluste vergessen zu machen und sein Reich abzurunden, wie mir dies aus der Lage der Dinge und dem ganzen weiteren Gange der Ereignisse zu folgen scheint. Ob er auch Mähren damals theilweise eingenommen hat, muß dahingestellt bleiben. Ueber Knuds Eroberungen an der Ostseeküste sehe man die Wendischen Geschichten Bd. II. S. 64. Bischof Werners Gesandtschaftsreise berichtet Wipo c. 22. Ausführlichere Nachrichten über dieselbe finden sich in der Schrift eines gewissen Berthold, die um das Jahr 1120 in Donauwörth entstanden ist und umständlich berichtet, wie die dort bewahrte Partikel des heiligen Kreuzes durch Mangold von Wörth, den Begleiter Werners, von Constantinopel übertragen sei. In dieser Schrift, gedruckt bei Oefele, Scriptores

T. II. p. 332—336 und Königsdorfer, Geschichte von Donauwörth I. 384—392, findet sich neben Sagenhaftem auch Begründetes. Denn daß Mangold die Kreuzpartikel als Gesandter Konrads II. vom Kaiser Romanus in Constantinopel erhalten habe, berichtet auch die Bulle Leos IX. vom 3. December 1049 (Jaffé, Reg. pont. Nr. 3202), deren Echtheit über jeden Zweifel erhaben scheint. Interessant ist, daß Papst Leo hier, wie es auch in der Schrift Bertholds geschieht, als Zweck der Gesandtschaft angiebt, daß sie für den Sohn des Königs um eine Kaisertochter von Byzanz habe werben sollen. Man würde schwer glauben, wenn nicht der Papst in den Hofverhältnissen der damaligen Zeit so gut unterrichtet gewesen wäre, daß Konrad für den jungen Heinrich, der überdies schon der Tochter Knuds verlobt gewesen zu sein scheint, um eine der alternden Töchter Constantins IX. nachgesucht habe, aber große Combinationen für das Reich ließen sich allerdings an eine solche Verbindung knüpfen. Eingehend handelt über Werners Gesandtschaftsreise nach Constantinopel H. Breßlau in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. V. S. 606 ff. Man hat später gefabelt, Konrad habe Werner nach Constantinopel geschickt, um sich so eines gefürchteten Widersachers zu entledigen. Die älteste Quelle dieser Fabel möchte die Historia Novientensis monasterii (Böhmer, Fontes III. p. 15) sein, wo überdies dieser Werner mit dem gleichnamigen Straßburger Bischof, der im Jahre 1079 starb, verwechselt wird. Werner endete in Constantinopel am 28. October 1028. Ueber den Tod Bruns von Augsburg sehe man E. Steindorff, Heinrich III. Bd. I. S. 20. Den ersten Einfall Mescos in das deutsche Reich erwähnen die Annales Hildesheimenses zum Jahre 1028.

S. 260. 261. — Bretislaws Jugend und erste Thaten erzählt Cosmas Pragensis II. 40. 41. Ueber die Zeit des Zuges sehe man Röpell, Geschichte Polens Bd. I. S. 166. Konrads Zug gegen die Polen im Jahre 1029 berichten kurz die Annales Leodienses, ausführlicher der Annalista Saxo und die Magdeburger Annalen, bei denen hier die wichtigen Mittheilungen beginnen, welche wir als Fragmente einer gleichzeitigen sächsischen Quelle ansehen. Vergl. oben S. 566.

S. 262. — Den Einfall der Polen im Anfange des Jahres 1030 berichtet die ebengenannte Quelle, deren Ausdruck in den Magdeburger Annalen am treuesten wiedergegeben scheint, ziemlich ausführlich.

S. 263. — Ueber den Kriegszug Konrads gegen Ungarn im Jahre 1030 handeln Wipo c. 26 (Hermannus Contractus), die Annales Sangallenses, Annales Hildesheimenses, Annales Altahenses, Vita s. Stephani maior c. 15, Annalista Saxo, Vita Meinwerci c. 205. Merkwürdig ist die Urkunde eines Lothringers Arnulf, der mit seinem Grafen Heinrich damals nach Ungarn ziehen mußte Ritz, Urkunden des Niederrheins Bd. I. S. 51. Ueber den Frieden mit Stephan sehe man Steindorff a. a. O. S. 24.

S. 264. — Die Urkunde vom 29. Mai 1029 (Documente B.) ist uns nur in dem Codex Udalrici überliefert. Die Form hat viel Auffälliges. Jaffé glaubte deshalb, daß sie nur in einem Auszuge erhalten sei; Breßlau (Kanzlei Konrads II. S. 129) hält sie für überarbeitet; Stumpf (St. R. Nr. 1991), Usinger (Gött. gel. Anzeigen 1870. S. 128 ff.), Waitz (Forschungen zur d. Geschichte XIV. S. 32), Steindorff (Heinrich III. Bd. I. S. 415 ff.) erklären sie im Allgemeinen für unecht, nehmen aber meist an, daß sie auf Grund einer echten Urkunde Konrads II. mit demselben Actum und Datum gefälscht sei. Ich habe Anstand genommen, jetzt noch aus diesem Actenstück die Folgerung zu ziehen wie früher, daß Konrad seinen Stiefsohn mit dem Herzogthum Baiern belehnt habe. Freilich ist noch wenig erklärt, wie

in die Urkunde ein unrichtiges Factum eingefügt sein soll, welches für den Zweck der Fälschung völlig gleichgültig war. Natürlicher als die bisherigen Erklärungsversuche wäre immer noch die Annahme eines Schreibfehlers.

S. 264—266. — Das Ende Ernsts von Schwaben und die damit zusammenhängenden Ereignisse stellt Wipo c. 25. 27. 28 schön und anschaulich dar. Zu vergleichen ist Stälins Darstellung Bd. I. S. 481 ff. Nach Konrads Worten bei Wipo zweifle ich, ob Ernst überhaupt Nachkommenschaft hinterließ. Die Nachricht von einer Tochter desselben, Namens Ida, bei Albert von Stade ist spät und unklar.

S. 267. 268. — Am 23. März 1031 war der Kaiser zu Goslar (St. R. Nr. 2015), am 11. April nach den Annales Hildesheimenses zu Nymwegen, ebendaselbst noch am 23. April nach einer Urkunde für das Kloster S. Vannes zu Verdun (Breßlau, Kanzlei Konrads II. S. 94. 135), am 8. Juni zu Worms (St. R. Nr. 2018), am 29. Juni nach der Vita Bardonis maior c. 14 zu Mainz, dann im Juli zu Goslar, im August zu Imshausen, am 14. und 16. September zu Belgern nach den bei Böhmer und Stumpf verzeichneten Urkunden. Erst in den Herbst fällt nach den Annales Hildesheimenses der Kriegszug gegen Polen. Ueber den Zug selbst finden wir außerdem Nachrichten bei Wipo c. 29. Am 24. October urkundete der Kaiser bereits wieder in Tilleda (St. R. Nr. 2025).

S. 267—269. — Ueber Mescos Unterwerfung handeln vornehmlich die Annales Hildesheimenses zum Jahre 1032 und Wipo a. a. O. Die Ersteren sprechen nur von der Abtretung eines Theils von Polen an Dietrich, Wipo dagegen von einer Zertheilung Polens in drei Stücke, von denen Mesco nur eines belassen wäre. Wipo scheint von diesen Dingen weniger gut unterrichtet zu sein. Daß die Oberlausitz an Meißen zurückfiel, ist nur ein Rückschluß aus späteren Verhältnissen. Das Todesjahr Markgraf Hermanns steht nicht fest; nach Steindorff (Heinrich III. I. 60) wäre er zwischen 24. October 1031 und 17. December 1032 gestorben. Was über Mescos Sorge für die Kirche und dessen Ende von mir gesagt ist, wird in den Wendischen Geschichten Bd. II. S. 75. 76 bewiesen. Im Jahre 1015 wird aber schwerlich, wie dort angenommen ist, Kasimir schon geboren sein, da die Vermählung der Richeza mit dem Polen wohl nicht vor dem Frieden von Bautzen im Jahre 1018 erfolgt sein kann. Ueber die Flucht der Richeza und die Zeit derselben findet sich die beste Nachricht in den Annales Magdeburgenses z. J. 1034. Die Notiz bei Staindel z. J. 1035, welche ich früher auf die Annales Altahenses glaubte zurückführen zu müssen, ist nicht aus diesen entnommen. Im Uebrigen ist Mascov T. I. Adnot. p. 65, Stenzel I. S. 77 und Röpell I. p. 662 zu vergleichen.

S. 270. 271. — Die Nachrichten des Cosmas Pragensis über die letzten Zeiten Udalrichs und Bretislaws Anfänge sind vielfach ungenau; die Angaben der Annales Hildesheimenses und Altahenses verdienen hier, wie ich glaube, den Vorzug. Den Tod Udalrichs setzt Cosmas auf den 9. November 1037: diese Bestimmung steht aber mit seiner eigenen Angabe im Widerspruch, wonach der Zug gegen Polen vom Jahre 1039 in das vierte Regierungsjahr Bretislaws fallen soll. Schon deshalb ist es mir bedenklich, wenn Büdinger, Oesterreichische Geschichte Bd. I. S. 353 hier Cosmas folgt und die Zeitbestimmungen der Altaicher Annalen verläßt. Aber auch die deutschen Quellen sind hier nicht ohne Widersprüche. Die Altaicher Annalen melden z. J. 1032 die Entsetzung Udalrichs, der unmittelbar die Belehnung Bretislaws mit Böhmen, dann die Auflehnung des neuen Herzogs und ein glücklicher Kriegszug des jungen Königs Heinrich gefolgt sei. Nach den Annales Hildesheimenses muß man dagegen annehmen, daß Jaromir dem Udalrich folgte, und man wird dem

gleichzeitigen Zeugniß derselben den Vorzug einräumen müssen. Ein Kriegszug des jungen Heinrich nach Böhmen wird aber nicht nur von den Altaicher Annalen, sondern auch von Wipo c. 33 bezeugt, nur läßt ihn dieser gegen Udalrich gerichtet sein und verlegt ihn in den Sommer des Jahres 1034, da er die Rückkehr aus demselben gleichzeitig mit der Rückkehr des Kaisers aus Burgund im Herbst 1034 setzt. Waitz hat in den Forschungen Bd. VII. S. 399 sich für die Altaicher Annalen gegen Wipo entschieden, aber die Ersteren enthalten gerade in diesen Partien so viel Ungenaues, daß ich ihre Autorität gegen die sehr bestimmten Angaben des Wipo nicht in die Wage werfen möchte. Allerdings scheint Wipo den Erfolg des Zugs zu übertreiben. Ich habe früher versucht durch Combination die divergirenden Angaben der Annales Altahenses und Wipos auszugleichen, und möglich ist allerdings ein doppelter Kriegszug Heinrichs in den Jahren 1033 und 1034; aber jede derartige Combination kann sich von willkürlichen Annahmen nicht frei halten.

S. 271. — Aus den Notizen der Annales Altahenses z. J. 1033 ist, wie ich jetzt überzeugt bin, eine Reise Heinrichs nach Ungarn in diesem Jahre nicht zu entnehmen; die betreffenden Worte scheinen sich mir nur auf den Friedensschluß zu beziehen, welche die Annales Hildesheimenses z. J. 1031 berichten und sind wohl der Hauptsache nach aus dieser Quelle entnommen. Vergl. Steindorff, Heinrich III. I. 25.

S. 272—280. — Fast sämmtliche Quellenstellen, welche für die Erwerbung Burgunds von Erheblichkeit sind, hat Mascov in den Commentarien T. I. p. 288 gesammelt; nur wenige Bemerkungen sind hinzuzufügen. Jener Seliger, welcher die burgundische Krone im Jahre 1032 Konrad überbrachte, erscheint in einer Urkunde vom Jahre 1016 bei Trouillat, Evêché de Bâle T. I. p. 152; Udalrich, der Sohn desselben, wird bei Hermann von Reichenau zum Jahre 1036 erwähnt. Es ist früher nicht beachtet worden, daß Odo sich hauptsächlich in den romanischen Theilen festsetzte, während die deutschen Theile Burgunds sogleich Konrad zufielen; auch wurde die Wichtigkeit des damals mit Frankreich geschlossenen Bundes übersehen. Daß der Vertrag in das Jahr 1032 fällt, ergeben die Annales Laubienses. Die wichtige Rolle, welche Poppo in diesen Angelegenheiten spielte, erhellt aus der Vita Popponis c. 18. Ueber den Antheil, den Brun von Toul an diesen Dingen hatte, vergl. man oben S. 456 und Wiberti Vita Leonis IX. L. I. c. 14, wo aber als damaliger König von Frankreich irrig Robert genannt wird. Zu berücksichtigen ist für den Frieden auch die Notiz bei Rodulfus Glaber IV. 8 und die merkwürdige Stelle in dem Briefe des Abts Siegfried von Gorze (Documente A. 10): Memini praeterea, dudum, cum pater eius filiam suam regi Francorum desponsare vellet et hoc contra fas, sicut in praedicta figura cognosci potest, agere disponeret, multos fuisse, qui imperatoris maiestati placere volentes tales nuptias bene et utiliter fieri posse persuadere contenderent, eo quod per ipsas duo regna in magnam pacem confoederari et in unum redigi sperarent. Eine persönliche Zusammenkunft zwischen Kaiser Konrad und König Heinrich zu Deville an der Maas wird in einer undatirten Urkunde (St. R. Nr. 2049) erwähnt; Stumpf setzt sie wohl mit Recht in das Jahr 1033, während Andere das Jahr 1032 vorziehen. Eine zweite Krönung Konrads als Königs von Burgund ist nach den Annales Sangallenses z. J. 1034 nicht anzunehmen, wie es Blümcke a. a. O. S. 67 thut; es handelt sich dort nur um die gewöhnliche Festceremonie. Ueber Odo von Champagne hat Blümcke S. 83 ff. in einem besondern Excurs gehandelt. Werthvolle Nachrichten über den Krieg zwischen dem Kaiser und Odo von Champagne findet man in dem

gleichzeitigen Chronicon s. Michaelis in pago Virdunensi c. 28—30. Ebendaselbst c. 32 sind einige gute Notizen über die Familie Herzog Friedrichs zu beachten.

S. 284. — Militum animos in hoc multum attraxit, quod antiqua beneficia parentum nemini posterorum auferri sustinuit. Wipo c. 6. Die Worte sind so einfach, daß man schwer begreift, wie sie zu so vielen Deutungen Anlaß geben konnten.

S. 285. 286. — Quo transitu regna pacis foedere et regia tuitione firmissime cingebat. Wipo c. 6. Deinde diversa regna peragrantes caesar per se, rex sub tutore et actore Augustensi episcopo Brunone cunctos rebelles domabant et foedera pacis ubique feliciter firmabant. Wipo c. 23. Man sehe den Excurs am Ende dieser Anmerkungen. Das Dienstrecht für die Ministerialen in Weißenburg findet sich in der unter unseren Documenten (B.) abgedruckten Urkunde; wenn sie auch nach vielen Seiten Bedenken erregt, so wird doch fast allgemein angenommen, daß ihr ein echtes Actenstück zu Grunde liegt, und dies wird dann Konrads Bestimmungen für die Weißenburger Ministerialen enthalten haben. Vergl. oben die Bemerkungen zu S. 264. Die Rechte der Limburger Ministerialen sind bestimmt in der Urkunde vom 17. Januar 1036 (das Jahr 1035 in der Urkunde ist irrig), abgedruckt in den Acta Palatina VI. 274 (St. R. Nr. 2070). Das Weingartener Hofrecht ist aus einer gleichzeitigen Handschrift bei Kindlinger, Geschichte der deutschen Hörigkeit S. 220 abgedruckt. Das äußerst interessante Edictum Chuonradi de mancipiis ecclesiarum ist zum ersten Mal von Pertz in den Mon. Germ. Legg. II. 38 herausgegeben. Es heißt darin: Quia sanctae Fardensis ecclesiae mancipia ceu bruta animalia pro quantulocumque pretio hactenus venundata fuisse audivimus, non solum illam nefariam consuetudinem admiramur, verum etiam ut rem Deo hominibusque detestabilem execramur. Ueber die Sorge der Kaiser für die niederen Leute sehe man Lambert von Hersfeld: regia maiestas, quae unicum antehac omnibus afflictis refugium esse consueverat (M. G. V. 194) und Othlon (M. G. XI. 384).

S. 286. — Ueber die Feststellung der Reichseinkünfte in Baiern ist die wichtige Urkunde vom Jahre 1027 bei Meichelbeck, Hist. Frising. T. I. p. 221 vor Allem in Betracht zu ziehen. Für die Verhältnisse des Herzogthums Kärnthen ist von großer Bedeutung die Urkunde, im Mai desselben Jahres zu Verona erlassen (St. R. Nr. 1948).

S. 287. 288. — Wipo c. 11. 26 und die Chronica Farfensis des Gregorio von Catino c. 5 belehren über die Erzieher des jungen Königs. Man sehe auch die Urkunden bei St. R. 1391. 1392. Auf die Bemerkung Aventins in den sogenannten Breves annales Altahenses: educatus Frisio episcopo et Andex ist kein Gewicht zu legen, so lange man nicht ihre Herkunft kennt.

S. 290—293. — Die Zeit des Fürstentages zu Bamberg wird durch die Annales Hildesheimenses und die Urkunden bei St. R. Nr. 2064—2067 bestimmt. Der Brief an Azecho von Worms findet sich abgedruckt unter unseren Documenten A. 8. Ueber das Ende Herzog Adalberos vergleiche man die Annales Hildesheimenses zum Jahre 1036, Hermannus Contractus und die Annales Altahenses zum Jahre 1039. Das in den Hildesheimer Annalen erwähnte Eresburgh (bei Ann. Saxo Eresberch) ist Ebersberg in Oberbayern. Man vergleiche Büdinger, Oesterreichische Geschichte Bd. I. S. 458—460. Den Todestag Adalberos (28. November 1039) giebt das Martyrologium Frisingense (Quellen und Erörterungen VII. 471). Für die Familienverhältnisse Arnolds von Lambach ist die Vita Adalberonis episcopi

Wirzeburgensis in den M. G. XII. 127 von Interesse. Bischof Brun von Würzburg ist in der Stammtafel bei Stenzel Bd. II. S. 122 durch ein Versehen zu einem Sohn Herzog Konrads des Jüngeren gemacht worden; er war der Bruder desselben, wie aus Hermannus Contractus zum Jahre 1034 hervorgeht. Brun von Würzburg wird ein sehr umfangreicher Tractat über die Psalmen, gedruckt in der Bibliotheca maxima patrum XVIII. 65—330, nebst einigen anderen exegetischen Werken zugeschrieben; mit welchem Recht, mag dahingestellt sein, da Andere diese Arbeiten dem Bischof Brun von Augsburg beilegen.

S. 294. 295. — Das Verhältniß Konrads zu den Cluniacensern geht besonders deutlich aus der Vita Popponis hervor; wir verweisen für das im Text Gesagte zunächst auf c. 19 und 23.

S. 295. 296. — Ueber den Bau des Klosters Limburg und des Doms zu Speier ist viel geschrieben, aber selten mit eingehender Kritik. Eine weit verbreitete Erzählung geht dahin, daß der Kaiser, durch den plötzlichen und gewaltsamen Tod seines Sohnes Konrad bewogen, an einem Vormittage den Grundstein des Klosters Limburg, des Speierer Doms und der Johanniskirche zu Speier gelegt habe. Von einem anderen Sohne des Kaisers als seinem Nachfolger im Reiche weiß jedoch die Geschichte Nichts, und deshalb hat man den einen Theil der Tradition zwar neuerdings aufgegeben, aber nichtsdestoweniger an dem Glauben festgehalten, daß zu den genannten drei großen Kirchen an einem Tage der Grundstein gelegt sei, und zwar soll dies am 12. Juli 1030 geschehen sein. So berichten noch im Wesentlichen Geißel in der Geschichte des Kaiserdoms zu Speier Bd. I. S. 15 und Andere. Die älteste Quelle, welche man hierfür anführen kann, ist die Chronik der Speierer Bischöfe im sogenannten Codex minor, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßt, abgedruckt bei Mone, Quellensammlung der Badenschen Landesgeschichte Bd. I. S. 180, bei Böhmer, Fontes rerum Germ. II. 151 und in den M. G. XVII. 82 unter dem Namen der Annales Spirenses. Dort heißt es: Genito Heinrico tertio (Cuonradus), vigilia Margarete erexit primarium lapidem Limpure et ieiunus venit Spiram et erexit ibi primarium ad maiorem ecclesiam et ad sanctum Iohannem evangelistam. Hier ist der Tag des 12. Juli angegeben, nicht das Jahr. Dieses wird zuerst hinzugefügt in dem Chronicon Spirense des Priesters Johann von Mutterstadt (Eckard, Corpus hist. medii aevi T. II. p. 2261), welches erst um das Jahr 1450 geschrieben ist. Diese Quelle wiederholt buchstäblich die eben angeführten Worte, setzt aber das Jahr 1030 hinzu; spätere Schriftsteller geben bald dasselbe, bald ein anderes Jahr, wie man bei Geißel a. a. O. in der Note weiter nachsehen kann. Klar ist, daß das Gründungsjahr nur schwache Autorität für sich hat; anders scheint es mit dem Tage zu stehen. Wenn es aber an sich schon auffällig ist, daß der Kaiser drei große Feierlichkeiten an einem Vormittage vorgenommen haben soll, so mehren sich die Zweifel noch durch die Erwägung, daß der 12. Juli nach Wipo c. 39, wenn man der hier gewiß den Vorzug verdienenden Leseart des Codex von Pistorius: tricessima octava, qua obdormivit die folgt, der Tag war, an welchem Konrad zu Speier begraben wurde. Vielleicht war es zugleich der Geburtstag des Kaisers, wie auch sein Sohn recht absichtlich am Geburtstage bestattet wurde; daß man dem Geburtstage eine besondere Bedeutung schon damals beilegte, zeigt das Beispiel Heinrichs II., der an demselben den Bamberger Dom einweihen ließ. Jedenfalls war der 12. Juli ein Gedenktag für die drei von Konrad gestifteten Kirchen und in ihrem Festkalender verzeichnet, und hieraus erkläre ich mir die Sage, daß der Grundstein dieser Kirchen an einem und dem-

selben Tage desselben Jahres gelegt sei; denn ich kann diese Erzählung ohne alte Autoritäten nur für eine Sage halten. Keins dieser Bauwerke hat übrigens Konrad vollendet, wie auch schon die Chronik des Codex minor angiebt. Limburg ward von ihm am meisten gefördert; schon 1035 war die Krypta fertig, und einige Altäre wurden geweiht. Man vergleiche die Notiz der früheren St. Gallener Handschrift des umgearbeiteten Hermannus Contractus zum Jahre 1034, die Chronik des Eckehard zum Jahre 1025, die Vita Popponis c. 19, den Brief der Limburger Mönche bei Mabillon, Annales ordinis s. Benedicti T. IV. p. 343 und die Urkunde bei St. R. Nr. 2070; auch Remling, Geschichte der Bischöfe zu Speier Bd. I. S. 267 ist einzusehen. Im Jahre 1042, als die Reliquien der heiligen Lucia nach Limburg gebracht wurden, war die Kirche wohl bereits vollendet; man vergleiche Sigebertus Gemblac., Sermo de s. Lucia bei Mabillon a. a. O. p. 334. Bald nach dem Jahre 1050 kam Limburg schon in Verfall, verlor seine Selbstständigkeit und gerieth unter die Speierer Bischöfe (Vita Popponis c. 23 und die Urkunde von 1065 in Remlings Speierschem Urkundenbuch S. 55). In der Johanniskirche wurden 1047 die Reliquien des heiligen Guido von Pomposa beigesetzt: die Kirche wird damals als noch in den Anfängen von Hermann von Reichenau bezeichnet, und ich finde keine weitere Nachricht über den Fortgang des Baues, als daß die Chronik des Codex minor Heinrich III. als den Vollender desselben bezeichnet. Was endlich den Speierer Dom anbetrifft, so sollte man nach der angeführten Stelle des Eckehard meinen, daß Konrad nur der Gedanke, die Ausführung aber seinem Sohne und Enkel angehöre. Dies ist aber irrig, da Konrad schon 1039 seine Gruft in der Kirche fand und Heinrich IV. in einer Urkunde vom 30. August 1068 ausdrücklich Konrad, Gisela und Heinrich III. als Erbauer des Doms bezeichnet (Remling, Speiersches Urkundenbuch S. 53). Aus einem von Sudendorf, Registrum II. 1 veröffentlichten Briefe des Speierer Domdekans vom Jahre 1033 an den neuernannten Bischof Reginbald geht hervor, daß man damals noch mit dem Abbruch des alten Doms beschäftigt war, denn so sind wohl die Worte zu verstehen: „Ipsi te parietes ecclesiae interrupti pendentes vocabant, ipsi te urbis muri per te sperantes consummationem desiderabant.“ Reginbald, der Abt zu Ebersberg, St. Afra in Augsburg und Lorsch gewesen war, hatte sich bereits als Baumeister einen Namen gemacht (Codex Lauresham. T. I. p. 159). Man vergleiche über seine künstlerische Thätigkeit Herberger, Die ältesten Glasgemälde im Dome zu Augsburg S. 8 ff. Nach Konrads Tode hat Heinrich III. Anfangs gewiß eifrig am Dom gebaut; später erkaltete seine Vorliebe für Speier und damit wohl auch für den Dombau. Der Vollender des Dombaues wurde erst Heinrich IV.; die Chronik des Codex minor schreibt die Beendigung mit Unrecht schon Heinrich III. zu. Eingehend handelt über den Bau des Speierer Doms Sighart, Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern S. 87 ff.

S. 296. — Ueber Bischof Wilhelms kirchliche Neuerung und die Synode zu Limburg sehe man unten unsere Note zu S. 338–341 und Grandidier, Essais historiques sur la cathédrale de Strasbourg (1782).

S. 297. 298. — Daß Konrad sich von Simonie nicht freihielt, zeigt vor Allem Heinrichs III. Rede bei Rodulfus Glaber V. 5. Einzelne Fälle werden erwähnt von Wipo c. 8, in Ruperti Chronicon s. Laurentii Leodiensis c. 28, im Chronicon Novaliciense App. c. 5. Wie Konrad mit dem Kirchengut umging, beweist die Urkunde bei Erhard, Cod. dipl. Westph. T. I. p. 98, vor Allem aber, was Wipo c. 11 und c. 28 mit Beziehung auf die Abteien Kempten und Reichenau

erzählt. Die Vorgänge mit dem Abt von Reichenau und dem Erzbischof von Lyon erwähnt Hermannus Contractus zum Jahre 1032 und 1036.

S. 298—301. — Ueber Aribos Ende berichten die Vita Godehardi prior c. 36 und die spätere Bearbeitung c. 24; über Bardos Erhebung handeln die beiden Lebensbeschreibungen desselben, ausführlicher die jüngere c. 11—16. Die Synode zu Tribur erwähnen die Annales Hildesheimenses zum Jahre 1036, die Gesta epp. Camerac. III. 51 und Hermannus Contractus zum Jahre 1035, wo die irrige chronologische Bestimmung zu berichtigen ist. Die Annales Altahenses zum Jahre 1036 verlegen die Triburer Synode irrig nach Seligenstadt. Der Irrthum ist vielleicht dadurch entstanden, daß die Beschlüsse der Seligenstädter von 1022 und Triburer Synode von 1036 sich bisweilen handschriftlich verbunden fanden. Vergl. oben die Bemerkungen zu S. 193.

S. 302. 303. — Den Brief Poppos von Trier an den Papst und die Antwort auf denselben geben die Gesta Trevirorum, Cont. prima c. 4. Die besten Zeugnisse über die schmähliche Erhebung Benedicts IX. auf den päpstlichen Stuhl besitzen wir bei Rodulfus Glaber IV. c. 5, bei Hermannus Contractus zum Jahre 1033 und in Desiderii Lib. dialog. III. (Biblioth. maxima patrum XVIII. 853).

S. 304—306. — Die Annales Hildesheimenses berichten zum Jahre 1032, daß Konrad in Werben war, aber nur pacificandi regni gratia. Dieser Aufenthalt wird, wie Waitz in den Forschungen Bd. VII. S. 399 annimmt, erst in das Jahr 1033 fallen. Wenn aber Waitz auch das bei Wipo c. 33 Erzählte in dasselbe Jahr setzen will, so habe ich doch große Bedenken. Denn Wipo verlegt diese Ereignisse mit größter Bestimmtheit erst in das Ende des Jahres 1034, deutet auf frühere Unruhen hin (inter Saxones et paganos fiebant ea tempestate multae dissensiones et incursiones), welche auch in den Nachrichten der Annales Hildesheimenses zum Jahre 1033 und 1034 angedeutet werden, und berichtet, daß erst im folgenden Jahre (sequenti anno) Werben von den Liutizen genommen sei, was auch nach den Hildesheimenses in der Fastenzeit 1035 geschah. Der erste Wendenkrieg Konrads ist nach meiner Meinung in den Sommer und Herbst 1035 zu setzen. Der zweite Heerzug wird der Zeit nach näher bestimmt durch den Brief an Bischof Azecho von Worms, den wir in den Documenten unter A. 9 mittheilen. Man vergleiche auch die Annales Altahenses.

S. 306—308. — Ueber die Trennung Posens von Magdeburg sehe man die Wendischen Geschichten Bd. II. S. 77, ebendaselbst S. 94—96 wird die Stagnation der Mission in der Magdeburger Provinz nachgewiesen. Das Erwachen der Mission in Hamburg unter Unwan und Libentius schildert Adam von Bremen II. 55—65.

S. 309. 310. — Für die Wirren nach Knuds Tode ist außer den sonst bekannten Zeugnissen der eben angeführte Brief an Bischof Azecho von Worms von Interesse. Ueber Bischof Tymme ist zu vergleichen Adam von Bremen II. 75 und die Vita Godehardi post. c. 33.

S. 313. — Giulini (Memorie di Milano III.) hat ein reichhaltiges Material für den Kampf zwischen Konrad und Aribert gesammelt, doch ist die Kritik von ihm nicht immer streng gehandhabt. Auf Giulini beruhen die meisten neueren Darstellungen, selbst die von Stenzel; selbstständiger hat sich Hegel in seiner Geschichte der Städteverfassung von Italien gehalten, doch giebt er das allgemein Historische nur im Umriß. De Haulleville, Histoire des communes lombardes (Paris 1857) handelt ausführlich genug über die Zeiten Ariberts (T. I. p. 269—291), aber tritt doch nur die Spuren seiner Vorgänger aus; ich finde nicht, daß er die Ereignisse in



ein helleres Licht stellt, als Andere vor ihm. Kritische Untersuchungen verdankt man H. Pabst in seiner Schrift: De Ariberto II. Mediolanensi primisque medii aeri motibus popularibus (Berolini 1864). Die Abhandlung von P. Rotondi: Ariberto d'Intimiano arcivescovo di Milano im Archivio storico Italiano, Nuova serie T. XVII. P. I. p. 54 ff. ist unbedeutend. Die von Breßlau (Hirsch, Heinrich II. Bd. III. S. 137) angeführte Schrift: Annoni, Monumenti della prima metà del secolo XI. spettanti all' arcivescovo di Milano Ariberto (Milano 1872) kenne ich nicht; die Illustrationen derselben sollen für die Kunstgeschichte werthvoll sein. In dem erst neuerdings bekannt gewordenen Schreiben Leos von Vercelli an Heinrich II. (Forschungen VIII. 389) heißt es: Omnes Mediolanenses firmiter fidem vobis servant, quia pro Heriberto presbytero toti sunt conversi ad vestram fidelitatem. Man hat dabei an Aribert von Antemiano gedacht, und dies liegt sehr nahe; Bedenken erregt nur, daß Aribert damals noch nicht Priester gewesen zu sein scheint.

S. 315. 316. — Den Aufstand der Cremoneser gegen den Vorgänger Ubalds kennen wir aus Konrads Urkunde vom Jahre 1031, welche sich bei Ughelli, Italia sacra IV. 595 (St. R. Nr. 2129) findet. Unter der civitas vetus kann in derselben aber nur die alte Burg, nicht die alte Stadtverfassung verstanden werden, wie es Hegel a. a. O. II. 139 thut. Das Weitere geht aus den Decreten Konrads bei Muratori, Antiquit. T. VI. p. 53 und der Urkunde Heinrichs III. l. c. p. 217 (St. R. Nr. 2128 und 2163) hervor. In dem letzten Actenstück finden sich die merkwürdigen Worte über Aribert: qui omne regnum Italicum ad suum disponebat nutum.

S. 316—318. — Die wichtigsten Quellen für die Empörung der Valvassoren sind Wipo c. 34, die Gesta epp. Cameracensium, die Annales Sangallenses maiores, Hermannus Contractus zum Jahre 1035 und Arnulf von Mailand II. 10 und 11. — Foedus validae coniurationis in Italia exoritur. Inferiores namque milites, superiorum iniqua dominatione plus solito oppressi, simul omnes illis resistunt coadunati. Nec non etiam quidam ex servili conditione, contra dominos suos proterva factione conspirati, ipsi sibimet inter se indices, iura ac leges constituunt, fas nefasque confundunt. Annales Sangallenses maiores. — Magna et modernis temporibus inaudita confusio facta est Italiae. Wipo. — Daß man Aribert als den Urheber der Verschwörung ansah, zeigen neben Wipo auch die Gesta epp. Cameracensium l. c. Papst (de Ariberto p. 28) bestreitet, daß Konrad ein Einverständniß zwischen Aribert und den Valvassoren angenommen habe, wie es Wipo ausdrücklich sagt; ich sehe für diese Kritik keinen ausreichenden Grund. Darin liegt er offenbar nicht, daß ein solches Einverständniß in Wahrheit nicht nachzuweisen ist, ja vielmehr alle Wahrscheinlichkeit gegen sich hat, wie ich hinreichend betont habe.

S. 319. — Bonifacius Vermählung mit Beatrix beschreibt Donizo in der Vita Mathildis I. c. 10, wenn auch mit poetischer Färbung, doch im Allgemeinen der Wahrheit getreu. Bonifacius Anwesenheit in Deutschland erhellt auch aus der Urkunde bei St. R. Nr. 2078, welche zu Nymwegen am 5. Juli 1036 erlassen ist.

S. 320. 321. — Stenzel folgt in der Darstellung der Vorgänge, welche Ariberts Verhaftung zur Folge hatten, dem Berichte Landulfs II. 22, aber sehr abweichend sind die Nachrichten der alten sächsischen Quelle, welche in Bruchstücken beim Annalista Saxo und in den Magdeburger Annalen zum Jahre 1037 erhalten ist. Ohne Schwierigkeiten lassen sich diese Nachrichten mit Wipos Angaben c. 35 vereinigen. Die Annales Altahenses, die von dieser Zeit an ausführlicher werden,

mischen hier Richtiges mit Falschem. Arnulf von Mailand berührt die näheren Umstände der Verhaftung nicht; was er von Geiseln erzählt, welche die Mailänder, ohne dadurch Ariberts Befreiung zu erwirken, gestellt haben sollen, findet in den anderen Quellen mindestens keine Unterstützung.

S. 321—324. — Die Flucht Ariberts haben wir vor Allem nach seiner eigenen Erzählung in der Urkunde bei Ughelli, Italia sacra IV. 103 berichtet. Man sieht daraus, daß der quidam de familiaribus bei Wipo nur Albizo sein kann. Landulf schmückt auch hier nach seiner Weise aus, und selbst Arnulf verdient nicht unbedingt Glauben. Nach ihm wäre Aribert zwei Monate in Gefangenschaft gewesen, während die Quelle des Annalista Saxo und der Magdeburger Annalen nur von einigen Tagen spricht, mit welcher Angabe auch die Annales Altahenses übereinstimmen. In den letztgenannten Annalen wird allein die Flucht des Poppo erwähnt. — Die Kämpfe um Mailand schildert am besten Arnulf II. 13. Was er und Wipo c. 36 über die Vorgänge bei Corbetta erzählen, findet auch in anderen Quellen Bestätigung, vornehmlich in den Gesta epp. Cameracensium III. 55. Uebrigens hat es mit der Zeit auch hier an phantastischen Ausschmückungen nicht gefehlt. Schon Arnulf läßt Bertolf, denn sein Bertold wird doch keine andere Person sein, wahnsinnig werden, und Siegbert verdreht die Worte der von ihm benutzten Gesta epp. Cameracensium. — Die Lehnsconstitution Konrads findet sich in den Mon. Germ. Legg. II. 39. Die Capitula de beneficiis, welche Pertz ebendaselbst 38** hat abdrucken lassen und in den Mai 1037 verlegt, gehören weder in diese Zeit, noch überhaupt Konrad II. an. Eine Handschrift hat rex Coradus; ein Tag in Roncalia wird vor Heinrichs III. Zeit nicht erwähnt; vor Allem aber setzt cap. 1 bereits die gesetzlich anerkannte Erblichkeit der Lehen voraus; eine ganz ähnliche Bestimmung ist in der Constitution Friedrichs I. vom 5. December 1154 (Legg. II. 96) enthalten. Die erwähnten Capitula werden jetzt mit Recht allgemein Konrad III. beigelegt; damit fallen zugleich die kühnen Folgerungen hin, welche Gfrörer, Kirchengeschichte Bd. IV. S. 327 aus dem Actenstücke zieht.

S. 324. 325. — Die Nachricht bei Rodulfus Glaber IV. 9 von einer Vertreibung Papst Benedicts aus Rom am 29. Juni 1035 — denn auf diesen Tag führen seine eigenen Bestimmungen — ist so positiv, daß man sie nicht in Zweifel ziehen kann, aber eben so klar ist, daß Kaiser Konrad nicht in Person den Papst hergestellt hat. Die Urkunde bei Böhmer Nr. 1440, am 17. August zu Aquileja ausgestellt, gehört in das Jahr 1037; wohin sie jetzt auch Stumpf (R. Nr. 2097) zieht. Ueber Poppos Unterwerfung vergleiche man die Annales Altahenses.

S. 325—327. — Die Verschwörung Ariberts mit den lombardischen Bischöfen berichten die Quelle des Annalista Saxo und der Magdeburger Annalen, die Annales Hildesheimenses und Altahenses; in den letzten ist sogar von zwölf Bischöfen die Rede, und es finden sich hier auch andere Uebertreibungen neben unverdächtigen Nachrichten. Aus diesen Zeugnissen wird klar, in welchem Zusammenhang die Verschwörung mit Odos Unternehmungen in Lothringen stand. Ueber diese beachte man außer den erwähnten Quellen Rodulfus Glaber III. 9, Hugo Flaviniacensis II. 29, die Vita Richardi abb. c. 11, wie auch die kurzen Notizen der Annales Leodienses, Elnonenses maiores, Mosomagenses und s. Vincentii Mettensis.

S. 328. 329. — Ueber den Aufstand in Parma handeln Wipo c. 37, die Annales Altahenses zum Jahre 1037 und Donizo in der Vita Mathildis I. c. 11; bemerkenswerth sind auch die Bemerkungen des Necrologium Fuldense zum Jahre 1038 (Böhmer, Fontes II. 160) und eine von Papst a. a. O. p. 34 angeführte

Notiz des Necrologium Weissenburgense (Böhmer, Fontes IV. p. 314). Der Kaiser ging um den 1. Februar nach Tuscien, wo sein längerer Aufenthalt durch mehrere Urkunden bezeugt ist. Vergl. St. R. Nr. 2102—2106; hinzuzufügen ist eine Urkunde vom 15. März, in Arezzo erlassen (Forschungen XIII. 616). Die bei Breßlau (Kanzlei Konrads II. S. 94) zuerst im Originaltext gedruckte Urkunde, erlassen am 31. März zu Spello (St. R. Nr. 2107), beweist, daß der Kaiser Ostern dort feierte und bewahrheitet die Angaben der Annales Hildesheimenses gegenüber der Notiz der Altahenses, nach denen der Kaiser zu Sutri Ostern gehalten haben soll. Trotz der Beweisführung Mascovs in dem 26. Excurse zu seinen Commentarien ist die Anwesenheit des Kaisers zu Rom im Jahre 1038 sehr zu bezweifeln. Wipo spricht ausdrücklich dagegen, und die von Mascov angeführten Zeugnisse der Cassinesen reduciren sich zuletzt auf das eine, doch keineswegs gleichzeitige des Desiderius in den Dialogen. Auch das Edict Konrads an die römischen Richter (M. G. Legg. II. 40), welches wohl in diese Zeit zu setzen ist, wo Konrad nach seinem eigenen Ausdruck den Gesetzeshunger Italiens stillen wollte, beweist den Aufenthalt des Kaisers in Rom nicht.

S. 329—331. — Was über eine nähere Verständigung Konrads mit dem griechischen Reiche gesagt ist, beruht nur auf Vermuthungen, welche aber in den damaligen Verhältnissen Unteritaliens überall ihren Anhalt finden und sich uns mit Nothwendigkeit aufgedrängt haben. Im Uebrigen folgt die Darstellung den bekannten byzantinischen Quellen; in Bezug auf die Verhältnisse Siciliens habe ich mich der Darstellung Amaris (Storia dei Musulmani di Sicilia II. 364 ff.) angeschlossen.

S. 331—336. — Unsere Erzählung hält sich vor Allem an den ausführlichen und im Ganzen glaubwürdigen Bericht des Amatus I. 33—43. II. 1—14. Aus ihm und dem Liber dialogorum des Desiderius schöpft Leo Ostiensis II. 63. Auch die Annales Altahenses haben wichtige Nachrichten, kürzer ist Wipo c. 37. Die Annales Cavenses (M. G. III. 189) geben hier eine brauchbare Notiz; die in ihnen erwähnte Coronatio ist keine andere, als die an den Festtagen übliche. Vergl. unsere Note oben zu S. 23. 24., S. 272—280 und unten zu S. 344. Die Belehnung Rainulfs von Aversa mit der Fahnenlanze berichtet Amatus II. 6.

S. 337. 338. — Archiepiscopus iubet ilico convenire ad urbem omnes Ambrosianae parochiae incolas armis instructos, a rustico usque ad militem, ab inope usque ad divitem. Arnulfus Mediol. II. 16. An derselben Stelle findet sich die Beschreibung des Carroccio. Man vergleiche dazu die interessante Anmerkung Bethmanns in den Monumenten.

S. 338—341. — Von den beiden Töchtern Konrads II. und Giselas starb Mathilde bereits im Jahre 1034, Beatrix wenig später. Nach einer Urkunde (St. R. Nr. 2081) war sie am 25. October 1036 nicht mehr am Leben. Die besten Nachrichten über die letzten Zeiten Konrads finden sich bei Wipo c. 38. 39 und in den Hildesheimer Annalen. Die von Stenzel Bd. II. S. 207 citirte Urkunde, angeblich am 27. April 1039 zu Goslar ausgestellt (vergl. Archiv für deutsche Geschichtsforschung Bd. IX. S. 537), ist gefälscht (vergl. St. R. Nr. 2121). Auch die beiden zu Köln ausgestellten Urkunden (St. R. Nr. 2119. 2120) erregen nach der Ausführung von Breßlau (Kanzlei Konrads II. S. 162. 163) Bedenken. Ueber den Tag zu Straßburg sehe man die Acta conventus bei Würdtwein, Nova subsidia dipl. T. VI. p. 196. Von der Synode zu Limburg und ihrer Veranlassung handelt die Speierer Chronik des Codex minor nach einer älteren Nachricht (Böhmer, Fontes T. II. p. 150. 151; Mone, Quellensammlung der Badenschen Landesgeschichte Bd. I.

S. 180; M. G. XVII. p. 81. 82). Dort heißt es: Anno dominice incarnacionis 1038 ind. VI. luna X. regnante Cunrado imperatore anno XV. disceptatio de adventu Domini facta est. Nam cum predictus imperator cum filio suo Heinrico, Burgundie regione sibi subiecta, rediret, et Argentinam die dominica, que extitit VI. Kal. Decembris, adiret, episcopus eiusdem loci, nomine Wilhelmus, cum omnibus clericis suis celebrabat adventum Domini, set imperator et omnes, qui cum eo venerant, adhuc expectabant unam ebdomadam. Sequenti autem die dominica, que extitit III. Non. Decembris, venit imperator ad Limpurch, novam abbatiam suam, et inventa ibi imperatrice Gisela communiter celebrabant adventum Domini. Fuit autem ibi episcopus Hazecho de Wormatia, Reginboldus episcopus de Spira, Waltherus episcopus de Berna, Heribertus episcopus de Exsthedin, Godehardus episcopus de Hildensheim, Bozelo prepositus de Moguncia et legati multorum episcoporum, qui omnes contradixerunt episcopo de Argentina et pariter firmaverunt, adventum Domini non esse celebrandum, nisi inter V. Kal. Decembris et III. Non. eiusdem mensis. — VI. Kal. Decembris hat bereits Mone in der ersten Stelle statt V. Kal. emendirt, in habe ich in inter verbessert. In dem Namen des Bischofs von Hildesheim ist ein Fehler; Godhard war bereits am 5. Mai 1038 gestorben.

Buch V. Kapitel 7—14. Geschichte Heinrichs III.

Quellen. Gleichzeitige Geschichtswerke: Wiponis Tetralogus. Annales Sangallenses. Die Grundlagen der Annales Leodienses und Laubienses. Annales Mosomagenses, Elnonenses maiores, Blandinienses. Gesta episcoporum Cameracensium L. III. c. 56—60. Annales Corbeienses. Fragmente sächsischer Annalen im Annalista Saxo und in den Ann. Magdeburgenses. Rodulfi Glabri Historiae L. V. Herimanni Contracti Chronicon. Anselmi Gesta episcoporum Leodiensium c. 50—74. Vita Popponis c. 22—35. Chronicon s. Benigni Divionensis (M. G. VII. 236—238). Gesta episcoporum Virdunensium c. 11. 12. Annales Barenses. Catalogi pontificum Romanorum. Jotsaldi Vita Odilonis. Bertholdi Augiensis Annales. Chronicon Wirzeburgense. Annales Augustani. Spätere Geschichtswerke des elften Jahrhunderts: Annales Altahenses maiores. Wiberti Vita Leonis IX. Chronicon Eberspergense. Anonymus Haserensis c. 31—41. Fundatio monasterii Brunwilarensis. Gesta Lietberti c. 1—15 (Gesta epp. Camerac. Continuatio). Arnulfi Gesta episcoporum Mediolanensium L. II. c. 18 bis L. III. c. 6. Landulfi Historia Mediolanensis L. II. c. 26 bis L. III. c. 4, Desiderii Liber dialogorum L. III. Lambertus de institutione Hersfeldensis monasterii (Excerpt). Lamberti Hersfeldensis Annales. Adami Bremensis Gesta pontificum Hammab. L. II. c. 70—78. L. III. c. 1—33. Sigeberti Gemblacensis Chronicon. Jocundi Translatio s. Servatii. praef. c. 44—47. 51. 52. Aimé, L'Ystoire de li Normant L. II. c. 14—45. L. III. Leonis Ostiensis Chronica monast. Casinensis L. II. c. 63—93. Bonizonis Liber ad amicum L. V. (Jaffé, Bibl. II. 625—637). Benzo ad Heinricum IV. imperatorem L. VII. c. 2. Vita Theoderici abbatis Andaginensis c. 16. Bernoldi Chronicon.

Vita Bennonis episcopi Osnabrugensis c. 3—7. Brunonis Vita Leonis IX. Quellen späterer Zeit: Gesta Treverorum c. 32. Hugonis Flaviniacensis Chronicon L. II. c. 30 bis p. 408. Ekkehardi Chronicon universale. Chronicon S. Huberti Andaginensis c. 5. Lupi Protospatharii et Anonymi Barensis Annales. Donizonis Vita Mathildis L. I. c. 13—17. Vita Leonis IX. Beneventana. Annales Beneventani. Chronicon s. Andreae c. II. 14—21. Chronica epp. Merseburgensium c. 6—8. Chronicon Gozecense c. 1—6. Annales Romani. Chronica Polonorum L. I. c. 19—21. Cosmae Pragensis Chronica L. II. c. 1—16. Die gereimte deutsche Kaiserchronik. Annalista Saxo. Helmoldi Chronica Slavorum. Annales Magdeburgenses. Vita Adalberonis episcopi Wirzeburgensis c. 1. 2. 7. Die sagenhaften Darstellungen der Annales Palidenses, der Repgowschen Chronik und der Königsberger Weltchronik.

Die Gesetze und die wichtigsten Actenstücke zur Geschichte Heinrichs III. sind abgedruckt in den M. G. Legg. II. 41—44; die Urkunden verzeichnet Stumpf, Regesten Abth. 2. S. 173—208 (vergl. Beiträge zur Lehre von der Kanzlei Heinrichs III. bei Steindorff, Heinrich III. Bd. I. S. 340 ff.), die gleichzeitigen päpstlichen Bullen Jaffé, Reg. pont. Rom. p. 360—381. Gleichzeitige Briefe finden sich bei Pez, Thesaurus anecdot. noviss. T. VI. P. I. p. 227 seq., bei Sudendorf, Registrum oder merkwürdige Urkunden für die deutsche Geschichte Bd. III. S. 1—6, im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen Bd. XX. S. 197 und unter unseren Documenten A. 10—13.

Hülfsmittel. E. Steindorff, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich III. Bd. I. Leipzig 1874.

S. 342. — Gozelos Verhalten bei der Thronbesteigung Heinrichs III. erwähnen die Gesta epp. Camerac. III. 55.

S. 343.

82. Si volumus studium, tu rex decus es studiorum. — —
150. Sic facit ut doctus; quis rex est doctior illo,
Quis caesar melius, si quid rubrica vetavit,
Scire valet, primis quam discere coeperat annis?
Felix sit genitor redivivus laude perenni
Conradus caesar, quem maxima cura subivit,
155. Ut sciret natum studiis ad regna paratum,
Qui rector populi mundum discernere posset.
Felix sit mater memorando carmine digna
Gisela, de Caroli procedens sanguine Magni. — —
161. Haec operam dederat, quod rex in lege studebat,
Illa sibi libros persuaserat esse legendos,
Ut varios ritus diiudicet arte peritus.

So spricht Wipo im Tetralogus, und man darf bei ihm die genaueste Kenntniß dieser Verhältnisse voraussetzen. v. 154 habe ich cura statt causa emendirt. An einer anderen Stelle spricht Wipo von den Hoffnungen, welche der junge König erweckte:

126. Una viri virtus multum praestare solebit,
Commendatque nimis probitas semel edita quondam:
Quid facient plures, caput unum regis habentes,
Quas numerare volens seriem facit ordine longam!
130. Sed tamen ex cunctis sex regem magnificabunt
Virtutes aliasque satis praecedere norint:

Mens humilis, pietatis amor, pax missa per orbem,
Nobilitas, et forma decens, fiducia belli.
Has voco praecipuas et regis honoribus aptas,
135. His rex Heinricus Christi clarescet amicus.

Die Interpunction habe ich geändert und v. 127 quondam statt quoddam, v. 128 Quid facient statt Quod faciunt, v. 131 norint statt norunt, v. 135 clarescet statt clarescit geschrieben. Fast dieselben Lobsprüche wie Wipo ertheilt Abt Herrand von Tegernsee dem König in dem bei Pez, Thesaurus anecdot. novissimus T. VI. P. I. p. 230 abgedruckten Briefe. Da es an genauen Schilderungen der Persönlichkeit Heinrichs III. fehlt, erscheint eine Stelle des erhaltenen Auszugs aus Lamberts Hersfelder Geschichte (M. G. V. 140) nicht uninteressant, obwohl schwer zu entscheiden ist, ob sie ganz Lamberts Worten entspricht. Es heißt dort: „Heinricus velut alter Karolus in regno successit, virtuosus et pius; nigro erat, sed venusto aspectu; statura procerus, nam ab humero et sursum eminebat super omnem populum.“ Der Beiname Niger, der Heinrich geblieben ist und durch seine dunkle Gesichtsfarbe veranlaßt scheint, wird wohl zuerst bei Gottfried von Viterbo (M. G. SS. XXII. p. 248) erwähnt und dort zunächst von der Farbe des Barts erklärt:

Henricum dixere Nigrum, barba nigritante.

S. 344. — Daß der König am 13. und 15. August 1039 in Mastricht zur Kirchweihe war, erzählt Jocundus in der Translatio s. Servatii, und seine Angabe wird durch die Gesta epp. Cameracensium III. 56 bestätigt. Die Nachrichten, welche Jocundus bei dieser Gelegenheit c. 51 und 52 giebt, sind anziehend, können aber bei seiner Darstellungsweise nicht ohne Mißtrauen angesehen werden. So gewiß es ist, daß Heinrich mit seinem Vater vielfach in Differenzen lebte, muß man doch sehr bezweifeln, ob derselbe ihn jemals habe des Thrones berauben wollen. Die Krönung und Thronerhebung am Marientage, welche Jocundus beschreibt, war die an hohen Festen öfters wiederkehrende Ceremonie. Vergl. die Noten zu S. 23. 24. 272—280 und 331—336. Ueber den weiteren Umzug des Königs im Reiche sind außer den Urkunden die Annales Hildesheimenses, Altahenses und die alte Quelle beim Annalista Saxo zu Rathe zu ziehen.

S. 345—355. — Der Krieg Heinrichs III. mit Bretislaw von Böhmen wird hinreichend aufgeklärt durch die eben erwähnten deutschen Quellen, die Annales Sangallenses maiores und Hermannus Contractus. Zu ihnen tritt Cosmas Pragensis II. 1—12, guten Nachrichten folgend, welche er indessen auf seine Weise ausschmückt; daß II. 5 statt Kal. Septembr. zu lesen sei IX. Kal. Septembr. zeigt Steindorff (Heinrich III. Bd. I. S. 65). Auch das Chronicon Polonorum I. 19 kommt in Betracht. Von einem doppelten Zuge Bretislaws nach Polen in den Jahren 1038 und 1039 finde ich in den Quellen Nichts, obwohl ihn Neuere annehmen. Im Uebrigen vergleiche man Büdingers Darstellung dieser Ereignisse in der Oesterreichischen Geschichte Bd. I. S. 353—363, M. Perlbachs Aufsatz: Die Kriege Heinrichs III. gegen die Böhmen in den Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. X. S. 429—465 und Steindorff in der Geschichte Heinrichs III. Bd. I. S. 63—70, S. 93—97, S. 106—114.

S. 354. — Die Angabe Lamberts, daß der König das Michaelisfest 1041 zu Regensburg gefeiert habe, ist entschieden irrig; denn die alte Quelle beim Annalista Saxo sagt ausdrücklich, daß Heinrich damals vor Prag lag, und die sechs Wochen der Annales Altahenses stimmen damit überein. Daß der König im October nach Regensburg kam, geht aus den Annales Altahenses und einer Urkunde (St. R. Nr. 2220) hervor.

S. 355. — Das Jahr der Rückkehr Kasimirs nach Polen läßt sich nicht feststellen. Die Bestimmung des Annalista Saxo zum Jahre 1039 besagt nichts, da sie bei ihm nur den Uebergang zur Erzählung des Cosmas bilden soll, der überdies ungeschickt genug gerathen ist, da man nach den Worten des Annalisten annehmen müßte, daß Kasimir damals bereits verstorben war. Im Uebrigen vergleiche man das Chronicon Polonorum I. 19. 20.

S. 356—364. — Die Ungarnkriege Heinrichs erhalten erst ihr rechtes Licht durch die Annales Altahenses, eine unvergleichliche Quelle für alle mit diesen Kriegen im Zusammenhange stehenden Begebenheiten. Meine Darstellung beruht vorzugsweise auf ihnen, indem aber zugleich die Urkunden und die gleichzeitigen Annalen, besonders die Annales Sangallenses maiores und Hermannus Contractus, stets zu Rathe gezogen sind. Diese Ereignisse sind von E. Strehlke in seiner sorgfältigen und gelehrten Dissertation: De Heinrici imperatoris bellis Ungaricis (Berolini 1856) und von Büdinger in der Oesterreichischen Geschichte Bd. I. S. 429 ff. behandelt worden; doch war Beiden der originale Text der Annales Altahenses noch nicht bekannt. Auf demselben fußt die Darstellung bei Steindorff I. S. 148 ff.

S. 358. — Den Aufenthalt Heinrichs in Burgund meldet die alte Quelle beim Annalista Saxo und Hermann von Reichenau. Man vergleiche die Annales Altahenses und die Urkunde bei St. R. Nr. 2225.

S. 359. — In den Mon. Boica XXXI. 320 ist aus einer Abschrift eine Urkunde Heinrichs vom 14. April 1043 abgedruckt mit dem auffallenden Actum: in Velenheim oder Veleiheim. Ich glaube, daß Bethlehem zu lesen ist. Dort stellte der König auch am 6. Juni 1040 eine Urkunde aus: in villa Bethlehem (St. R. Nr. 2186). Der Ort muß nahe bei Stablo gelegen haben, wo der König sich noch am Tage zuvor befand. An Ingelheim möchte ich bei Velenheim nicht denken, da der König auf dem Wege von Lüttich nach Ivois war. Stumpf (R. Nr. 2239) bezieht das Actum der Urkunde, die ihm nicht unverdächtig scheint, auf Walheim bei Aachen. Steindorff I. S. 397. 398 hält die Urkunde für ächt, wenn auch mangelhaft überliefert, und meint, daß sie zu Ingelheim ausgestellt sei.

S. 359. 360. — Der Feldzug des Jahres 1043 muß im August begonnen haben. Ich beziehe nämlich auf dieses Jahr die Notiz der Annales Altahenses zum Jahre 1042, daß der König am 9. August im Kloster gewesen sei, da sie im Jahre 1042 im entschiedensten Widerspruch mit anderen verbürgten Nachrichten steht. Für die nähere Bestimmung der Zeit wäre es nicht unwichtig, den Ort Richpertesdor ermitteln zu können, wo eine Urkunde vom 6. August 1043 ausgestellt wurde (St. R. Nr. 2244). Stumpf denkt wohl mit Recht an Reibersdorf bei Straubing.

S. 361. 362. — Das Darlehen des Königs ergiebt sich aus einer Urkunde (St. R. Nr. 2262). — Schenkungsurkunden Heinrichs III. für Weltliche bis zum Jahre 1045: 1) 10. October 1039 Nivenburch. Diemaro fideli. St. R. Nr. 2147. 2) 9. Januar 1040 Radisponae. Gezoni fideli. St. R. Nr. 2154. 3) 2. Mai 1041 Spirae. Engilscalco. St. R. Nr. 2212. 4) 30. Juni 1041 Goslare. Marquardo. St. R. Nr. 2217. 5) 24. Juli 1042 Dullede. Schart clienti suo. St. R. Nr. 2228. 6) 8. November 1042 Nivenburch. Gotifredo marchioni. St. R. Nr. 2233. 7) 14. April 1043 Velenheim. Beringero fideli militi genitricis suae. St. R. Nr. 2239. 8) 1. October 1043 Radisponae. Adalrammo fideli. St. R. Nr. 2247. 9) 28. November 1043 Ingelenheim. Pardoni. St. R. Nr. 2250. 10) 1. December 1043 Ingelenheim. Adalberto marchioni. St. R. Nr. 2255. 11) 7. März 1045 Nivenburc. Sigifrido marchioni. St. R. Nr. 2272. 12) 3. Juni

1045 Persinich. Reginoldo fideli. St. R. Nr. 2276. 13) 15. Juli 1045 Aquis. Sigifrido marchioni. St. R. Nr. 2279. 14) 22. September 1045 Quitilinburc. Jarimiro fideli Ekkihardi marchionis. St. R. Nr. 2284. — Andere Urkunden (St. R. Nr. 2197. 2259. 2266), welche gleichfalls Schenkungen an Weltliche enthalten, sind gefälscht. Man sehe die Ausführungen bei Steindorff I. S. 395 ff.

S. 362. 363. — Hermann von Reichenau erwähnt zum Jahre 1043 die Abtretung des Landes bis zur Leitha. Die genaueste Bestimmung des so dem Reiche neugewonnenen Territoriums findet sich, soviel ich weiß, in einer Urkunde Heinrichs vom 25. October 1051 (St. R. Nr. 2415), durch welche der hergestellten Propstei zu Hainburg die Zehnten totius regionis in finibus Ungarorum gladio ab hostibus adquisitae in pago Osterrichi verliehen werden. Als die Grenzen dieser Gegend werden hier angegeben: ex una parte Danubii inter Fiscaha et Litacha, ex altera autem inter Strachtin et ostia Fiscaha usque in Maraha. Gute Erläuterungen der geographischen Bestimmungen giebt M. Thausing in den Forschungen zur d. Geschichte IV. 363 ff.; es ist hier nachgewiesen, daß unter Strachtin das heutige Tracht am linken Ufer der Thaya, jetzt zu Mähren gehörig, zu verstehen ist. Daß aus den abgetretenen Theilen damals eine besondere Markgrafschaft gebildet wurde, wissen wir mit Bestimmtheit. In dem Jahre 1045 wird hier ein Markgraf Siegfried genannt, der überdies daselbst größere Allodialbesitzungen erhielt (Urkunden bei St. R. Nr. 2272. 2279). Aber bald darauf verschwindet dieser Markgraf wieder, und auch in dieser Gegend erscheint der Babenberger Adalbert mächtig, dem hier bedeutende Schenkungen zufielen (St. R. Nr. 2349). Wer jener Siegfried war, ist ungewiß, da alle weiteren Nachrichten über seine Person fehlen; jedenfalls aber wird er dem babenbergischen Hause verwandt gewesen sein. Denn nicht allein, daß die von ihm verwaltete Mark später an die Babenberger kam, es wurden auch die ihm ertheilten zwei großen Gnadenbriefe schon im zwölften Jahrhundert unter die Sammlung der Urkunden aufgenommen, auf denen die Babenberger ihre Macht und ihren Allodialbesitz in Oesterreich gründeten. Endlich konnte es nicht in der Absicht des Königs liegen, den Markgrafen Adalbert zu verletzen, dessen aufopfernde Dienste er vielfach berühmte und belohnte (St. R. Nr. 2255). Wir wissen nun aber, daß Heinrich den tapferen Liutpold, Adalberts Sohn, wenige Tage vor dessen frühem Tode zum Markgrafen erhob (ab ipso rege marchio promotus, sagt Hermannus Contractus zum Jahre 1044), und Liutpolds Mark kann nicht füglich eine andere gewesen sein, als die ebengenannte neubegründete Ostmark. Die Vermuthung liegt dann nahe, daß jener Siegfried der Sohn des tapferen Liutpold war und der König des Vaters Tüchtigkeit im Sohne durch Ueberlassung der Mark ehrte. Man vergleiche die sorgfältigen Ausführungen in v. Meillers Regesten der Babenberger S. 192. 193, wo eine ähnliche Ansicht entwickelt ist, nur daß v. Meiller Siegfried für einen Bruder Liutpolds hält. Büdinger glaubt, daß Siegfried in fernerer Verwandtschaft mit den Babenbergern gestanden habe, und stellt in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1859 S. 82 eine andere Combination auf, der er aber selbst kein besonderes Gewicht beilegt. Auch ich verkenne nicht, daß sich gegen meine angedeutete Vermuthung manche Bedenken erheben lassen, die Thausing in den Forschungen IV. 366 näher bezeichnet hat. Der eigenthümliche Complex von Marken, der hier an der Donau einige Jahre bestand, scheint mir nicht unwichtig für die Geographie des Nibelungenliedes, über welche Zarncke in den Berichten über die Verhandlungen der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Bd. VIII. ausführlich gehandelt hat. Was ich über den Einfluß der Ungarnkriege auf die Gestaltung des Nibelungen-

liebes (S. 361) gesagt habe, hat Thausing in einem Aufsatz: Die Nibelungen in der Geschichte und Dichtung (Pfeifer, Germania Jahrgang VI. Heft 4) eingehender erörtert, doch scheint es mir zu weit zu gehen, wenn das Gedicht im Wesentlichen als ein Product jener Kriege aufgefaßt wird.

S. 363. 364. — Die Geschichte Kärnthens und seiner Marken im elften Jahrhundert bedarf noch mancher Aufklärungen. Das brauchbarste Material findet sich in den Regesten, welche v. Ankershofen theils im Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie (Klagenfurt 1849), theils im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen gegeben hat. Unsere Resultate gründen sich mehr auf dieses Material, als auf die Abhandlung über das alte Herzogthum Kärnthen, welche derselbe Gelehrte in dem erstgenannten Werke S. 148—171 geliefert hat, da in dieser unseres Erachtens manche erhebliche Punkte nicht klargestellt sind. Ueber Arnold von Lambach und dessen Sohn Gottfried ist am brauchbarsten J. Moriz, Kurze Geschichte der Grafen von Formbach, Lambach und Pütten in den Neuen historischen Abhandlungen der baierischen Akademie vom Jahre 1804 S. 21 ff.; man findet hier eine fast vollständige Sammlung des Materials, wenn auch eindringende Kritik hier und da vermißt wird. Ein fester Anhaltspunkt ist dadurch gewonnen, daß wir jetzt bestimmt wissen, wie nach dem Sturze des Eppensteiners Adalbero die Kärnthner Mark von dem Herzogthum getrennt wurde und an Arnold von Lambach überging (Documente A. 8). Auch manche andere Punkte, deren Dunkelheit Stenzel Bd. I. S. 128 beklagte, hoffe ich in ein helleres Licht gestellt zu haben. Ueber Arnolds und Gottfrieds Familie findet man Nachrichten in der Vita Adalberonis episcopi Wirzeburgensis c. 1. 2. 7. Wann Gottfried starb, erfahren wir jetzt aus den Annales Altahenses z. J. 1050; möglicher Weise fällt Gottfrieds Tod noch in die letzten Tage d. J. 1049. Von dem Uebergang der Markgrafschaft an das steierische Geschlecht handelt ausführlich Pritz, Geschichte der steierischen Ottokare in den Beiträgen zur Landeskunde für Oesterreich ob der Enns (Linz 1846). Man vergleiche die Darstellung aller dieser Verhältnisse bei Büdinger, Oesterreichische Geschichte Bd. I. S. 462—464. An der Existenz einer besonderen Markgrafschaft Sonne muß ich für diese Zeit auch nach den Ausführungen bei Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 161 ff. zweifeln. Am wenigsten aufgehellt ist noch die Lostrennung Krains, Istriens und Friauls vom kärnthenschen Herzogthum. Udalricus marchio Chreinenesis erscheint bereits zu Heinrichs III. Lebzeiten im Libellus concambiorum monasterii Eberspergensis (Oefele, Scriptores II. 45) Nr. 10, wo auch seine Verwandtschaft mit dem Geschlechte der Ebersberger Grafen klar wird; seine Abkunft von den Grafen von Weimar erhellt aus dem sächsischen Annalisten zum Jahre 1062, doch kann Poppo, der Vater Udalrichs, nicht ein Bruder der Markgrafen Wilhelm und Otto von Meißen, sondern wird ihr Oheim gewesen sein. Man vergleiche Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 177.

S. 364—366. — Die erste Gesandtschaft der Russen erwähnt Annalista Saxo aus seiner alten Quelle zum Jahre 1040; die zweite Lambert und die Annales Altahenses zum Jahre 1042. Ueber die Stellung Wilhelms von Aquitanien unterrichtet man sich am besten aus Ademar. Otto Wilhelm war bereits im Jahre 1027 zu Dijon gestorben. Im Uebrigen vergleiche man über Heinrichs Verlobung die Annales Altahenses und die Briefe des Abts Siegfried von Gorze, welche sich unter unseren Documenten A. 10. 11 finden. Die Zusammenkunft Heinrichs mit dem König von Frankreich erwähnen allein die Annales Altahenses.

S. 369. — Das Leben des Grafen Fulko von Anjou und seines Sohnes Gau-

fried hat Sudendorf, Berengarius Turonensis (Hamburg und Gotha 1850) S. 67 bis 87 in belehrender Weise dargestellt.

S. 372—375. — Wichtige und vollständig gleichzeitige Nachrichten über die Anfänge des Gottesfriedens finden wir bei Rodulfus Glaber IV. 4. 5 und in den Gesta epp. Cameracensium III. c. 52—55. Kluckhohn, Geschichte des Gottesfriedens S. 29 geht auf die Bestimmung des Rodulfus Glaber zurück, nach welcher die erste große Friedenseinigung in das Jahr 1034 fallen würde. Aber Rodulfus ist bekanntlich in den chronologischen Bestimmungen sehr unzuverlässig, und das Concilium Lemovicense bei Mansi XIX. 507 scheint mir in das Jahr 1031 gesetzt werden zu müssen, wie auch das Concilium Pictaviense (Mansi XIX. 495. 554) nicht in ein späteres Jahr fallen kann. Die ausführlichen Acten des ersten Concils sind für die Geschichte des Gottesfriedens von Bedeutung. Etwas Besonderes will freilich Kluckhohn in dieser großen Friedenseinigung nicht erkennen, doch sahen unfehlbar die Zeitgenossen darin ein neues und unerhörtes Ereigniß, von welchem auch die spätere Treuga Dei den Ausgang nahm. Interessant sind die Mittheilungen, welche Kluckhohn S. 35 aus des Andreas Miracula s. Benedicti macht. Das Schreiben Odilos und der burgundischen Bischöfe findet sich bei Mansi XIX. 593 und ist nach seiner Bedeutung auch von Kluckhohn gewürdigt. Die Chronica Lausannensis chartularii aus dem 13. Jahrhundert, herausgegeben von Matile, gedenkt einer Synode der Erzbischöfe von Vienne und Besançon mit ihren Suffraganen zu Montrion bei Lausanne zur Einführung der Treuga Dei um 1041. Ueber eine andere Synode von zweiundzwanzig burgundischen und französischen Bischöfen, welche in der Abtei von Saint-Gilles im folgenden Jahre gehalten wurde, sehe man Bouquet, Historiens des Gaules et de la France XI. 513. Auch die Verhandlungen der angeblich schon 1041 gehaltenen Synode zu Tuluges bei Perpignan (Bouquet X. 510) sind von Wichtigkeit; man vergleiche hierüber Semichon, La paix et la trève de Dieu p. 51 s. und über die Zeitbestimmung Kluckhohn a. a. O. S. 50. Note 4. Ueber den Einfluß der Treuga Dei auf die Diöcese Cambray sehe man den Brief Gerhards an den König vom Jahre 1042 (Gesta epp. Cameracensium III. 60).

S. 376—378. — Heinrichs Vermählung erwähnen Hermannus Contractus, die Annales Altahenses und Lambert; die vorangegangene Krönung der Agnes zu Mainz außer den beiden erstgenannten Annalisten auch eine Urkunde Heinrichs III. vom 25. Juli 1044 für die Abtei St. Maximin (St. R. Nr. 2264). Dort heißt es: Notum esse volumus, qualiter nos de nostri statu regni tractantes dilectissimam nobis in Christo contectalem Agnetem, a cunctis regni principibus electam et regali more ac pia omnium fidelium nostrorum devotione in Mogontia civitate solempniter consecratam et regalibus insignibus decoratam ad honorem regni nostri sublimavimus. Die Urkunde ist nur in verderbter Copie erhalten und Stumpf hält sie für verdächtig, aber der Inhalt wird doch im Wesentlichen nicht zu beanstanden sein. Vergl. Steindorff I. S. 194. Für Giselas Verhältniß zu ihrem Sohne sind die Verse des Tetralogus bezeichnend:

169. Rex iterum salve! Tibi laus sit cum genitrice,
Ad cuius votum tibi dat sapientia totum,
Quo decus imperii valeas per iura tueri!
Congaudete simul, non ut discordia regnet,
Quae dudum regni turbavit gaudia nostri;
Cum dominis rerum sit pax sine fine dierum.
175. O sanctos mores, cum matri reddis honores!
Est tibi spes vitae, si fit sibi gloria per te;

Si quid erat rixe*), Deus illud transtulit ipse.
Exin nullus homo foedus dissolvere possit,
Quod Deus adiunxit, qui pacis dona creavit!
180. Perstet dulcedo materni nominis in te;
Cum valeas alios acquirere semper amicos,
Mater in hac vita non plus tibi venerit ulla!

Diese eindringlichen Ermahnungen und die directe Hinweisung auf das vierte Gebot in Vers 176, wo ich sit in fit geändert habe, haben keinen Sinn ohne vorgängige Zerwürfnisse zwischen Mutter und Sohn. Man kann Wipo kaum anders verstehen, als daß diese Zerwürfnisse sogar ernstlich den Frieden Burgunds bedrohten. Auch die Erzählung Hermanns von Reichenau über Giselas Ende deutet auf Unfrieden zwischen ihr und ihrem Sohne. Die Angaben der Necrologien über Giselas Todestag schwanken zwischen dem 14. und 15. Februar; vergleiche Steindorff I. 173. Die Befürchtungen der strengkirchlichen Partei gehen aus den Briefen Siegfrieds von Gorze hervor, welche wir unter den Documenten A. 10 und 11 haben abdrucken lassen. Wie man auch später noch Agnes ihr Vaterland und dessen Sitten vorwarf, zeigt der Brief bei Sudendorf, Registrum T. II. Nr. 11. Ueber Agnes Dotation sehe man die Urkunden bei St. R. Nr. 2253. 2254. 2256. 2264. 2299—2301. Die Anwesenheit der älteren Agnes von Poitiers am deutschen Hofe in der Weihnachtszeit 1045 berichtet Lambert.

S. 380. — Kluckhohn S. 38 führt gegen Stenzel aus, daß der zu Konstanz im Jahre 1043 aufgerichtete Friede nicht die Treuga Dei sei, sondern einen allgemeineren Charakter habe. Soweit stimme ich mit ihm im Resultat überein, aber nichtsdestoweniger nöthigen meines Erachtens die Quellen dazu, Heinrich III. einen erheblichen Antheil an der Einführung und Durchführung der Treuga in Burgund zuzuschreiben. Denn fest steht, daß Wipo den Tetralogus dem Könige Weihnachten 1041 zu Straßburg übergab: in demselben aber rühmt er die Segnungen des Friedens, dessen sich Burgund jetzt erfreue, und dieser Friede kann nur durch die Treuga Dei begründet sein, welche eben damals in Burgund eingeführt war. Als den Urheber dieses Friedens bezeichnet nun Wipo unzweideutig den König.

208. Quamvis nunc pacem teneat Burgundia per te,
Auctorem pacis tamen in te cernere quaerit
210. Et cupit in regis sua lumina pascere vultu:
Huc ades et regnum fac te veniente serenum!
Si sol occubuit, cum caesar regna reliquit,
Irradiat patriam, si tu modo viseris illam.
Haec olim magno domuisti regna labore;
215. Utere nunc populis tibi, rex, servire paratis.
Haec via sit facilis, quam praeparat orbita pacis,
Huc bene [nunc] venias, hic omnia prospera cernas.

In Vers 213 scheint mir irradiat für irradias eine nothwendige Aenderung. Die Erklärung, welche Steindorff I. S. 142 den Worten Wipos giebt, scheint mir wenig befriedigend; er nimmt an, der durch Heinrich geschaffene Friedenszustand sei der durch Konrad II. und Heinrich früher begründete. Aber Wipo spricht nur von Heinrichs Einfluß auf den Frieden, von einem Einfluß überdies, der abwesend geübt ist; denn obwohl Burgund durch Heinrich jetzt Frieden genießt, wünscht es doch auch den

*) Die Conjectur rixe statt rite rührt von Volz her. Wattenbach, Geschichtsquellen II. 10.

zu sehen, welchem es denselben dankt. Wird Heinrich hier der auctor des Friedens genannt, welcher im Jahr 1041 in Burgund begründet wurde, so bezeichnet ihn Jocundus in der Translatio s. Servatii c. 44 sogar als Urheber des Gottesfriedens überhaupt: Ainricus, ille inquam divinae religionis, divinae pacis auctor et amator, ut aiunt, precipuus; ebenso heißt c. 51 Heinrich divinae pacis, divinae religionis devotissimus amicus. Daß unter diesen Umständen sich Heinrichs Friedenswerk zu Konstanz mit der Treuga Dei berühren mußte, scheint mir klar; nur daß Heinrich weit über das Ziel hinausging, welches sich die französischen und burgundischen Bischöfe setzten und setzen konnten. Aehnlich sieht auch Gfrörer, Kirchengeschichte Bd. IV. S. 372 die Sache an, doch stellt er nach seiner Weise als ein Werk der List und Eifersucht dar, was den Zeitgenossen mit Recht als ein Ausfluß der religiösen Gesinnung des Königs erschien.

S. 380—382. — Das Friedenswerk zu Konstanz hatte nach dem Bericht in den Annales Sangallenses maiores zum Jahre 1043 offenbar zunächst nur Beziehung auf Schwaben; von einem ähnlichen Vorgange in Trier für Lothringen spricht Lambert. Er und Hermann von Reichenau versichern dann freilich übereinstimmend, daß die Maßregel später eine allgemeine geworden sei, und Hermann spricht von einem dahin zielenden Edict des Königs. Es scheint mir indessen nach Hermanns Bericht selbst keinem Zweifel unterworfen, daß die Friedenseinigungen einen provinziellen Charakter behielten, wie ihn schon seit Heinrich II. die Landfrieden hatten (postea in aliis regni sui provinciis idem actum iri satagens). Es wurde demnach nicht ein allgemeiner Reichsfriede aufgerichtet, sondern ein Landfriede erst in Schwaben, dann in Lothringen, dann in den anderen deutschen Provinzen des Reichs. Aehnliches geschah für Italien, und zwar nach meiner Meinung i. J. 1044; denn im unmittelbaren Zusammenhang damit erzählt Arnulf von Mailand II. 19. 20 die letzte Krankheit Erzbischof Ariberts. Wenn Steindorff I. S. 242 die Verkündigung des königlichen Friedensedicts durch Gesandte in Mailand bereits in das Frühjahr 1043 setzt, so bestimmt ihn dabei besonders, daß damals der königliche Kanzler Adalger nachweislich in Italien war. Aber Nichts nöthigt ihn zu den von Arnulf erwähnten legati zu zählen; auch ist nirgends überliefert, daß Adalger Mailand betreten und sich mit den inneren Kämpfen der Stadt beschäftigt habe; über andere chronologische Schwierigkeiten, die aus Steindorffs Annahme erwachsen, giebt er selbst Bericht. Wir wissen, daß 1044 der Kanzler Kadelohus in Italien war; ob auch in Mailand, steht dahin. Die Nachrichten Arnulfs über die Wirkungen des Edicts sind sehr lehrreich. Landulf II. 26 erzählt die Vorgänge in Mailand wesentlich anders, aber sein Bericht ist willkürlich ausgeschmückt und zum Theil erweislich unrichtig. Ueber die heilsamen Folgen dieser Friedensbestrebungen findet sich ein interessantes Zeugniß in einem Briefe des Abts Bern von Reichenau an den König, der wohl schon im August 1044 geschrieben und neuerdings in dem Archiv für österreichische Geschichtsquellen Bd. XX. S. 191 ff. veröffentlicht ist. Dort heißt es: Justitia et pax fraternae karitatis oscula praclibaverunt, cum universo regno vestro tanta concordiae foedera composuerunt, ut cunctis retro saeculis sint inaudita. Igitur nulla alicuius discordiae vestigia, nusquam fraudis machinamenta, abierunt furta, cessaverunt sacrilegia, pacata sunt universa etc. Man sieht, woher Hermanns Worte: pacem multis seculis inauditam efficiens ihren Ursprung haben. An der angeführten Stelle spricht auch Bern von foedera pacis, nicht von einem allgemeinen foedus: auch er kennt also wohl nur provinzielle Friedenseinigungen, nicht einen Reichsfrieden. Man sehe den Excurs am Ende dieser Anmerkungen. Daß

übrigens die von Heinrich aufgerichteten Landfrieden sich nicht lange wirksam erwiesen, wird nicht nur aus den späteren Zuständen in Baiern, sondern auch in Schwaben klar. Im Jahre 1054 mußte hier der Kaiser, furibus infestus, wie Hermann von Reichenau sagt, mehrere Räuberstätten zerstören. Derselben Zeit ist das merkwürdige Friedensedict der Elsasser zugeschrieben worden, welches aus einer Handschrift des Beatus Rhenanus stammt und dessen Echtheit mit wenig durchschlagenden Gründen bestritten wird. Man begegnet hier einer eigenthümlichen Verbindung eines beschworenen Landfriedens mit dem Gottesfrieden, wie solche bei dem Einfluß der Cluniacenser im Elsaß erklärbar ist. Waitz, der zuletzt das interessante Document in den Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte (Kiel 1871) S. 15—17 herausgegeben hat, setzt es wohl mit Recht in eine spätere Zeit. Man sehe auch hierüber den erwähnten Excurs.

S. 382. 383. — Gfrörer, Kirchengeschichte IV. 407 tadelt mit Recht, daß Stenzel die von Rodulfus Glaber V. 5 beschriebene Synode erst nach dem Römerzug Heinrichs setzt, also in eine Zeit, bis zu welcher die Nachrichten dieses Schriftstellers gar nicht hinabreichen. Aber mit Unrecht setzt er selbst die Synode in das Jahr 1046, da mit den Nachrichten vom Jahre 1045 schon Rodulfs Werk abschließt. Auch Will, Die Anfänge der Restauration der Kirche I. 13 hat dies übersehen. Die verschiedenen Versuche, die Zeit der Synode zu bestimmen, kritisirt Steindorff I. S. 497 ff.; er selbst verbindet die Erzählung Rodulfs S. 309—311 mit der Synode von Pavia im October 1046, indem er in jener Erzählung Beziehungen findet, welche auf eine Synode schließen lassen, in welcher die italienischen Bischöfe einen bedeutenden Bestandtheil bildeten. Mir scheint dagegen aus Rodulfs Worten selbst klar, daß es besonders deutsche und burgundische Bischöfe waren, zu welchen Heinrich redete. Die Erzählung beginnt: Dignoscens igitur isdem Heinricus, per universam Galliam atque Germaniam symaniacae philargiriae crassari cupiditatem, coadunari fecit ex omni imperio tam archipraesules quam ceteros pontifices; und als Heinrich dann allen geistlichen Graden Simonie vorwirft, wissen die versammelten Bischöfe Nichts zu antworten, weil sie einmal besorgen, ihrer eigenen Bisthümer verlustig zu gehen und weil sie wissen, daß in Italien die Simonie nur noch stärker herrsche, die Beschuldigung Heinrichs also völlig begründet sei. Denn nur diesen Sinn scheinen mir die allerdings dunklen Worte haben zu können: Pontifices, quid illi responderent, non habebant; pertimescebant enim carere ob hanc culpam propriis episcopatuum sedibus, et quoniam non solum in Gallicanis episcopis haec pessima pululaverat nequicia, verum etiam multo amplius totam occupaverat Italiam. Auch würde Rodulf schwerlich zu einer Zeit, wo der von ihm hochgeschätzte Gregor VI. auf dem Stuhle Petri saß, den Kaiser noch haben sagen lassen: die Simonie herrsche a maximo pontifice usque ad hostarium; der Pontificat Gregors beginnt aber mit dem 1. Mai 1045. Steindorff meint, meine Behauptung, daß Rodulfs Werk mit den Nachrichten d. J. 1045 abschließe, sei nicht unbedingt gültig, aber ich finde keine Thatsachen aus einem späteren Jahre nachgewiesen.

S. 383. 384. — Die Religiosität des Königs tritt besonders in den Nachrichten der Altaicher Annalen z. J. 1144 hervor. Ueber die Geißelungen des Königs vergleiche man die Vita Annonis c. 6. Abt Hugo von Cluny wird vom König in der merkwürdigen Urkunde vom 4. December 1049 (St. R. Nr. 2378) wiederholentlich Bruder genannt. Heinrich sagt, daß er die Bitten des Abts gern gewährt habe propter antiquam familiaritatem et caritatem, quam ipse suique antecessores

cum nostris predecessoribus regibus et imperatoribus habuerunt orando ad Dominum pro stabilitate regnorum et imperii et salute animarum eorum, ut deinceps nobis eandem caritatem exhibeant.

S. 387. 388. — Ueber den Todestag Gozelos siehe Järschkerski, Gottfried der Bärtige (Göttingen 1867) S. 15. Den Irrthum Siegberts, der nach Gozelos Tode Gottfried in Unterlothringen folgen läßt, hat Stenzel Bd. II. S. 116—120 gründlichst berichtigt. Im Uebrigen sind hier neben Hermannus Contractus und Sigebertus Gemblacensis auch die Annales Altahenses benutzt worden.

S. 388—391. — Heinrichs Kriegszug gegen Ungarn i. J. 1144 läßt sich jetzt in dem Bericht der Altaicher Annalen sehr gut verfolgen. Was Aventin (Annales Boiorum p. 499) über die Verbindung der Brüder des Bischofs Ritter mit den Ungarn berichtet, ruht wohl auf zuverlässigen Nachrichten und ist vielleicht aus jener Freisinger Quelle geschöpft, welche er mit dem Namen des Othochus bezeichnet. Ueber die Person dieses Othochus, in dem Waitz und Andere eine Person mit dem bekannten Othlon haben sehen wollen, ist man freilich wenig im Klaren. Daß Heinrichs Heer damals nicht groß war, zeigen die Altaicher Annalen, welche auch über die Zusammensetzung desselben die besten Nachrichten geben. Es kann hiernach übertrieben erscheinen, wenn Hermann von Reichenau sagt: cum perpaucis copiis, aber entschieden unrichtig ist die entgegengesetzte Behauptung der größeren Annalen von St. Gallen: contractis undique copiis. Der Verfasser dieser Annalen putzt gerade hier seine Arbeit besonders mit gelehrten Phrasen auf und verhüllt dadurch die Wahrheit; trefflich hat Strehlke S. 35 nachgewiesen, wie derselbe Züge aus Justin und Paul Warnefried in seiner Darstellung verwoben hat. Hermann lag außer dem Annalisten auch der oben erwähnte Brief des Abts Bern vor, und aus ihm die Zahl derer, welche den entscheidenden Sieg erfochten: es waren 17 Legionen d. h. 17,000 Ritter. Die Angabe des Rodulfus Glaber V. 4 über 6000 Mann auf deutscher Seite kann daneben nicht in Betracht kommen; sie kritisirt sich schon durch die 200,000 Ungarn, welche in demselben Athemzuge genannt werden. Interessant ist, wie der erwähnte Brief das Detail, welches die Altaicher Annalen geben, vollkommen bestätigt. Alle deutschen Quellen stimmen darin überein, daß Heinrich den Sieg mit geringem Verluste erfocht; auf die Berichte des Keza und Thwrocz wird heute Niemand mehr größeres Gewicht legen. Einige Verluste der Deutschen werden im Necrologium Salisburgense namhaft gemacht (Böhmer, Fontes IV. p. 580). Auch der gleichzeitig niedergeschriebene Bericht des Rodulfus Glaber a. a. O. ist neben den deutschen Quellen nicht ganz unbeachtet zu lassen. Daß der Schlachttag der 5. Juli war, steht jetzt fest; vergleiche Steindorff I. S. 207. Ebenso ist nach den neuesten Ermittelungen Dümmlers (Forschungen zur d. Geschichte XV. 164) nicht mehr zu bezweifeln, daß an demselben Tage auch die Unglücksschlacht des Jahres 907 stattfand. Wenn die Necrologien von Merseburg und Weißenburg für Letztere in einem falschen Datum übereinstimmen, so hat diese Uebereinstimmung kein Gewicht, da das Weißenburger Necrologium auf dem Merseburger beruht.

S. 391. — Die auffälligen Worte des Hermannus Contractus: Ungarios petentes lege Boiarica donavit finden ihre Bestätigung in der Notiz der Annales Altahenses: Illis petentibus concessit rex scita Teutonica. Ich meine, daß dabei nur an eine Uebertragung der damals in Baiern gültigen Landfriedenssatzungen gedacht werden kann. Strehlke S. 38 sieht in der lex Baioarica das nach Thietmar VI. 28 den Baiern zustehende Recht der Herzogswahl, welches auf die Könige der Magyaren übertragen sei, und ihm ist Merkel gefolgt. Ich glaube aber, daß man

weder an sich das Wort so auffassen kann, noch scheint mir diese Auslegung den Umständen zu entsprechen. Denn einmal wurde das ungarische Reich erst im folgenden Jahre förmlich Heinrich übergeben, und dann ist wohl mehr als fraglich, ob Konrad und Heinrich ein solches Baiernrecht anerkannt haben. Eine Analogie für meine Ansicht finde ich in der Verpflanzung der Landfriedensordnung für Schwaben vom Jahre 1093; diese wurde nach Bernold zum Jahre 1094 nicht nur nach Franken und Baiern, sondern auch nach Ungarn übertragen. Büdinger, der in der Oesterreichischen Geschichte Bd. I. S. 483 an eine Uebertragung des baierischen Volksrechts auf Ungarn gedacht hatte, ist später meiner Auffassung beigetreten (Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1859. S. 83). Steindorff I. S. 211 nimmt an, daß die Gesetzgebung Stephans außer Kraft getreten und durch eine neue Legislation deutschen, beziehungsweise baierischen Ursprungs ersetzt worden sei; was dann allerdings ein in den damaligen Rechtsverhältnissen ganz einzig dastehender Vorgang gewesen sein würde. Waitz (Deutsche Verfassungsgeschichte V. S. 143) will an die Einführung bairischer und allgemein deutscher Grundsätze in Beziehung auf Land, Lehen und dergl. in Ungarn denken, was wohl mit Steindorffs Ansicht nicht übereinstimmt. Ueber die Lanze Abas finden wir alte Nachrichten in den Annales Leodienses zum Jahre 1043 und bei Arnulf von Mailand III. 6, wo auch Wattenbachs Anmerkung Aufmerksamkeit verdient. Ich halte es übrigens für irrthümlich, wenn man bei dieser nach Rom übersandten Lanze an die Lanze denkt, mit welcher Peter im folgenden Jahre Ungarn an Heinrich übertrug. Die beiden erwähnten Quellen lassen meines Erachtens keine andere Deutung zu, als auf Abas ihm im Kampfe entwundene goldene Lanze, das Abzeichen der Königsgewalt in Ungarn: ich kann deshalb Büdingers Meinung, die er in der Oesterreichischen Geschichte Bd. I. S. 434 vorgetragen und in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien a. a. O. aufrecht erhalten hat, nicht beipflichten. Auch Gregors VII. Worte (Regest. II. 13) werden einfacher auf Aba als auf Peter gedeutet, noch weniger sind Bonizos ohnehin verwirrte Nachrichten jener Auffassung günstig, so daß ich nirgends einen Anhalt für sie sehe. Uebrigens hat auch hier bereits Mascov (Commentarii T. I. p. 317) nach meiner Meinung das Richtige getroffen. Steindorff I. S. 235 hält Abas und Petrus goldene Lanze für identisch und beruft sich dabei auf die Altaicher Annalen, die aber nach meiner Meinung eine solche Auffassung nicht unbedingt fordern. Die Deutung, welche man später der Uebersendung der Lanze an den heiligen Petrus gab, findet sich schon in dem erwähnten Briefe Gregors VII. und bei Bonizo (Jaffé Bibl. II. 625.) Vergl. Strehlke S. 44.

S. 392. 393. — Die näheren Umstände von Gottfrieds erstem Aufstand gehen hervor aus den Annales Leodienses, Hermannus Contractus, Annales Altahenses, Lambertus Hersfeldensis und Sigebertus Gemblacensis. Den Aufenthalt des Königs am 25. September 1044 zu Aachen ergiebt eine Urkunde (St. R. Nr. 2267).

S. 393. 394. — Die Belehnung Ottos mit dem Herzogthum Schwaben berichten Hermannus Contractus und die Annales Altahenses zum Jahre 1045, die damit zusammenhängenden Vorgänge die Fundatio monasterii Brunwilarensis c. 27 (c. 17 der kürzern Fassung). Ueber die Belehnung des jungen Balduin mit einer Markgrafschaft (nur Antwerpen kann gemeint sein) sehe man die Annales Altahenses.

S. 394. 395. — Die Reise des Königs nach Ungarn im Jahre 1045 erzählt Hermannus Contractus und ausführlicher die Annales Altahenses. Auf die Fasti Corbeienses darf man sich mit Stenzel Bd. I. S. 86 nicht mehr berufen. Ueber

den Unfall in Persenbeug handelt das Chronicon Eberspergense (M. G. XX. p. 14). Das älteste Zeugniß für die Botmäßigkeit Ungarns haben wir in Wipos Vita Chuonradi c. 1: quam (Ungariam) idem rex Heinricus tertius nobili atque mirabili victoria domuit et post victoriam sapientissimo consilio sibi et successoribus suis stabilivit. Vergl. Steindorff I. 234. Daß die Pfingstfeier Heinrichs und Peters zu Stuhlweißenburg stattfand, scheint keine andere Autorität, als die Aventins, zu haben; auffällig ist, daß auch Mascov die Angabe hat, obwohl er sonst Aventin nicht zu folgen pflegt.

S. 395. 396. — Ueber Gottfrieds Unterwerfung berichten Hermann und Lambert. Am 15. Juli 1045 war der König in Aachen nach einer Urkunde (St. R. Nr. 2279). Den Zug gegen die Liutizen erwähnt Hermann.

S. 397—400. — Interessante Nachrichten über die Erkrankung des Königs haben wir durch die Annales Altahenses erhalten. Da der Zug des Königs, durch welchen er Dietrich die usurpirte Grafschaft abnahm, gegen Vlaardingen gerichtet war, kann nicht an Drenthe, wie ich früher vermuthete, gedacht werden. Die Annales Altahenses sagen ausdrücklich, daß Niederlothringen noch bei Lebzeiten Gozelos an Friedrich von Luxemburg kam und Hermannus Contractus bestätigt dies eher, als er widerspricht. Demnach mußte Gozelo am 18. Mai noch leben; da er aber in einer Urkunde vom 22. Mai 1046 (St. R. Nr. 2291) bereits als verstorben erwähnt wird, muß um den 20. Mai sein Tod erfolgt sein. Ueber die Grafschaft Verdun siehe Laurentii Gesta epp. Virdun. c. 2. Der Todestag Eckards II. ist in einem Bamberger Necrologium angegeben (Jaffé, Bibl. V. p. 561). Sehr bemerkenswerth sind die Worte der Annales Altahenses z. J. 1046: Teti, Dietrici comitis filius, marchas Ekkahardi duas a rege promeruit, terciam, id est Mihsinensem, rex adhuc retinuit, doch möchte ich darin nicht einen Beweis sehen, daß die alten Markgrafschaften von Merseburg und Zeitz noch einen besonderen Bestand gehabt hätten (Steindorff I. 299), sondern eher an Thüringen, Meißen und Oberlausitz denken. Wenn man die verwandtschaftlichen Beziehungen des Wettiners Dedi zu Eckard und Wilhelm von Weimar, der später Markgraf von Meißen war, ins Auge faßt, ist wohl kaum zu zweifeln, daß der Teti des Altaicher Annalisten nur der Wettiner sein kann. Daß die Allodialerbschaft Eckards auf den König überging, zeigen Urkunden (St. R. Nr. 2299—2301). Ueber den Hoftag zu Meißen geben gute Nachrichten die Annales Altahenses; man sehe auch die Urkunden bei St. R. Nr. 2295—2298. Wahrscheinlich hing mit den Meißener Festsetzungen auch die Herstellung der kirchlichen Einrichtungen in Posen und Schlesien zusammen (Wattenbach in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens IV. S. 347).

S. 400. 401. — Die Verhältnisse der Deutschen zu Magnus von Norwegen setzt Adam von Bremen II. 75 auseinander. Ueber die Schlacht bei Heidaby sehe man die Wendischen Geschichten Bd. II. S. 82 ff. und Steindorff I. 276. 277. Daß die Schlacht bei Heidaby (Schleswig) war, ist durch die Uebereinstimmung Adams mit dem Skalden Thiodolf sicher. Die Hlyrskogsheide anderer Skalden macht meines Erachtens nicht geringere geographische Schwierigkeiten, wie die Skotbargara.

S. 402. — Waimars Ergebenheit gegen den König bemerkt Amatus II. c. 34, die Einsetzung Guidos von Mailand Arnulf III. 2 und Landulf III. 3; der Letztere scheint hier wirklich einmal glaubwürdige Nachrichten zu überliefern. Ueber Wigger ist einzusehen Hermannus Contractus und Anselmi Gesta epp. Leod. c. 58.

S. 403. 404. — Die Vorgänge bei Halinards Erhebung auf den erzbischöf-

lichen Stuhl von Lyon erzählt das Chronicon s. Benigni Divoniensis (M. G. VII. 236. 237). Wazos Stellung zum Könige wird besonders aus Anselm c. 54. 60 und 66 klar.

S. 405. — Am 2. August 1046 war der König in Fritzlar (St. R. Nr. 2302), am 23. in Speier (St. R. Nr. 2303 und Chronicon s. Benigni a. a. O.), am 28. in Winterbach zwischen Schorndorf und Waiblingen an der Rems (St. R. Nr. 2304). Dann besuchte er Herbrechtingen an der Brenz (Chronicon s. Benigni) und begab sich nach Augsburg.

S. 410—412. — Ueber das Schisma in Rom sind die Nachrichten Hermanns von Reichenau, der Annales Altahenses, der alten Papstkataloge, der Annales Romani, welche jene bereits benutzten, des Glaber Rodulfus V. 5 und des Desiderius im Liber dialogorum p. 853 zu verbinden. Auch Bonizo p. 801 hat neben manchen Irrthümern gute Nachrichten. Einer sehr sorgfältigen Prüfung hat Steindorff (Heinrich III. Bd. I. S. 454 ff.) diese sehr widerspruchsvolle Quellenlitteratur unterzogen. Besonders hat er klar dargelegt, daß Bonizo in unvereinbarem Widerspruch mit den älteren Quellen steht, wenn er Gregor VI. schon vor Silvester III. auftreten läßt. Wo ein solcher Widerspruch nachweislich, ist Bonizo unbedingt der Glaube zu versagen. Aber seine Angaben auch da anzuzweifeln, wo ihnen nur das Fehlen anderer Zeugnisse entgegenzustellen ist, scheint mir bedenklich, da doch vielfach von ihm ganz unabhängige Quellen seine Notizen bestätigen und er ohne Zweifel in der Lage war sich gut zu unterrichten. So zeigen jetzt die Annales Altahenses, daß seine Mittheilungen über Benedicts Heirathsabsichten nicht aus der Luft gegriffen waren, und ich halte sogar seine Version für glaubwürdiger, als die der Altaicher Annalen. Ich habe nach Steindorffs Untersuchungen meine Darstellung des Schisma mehrfach umgestaltet, aber ich glaube, daß er zu weit geht, wenn er das Vorhandensein eines Schisma ganz in Abrede stellen will. Wo drei Päpste abgesetzt wurden — und darüber ist kein Zweifel —, mußten auch drei Päpste sich eine Amtsgewalt beimessen. Die Bulle Benedicts IX. (J. R. Nr. 3129), aus welcher Steindorff I. S. 259 wichtige Resultate gewinnen will, gehört sicher zu 1043. Vergl. J. R. Nr. 3108. In der Schrift von Theodor Mittler: De schismate in ecclesia Romana sub pontificatu Benedicti IX. orto (Turici 1835) hat das jetzt vorliegende Material noch nicht vollständig benutzt werden können. Die Summe, für welche Gregor VI. den päpstlichen Stuhl kaufte, giebt ein alter Papstkatalog (Watterich I. 93) auf mille librae denariorum Papiensium an, Benno auf librae mille quingentae, ein jüngerer Katalog auf duo millia librarum (Watterich I. 70); Otto von Freising behauptet im Chronicon VI. 32, daß Benedict sich überdies den Peterspfennig von England vorbehalten habe. In einer Urkunde vom 22. August 1043 (Nerini, Storia di S. Bonifazio p. 388) wird Johannes Archicanonicus s. Johannis intra portam Latinam erwähnt, d. i. der spätere Papst Gregor VI. Nicht übel, obschon übertrieben, schildert Wido Ferrariensis de scismate Hildebrandi (M. G. XII. 167) die damalige Lage der Dinge: Omnes Romani comites, sicut semper fuit avaricia Romanorum, decedente Romanae sedis episcopo singuli, prout ferebat animus singulorum, singulos apostolicos eligebant, ut interdum quatuor et quinque episcopos Romana sedes haberet. Hinc contentiones innumerae, caedes et bella, turbationes et iurgia exoriri. Fretus quisque multitudine militum et suffragio propinquorum, quicquid Romanae ecclesiae poterat, rapiebat. Distrahebatur praedium Romanae sedis in partes innumeras, et is novissime omnium probatissimus et melior apostolicus habebatur, qui maiorem Romanis pecuniam

contulisset. Hic ab omnibus laudabatur, excipiebatur moenibus, aliis extra vagantibus, factaque erat sedes Petri in diversorium Simonis, et quod ante fuerat gratiae, iam pecuniae videbatur. Moenibus habe ich statt manibus corrigirt; der Gegensatz zu extra vagantibus macht es meines Erachtens nothwendig. Ueber den damaligen Zustand der italienischen Geistlichkeit ist die Stelle bei Wido p. 155 neben der des Desiderius p. 853 unterrichtend.

S. 413. — Ueber die Gesandtschaft des Königs von Frankreich an Gregor VI. sehe man Jaffé, Reg. pont. Nr. 3139, über das Verhältniß Heinrichs III. zu Gregor VI. Rodulfus Glaber V. 5 und das Chronicon s. Benigni; die Widersprüche, die in dem Bericht des Letzteren Steindorff I. 303. 304 finden will, scheinen mir nicht unlösbar. Dagegen stimme ich ihm vollkommen bei, daß das Schreiben an die Christen, welches Jaffé (Reg. Nr. 3137) Gregor VI. zugeschrieben hat, Gregor VII. angehört; ich bin früher irrig Jaffé in seiner Annahme gefolgt.

S. 414. — Otto von Freising im Chronicon l. c. erzählt, wie die drei Päpste neben einander in Rom gehaust. Aehnliches berichtet Lupus Protospatharius zum Jahre 1046. Die oft wiederholten Verse beim Annalista Saxo zum Jahre 1046: Una Sunamitis u. s. w. rühren nach den Annales Palidenses (M. G. XVI. 68) von einem Einsiedler Namens Wiprecht her, der zugleich Beichtvater des Königs war. Fraglich ist freilich, ob diese Notiz irgend welchen Glauben verdient. Ueber Petrus Damiani hat A. Vogel eine kleine Schrift herausgegeben (Jena 1856); eine größere Arbeit ist zu Florenz 1862 von A. Capecelatro erschienen. Man sehe über die Anfänge des Petrus Damiani auch Steindorff Heinrich III. Bd. I. S. 251 ff. Wenn Steindorff a. a. O. S. 262 die Erzählung Bonizos von dem Auftreten des Archidiakonen Petrus in Zweifel zieht, so scheint mir dafür in dem Schweigen anderer Quellen kein hinreichender Grund gegeben.

S. 415. — Ueber die Synode zu Pavia sehe man Mansi XIX. 615, die Annales Corbeienses und Hermannus Contractus. Daß Gregor VI. dem König schon nach Piacenza entgegenkam, ist nach Hermannus Contractus, Arnulf von Mailand III. 3 und Bonizo nicht zweifelhaft. Desiderius und die Annales Romani irren daher, wenn sie den Papst erst nach Sutri vom Kaiser bescheiden lassen. Welches Aufsehen damals Heinrichs Auftreten in Italien machte, zeigt eine Urkunde in der handschriftlichen Sammlung der Privilegien für M. Amiato, die dem Abt Fatteschi verdankt wird und sich in der Bibl. Sessoriana zu Rom findet: in der erwähnten Urkunde (Cod. 213. p. 281), ausgestellt in loco curtis de Marbuci in comitatu Florentino am 6. December 1046, heißt es am Schluß: Hec autem acta sunt in presentia domni Heinrici cancellarii gloriosissimi Heinrici regis, qui tunc Romam pergebat ad suscipiendam coronam Romani imperii.

S. 415—419. — Die Vorgänge auf der Synode zu Sutri erzählen am genauesten die Annales Corbeienses, die auch allein die drei Synoden deutlich unterscheiden. Sie sprechen nur von der Absetzung Silvesters und Gregors zu Sutri; auch der Anonymus Haserensis c. 36 giebt an, daß nur zwei simonistische Päpste auf der Hauptsynode entsetzt seien. Die Entsetzung Benedicts verlegen die Annales Corbeienses ausdrücklich auf die Synode in Rom, ebenso die nicht uninteressanten Notizen eines alten Papstkatalogs in der Dresdener Handschrift des Chronicon Altinate (Archivio storico. Appendice V. 59); vergl. überdies die Annales Weissemburgenses. Man muß hiernach sehr bezweifeln, ob das Chronicon s. Benigni, Desiderius, Bonizo, die Annales Romani und Benzo Recht haben, wenn sie übereinstimmend die drei Päpste zu Sutri absetzen lassen. Ein so vollständiges Bild der

damaligen Vorgänge zu Sutri und Rom wir auch durch die letztgenannten Berichte von verschiedenen Seiten gewinnen, so sehr bedürfen sie doch sämmtlich einer sorgfältigen Prüfung, wie sie J. Schirmer in seiner Dissertation: De Hildebrando subdiacono ecclesiae Romanae, Jaffé (Bibl. II. 594 ff.) und besonders Steindorff (Heinrich III. Bd. I. S. 500 ff.) unternommen haben. Am glaubwürdigsten scheint mir noch immer trotz des bereits gerügten Versehens Desiderius, mit dem sich auch Bonizos Nachrichten im Ganzen vereinen lassen. Bonizo hat noch erheblichere Fehler begangen; er nennt den Patriarchen Poppo von Aquileja und Bischof Brun von Augsburg beim Concil gegenwärtig, obwohl Beide längst verschieden waren; wahrscheinlich denkt er an Poppo von Brixen und Brun von Toul. Die Reden, welche er Gregor und die Bischöfe halten läßt, hat er nach der Sitte der mittelalterlichen Autoren erfunden, und auch sonst ist wohl Manches willkürliche Ausschmückung. Die Hauptsache aber, daß Gregor sich selbst der Simonie schuldig und des Pontificats für unwürdig erklärt habe, halte ich für richtig, da sie durch das Zeugniß des Desiderius gestützt wird und mir mit den anderen Quellen nicht in unlösbarem Widerspruch zu stehen scheint. Denn auch nach Bonizo ist es doch die Synode, welche das Endurtheil spricht, und Niemand wird bezweifeln, daß sie allein dem Willen des Königs folgte. Die Annales Romani entlehnen die Worte: in potestate regis Heinrici, qui in presentia habetur offenbar dem Privilegium selbst, auf welches sie sich berufen; diese Urkunde aber war unecht und kann, wie die gleichfalls angeführte des Hadrian, erst während des Investiturstreites erfunden sein. Benzos Darstellung VII. 2 ist besonders darin irrig, daß nach ihr dem Könige der Patriciat und das Recht der Verfügung über den Stuhl Petri vor der Kaiserkrönung übertragen sein soll. Die wichtigsten Beweisstellen aus den Schriften des Petrus Damiani habe ich schon früher im Anhange zu den Annales Altahenses S. 131 zusammengestellt. Den längeren Ordo coronationis bei Cencius camerarius haben neuerdings Gfrörer und Gregorovius wieder auf die Kaiserkrönung Heinrichs III. bezogen: dies ist schon deshalb unmöglich, weil wir das damalige Verfahren bei der Krönung, welches mehrfach abweichend war, kennen. Man vergleiche unten die Anmerkung zu S. 551.

S. 420. 421. — Ueber die Verhandlungen der ersten Synode Clemens II. sehe man Mansi, Coll. conc. XIX. 625 seq. Hunfried, der damals zum Erzbischof von Ravenna erhoben wurde, war ein Schwabe aus vornehmer Familie; ehe er das Erzbisthum erhielt, gehörte er als Domherr der Kirche zu Straßburg an. Man sehe die von ihm ausgestellte Urkunde bei Grandidier, Histoire d'Alsace T. I. Pièces justific. p. 246. Des Kaisers Aufenthalt bei Colonna am 1. Januar 1047 bezeugt eine Urkunde (St. R. Nr. 2319).

S. 421—428. — Die Geschichte der ersten normannischen Eroberungen in Apulien gewinnt durch Amatus II. 16—45 ein viel helleres Licht. Eine gute gleichzeitige Quelle sind die Annales Barenses; auch im Lupus Protospatharius und im Anonymus Barensis sind gleichzeitige Nachrichten niedergelegt. Die Obsequiani in den Annales Barenses zum Jahre 1041 sind die Truppen aus dem Thema Obsikion, wie die Natulichi aus dem Thema Anatolikon und die Trachici aus dem Thema Thrakesion — sämmtlich Kleinasiaten. Im Heere des Bojoannes erscheinen später auch miseri Macedones et Paulikani. Man vergl. die Kritik, welcher F. Hirsch in den Forschungen zur d. Gesch. VIII. S. 260 die Darstellung des Amatus hier unterzogen hat. Ueber den von Waimar geführten Titel eines Herzogs von Apulien und Calabrien siehe Hirsch a. a. O. 269 und 277.

S. 428. 429. — Am 3. Februar 1047 war nach einer Urkunde (St. R. Nr.

2323) der Kaiser in Capua. Ueber die dortigen Vorgänge unterrichtet Amatus III. 2. 3, aus welchem auch Leo Ostiensis II. c. 78 schöpfte. Zu vergleichen ist ferner Hermannus Contractus, dessen Nachrichten hier freilich sehr ungenügend sind.

S. 429. 430. — Am 18. Februar 1047 war nach der Urkunde bei Jaffé, Reg. pont. Nr. 3149 der Papst in Salerno, also auch wohl der Kaiser. In die letzten Tage des Februar muß die Anwesenheit Beider vor Benevent fallen, deren Hermannus Contractus, Leo Ostiensis, die Annales Beneventani und Lupus Protospatharius gedenken. Die Veranlassung zum Zorn des Kaisers gegen Benevent war nach Lupus Protospatharius die Frechheit der Einwohner, welche am Pferde des Kaisers zum Hohn die Steigbügel abgeschnitten hatten; glaublicher erzählt Hermannus Contractus von einer Beleidigung, welche der Schwiegermutter des Kaisers zugefügt sei. Die merkwürdigen Worte bei Leo Ostiensis: Cunctam Beneventanam terram Normannis auctoritate sua confirmans glaube ich so deuten zu müssen, wie es im Text geschehen ist, da sie unmöglich buchstäblich genommen werden können; auch Steindorffs Bemerkungen (Heinrich III. Bd. I. S. 327) heben die Schwierigkeiten nicht. Ueber die Rückreise des Kaisers siehe St. R. Nr. 2324—2340, Hermannus Contractus und die Annales Altahenses. Am 3. April war er nach der Constitution in den M. G. Legg. II. 41 zu Rimini. Mit großem Unrecht hat Gfrörer, Kirchengeschichte IV. 608 Pertzs Zeitangabe für diese Constitution bestritten; er selbst setzt sie in das Jahr 1055, aber am 3. April dieses Jahres stand der Kaiser zwischen Brixen und Verona, nicht zu Rimini. Daß Gregor VI. am Rhein starb, sagt Bonizo p. 802. Aus einer Stelle im Regestum Gregorii VII. (Lib. I. ep. 79), auf welche Floto, Kaiser Heinrich IV. Bd. I. S. 155 zuerst aufmerksam gemacht hat, ergiebt sich, daß Hildebrand damals zu Köln lebte; es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß dort auch Gregor im Exil war und starb. Gregor VI. überlebte seinen Nachfolger Clemens II., wie aus Anselmi Gesta epp. Leod. c. 65 hervorgeht; er erlebte noch die Erhebung Damasus II., aber nicht mehr Leos IX.: im Jahre 1048 ist er demnach gestorben. Was Donizo in der Vita Mathildis c. 12 und 13 über das Verhältniß des Markgrafen Bonifacius zu dem Kaiser und den Aufenthalt des Letzteren zu Mantua erzählt, ist entweder Fabel, oder die Wahrheit doch so ausgeschmückt und verdreht, daß man sie aus der Fabel nicht mehr scheiden kann.

S. 432. 433. — Den beabsichtigten Einfall des Königs von Frankreich im Jahre 1047 erwähnt Anselm in den Gesta epp. Leodiensium c. 61; daß Graf Hermann von Hennegau zu Gottfrieds und Balduins Genossen gehörte, geht aus Anselm c. 59 hervor. Den Tod des Sohnes Gottfrieds erwähnt Siegbert z. J. 1045. Ueber den Aufstand gegen König Peter von Ungarn sind die Annales Altahenses die beste Quelle, neben ihnen kommt die Vita s. Gerardi bei Endlicher, Rer. Ungar. monum. Arpadiana p. 203—234 in Betracht. Ueber das Ende Peters vergleiche Büdinger, Oesterreichische Geschichte Bd. I. S. 435. Anmerkung 1 und die Dissertation von J. G. Meyndt, Kaiser Heinrich III. und König Andreas I. (Leipzig 1870) S. 18. Gute Nachrichten über den beabsichtigten Zug des Kaisers gegen Ungarn und die Verschwörung Gottfrieds finden sich bei Hermannus Contractus.

S. 435. — Den zweiten Zug Heinrichs gegen Dietrich erwähnen Hermannus Contractus, die Annales Altahenses und Anselmi Gesta epp. Leodiensium c. 66, das gewaltsame Auftreten Gottfrieds dieselben Quellen, und zwar Anselm c. 54. Man vergleiche ferner die gleichzeitigen Gesta epp. Virdunensium c. 12, die Annales Leodienses, die späteren Annales s. Vincentii Mettensis zum Jahre 1047 und Lambert. Den Aufenthalt des Kaisers zu Xanten am 7. September kennen wir

aus einer Urkunde (St. R. Nr. 2342) und aus der Fundatio monast. Brunwilarensis c. 27 (18). Das Datum der Zerstörung Verduns hat Järschkerski S. 23 aus Hugo Flaviniacensis II. 30 nachgewiesen. Die Notizen der Flandria generosa c. 10, aus welcher Järschkerski einen Zug des Kaisers gegen Balduin i. J. 1047 folgert, sind wohl auf eine spätere Zeit zu beziehen.

S. 436. 437. — Die gefährdete Lage Italiens im Jahre 1047 ersieht man aus Amatus III. 4. 5 und den Annales Romani (M. G. V. 469). Der Sterbeort Clemens II. geht aus einer Bulle Nicolaus II. bei Jaffé, Reg. pont. Nr. 3355, der Todestag aus einer Bulle Leos IX. ebendaselbst Nr. 3256 hervor.

S. 437—440. — Die Verhandlungen über Poppos Wahl berichtet am ausführlichsten Anselm in den Gesta epp. Leod. c. 65. Man vergleiche auch Hermannus Contractus, die Annales Romani, Altahenses und Lambert von Hersfeld, wie die Urkunde bei St. R. Nr. 2344. Die Züge des Kaisers im Anfange des Jahres 1048 kann man am besten bei Hermannus Contractus mit Hülfe der Urkunden verfolgen. Die Verhandlungen mit dem französischen Hofe durch Brun von Toul erwähnt Anselm im Itinerarium Leonis IX. (Watterich I. 114).

S. 440—442. — Die Händel der Billinger mit dem Kaiser und den Bund des Letzteren mit Svend Estrithson kennen wir aus Adam von Bremen III. 5. 8. 17. Zu vergleichen sind die Annales Altahenses und Lambert zum Jahre 1048. Die Zusammenkunft mit dem König von Frankreich in Ivois berichten Hermannus Contractus, das Chronicon s. Huberti Andaginensis c. 5 und die Annales Laubienses. Ueber die Wahl Leos IX. haben wir die besten Nachrichten in Wiberts Lebensbeschreibung II. c. 1.

S. 442. 443. — Wazos Thaten gegen Gottfried meldet Anselm in den Gesta epp. Leod. c. 55. Herzog Adalberts Tod erwähnen Hermannus Contractus und die Annales Altahenses zum Jahre 1048; nicht unwichtig ist die gleichzeitige Notiz der Annales Mosomagenses: Bellum apud Toen inter duces Godefridum et Albertum, in quo interfecto Alberto Godefridus victor extitit. Ueber den Tod des Grafen Dietrich berichten Hermannus Contractus und die Annales Egmundani (M. G. XVI. 447).

S. 443. 444. — Die wichtige Nachricht von dem Beistande, welchen die Könige Svend von Dänemark und Edward von England dem Kaiser im Jahre 1049 leisteten, verdanken wir Florentius von Worcester, der im Anfange des zwölften Jahrhunderts schrieb und diese Notiz unfraglich einer älteren Quelle entlehnte, aus welcher auch eine verwandte Nachricht der angelsächsischen Chronik stammt. Gfrörer, Kirchengeschichte Bd. IV. S. 503 hat auf die Stelle des Florentius wieder aufmerksam gemacht, welche schon Mascov benutzt, aber Stenzel übersehen hatte. Wills Einwendungen gegen die Glaubwürdigkeit dieser oder vielmehr der aus diesen Quellen später abgeleiteten Nachrichten (Die Anfänge der Restauration I. 40. 41) scheinen mir wenig begründet. Ueber die Reise des Papstes an den kaiserlichen Hof sehe man Jaffés Regesten p. 368. Schon in Sachsen erreichte nach Anselm Papst Leo den Kaiser. Im Uebrigen vergleiche man Hermannus Contractus, die Annales Leodienses, Altahenses und Formoselenses (M. G. V. 36), wo sich zum Jahre 1049 eine Notiz aus dem zwölften Jahrhundert findet: Primus adventus imperatoris Henrici super Flandriam. Von einem Zuge des Kaisers gegen Flandern im Jahre 1050 wissen die genannten Quellen Nichts, dennoch berichten die gleichzeitigen Annales Elnonenses maiores zum Jahre 1050: Henricus imperator per Cameracum in terram comitis intrans usque Bruaco depopulat. Inibi comes per intercurren-

tes nuntios accedens, dato fidelitatis sacramento rursus imperator recessit. Aus ihnen ist die kürzere Notiz der Annales Laubienses entnommen. Ich glaubte hiernach früher einen zweiten Zug Heinrichs gegen Balduin im Jahre 1050 annehmen zu müssen. Doch da alle andern Quellen bestimmt dagegen sprechen, wird es gerathener sein einen Irrthum in der Jahreszahl der Annales Elnonenses vorauszusetzen.

S. 445. — Die Bußen Herzog Gottfrieds erwähnt Lambert, setzt aber dieselben, wie die Zerstörung Verduns irrig in das Jahr 1046.

S. 446. — Die angeführte Glorification Heinrichs III. findet sich in der Dedication der Rhetorimachia Anselms des Peripatetikers, herausgegeben von E. Dümmler (Halle 1872), S. 16 Z. 22 ist wohl zu lesen tremunt statt tremant. Z. 27 kann Germania nicht richtig sein, ich vermuthe Armenia. Z. 30 ist vielleicht munera statt mandata zu lesen. Ebendaselbst ist cui für cuius und S. 17 Z. 3 quondam für quodam zu verbessern, wie auch Dümmler bemerkt.

S. 447. — Wipo legt seine Ermahnungen dem personificirten Gesetze selbst in den Mund. Er läßt dies im Tetralogus v. 185 seq. zum Könige sagen:

185. Cum Deus omnipotens tibi totum fregerit orbem
Et inga praecepti non audet temnere quisquam
Pacatusque silet firmato foedere mundus,
Cumque per imperium tua iussa volatile verbum
Edocet Augusti de claro nomine scriptum:
190. Tunc fac edictum per terram Teutonicorum,
Quilibet ut dives sibi natos instruat omnes
Litterulis legemque suam persuadeat illis,
Ut, cum principibus placitandi venerit usus,
Quisque suis libris exemplum proferat illis.
195. Moribus his dudum vivebat Roma decenter,
His studiis tantos potuit vincire tyrannos.
Hoc servant Itali post prima crepundia cuncti,
Et sudare scholis mandatur tota iuventus;
Solis Teutonicis vacuum vel turpe videtur,
200. Ut doceant aliquem, nisi clericus accipiatur.

Hoc habe ich v. 197 statt des störenden hos geschrieben.

S. 450. 451. — Wie Heinrich III. selbst die Rechte der Juden schützte, bezeugt sein Sohn in einer Urkunde vom 19. Februar 1090: Si quis autem inopia depressus prescriptum persolvere nequiverit, eadem plectatur paena, qua ille punitus est tempore Heinrici imperatoris patris mei, qui Judaeum nomine Vivum interfecit, scilicet ut ei oculi eruantur et dextera manus amputetur. Remling, Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe zu Speier Bd. I. S. 67. — Ueber die Ketzerhinrichtungen zu Goslar vergl. Hermannus Contractus zum Jahre 1052 und Lambert zum Jahre 1053. — Die vielen Proscriptionen und Confiscationen unter Heinrich III. kann man schon in Böhmers Regesten verfolgen. Ein interessantes Beispiel findet sich auch bei Schannat, Vindemiae litterariae c. 42; es betrifft einen gewissen Udalrich, Vasallen des Erzbischofs Luitpold von Mainz. Die Strenge des Kaisers gegen den Bischof von Cambray berichten die Gesta Lietberti (Gesta epp. Camerac. cont.) c. 12. Die Mildthätigkeit Heinrichs zur Zeit einer großen Hungersnoth preist der Dichter Amarcius (Büdinger, Aelteste Denkmäler der Züricher Literatur S. 31). Die Geschichte von dem befreiten Spion erzählt das Chronicon s. Andreae II. c. 19.

S. 451. — Heinrici tertii, quem Heinricum Lineam Iustitiae cuncti pene prudentiores cognominant, sagt Wipo im Prolog zur Vita Chuonradi.

In der Translatio s. Servatii heißt es c. 44: Imperator piae recordationis Ainricus, ille inquam divinae religionis, divinae pacis auctor et amator, ut aiunt, precipuus; ähnliche Lobeserhebungen finden sich in diesem Buche noch mehrfach. Die spätere Mißstimmung gegen den Kaiser ersieht man am besten aus Hermannus Contractus zum Jahre 1053: Quo tempore regni tam primores quam inferiores contra imperatorem magis magisque mussitantes, iam dudum eum ab inchoatae iusticiae, pacis, pietatis, divini timoris, multimodaeque virtutis tenore, in quo de die in diem debuerat proficere, paulatim ad quaestum et incuriam quandam deficere, multumque se ipso deteriorem fore causabantur. Daß dies kein subjectives Urtheil, zeigt der gleichzeitige Othlon M. G. XI. 384.

S. 453—456. — Die biographischen Ausführungen über Leo IX. schließen sich besonders an Wiberts Lebensgeschichte dieses Papstes. Wibert ist wohl unterrichtet, und seine Angaben über die gute Bildung, welche Brun empfangen hatte, werden durch Amatus III. c. 15 bestätigt; dem Urtheile Berengars über seinen persönlichen Gegner darf man nicht unbedingt trauen. Die Familienverhältnisse des Papstes erhellen aus seinen Bullen vom 18. und 28. November 1049 (Jaffé, Reg. pont. Nr. 3197 und 3201) am deutlichsten.

S. 457. — Nach den Regeln der Kritik muß man, was auch Gfrörer, Kirchengeschichte Bd. IV. S. 487 und 488 sagen mag, doch in Zweifel ziehen, daß Leo erst auf Hildebrands Betrieb die Pilgerkleider angelegt habe. Wiberts Bericht widerspricht dem, was spätere Quellen hiervon berichten, auf das Entschiedenste. Aber eine Zusammenkunft Leos mit Hugo von Cluny und Hildebrand ist mir sehr wahrscheinlich, und ich sehe keinen Grund, weshalb man hierin Bonizo den Glauben versagen soll. Floto (Kaiser Heinrich IV. Bd. I. S. 173. 174) und Schirmer de Hildebrando subdiacono p. 36 seq. haben freilich auch diese Nachrichten Bonizos angefochten, aber ihre Gründe sind nicht überzeugend. Leos Reiseroute wird erst dann sonderbar, wie sie Floto nennt, wenn man Wiberts Augusta (II. c. 2) für Augsburg nimmt, während doch gewiß an Aosta zu denken ist. Gfrörer hat bereits nachgewiesen, daß Wibert Augsburg an einer späteren Stelle (II. c. 7) Auspurgia nennt. Daß Hugo sich um diese Zeit zu Peterlingen aufgehalten hat, scheint mir ein Zusammentreffen mit dem erwählten Papste zu Besançon nur wahrscheinlicher zu machen. Ungern und nur gezwungen folgte Hildebrand dem Papste, wie er selbst in der römischen Kirchenversammlung vom Jahre 1080 sagte (Mansi, Coll. conc. XX. 531). Wenn er (Regestum II. ep. 49) im Jahre 1075 die Dauer seines Aufenthaltes in Rom auf 20 Jahre, offenbar in runder Zahl, angiebt, so scheint mir hierin keine so erhebliche Differenz mit Bonizos Darstellung zu liegen, daß man sich deshalb Schirmers Annahme, nach der Hildebrand erst 1053 nach Rom gekommen sein soll, anschließen müßte. Was Will, Die Anfänge der Restauration der Kirche in den Noten zu S. 24—30 bemerkt hat, stimmt im Wesentlichen mit meinen Resultaten zusammen, doch ist die Autorität der Quellen für die Zusammenkunft in Besançon keineswegs so entscheidend, als er annimmt. Bedeutung hat nur Bonizo, und auch er berichtet offenbar hier manches Irrige. Daß unter dem Tero fluvius bei Wibert der Taro zu verstehen, hat Will gewiß richtig gesehen; ungewisser ist die Deutung des offenbar corrumpirten Namens Populeium. Ein Irrthum ist es, wenn Will S. 33 Hildebrand den Archidiaconat schon unter Leo IX. gewinnen läßt; Hildebrand war noch im Jahre 1059 Subdiaconus, wie außer vielen anderen Zeugnissen aus seiner Unterschrift in den Acten des großen römischen Concils in jenem Jahre hervorgeht.

S. 460—462. — Ueber das Concil zu Reims besitzen wir eine ausführliche Darstellung, die nach Siegbert von Gembloux von einem Reimser Mönch, Namens Anselmus, herrührt. Der Bericht, der zu den wichtigsten Quellen der Zeitgeschichte Leos gehört, findet sich bei Mansi XIX. 727—745 und Watterich, Vita Roman. pontif. T. I. p. 113—127 abgedruckt. Bezeichnend für die Stimmung, welche Leos Auftreten unter dem französischen Episcopat zurückließ, ist der Brief des Bischofs Eusebius zu Angers an Erzbischof Arnulf von Tours, welchen Sudendorf (Berengarius Turonensis p. 202) herausgegeben hat. Der Brief ist nicht im Juni 1049, sondern frühestens im Herbst 1050 abgefaßt.

S. 462. — Leo selbst sagt, daß er auf der Rückkehr von Reims Verdun berührt habe, und schildert den Eindruck der zerstörten Stadt in der Urkunde bei Jaffé Nr. 3191. Ueber den Aufenthalt zu Metz ist Wibert II. 5 zu vergleichen. Für die Geschichte der Synode zu Mainz im Jahre 1049 ist die bei Jaffé unter Nr. 3187 verzeichnete Urkunde wichtig, deren Verständniß wesentlich gefördert wird durch die Vergleichung der Urkunde bei Dronke, Cod. diplomat. Fuldensis p. 362. Statt des Datum der Letzteren XII. Kal. Decembr. ist wohl XII. Kal. Novembr. zu emendiren; so jetzt auch Stumpf (R. Nr. 2377), der die Urkunde übrigens für corrumpirt hält. Interessant sind die Nachrichten des Jocundus (M. G. XII. 90) über die Mainzer Synode; er erwähnt auch griechische Gesandte, die zugegen waren. In mehreren Bullen gedenkt Leo selbst dieser wichtigen Synode; eine solche Erwähnung findet sich auch in einer Urkunde für das Kloster Andlau (Jaffé, Reg. Nr. 3194), die aber in der vorliegenden Gestalt sehr verdächtig ist.

S. 463. 464. — Die Pilgerfahrt Leos nach dem M. Gargano und seinen Aufenthalt zu Benevent setzen die Annales Beneventani in die Zeit vor dem römischen Concil; es scheint mir deshalb nicht richtig, daß Jaffé den beneventanischen Aufenthalt erst in den Mai verlegt, zumal auch Wibert denselben nebst der Synode zu Sipont vor das römische Concil setzt. Man vergleiche Will a. a. O. S. 57. In welche Zeit die Synode zu Salerno und der Aufenthalt des Papstes zu Melfi bei den Normannen fallen, wird sich schwer genau ermitteln lassen, da Amatus, bei dem wir III. c. 15. 16 allein hierüber Nachricht finden, keine exacte Zeitbestimmung giebt. Daß der Papst nach Ostern wieder nach Unteritalien ging, sagt Hermannus Contractus zum Jahre 1050 ausdrücklich. Seine Nachrichten über die damalige Thätigkeit des Papstes in diesen südlichen Gegenden sind durchaus glaubhaft. Humbert unterschrieb als Siciliensis archiepiscopus schon eine Bulle Leos im Frühjahr 1050. Mansi XIX. 771.

S. 464. — Für die Ansprüche Leos auf den Exarchat ist die Bulle bei Morbio T. I. p. 69 bezeichnend; sie bestätigt die Besitzungen des Klosters Pomposia und ist vom 18. März 1053 ausgestellt. Bekanntlich gab Leo dem Grafen von Ancona auch die Grafschaft von Rimini (Jaffé Nr. 3278). Aehnliche Verleihungen waren seit geraumer Zeit nicht vorgekommen.

S. 466. 467. — Zu den bekannten Zeugnissen für Leos Milde und Nachgiebigkeit ist hinzuzufügen der Anonymus Haserensis c. 37. Dorther stammt auch der im Text erwähnte Ausspruch des Papstes. Was über das Aeußere Leos gesagt ist, beruht außer auf Wibert auf Amatus III. c. 15.

S. 467. — Für die Rückkehr Ungarns zur christlichen Kirche sehe man die Vita s. Gerardi c. 23 (Monumenta Arpadiana p. 230). Die Constitutiones ecclesiasticae Andreae I. bei Mansi XIX. 631, auf welche ich mich früher berief, sind eine

spätere Fälschung, wie Meyndt (Kaiser Heinrich III. und Andreas I. S. 23. 24) gut nachgewiesen.

S. 467—472. — Ueber Adalbert von Bremen und sein Verhältniß zu Godschalk ist Adam durchweg die Hauptquelle, ihm folgt auch Helmold I. c. 19—22, obwohl er einige abweichende Nachrichten beibringt, die nicht schlechthin zu verwerfen sind. Vergl. Wendische Geschichten Bd. II. S. 65—67 und S. 85—94. Eine besondere Schrift über Adalbert hat C. Grünhagen unter dem Titel herausgegeben: Adalbert, Erzbischof von Hamburg, und die Idee eines nordischen Patriarchats (Leipzig 1854). Der Verfasser hat nach den Quellen gearbeitet, aber bei einer monographischen Behandlung des wichtigen und dankbaren Stoffs wäre wohl ein noch tieferes Eingehen auf das Detail zu wünschen gewesen.

S. 473. 474. — Bardo von Mainz hat zwei Biographen gefunden, aber fast deutlicher, als in ihren Arbeiten, tritt uns die Gestalt des alten Erzbischofs in der Anekdote entgegen, welche der Anonymus Haserensis c. 34 von ihm erzählt. Leider fehlt es an einem Biographen des Erzbischofs Hermann II. von Köln; das Material dazu liegt in der Fundatio monasterii Brunwilarensis zerstreut. Hier wird auch c. 27 (18) das Gebet Hermanns für die Sicherung der Thronfolge erwähnt.

S. 474—476. — Das Jahr der Geburt Heinrichs IV. geben Hermannus Contractus und die Annales Altahenses an, den Tag mit dem falschen Jahr 1051 Lambert. Daß sich der Kaiser Weihnachten 1050 zu Goslar aufhielt, bezeugt Hermann; die Annales Altahenses nennen Pöhlde, Lambert unbedingt irrig Worms. Der Brief des Kaisers an Hugo von Cluny ist bei d'Achery, Spicilegium T. III. p. 443 gedruckt und zwar mitten unter Briefen Heinrichs IV., doch hat ihn schon Stenzel (Fränkische Kaiser Bd. I. S. 597 Note 41) Heinrich III. vindicirt. Floto hat besonders die Aufmerksamkeit auf dieses wichtige Actenstück gelenkt, das wir im Anhange unter A. 12 haben abdrucken lassen. Davon, daß die Taufe erst habe zu Goslar stattfinden sollen, steht im Briefe Nichts; was Floto Bd. I. S. 185 und 186 darüber sagt, beruht auf einem Irrthum. Ueber die Taufe selbst sind neben Hermannus Contractus auch die Annales Altahenses und Augustani nachzusehen.

S. 477—479. — Ueber die letzten Ungarnkriege Heinrichs III. sind neben Hermannus Contractus wiederum die Annales Altahenses Hauptquelle. Sie sagen, daß der Kaiser die baierischen Fürsten berufen habe in Nuorenberg, fundo suo, und bezeichnen damit offenbar Nürnberg als ein Hausgut der Salier. Ueber die Zerstörung der Hainburg vergleiche man Thausing in den Forschungen zur d. Geschichte IV. 367. 368. Auch auf das Verhältniß des Kaisers zu Polen werfen die Altahenses neues Licht. Die gleichzeitigen Unternehmungen in Lothringen werden außer den genannten Quellen bezeugt durch die Annales Elnonenses maiores, die Annales Leodienses und Laubienses, wie durch Siegbert, der schon aus den Lütticher Annalen schöpfte.

S. 480. — Die Bestrebungen Leos IX., die Ungarn zur Anerkennung der deutschen Herrschaft zu vermögen, erwähnt Wibert II. 8 und Hildebert in der Lebensbeschreibung des Abts Hugo von Cluny.

S. 480. 481. — Was in der Lebensbeschreibung des Bischofs Benno von Osnabrück c. 6 erzählt wird, ist auf den Ungarnkrieg des Jahres 1051 zu beziehen, nicht auf den des folgenden Jahres. Die Nachrichten des Hermannus Contractus und der Altaicher Annalen über diesen Krieg sind ziemlich dürftig. Meyndt (Kaiser Heinrich III. und König Andreas I. S. 39—52) benutzt sie zu einer ausgeführteren Darstellung, in welcher es jedoch an subjectiven Ergänzungen nicht fehlt.

S. 482. 483. — Der Aufenthalt Heinrichs III. zu Persenbeug am 24. Juli 1052 ist durch eine Urkunde festgestellt (St. R Nr. 2433). Ueber den Ungarnkrieg des Jahres 1052 und die Belagerung von Preßburg ist die Hauptquelle Hermannus Contractus; die Altaicher Annalen bringen nur über die Unterhandlungen des Papstes einige neue Nachrichten, die im Wesentlichen mit Hermanns Angaben zu vereinen sind, während Wibert II. 8 diese Vorgänge in ein anderes Licht stellt und es der Hartnäckigkeit des Kaisers beimißt, wenn der vom Papst beabsichtigte Friede scheiterte. Wichtige Nachrichten über den Antheil des Papstes an diesen Dingen giebt Wibert II. 8, die aber mit Hermanns Angaben nicht ganz in Einklang zu bringen sind. In ähnlicher Weise, wie ich es versucht habe, meint auch Büdinger, Oesterreichische Geschichte Bd. I. S. 440 die Differenz lösen zu müssen.

S. 483—485. — Ueber die Fehde zwischen Bischof Gebhard von Regensburg und Herzog Konrad von Baiern handeln Hermannus Contractus, die Annales Altahenses und die Fundatio Brunwilar. monast. c. 8 (6). Ueber Gebhard ist die Erzählung des Othlon M. G. XI. 383 zu vergleichen.

S. 485. — Imperator Heinricus, magno aput Triburiam conventu habito, filium aequivocum regem a cunctis elegi eique post obitum suum, si rector iustus futurus esset, subiectionem promitti fecit. Hermannus Contractus zum Jahre 1053.

S. 486. — Der Einfall Konrads in Baiern im Jahre 1053 gewinnt außer aus Hermannus Contractus und den Annales Altahenses auch aus dem Anonym. Haserensis c. 35 Licht. Die Urkunde Heinrichs III., am 26. December 1053 zu Passau ausgestellt, ist schwerlich für echt zu halten; mindestens kann sie nicht wohl damals ausgestellt sein. Man vergl. St. R. Nr. 2447.

S. 487. — Irrig wird in den meisten Büchern angenommen, der Kaiser habe 1053 seinen zweiten Sohn Konrad zum Herzog von Baiern eingesetzt. Die Zeugnisse Hermanns und der Annales Altahenses sind völlig übereinstimmend und so positiv, daß gar nicht daran gezweifelt werden kann, daß der König damals seinen ältesten Sohn Heinrich mit Baiern belehnte. Allerdings ging später Baiern auf Konrad über. Bestimmte Zeugnisse über den Zeitpunkt dieses Ueberganges fehlen, doch scheint mir aus inneren Gründen sehr wahrscheinlich, daß er gleichzeitig mit der Königskrönung des jungen Heinrich war. Ueber Bischof Gebhard von Eichstädt als Verweser des Herzogthums ist die Hauptquelle der Anonymus Haserensis. Die Einfälle der Ungarn in Kärnthen und die Ostmark berichten am besten die Annales Altahenses z. J. 1054, wo für orientalem saepius Baioariae oram invasere wohl marcham zu lesen ist, wie derselbe Ausdruck beim J. 1061 wiederkehrt.

S. 488. — Die zu Zürich beschlossenen lombardischen Gesetze finden sich in den M. G. Legg. II. 42—44.

S. 489. 490. — Die Beilegung der Streitigkeiten zwischen Böhmen und Polen erfolgte nach den Annales Altahenses Pfingsten 1054 zu Quedlinburg; wie sie beigelegt wurde, zeigt Cosmas zu diesem Jahre. Cosmas berichtet auch über Bretislaws Ende.

S. 490. — Der Krönungstag Heinrichs IV. steht durch die Urkunde bei Martene, Collectio amplissima T. I. p. 585 fest. Der Krönungsort ist Aachen; nur durch ein Versehen Stenzels ist in der Geschichte der fränkischen Kaiser Bd. II. S. 234 Köln genannt worden, und daher scheint auch der Irrthum bei Gfrörer, Kirchengeschichte a. a. O. S. 597 zu stammen.

S. 490—492. — Ueber den Feldzug Heinrichs III. gegen Balduin von Flan-

dern im Jahre 1054 besitzen wir kurze Notizen in den Annales Leodienses, Elnonenses maiores, Blandinienses, Laubienses, Formoselenses, und in dem Chronicon Lamberti Audomarensis (M. G. V. 66); in dem Letzteren mit dem falschen Jahre 1053. Ausführliche und gute Nachrichten finden sich in der Fortsetzung der Gesta epp. Camerac. c. 10—14. Aus dieser Quelle hat Siegbert geschöpft, wie der Verfasser des Chronicon s. Andreae II. 16—21, der aber manche interessante Zusätze giebt. Ob damals dem Kaiser ein dritter Sohn geboren ist, wie das Chronicon c. 21 berichtet, ist freilich sehr fraglich; sicher war es nicht Heinrichs Nachfolger, wie der Verfasser meint. Der Knabe müßte früh gestorben sein, da wir sonst nirgends etwas von ihm hören. — Den Fürstentag zu Mainz im Jahre 1054, auf dem die römischen Gesandten vor dem Kaiser erschienen, hat man bisher nach einer Urkunde, am 17. November 1054 zu Mainz ausgestellt, in den November verlegt, aber die Urkunde ist nach einer äußerst fehlerhaften Abschrift bei Muratori gedruckt und sehr wahrscheinlich in der Datumszeile XV. Kal. Octubres zu emendiren. Denn an diesem Tage ist eine andere Urkunde und zwar ebenfalls für Vercelli in Mainz ausgestellt, die sich in den Mon. Patriae Chart. I. 581 nach dem Original abgedruckt findet. Man sehe St. R. Nr. 2461. 2462.

S. 495. — Leo IX. beruft sich auf die Schenkungsurkunde Constantins in dem Briefe an den Patriarchen Michael von Constantinopel bei Mansi XIX. 643 ff.

S. 495—501. — Die Verhältnisse Leos zu Benevent und den Normannen erhellen aus den Annales Beneventani, Hermannus Contractus, Wibert und der Chronik von Monte Cassino, vor Allem aber aus Amatus, den schon die letztgenannte Quelle benutzte. Zur Kritik des Amatus vergleiche man auch hier Hirsch in den Forschungen zur d. Geschichte VIII. S. 282 ff. Wills Darstellung dieser Verhältnisse (Die Anfänge der Restauration S. 86 ff.) mußte schon deshalb ungenügend ausfallen, weil er Amatus nicht benutzte. Entlegenen Quellenschriften sind wir nur selten bei unserer Darstellung gefolgt und nur dann, wenn ihre Nachrichten durchaus unverfänglich schienen.

S. 497. — Die Mißstimmung in Italien gegen die Normannen ersieht man deutlich aus dem Briefe des Abts Johann von Fecan bei Martene, Coll. amplissima T. I. p. 207. Der Brief gehört den ersten Jahren des Pontificats Leos an und ist zugleich das beredteste Zeugniß für die große Verehrung, in welcher Leo damals bei den französischen Mönchen stand.

S. 499. — Ob Heinrich III. an Papst Leo allein die Stadt Benevent oder das ganze Fürstenthum abgetreten habe, darüber ist mehrfach gestritten worden. Der Streit wird sich schwerlich definitiv entscheiden lassen, da die betreffende Stelle des Leo Ostiensis II. c. 46 keinen festen Anhalt bietet. Aber Hermann sagt, der Kaiser habe aufgegeben pleraque in Ultramontanis partibus ad suum ius pertinentia, und dies muß doch wohl auf ausgedehntere Abtretungen gedeutet werden. Der größte Theil des Fürstenthums war aber in den Händen der Normannen, und factisch hat der Papst gewiß nie viel mehr als die Stadt Benevent besessen. Man sehe hierüber auch Will a. a. O. S. 99.

S. 499—501. — Die wachsende Opposition der deutschen und italienischen Bischöfe gegen Leo IX. erhellt aus Wibert II. 7. 8, Leo Ostiensis II. 81 und Eckehard zum Jahre 1053. Ueber Halinards Tod berichtet das Chronicon s. Benigni Divionensis p. 238.

S. 502—505. — Die von dem Kriegszuge Leos IX. gegen die Normannen gegebene Darstellung weicht vielfach von der herkömmlichen ab; sie beruht auf Ama-

tus und auf urkundlichen Zeugnissen, die man bisher mehr als billig vernachlässigt hat. Amatus III. c. 34—38 ist hier um so wichtiger, als seine Erzählung nicht nur an sich sehr wahrscheinlich, sondern auch bereits von Leo Ostiensis und Guillermus Apuliensis benutzt ist, denen man sonst ausschließlich zu folgen pflegte. Ueber die beabsichtigte Vereinigung des Papstes mit Argyros haben wir das Zeugniß des Papstes selbst in dem Brief an den Kaiser Constantin (Mansi, Coll. conc. XIX. 667), welches überdies von den Annales Beneventani auf das Beste unterstützt wird. Der Marsch des päpstlichen Heeres wird klar aus den bei Jaffé verzeichneten Urkunden, aus denen auch die italienischen Fürsten ersichtlich sind, die den Papst unterstützten. Die Zahl der deutschen Krieger giebt Amatus auf 300, Leo von Ostia auf 500, Guillermus Apuliensis auf 700 an. Da sie fast alle fielen, und die Annales Beneventani die Zahl der Gefallenen auf ungefähr 300 angeben, scheint die Berechnung des Amatus in ihnen eine Bestätigung zu finden, wie sich denn überhaupt Hermannus Contractus, die Annales Beneventani und Wibert sehr wohl mit den Angaben des Amatus combiniren lassen. Der Schlachtort kann nicht zweifelhaft sein; alle ursprünglichen Quellen nennen ihn Civitas mit Ausnahme des Wibert, der die italienischen Namen häufig verdreht und hier Civitatula hat, und der Annales Beneventani, deren räthselhaftes Astagnum sich aus der beneventanischen Lebensbeschreibung (Borgia, Memorie di Benevento II. 318): „Leo castrametatus est super flumen, quod dicitur Stagnum, non longe ab oppido, cui nomen est Civitas," erklärt, was Will a. a. O. S. 112 übersehen hat. Stagnum ist hiernach wohl nur eine stagnirende Stelle des Fortore[1]). Daß Civitas in nächster Nähe dieses Flusses lag, sagt Guillermus Apul. II. v. 178. 179 mit klaren Worten. Die Stelle des längst zerstörten Orts hat Borgia, Memorie di Benevento II. 29 mit Bestimmtheit in den Ruinen des alten Teanum Apulum nachgewiesen. Er nennt den Ort Civitate, nicht Civitella, wie man meist irrig findet. Ein castellum de Civitella bei Flaviano unweit Teramo wird bei Palma, Storia di Teramo I. 123 seq. erwähnt; auf dasselbe ließe sich der Name Civitatula des Wibert aber doch nur dann beziehen, wenn die Nachrichten über die Schlacht in jene Gegend und nicht an den Fortore verwiesen. Die Anführer des päpstlichen Heeres werden von Leo von Ostia Werner und Rudolf genannt Beide erscheinen auch bei Guillermus, denn der L. II. v. 135 und 168 von ihm erwähnte Rodulfus, comes Bovianensis et Molinensis, kann nicht wohl ein Anderer sein, als jener Rudolf, den Leo als den designirten Herzog von Benevent bezeichnet. Die französische Uebersetzung des Amatus nennt Ragnolfe und Raynier als Anführer des päpstlichen Heeres; die Namen werden nur vom Uebersetzer oder Abschreiber verderbt sein. Die Nachrichten der von Pertz edirten sogenannten Annales Romani sind hier nicht erheblich, aber verdienen doch Beachtung. Guillermus Apuliensis hat Manches poetisch ausgeschmückt, aber im Ganzen beruht seine Darstellung auf guten Quellen und hält im Wesentlichen an denselben fest; dagegen ist die Erzählung des Gaufredus Malaterra (Murat. Script. V. 603) schon voll willkürlicher Erfindungen. Für die gleichzeitigen Händel der Nor-

1) Will ist später noch einmal in der Tübinger theologischen Quartalschrift 1862. S. 205. 206 auf Astagnum zurückgekommen und hat da auch die angeführte Stelle aus der Lebensbeschreibung Leos in Betracht gezogen. Er meint, daß Stagnum ein Nebenflüßchen des Fortore sei und Astagnum einen Landstrich an diesem Flüßchen bezeichne. Nachzuweisen bleibt dabei die Existenz eines Nebenflusses dieses Namens, denn das Citat aus dem Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde Bd. IX. S. 50 kann diese natürlich nicht beweisen.



mannen mit den Griechen kommt außer Lupus Protospatharius auch der Anonymus Barensis in Betracht.

S. 505—507. — Für Leos Verhandlungen mit den Griechen sind die wichtigsten Actenstücke die beiden Briefe Leos an den Patriarchen von Constantinopel, der Brief desselben an Kaiser Constantinus Monomachus und die Commemoratio brevis rerum a legatis apostolicae sedis Constantinopoli gestarum; sämmtlich abgedruckt bei Mansi, Coll. conc. XIX. 635—679 und neuerdings bei Corn. Will, Acta et scripta quae de controversiis ecclesiae graecae et latinae saeculo undecimo extant (Lipsiae 1861), wo das ganze Material für diese Streitigkeiten übersichtlich zusammengestellt und auch einiges Neue beigebracht ist. Ueber die damals gewechselten theologischen Streitschriften vergleiche man besonders Gieselers Kirchengeschichte und die Erläuterungen Wills in den Acten. Daß Leo von Ochriba der alleinige Verfasser des Schreibens war, welches den ersten Anlaß zum Streite gab, scheint mir aus Wills Argumentation p. 51 nicht mit Sicherheit hervorzugehen, da die Zeugnisse des Papstes und der Commemoratio entgegenstehen; auch hat die Sache wenig Belang, da der Patriarch jedenfalls der intellectuelle Urheber des Schreibens war. Daß der Dialog ein Werk des Humbert sei, ist unbestritten, aber schwerlich ist er, wie Will p. 93 meint, in Constantinopel verfaßt. Schon in seinem ersten Briefe kündigt der Papst eine Widerlegung in Bezug auf das gesäuerte Brot an, in dem zweiten sagt er, daß seine Gesandten sie überbringen würden. Sed quia tam de his, quam de aliis, quibus nos calumniaris, latius a nostris nuntiis per alia scripta nostra, quae deferunt, instrueris, hic breviter attigisse sit satis. Nur Humberts Werk kann füglich gemeint sein, auch die scripta nostra werden dieser Auffassung nicht entgegen sein, denn Humbert schrieb im Auftrage des Papstes und der römischen Kirche. Erst die Uebersetzung erfolgte in Constantinopel und zwar auf Betrieb des Kaisers; die Worte Wiberts, auf welche sich Will bezieht, scheinen mir auch dies allein zu besagen und bedürfen nur einer richtigeren Interpunction, als in unseren Ausgaben. In den schärfsten Widerspruch mit Wiberts Zeugniß setzt sich aber Will p. 136, wenn er die Schrift gegen Nicetas dem Cardinal Friedrich abspricht und ebenfalls Humbert beilegt. Der Grund dafür ist kein anderer, als daß diese Schrift sich öfters in einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Dialog setzt, der als superior nostra narratio oder in ähnlicher Weise citirt wird. Aber auch Friedrich schrieb nur im Namen des Papstes und der römischen Kirche, und seine Schrift stand nicht neben der des Humbert als eine Privatarbeit, sondern beide gehörten wesentlich zusammen als officielle Entgegnungen der römischen Kirche gegen die Angriffe der Griechen. Auch die letzterwähnte Schrift wurde nach der Commemoratio in das Griechische übersetzt und es verdient bemerkt zu werden, daß hier die beiden Arbeiten nicht als das Werk des Humbert allein, sondern als scripta nuntiorum bezeichnet werden. Wer von den Gesandten die Commemoratio abgefaßt hat, wissen wir nicht. Will nennt als den Verfasser abermals Humbert, quum legationis princeps fuerit, aber dieser Grund, wenn er Gewicht hat, dürfte eher auf Friedrich hinweisen, dem der Patriarch Michael p. 187 ausdrücklich die erste Stelle in der Gesandtschaft zuweist.

S. 507. 508. — Ueber die letzten Tage und den Tod Leos IX. berichtet am glaubwürdigsten Wibert. Der Bericht, der unter dem Titel de obitu Leonis IX. bei Mabillon, Acta SS. Saec. VII. II. 81 gedruckt ist, schmückt bereits sehr willkürlich aus, obgleich er wirklich, wie angegeben wird, von einem Augenzeugen herrühren mag. Noch weniger Glauben verdienen die späteren Lebensbeschreibungen, die schon

aus diesem Berichte geschöpft haben. Hildebrands Abwesenheit von Rom bei Leos Ende geht hervor aus Berengars Schrift de sacra coena adversus Lanfrancum ed. Vischer p. 50 seq. Danach ist Bonizos Nachricht zu beurtheilen, daß Leo an Hildebrand die Leitung des Papstthums übergeben habe.

S. 509. 510. — Den Todestag des Markgrafen Bonifacius giebt richtig Donizo und mit ihm übereinstimmend Marangonis Chronicon Pisanum (Monum. Germ. SS. XIX. p. 238) auf den 6. Mai an. Der 26. April, der aus Stenzel Bd. II. S. 231 in mehrere Bücher übergegangen ist, beruht nur auf einem Versehen in der Berechnung. Ueber das Ende des Bonifaz sind sonst einzusehen Hermannus Contractus zum Jahre 1052 und Arnulf von Mailand. Järschkerski (Gottfried der Bärtige S. 29) nimmt an, daß Gottfried erst im August 1054 nach Italien gegangen sei und bezieht sich dabei auf eine verdächtige Urkunde. Aber dagegen spricht die Notiz des Hermannus Contractus. Hermanns Aufzeichnungen sind hier streng chronologisch und sie reichen nicht bis in den August; schon die Krönung Heinrichs IV. (17. Juli) wird nicht mehr erwähnt.

S. 511. — Den Schwur Hildebrands berichtet Benzo VII. 2. Seine Erzählung in diesem Punkt bestätigt der Brief der Bischöfe des Wormser Concils vom Jahre 1076 (M. G. Legg. II. 44). Sonst ist auch hier Benzos Zeugniß nicht sonderlich zu trauen; er läßt denselben Schwur gleichzeitig einen Mann leisten, der gar nicht zugegen sein konnte. Humbert war nämlich noch nicht von Constantinopel zurückgekehrt, und doch läßt ihn Benzo die Gesandtschaft Hildebrands begleiten. Uebrigens möchte ich auf den Inhalt des Eides in dem Brief der Bischöfe nicht großes Gewicht legen; man scheint später ihm eine weitere Bedeutung gegeben zu haben, als er ursprünglich hatte.

S. 511—513. — Ueber die Vorgänge bei Victors II. Erhebung auf den Stuhl Petri haben wir wichtige und zuverlässige Nachrichten durch den Anonymus Haserensis c. 38 erhalten. Zu vergleichen sind ferner die Annales Romani und die Annales Altahenses zum Jahre 1055. Wenn Schirmer a. a. O. p. 46 sich zu zeigen bemüht, daß die Erhebung Victors ohne den Einfluß Hildebrands lediglich nach dem Willen des Kaisers erfolgt sei, befindet er sich mit den Quellen im Widerspruch. Aber auch Will vermag ich nicht beizustimmen, wenn er in seiner Abhandlung: Victor II. als Papst und deutscher Reichsverweser (Tübinger theologische Quartalschrift 1862. S. 185 ff.), auf eine sehr anfechtbare Stelle des Bonizo gestützt, die Behauptung aufstellt, Heinrich habe damals thatsächlich auf die Initiative bei der Erwählung des neuen Papstes verzichtet und bei dieser Wahl nur eine berathende Stimme behalten. Mir scheint vielmehr, daß Hildebrand der Berather war, die Entscheidung dagegen allein in der Hand des Kaisers lag. Ueber Hildebrands Stellung zu Victor ist Leo Ostiensis II. c. 86 und Benzo VII. 2 einzusehen.

S. 513. 514. — Die Huldigung Theobalds meldet Hermannus Contractus zum Jahre 1054. Von den Streitigkeiten des Kaisers mit König Ferdinand von Leon und Castilien berichtet Mariana de reb. Hisp. L. XIX. c. 5, der sich auf ältere Zeugnisse beruft, die er jedoch nicht näher bezeichnet. Schon Mascov hat darüber in einem Excurs mit verständiger Kritik gehandelt. Mindestens nicht geringere Autorität als Mariana haben die Cid-Romanzen, in denen bekanntlich Heinrich III. und Victor II. eine namhafte Rolle spielen.

S. 514. 515. — Daß Spitihnew mit Böhmen zu Regensburg belehnt wurde, bezeugen die Annales Altahenses; es liegt hierin zugleich eine Kritik der falschen Angabe des Cosmas Pragensis, daß der neue Herzog gleich am ersten Tage seiner

Regierung den Befehl habe ergehen lassen, alle Deutschen sollten das Land verlassen. Die Nachricht ist wohl im Allgemeinen angezweifelt worden (vergl. Palacky, Geschichte von Böhmen Bd. I. S. 292. 293); für ganz unbegründet halte ich sie indessen nicht, nur daß sie in eine spätere Zeit gehören wird. Der Aufenthalt des Kaisers zu Oetting am 12. März 1055 wird durch eine Urkunde (St. R. Nr. 2467) erwiesen; bei dem Actum: Utingen kann man nur zweifeln, ob Oetting am Inn oder Utting am Ammersee (vergl. Annales Altahenses z. J. 1055) gemeint sei. Ueber die Versammlung auf den Roncalischen Feldern ist außer Berthold auch Arnulf von Mailand III. c. 6 zu vergleichen. Der Beschlüsse der Florentiner Synode gedenkt Bonizo p. 804; was er dort von der Absetzung des Bischofs von Florenz berichtet, ist irrig und beruht wahrscheinlich auf einer Verwechslung mit der erst im Jahre 1076 erfolgten Absetzung des Bischofs Peter. Man vergleiche Schirmer a. a. O. p. 54. Neben Berthold und den Annales Altahenses ist für das Folgende Lambert Hauptquelle.

S. 516. 517. — Den Erfolg der Gesandtschaft Leos in Constantinopel erkennt man aus der Commemoratio brevis rerum a legatis apostolicae sedis Constantinopoli gestarum (Mansi XIX. 676 und Will, Acta p. 150) und aus den Briefen des Michael Cerularius an den Patriarchen Peter von Antiochia (Will p. 172 seq.). Die Excommunicationsurkunde der päpstlichen Legaten ist der Commemoratio brevis angefügt und findet sich außerdem in einer Zusammenstellung mehrerer auf diese Angelegenheiten bezüglichen Stücke, welche der bekannte Amalfitaner Panthaleon wenig später anfertigen ließ. Ich fand diese Compilation mit einigen Werken des Ivo und Petrus Damiani in einer Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts in der K. K. Hofbibliothek zu Wien (Jus canonic. Nr. 84). An die erwähnte Excommunicationsurkunde schließt sich dort fol. 88 folgendes Stück an, welches über die Entstehung dieser Compilation Nachricht giebt und an sich nicht ohne Interesse ist: Tempore, quo victoriosissimus imperator Constantinus cognomento Monomachus imperii habenas perspicaciter moderabatur, erat quidam Michael Constantinopolitane sedis patriarcha, artibus et intellectu stultissimus, qui, prout eius acta testantur, heresiarcha potius quam patriarcha fore innotuit. Hic levitate sui cordis coactus sancte Romane sedis eucharistiam nefanditer infamabat, tractans secum, quod melius esset Grecorum sacrificium quam Latinorum, eo quod ipsi fermentatum et Romana ecclesia, ut ab apostolis accepit, azimum sacrificat. De quibus controversiis in hoc libello enucleatius disertum est. Interea dum prefatus patriarcha, sicuti huius libelli asseverant, sacrificium Latinorum arguere conaretur, hoc sanctissimus Leo papa nonus audiens statim more solito ad nefandam altercationem exstirpandam domnum Stephanum religiosissimum cardinalem, qui tertius post eum papa sedis Romane extitit, et Obbertum Rufine sedis pontificem et cum illis Petrum Amalfitane sedis antistitem his datis apicibus transmisit. Qui Constantinopoleam urbem ingressi et imperiali honorificentia sublimati eiusdem urbis patriarcham, quatenus cum eo colloquium de nominato sacrificio haberent, per nuncium asciverunt. Quod ipse audiens, se ab eorum colloquio deviavit. Mox ipsi sancte Sophie basilicam ingredientes super altare excommunicationis paginulam posuerunt, et exeuntes ab ecclesia sublatis pedum sandalibus, marmoreum percutientes liminare, pulverem proiecerunt. Et hoc secundum evangelii vocem egerunt, dicentis, quamcunque introieritis [1]) civitatem

1) introientes hat die Handschrift. Einige unerheblichere Schreibfehler in der Handschrift sind beim Abdruck stillschweigend verbessert.

et vestrum renuuerint dogma, nil exinde auferatis, sed inde abeuntes pulverem vestrorum abicite pedum. Preterea ipsis ab eadem civitate discedentibus stupendum valde miraculum actum est. Liminare marmoreum eiusdem ecclesie mire magnitudinis dissolutum est, statimque talis clades subsecuta est, ut diebus paucis elapsis sexaginta Grecorum milia morerentur, in quibus nec unus alienigene gentis interiit, et per triduum inestimabiles coruscationes et tonitrua et imbrium grandinumque valetudines exstiterunt. Hec vero gesta sunt anno ab incarnatione Domini nostri Iesu Christi 1055 indictione 8. Quod ego Panthaleon, cum in Constantinopolim (*sic!*) essem, ubi hoc actum est, veraciter cognoscens, hunc libellum idcirco exemplari feci, quod legentibus pateat Latine serenitas institucionis et nemo ultra talia audeat presumere. Gleich darauf folgen fol. 89 Nuge cuiusdam Greculi contra observationes Latinorum. Das Decret der von Michael versammelten Synode gegen die Excommunicationsschrift der päpstlichen Gesandten findet sich bei Will, Acta p. 155 seq. Ueber die Rückkehr der Gesandten und Friedrichs Eintritt in Monte Cassino berichtet Leo von Ostia II. 85. 86. 88.

S. 518. — Gfrörer, Kirchengeschichte Bd. IV. S. 613 und Gregor VII. Bd. I. S. 542 klagt den Kaiser an, den Tod der beiden Kinder der Beatrix veranlaßt zu haben. Er beruft sich auf Berthold und Bonizo (Jaffé, Bibl. II. 637), aber Berthold spricht gar nicht von einem Mord, und Bonizo bezeichnet wenigstens den Urheber des Mordes nicht.

S. 518—520. — Victors II. Machtstellung in Italien erkennt man aus dem Anonymus Haserensis c. 38 und aus der merkwürdigen Urkunde vom Juli 1056, abgedruckt bei Ughelli, Italia sacra I. c. 352 und besser bei Palma, Storia di Teramo T. I. p. 130. Ueber die beneventanischen Verhältnisse sind die Annales Beneventani einzusehen. Die Gesandtschaft des Argyros kennen wir nur aus der Urkunde im Codex Udalrici Nr. 101 (J. 17). Die Gesandtschaft Heinrichs nach Constantinopel berichtet Berthold zum Jahre 1055, der auch die Gefangennahme der normannischen Ritter erzählt.

S. 520. 521. — Stenzel Bd. I. S. 164 stellt die Wichtigkeit des letzten Complots der Fürsten gegen Heinrich III. nicht in das rechte Licht; es fehlten ihm noch die Nachrichten der Altaicher Annalen, welche hier die Hauptquelle bilden. Neben ihnen sind wichtig die Annalen des Berthold und das Chronicon Wirzeburgense, beide selbstständige Fortsetzungen der Chronik des Hermann von Reichenau, wie man erst recht deutlich erkennt, wenn man die St. Gallener Handschrift des Berthold, welche Pertz mit 3 bezeichnet, ins Auge faßt; in den anderen Handschriften ist Bertholds Text durch das Chronicon Wirzeburgense bereits interpolirt. In Betracht kommen ferner für das Complot die Urkunden bei St. R. Nr. 2488 und 2493. Wer ist jener Markgraf Otto, der in der Urkunde Nr. 2487 vom 10. December 1055 erwähnt wird? Daß er einem baierischen Geschlecht angehörte, kann nicht zweifelhaft sein, da die in der Urkunde bezeichneten Güter in Baiern liegen. Die Lage derselben weist zunächst auf die Geschlechter der Scheiern und der Grafen von Diessen, und in beiden Geschlechtern ist auch der Name Otto gewöhnlich. Thausing hat in den Forschungen IV. S. 373 die Vermuthung zu begründen gesucht, daß dieser Markgraf eine Person mit Otto von Scheiern, dem bekannten Gemahl der Hazega, sei und die österreichische Neumark innegehabt habe, in deren Besitz seit 1045 Siegfried nicht mehr erscheint. Andere haben an die kärnthensche Mark (Steiermark) gedacht, in welcher bereits am 20. Februar Ottokar von Steier als Markgraf erscheint. Gfrörer, Gre-

gor VII. Bd. I. S. 427 rechnet den hier in Rede stehenden Otto auch dem steierschen Geschlechte zu, ohne jedoch den Beweis dafür zu führen. Ich habe früher für Otto auf Adam von Bremen III. 30 verwiesen, aber fraglich ist mir, ob dort nicht der Billinger Ordulf gemeint, der auch sonst unter dem Namen Otto erscheint und schon bei Lebzeiten seines Vaters gewaltthätig auftrat (c. 42). Auch an Otto, den Bruder des Markgrafen Wilhelm von der Nordmark, ließe sich bei Adam denken.

S. 521. — Markgraf Adalbert von Oesterreich starb 1055 nach dem Chronicon Wirzeburgense, und zwar vor dem 20. November, da an diesem Tage bereits Ernst als Graf in comitatu Osterrich dicto erwähnt wird. Vergl. v. Meiller, Regesten zur Geschichte der Markgrafen von Oesterreich S. 7 und Büdinger, Oesterreichische Geschichte Bd. I. S. 481. Die späteren Annalen setzen fast einstimmig Adalberts Tod erst in das Jahr 1056. Auch der Tod des jungen Herzogs Konrad muß nach dem Necrologium Fuldense und den Annales Augustani in das Jahr 1055 fallen, obgleich ihn Lambert erst zum folgenden Jahre meldet.

S. 521—523. — Ueber die Theilnahme Welfs an der Verschwörung und das Ende dieses Fürsten ist die Historia Welforum (M. G. XXI. p. 461) einzusehen, die hier eigenthümliche und wohl im Ganzen zuverlässige Nachrichten hat. Welf wird noch in einer Urkunde vom 11. November 1055 als lebend erwähnt (St. R. Nr. 2484); die Bezeichnung gloriosus dux in derselben kann wohl als Lohn seiner Enthüllungen gelten. Gleich darauf starb Welf; das Necrologium Eberspergense (Sitzungsberichte der Wiener Akademie LIII. S. 238) verzeichnet seinen Tod zum 12. November, das Necrologium Weingartense (Hess, Monumenta Guelfica p. 154) zum 13. November. Welf vermachte seinen Hof zu Utting am Ammersee dem Kaiser (Annales Altahenses). Ueber Konrads Tod berichten das Chronicon Wirzeburgense, die Annales Altahenses und die Fundatio monasterii Brunwilarensis c. 8 (6).

S. 524. 525. — Annos Herkunft, Jugend und die Geschichte seiner Erhebung erhellt aus der Vita Annonis c. 1—7 und den Untersuchungen Köpkes in den Noten.

S. 525. 526. — Stenzel Bd. I. S. 167 nimmt nach Keza an, daß 1056 ein Friede mit den Ungarn geschlossen sei; nach den Annales Altahenses zum Jahre 1058 muß man diesen Frieden jedoch durchaus in Zweifel ziehen. — Was Cosmas Pragensis über die Vertreibung der Deutschen in Böhmen berichtet, kann meines Erachtens erst in diese Zeit gesetzt werden. Vergl. oben die Note zu S. 514. 515. Ueber die Kriege der Liutizen unter einander und mit den Sachsen berichten Adam von Bremen III. 21, Helmold I. 21 und Siegbert von Gembloux zum Jahre 1055. Vergl. Wendische Geschichten Bd. II. S. 99.

S. 527. — Siegbert zum Jahre 1055 giebt allein von dem Angriff Gottfrieds und Balduins auf Antwerpen Nachricht; die Annales Altahenses und Lambert berichten über die Zusammenkunft in Ivois. Nach Pfingsten (26. Mai) kamen der Kaiser und König zusammen, also etwa im Anfang des Juni. Kaiser Heinrich war am 16. Mai noch zu Goslar, am 30. Juni war er in Trier auf der Rückkehr. Vergl. St. R. Nr. 2498. 2499.

S. 527. 528. — Das Chronicon Wirzeburgense sagt zum Jahre 1056 mit dürren Worten, daß sich Gottfried damals dem Kaiser unterwarf. Schon in der Urkunde vom 30. Juni (St. R. Nr. 2499) erscheint Gottfried dann wieder am Hofe. (Vergl. Floto Bd. I. S. 181.) Ueber Gebhards und Konrads Begnadigung berichten die Annales Altahenses; man vergleiche auch das Chronicon Wirzeburgense.

S. 528. 529. — Victors Ankunft in Goslar bezeugen der Anonymus Hasorensis c. 39 und Lambert. Daß Victor den Kaiser zu einem Zuge gegen die

Normannen habe veranlassen wollen, wie die Annales Romani berichten, ist irrig; sehr glaublich dagegen, daß er Arpi beanspruchte und erhielt, wie Amatus III. c. 45 erzählt. Die Angabe der Annales Altahenses, daß der Papst schon in Worms zum Kaiser gestoßen sei, kann nicht richtig sein; Victor war noch im Juli 1056 zu Teramo. Vergl. Jaffé, Reg. pontif. Nr. 3300. Erst im September trafen Kaiser und Papst in Goslar zusammen, wie aus dem Anonymus Haserensis (M. G. VII. 265) und Lambert hervorgeht.

S. 529. 530. — Den Sieg der Wenden über die Sachsen melden fast alle gleichzeitigen Quellen. Der Ort der Niederlage erhellt aus dem Annalista Saxo, der Tag aus dem Lüneburger Necrologium. Ueber den Tod des Kaisers haben wir die zuverlässigsten Nachrichten im Chronicon Wirzeburgense, in den Annales Altahenses, bei Berthold, Lambert und dem Anonymus Haserensis. Wie der Kaiser sterbend Alles, was von seinem Besitzthum antastbar war, zurückzugeben befahl und die Kaiserin seinen letzten Willen auch hierin ausführte, zeigt unter Anderem ein interessantes Beispiel im Liber concambiorum monasterii Eberspergensis Nr. 10 (Oefele, Scriptores II. 45). Ueber die Erhebung Heinrichs IV. auf den Stuhl Karls des Großen berichten allein die Annales Altahenses zum Jahre 1056.

S. 530. 531. — Agnes Brief an Hugo von Cluny findet sich in unseren Documenten unter A. 13. Die Erzählung des Cardinals Humbert giebt Othlon wieder (M. G. XI. 384).

S. 531—533. — Multorum factiones contra imperatoris filium exortae divinitus sedantur. Annales Augustani zum Jahre 1057. — Summa rerum et omnium, quibus facto opus erat, administratio penes imperatricem remansit, quae tanta arte periclitantis reipublicae statum tutata est, ut nihil in ea tumultus, nihil simultatis tantae rei novitas generaret. Lambert zum Jahre 1056. Die Stellung Victors bezeichnet scharf Petrus Damiani (Epp. I. 5). Er läßt den Heiland zum Papste sagen: Sublato rege de medio, totius Romani imperii vacantis tibi iura permisi. Gregor VII. sagt im Regist. I. ep. 19 von Heinrich III.: moriens Romanae ecclesiae per papam Victorem praedictum filium suum commendavit; er scheint selbst zugegen gewesen sein, da seine Worte: ipsum in regem elegimus wohl nur auf die electio bei des Vaters Tode bezogen werden können, welche das Chronicon Wirzeburgense erwähnt. Abgeschmackt ist, wenn die Annales Romani angeben, der Papst habe dem jungen Könige das Reich per investimentum übergeben; so weit geht selbst Paul von Bernried nicht, er läßt Heinrich IV. folgen hereditario iure, obschon permittente Romano pontifice Victore (Vita Gregorii VII. c. 60). Auffällig scheint mir, wie Gfrörer, Gregor VII. Bd. I. S. 6 ff. dieser eigenthümlichen Stellung des Papstes, die er nach dem Willen des sterbenden Kaisers einnahm und die man wohl als die eines Mitregenten der Kaiserin bezeichnen kann, trotz der besten Zeugnisse keine entscheidende Bedeutung beilegt, dagegen im Widerspruch mit den verläßlichen Quellen eine Mitregentschaft Annos in der Zeit unmittelbar nach dem Tode des Kaisers darzuthun sucht, die freilich nur bis zum December 1056 gedauert und damals durch die Ränke der Kaiserin beseitigt sein soll. Der Einfluß des Papstes auf die Ordnung der neuen Verhältnisse erhellt aus allen Quellen. Das Chronicon Wirzeburgense sagt: Victor sei nach Rom zurückgekehrt, multis bene in Germaniae aliisque Romani regni partibus pontificum vel principum secularium consilio dispositis; der Anonymus Haserensis sagt: dispositis l a u d a b i l i t e r regni negotiis, Lambert, kein Bewunderer dieses Papstes, wohl aber seines mönchischen Nachfolgers: compositis m e d i o c r i t e r, prout tunc copia erat,

regni negociis. Es ist das wohl eine unmittelbar beabsichtigte Correctur des Anonymus, welcher Lambert nach meiner Meinung bekannt war. Ueber den Tag zu Köln berichten der Altaicher Annalist, Siegbert und die Annales Egmundani zum Jahre 1057. Was Bonizo p. 637 noch den Kaiser selbst mit Gottfried austragen läßt, kann zum Theil erst damals durch den Papst bewerkstelligt sein. Gfrörer (Gregor VII. Bd. I. S. 9—13) läßt die Verhandlungen in Köln durch Anno leiten und glaubt, daß die wunderbarsten Dinge dort verfügt seien. Gottfried soll zunächst zum Patricius von Rom ernannt sein, was er niemals gewesen ist. Wenn der Mönch von St. Hubert c. 23 ihn als nominatissimus Romanae urbis patricius in einer rhetorisch gefärbten Stelle bezeichnet, so ist dies eben so wenig ein genauer Titel, als die unmittelbar daneben stehenden eines praefectus Anchonitanus und marchio Pisanus es für jene Zeit waren; auch die Bezeichnung Gottfrieds als signifer Romanus in der Translatio s. Servatii c. 56 beweist an sich Nichts und hat überdies in der Note des Herausgebers bereits eine andere und zutreffendere Erklärung gefunden [1]). Ferner soll Anno es zu Köln dahin gebracht haben, daß das italienische Gesammterbe des Hauses Canossa-Lothringen Lehen des Stuhls Petri wurde. Dies will Gfrörer aus folgenden Worten bei Benzo II. c. 13 erweisen: Cum sciat amicus noster, domnus Kadalus, quod per seniores Canussiae sit paparum ducatus, cur me abdicavit? Diese Worte legt Benzo dem Herzog Gottfried in den Mund, als er im Jahre 1062 Kadalus bei Rom hindernd entgegentrat: sie bedeuten nach dem Zusammenhang nichts Anderes, als eine Beschwerde Gottfrieds, daß Kadalus sich durch ihn als Herrn von Canossa nach Rom geleiten zu lassen verabsäumt habe, wie Markgraf Bonifacius es früher bei den vom Kaiser ernannten Päpsten gethan hatte. „Warum hat mich mein Freund verschmäht, da er doch weiß, daß das Geleit der Päpste durch die Herren von Canossa erfolgt?" Könnte über die Bedeutung von ducatus noch irgend ein Zweifel sein, so müßte er schon durch die nächsten Worte gehoben werden, wo Gottfried den viae ducatus als sein Recht in Anspruch nimmt: uterque nostrum recuperabit ius suum, ego viae ducatum, et vos me ducente pertingetis ad apostolatum. Aus den oben angeführten Worten Benzos zieht aber Gfrörer folgende sehr gewichtige Resultate: erstlich daß das italienische Gesammterbe des vereinigten Hauses Canossa-Lothringen unter dem Namen Herzogthum Canossa begriffen wurde, und zweitens daß ebendasselbe als ein Lehen des heiligen Stuhls — und zwar durch Verfügung der Oberlehnsherren, d. h. des kaiserlichen Hofes und des Papstes — anerkannt war. Man sieht, er verbindet ducatus mit Canussiae, um sein Herzogthum Canossa zu gewinnen, welches in dem Buche dann noch weiter eine Rolle spielt, die seniores aber sieht er statt in den Herren von Canossa in Kaiser und Papst. — Für Balduins Stellung ist der Zusatz der Annales Blandinienses zum Jahre 1054: Balduinus iunior marchysus Nerviorum comitatum imperiali munificentia et auctoritate apostolica suscepit nicht unwichtig. Ueber die Anordnungen zu Regensburg vergleiche man das Chronicon Wirzeburgense, Berthold, die Annales Altahenses und Lambert. Das Versprechen

1) Will erklärt sich in der Tübinger theologischen Quartalschrift 1862. S. 233 für diese Hypothese Gfrörers, die ihm sehr glaubhaft scheint, und bequemt der oben erwähnten in Bezug auf Annos damalige Mitregentschaft sich wenigstens dadurch an, daß er annimmt, der Papst habe wegen seiner bevorstehenden Abreise aus Deutschland zu Köln Anno die Reichsverwesung übertragen. Daß diese Annahme in den Quellen keinen Anhalt hat, ist ihm selbst nicht entgangen. Lindner, Anno der Heilige (Leipzig 1869. S. 100) erklärt sich, wie ich, gegen Gfrörers Annahme.



der deutschen Fürsten, nicht ohne die Einwilligung der Kaiserin den deutschen Thron zu besetzen, wenn der junge König sterben sollte, erhellt aus dem Registrum Gregorii VII. L. IV. ep. 3; es gewann später Bedeutung. Leider kennen wir weder den Wortlaut desselben noch die besonderen Umstände, unter denen es gegeben wurde. Der Friede Victors mit den Normannen steht durch das Zeugniß der Annales Augustani zum Jahre 1057 und das übereinstimmende des Amatus III. c. 44 fest.

S. 533. 534. — Ueber die letzten Tage Victors II. finden sich die besten Nachrichten beim Anonymus Haserensis c. 41, in den Augsburger Annalen und bei Leo von Ostia II. 93. 94. Auch die Vorgänge bei der Wahl Stephans IX. werden a. a. O. von Leo gut berichtet. Für die Gesandtschaft Anselms und Hildebrands an den kaiserlichen Hof haben wir jetzt ein gutes Zeugniß in Gundechari Liber pontif. Eichstetensis (M. G. VII. 246). Daß Stephans Wahl nachträglich vom König genehmigt wurde, sagen die Annales Altahenses.

S. 535. — Vir mirae audaciae wird Gottfried in den Annales Weissemburgenses zum Jahre 1070 genannt.

S. 535. 536. — Die sächsischen Unruhen im Jahre 1057 berichten Lambert von Hersfeld und der sächsische Annalist mit einem bemerkenswerthen Zusatz, den Sieg über die Liutizen das Chronicon Wirzeburgense; das Letztere erzählt auch die Unruhen in Franken, welche Friedrich von Gleiberg (bei Gießen) mit seinen Brüdern veranlaßte. Das Stammschloß lernen wir aus Bernold kennen, der aber den Aufstand erst in das Jahr 1059 verlegt; die Herren von Gleiberg waren ein Zweig des Luxemburger Geschlechts und den Welfen verwandt. Irmengarde, die Gemahlin des 1030 verstorbenen Grafen Welf II., wird in der Hist. Welforum (M. G. XXI. p. 460) de gente Salica de castro Glizberch genannt. Die Vermuthung Gfrörers (Gregor VII. Bd. I. S. 277), daß Friedrich von Gleiberg mit dem gleichnamigen Herzog von Niederlothringen identisch sei, findet in den Quellen keine Unterstützung und ist sehr unwahrscheinlich; Friedrich und seine Brüder scheinen vielmehr Neffen des Herzogs von Niederlothringen gewesen zu sein. Daß Gottfrieds neubegründeter Einfluß und die Aussicht, welche sich ihm auf Niederlothringen abermals eröffnete, ein Motiv bei der Empörung der Gleiberger gewesen sind, ist möglich. — Die angeführten Worte aus Adam von Bremen finden sich III. c. 32: Indignantes principes aut muliebri potestate constringi aut infantili ditione regi, primo quidem communiter vindicarunt se in pristinam libertatem, ut non servirent etc.

S. 541. — Als Graf Udalrich von Ebersberg seine Gemahlin verlor, sagte er am Tage des Begräbnisses zu seinen Söhnen: Ego nescius, si ultra vos conspiciam, paucis admoneo, quae sigillet in cordibus vestris memoria diei, quo mater vestra terrae commendata est; in hoc enim asciscitis Dei placorem et mundialem honorem: regi nunquam rebelletis vel domum ulla occasione vocetis, quia tunc opes vestri disperdentur. Chronicon Eberspergense (M. G. XX. 14).

S. 542. 543. — Die Vertreibung der Juden aus Mainz im Jahre 1012 berichten die Annales Quedlinburgenses zu diesem Jahre. Das Privilegium des Bischofs Rüdiger für die Juden vom 13. September 1084 ist abgedruckt in Remlings Speierschem Urkundenbuch S. 57. Ueber die Kölner Kaufleute sehe man Lambert zum Jahre 1017, über die Thieler Alpert de diversitate temporum c. 21. Die Londoner Zollsätze aus Ethelreds Zeit finden sich bei Thorpe, Ancient laws and institutes of England p. 127. Man vergleiche Lappenberg, Urkundliche Geschichte des hanseschen Stahlhofes zu London. Die hervorragende Stellung der Kaufleute zu Merseburg, Goslar und Quedlinburg geht hervor aus einer Urkunde Heinrichs III.

vom 25. Juli 1042 (St. R. Nr. 2229); nach derselben gab es einen ähnlichen Freibrief Konrads II., aber die erhaltene Urkunde dieses Kaisers für die Quedlinburger Kaufleute (St. R. Nr. 2217) ist im hohen Grade verdächtig. (Vergl. Breßlau, Kanzlei Konrads II. S. 155). Ueber die deutschen Handwerker zu jener Zeit in England spricht Wilhelm von Lisieux, der Geschichtsschreiber Wilhelms des Eroberers (Du Chesne, Scriptores rerum Norm. p. 211): Anglicae nationis feminae multum acu et auri textura, egregie viri in omni valent artificio; ad hoc incolere apud eos Germani solebant, talium artium scientissimi. Reiches Material, welches jedoch der Sichtung bedarf, hat Gfrörer, Gregor VII. Bd. VII. S. 223 ff. über Deutschlands Handel und Gewerbe im 11. Jahrhundert gesammelt; wenn er von einer „unerhörten Blüthe" beider spricht, so besteht auch dieses Wort nicht vor einer ruhigen Prüfung.

S. 543. 544. — Ueber die damaligen Bauten in Deutschland ist der Anonymus Haserensis c. 29 sehr belehrend; man vergleiche auch Adam von Bremen III. c. 3 und das Chronicon Hildesheimense c. 16. 17 (M. G. VII. 853). Für die gesteigerte Kunstübung jener Zeit in Deutschland zeugt neben den im Text berührten Bamberger Handschriften auch besonders der Codex aureus, der jetzt einen Hauptschmuck der Bibliothek des Escurial bildet. Er enthält die Evangelien, durch eine große Zahl von Miniaturen illustrirt. Auf dem ersten Blatte sieht man Christus, Kaiser Konrad und Gisela segnend, auf dem zweiten Heinrich III. und Agnes im königlichen Ornat vor der Jungfrau Maria. Die Handschrift gehörte einst dem Speierer Dom, kam dann an die Habsburger und durch Philipp II. in den Escurial. Man sehe Archiv für ältere deutsche Geschichte Bd. VIII. S. 820. 821 und Valentinelli, Delle biblioteche della Spagna (Sitzungsberichte der phil. hist. Klasse der Wiener Akademie Bd. XXXIII. S. 81).

S. 545. 546. — Die merkwürdigen Aeußerungen des Grafen Udalrich finden sich im Chronicon Eberspergense, wo der Verfasser nach der oben mitgetheilten Stelle unmittelbar so fortfährt: Igitur a pascha, post quod Rihcart defuncta est, Oudalricus carne abstinuit, venationibus, verbis otiosis omnibusque iucundis, adversa mundi prosperis cariora ferebat. Unde quodam tempore, cum in Eberspergensi castro cum familiaribus sederet atque de succrescentibus mundi malis sermocinaretur, contra beati Sebastiani altare conquiniscens, ait: Cum maximos dolores animo meo prius ingereret, quod nepotibus careo, modo tibi, Deus, tibique, mi possessor Sebastiane, magnas proinde gratias ago. Quod cur diceret, dum ab assidentibus interrogaretur, ait: Cum mundanae res ita starent, ut quisque tranquille sua retinere posset ac decenter vivere, gauderem, si mihi Deus propagines [1]) concederet. Isto vero tempore, quia malis multiplicatis aut ignominiose degere quisque cogitur aut male facere, carius habeo nepotibus carere, quam eos absque sui honore vel Dei gratia habere. Sed causam vobis enarro venturam, quae sequentem generationem post re [2]) acrioris infortunii est depressura. Cum Romani terrarum orbi imperarent, ita moderamine legum scripto regebant [3]), ut nulli impune cederet factum, quod lex vetuerat. Postquam vero Germanum regnum a Romanis recesserat, Sigipertus et Theodericus

1) propaginis Handschrift.
2) post to Handschrift. postea malo Mon. Germ. nach der jüngeren Chronik.
3) regebat Handschrift. Die Correctur nach der jüngeren Chronik. regebatur Mon. Germ.



ac deinde Carolus iura dictabant, quae si quis potens ac nobilis legere nesciret, ignominiosus videbatur, sicut in me coevisque meis, qui iura didicimus, apparet. Moderni vero filios suos neglegunt iura docere, qui quandoque pro suo libitu et possibilitate mendoso iure quosque iuvant aut deprimunt et per exlegem temeritatem. Udalrichs rechtshistorische Notizen stammen wohl aus dem bekannten Prolog des ripuarischen und baierischen Gesetzes her: deshalb denke ich bei Theoderich an den fränkischen Gesetzgeber dieses Namens und halte Siegebert — denn so steht in der Chronik — für eine Verwechslung mit Dagobert. Gfrörer, der zuerst (Gregor VII. Bd. I. S. 666) auf die Bedeutung dieser Stelle aufmerksam gemacht hat, sucht die Namen anders zu erklären. — Den ersten Unterricht des Erzbischofs Bardo durch seine alte Wärterin erwähnt die Vita Bardonis maior c. 1. Interessant ist die Stelle des Chronicon Gozecense I. c. 2, wo es von Agnes, der Mutter Adalberts von Bremen, heißt: more antiquorum tam litteris quam diversarum artium disciplinis apud Quidelinburg pulchre fuit instructa.

S. 546–548. — Für die Verbindung von Rhetorik und Jurisprudenz in den Schulen Italiens giebt die bereits oben benutzte Rhetorimachia des Anselm neue Belege. Des jüdischen Leibarztes Konrads II. gedenken die Gesta epp. Leodiensium c. 44. Daß Mailänder Kleriker in Deutschland studirten, erwähnt Landulf II. c. 35. Auch Anselm war ein mailändischer Kleriker, der sich an den kaiserlichen Hof begab, um sich für das Geschäftsleben auszubilden; er hielt es nicht für überflüssig, sein rhetorisches Werk von den deutschen Schulen billigen zu lassen (Anselm der Peripatetiker S. 57). Ueber Hildebrands Studien in Köln sehe man dessen eigene Aeußerung im Registrum L. I. ep. 79. Von Hubald von Lüttich handelt Anselmus in den Gesta epp. Leodiensium c. 29.

S. 548. 549. — Den arithmetischen Unterricht in der Eichstädter Schule schildert der Anonymus Haserensis c. 28. Ueber die neuen Anfänge der deutschen Prosa in jener Zeit sehe man besonders W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur S. 77–84.

S. 549. — Merkwürdig und gewiß vollauf begründet sind die Klagen Willirams in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Hohen Liedes über den Verfall der theologischen Bildung. Er mochte dabei als Fuldaer Mönch den damaligen Zustand der dortigen Studien mit dem vergleichen, was in der karolingischen Zeit geleistet war; denn der Theologie war auch die ottonische Epoche nicht gerade günstig gewesen. Die Bedeutung Lanfranks hat Williram schon früh begriffen, und es ist sehr auffällig, daß er bereits um 1065 von zahlreichen Schülern spricht, die Lanfrank aus Franken zuströmten. In diese Zeit gehören vielleicht die Stücke, welche Sudendorf (Registrum III. 1–8) aus dem Hildesheimer Briefcodex hat abdrucken lassen und die er wohl in eine zu frühe Zeit verlegt; ob sie von dem späteren Bischof Hezil von Hildesheim herrühren, lasse ich dahingestellt. Unter dieser Strömung mögen auch die späteren Bischöfe Adalbero von Würzburg und Gebhard von Salzburg nach Frankreich geführt sein, wie die Vita Adalberonis c. 2. 3 berichtet. In zwei Beziehungen sind Willirams Aeußerungen öfters mißverstanden worden: erstens hat man ihn irrig selbst zu einem Schüler Lanfranks gemacht, und zweitens sind seine Worte unrichtig so gedeutet worden, als ob er von einem allgemeinen Verfall der deutschen Schulen spräche. Er aber giebt ausdrücklich zu, daß die grammatischen und dialektischen Studien getrieben würden, doch vermißt er eine anregende christliche Theologie: Nam etsi qui sunt, qui sub scholari ferula grammaticae et dialecticae studiis imbuuntur, haec sibi sufficere arbitrantes, divinae paginae omnino obliviscun-

tur, cum ob hoc solum christianis liceat gentiles libros legere, ut ex his quanta distantia sit lucis et tenebrarum, veritatis et erroris, possint discernere. Von großem Interesse ist die Abhandlung W. Scherers: Leben Willirams, Abtes von Ebersberg in Baiern in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Klasse der Wiener Akademie Bd. LIII. S. 197 ff. Hier ist gezeigt, daß Willirams Hauptwerk nicht wie man bisher annahm, um 1045, sondern erst etwa zwanzig Jahre später abgefaßt ist.

S. 551. — Einige Formeln für die Kaiserkrönung, welche Pertz in den M. G. Legg. II. 78 hat abdrucken lassen, sind von ihm der Zeit der fränkischen Kaiser zugeschrieben, da sie, wie er mit Recht bemerkt, gewiß nach dieser Zeit nicht mehr gebraucht worden sind. Diese Formeln finden sich auch in Handschriften des elften und zwölften Jahrhunderts mehrfach wieder. So in dem schönen Bamberger Codex Ed. V. 1, welcher nach einer Jahresrechnung auf dem viertletzten Blatte im Jahre 1067 geschrieben oder doch noch in demselben Jahrhundert nach einer damals geschriebenen Vorlage copirt ist. Die Handschrift enthält unter anderen Ritualbestimmungen auch Ordines für die Krönung des deutschen Königs, der Königin und des römischen Kaisers; den Ordo für die Kaiserkrönung sogar in doppelter Gestalt. Ebenso findet sich ein doppelter Ordo für die Kaiserkrönung in der Dresdener Handschrift des Chronicon Altinate, abgedruckt im Archivio storico App. V. 122 ff. und zwar zunächst in Verbindung mit dem Vertrage, welchen Heinrich V. mit Calixt II. abschloß; dieser doppelte Ordo steht mit dem der Bamberger Handschrift in engem Zusammenhang. Sehr stark tritt in den Formeln der Letzteren die Idee des Erbkönigthums und Erbkaiserthums hervor. Bei der Königskrönung sagte der Erzbischof im Gebet nach der Salbung: Reges quoque de lumbis eius (regis) per successiones temporum futurorum egrediantur regnum hoc regere totum, und nach der Krönung redet er den Gekrönten an: Ita et retine locum amodo, quem hucusque paterna successione tenuisti, hereditario iure tibi delegatum per auctoritatem Dei omnipotentis et presentem traditionem nostram, scilicet omnium episcoporum ceterorumque servorum Dei. Bei der Kaiserkrönung sprach nach dem einen Ordo der Papst beim Aufsetzen der Krone: Accipe coronam a domino Deo tibi predestinatam. Habeas, teneas atque possideas et filiis tuis post te in futurum ad honorem Deo auxiliante derelinquas. Das sind Formeln, welche meines Erachtens bei den Krönungen der Nachkommen Konrads II. angewandt wurden. Aus dem Ordo für die Königskrönung, den Pertz in den M. G. Legg. II. 384—394 hat abdrucken lassen und der wohl gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts festgestellt ist, sieht man deutlich, wie sich damals noch im Wesentlichen die Formen des elften Jahrhunderts erhalten hatten, aber dabei manche sehr bedeutsame Aenderungen eingeführt waren. Im Scrutinium wurden jetzt sechs statt drei Versprechungen von dem Könige gefordert, und die neuen sind von der größten Wichtigkeit; auch von dem Erbkönigthum ist nicht mehr die Rede, sondern die obigen darauf bezüglichen Formeln sind so abgeändert: Reges quoque de lumbis eius per successiones temporum futurorum egrediantur, regnumque hoc valeat regere totum. — Ita retine amodo locum regium, quem non iure hereditario nec paterna successione, sed principum seu electorum in regno Alemanie tibi noscas delegatum, maxime per auctoritatem Dei omnipotentis et tradicionem nostram presentem et omnium episcoporum ceterorumque servorum Dei. Wie die Formen der Kaiserkrönung schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts andere wurden, erhellt aus dem Ordo des Cencius camerarius, den Pertz a. a. O. p. 187—193 mittheilt. Seitdem

ich auf die oben angeführten Handschriften aufmerksam machte, sind die Ordines der Kaiserkrönung aus jener Zeit behandelt worden von H. Schreiber in seiner Dissertation: De ceremoniis condicionibusque, quibus in imperatoribus coronandis pontifex maximus populusque Romanus inde a Carolo M. usque ad Fridericum III. usi sunt. P. I. (Halis Saxonum 1871) und die Ordines für die Krönungen der Kaiser und Könige im Zusammenhange von Waitz in seiner akademischen Abhandlung: Die Formeln der deutschen Königs- und der römischen Kaiserkrönung vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert (Abhandlungen der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen Bd. XVIII. 1873). Waitz hat nicht nur die Bamberger Formeln nach dem Codex herausgegeben, sondern auch anderweitig ein großes handschriftliches Material gesammelt und veröffentlicht. Es ist hier nicht der Ort, auf die zahlreichen von ihm angeregten Fragen über den Ursprung und Gebrauch der bezeichneten Formeln einzugehen. Nur so viel möchte ich bemerken, daß nach meiner Meinung kaum zu bezweifeln ist, daß die Formeln, welche die Bamberger Handschrift enthält, sämmtlich um die Mitte des elften Jahrhunderts in Gebrauch waren. Hiernach gab es nur einen Ordo für die Krönungen der deutschen Könige, aber für die Krönungen der Kaiser kannte man einen zweifachen Ordo, und wir wissen meist nicht, welcher von beiden in Anwendung kam. Der eine ist ganz verschieden von dem, der bei den Königskrönungen angewendet wurde; der zweite ist offenbar der in Deutschland gebräuchlichen Ordinatio regis nachgebildet. Es läßt sich vielleicht die Einführung des Letzteren mit der Erhebung deutscher Päpste (Gregor V. Clemens II.) in Verbindung bringen. Gerade in diesem wird die Erblichkeit des Kaiserthums so bestimmt betont, wie es auch sonst in den Zeiten Ottos III. und Heinrichs III. der Fall war. Daß das Original der Bamberger Handschrift aus Rom stamme und in der Zeit Ottos III. entstanden sei, habe ich bereits früher als Vermuthung ausgesprochen, und auch Waitz theilt diese Ansicht.

Excurs.

Ueber die deutschen Friedenseinigungen in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts.

In dem Schutze des Landfriedens haben die deutschen Könige von jeher eine ihrer wichtigsten Pflichten gesehen, und alle Ordnungen des karolingischen Reichs, welche zur Steuer der Gewaltthaten und der Selbsthülfe dienten, sind auf die Anfänge des deutschen Reichs übergegangen. Der Landfriede stand unter Königsschutz und Königsbann; die Sorge für denselben war in den einzelnen Ländern vornehmlich den Herzogen anvertraut, aber neben ihnen hatten alle königlichen Beamten, die Markgrafen, Grafen u. s. w. innerhalb ihres Machtbezirks über die öffentliche Sicherheit zu wachen und jeden Friedensbruch nach den bestehenden Gesetzen zu strafen. So viele innere Kämpfe auch der Uebergang in die neuen Zustände veranlaßte und so geneigt zur Rückkehr in ungebundenere Verhältnisse die deutschen Herren waren, so genügten doch unseres Wissens in den Zeiten Heinrichs I. und der beiden ersten Ottonen das Königsgebot und die überkommenen Ordnungen, um den Landfrieden in allen Theilen des Reichs zu erhalten oder doch wieder herzustellen.

Anders im elften Jahrhundert. Die für andere Verhältnisse berechneten Ordnungen und Gesetze zeigten sich unzureichend und waren allmählich außer Uebung gekommen; zur Erhaltung des Landfriedens glaubte man neuer Mittel zu bedürfen. Man hat sich auch in Deutschland zeitweise an die in Frankreich und Burgund eingeführten kirchlichen Satzungen der Treuga Dei angeschlossen, noch mehr aber den Weg weltlicher Friedenseinigungen eingeschlagen, der auch in Frankreich schon früher versucht war, aber dort nur mit geringem Erfolg. Solche Friedenseinigungen pflegten von den Großen einzelner Landestheile auf bestimmte Jahre geschlossen, die auf den Friedensbruch gesetzten Strafen aufgezeichnet und die beurkundete Vereinigung beschworen zu werden. Verbindungen dieser Art, bei denen es nicht auf eine Beseitigung der bestehenden Maßregeln zum Schutz des Landfriedens, sondern vielmehr auf eine Unterstützung derselben abgesehen war, sind meist von unseren Königen damals begünstigt, ja selbst hervorgerufen worden, und wiederholt haben sie sich bemüht die provinciellen Landfriedensbestimmungen über das ganze Reich auszudehnen und ihnen eine unbegrenzte Dauer zu geben.

Daß solche Friedensverbindungen, deren Beurkundung um so wichtiger wurde, als erst durch sie, nachdem die Fortbildung des Reichsrechts in der Weise der karolingischen Capitularien aufgegeben war, eine schriftliche Reichsgesetzgebung wieder in Fluß kam, in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts nicht selten waren, ist allgemein anerkannt und durch einige theils fragmentarisch, theils vollständig erhaltene Friedensurkunden bezeugt. Dagegen ist, wenn ich die Anfänge solcher Friedenseinigungen bereits auf die erste Hälfte des genannten Jahrhunderts zurückführte, mehrfacher Widerspruch erhoben worden, und die Streitfrage scheint wichtig genug, um sie hier etwas eingehender zu erörtern.

Unsere Quellen lassen darüber nicht den geringsten Zweifel, daß Heinrich II. vielen Fleiß verwandte, um den unter seinem Vorgänger viel verletzten Landfrieden herzustellen.[1]) Wir kennen die von ihm ergriffenen Maßregeln nicht im Einzelnen, aber so viel steht fest, daß sie einen provinciellen Charakter hatten,[2]) daß der König 1005 zu Zürich die schwäbischen Großen den Landfrieden beschwören ließ und 1011 einen fünfjährigen Landfrieden in Sachsen feststellte. Adalbold sagt c. 42: In loco ergo, qui Turegum dicitur, rex colloquium tenuit omnesque pro pace tuenda, pro latrociniis non consentiendis a minimo usque ad maximum iurare compulit. Sic tota Alemannia sub pacis quiete statuta, in Alsatiam venit. Thietmar berichtet L. VI. c. 39: Tunc iterum sibi percaram Merseburg invisit et, firmata ibi ad quinque annos mutua pace, cum consilio paucorum urbem Leubusnam dictam edificare et confirmare precepit. Die Beschwörung dort des Landfriedens, die Beschränkung desselben hier[3]) auf eine bestimmte Dauer weicht ebenso von den früher bekannten Landfriedensbestimmungen ab, wie es auf die Ordnungen späterer Friedenseinigungen hinweist. Daß es aus diesen in den bezeichneten Quellen anticipirt sei, wäre bei der Natur der Quellen eine ganz unzulässige Annahme. Man wird deshalb diese Maßregeln Heinrichs in Verbindung mit jenen Friedenseinigungen bringen müssen, die aus späterer Zeit hinreichend bekannt sind

1) Man vergleiche die Quellenstellen S. 608.

2) Da die Sorge für den Landfrieden besonders den Herzögen befohlen war, lag es in der Natur der Dinge, daß die Landfriedensordnungen provincielle Besonderheiten annahmen.

3) Daß Heinrich II. auch in Sachsen Landfriedensbestimmungen beschwören ließ, geht aus Thietmar VII. c. 5 hervor.

und mit denen sie in der provinciellen Beschränkung, in der Begrenzung auf einen bestimmten Zeitraum und in der Beeidigung übereinstimmen.

Man hat allerdings den angeführten Stellen eine von der obigen abweichende Auslegung zu geben versucht. Usinger sprach die Ansicht aus, daß zwar Adalbold von der Beschwörung des Landfriedens spräche, die Worte Thietmars aber nicht auf einen fünfjährigen Landfrieden für Sachsen, sondern auf einen Waffenstillstand mit den Wenden zu beziehen seien.[1]) Diese schon früher einmal aufgestellte Ansicht findet nirgends einen Stützpunkt und ist auch von Papst als unhaltbar bezeichnet worden. Aber eben so schwach begründet ist die Auslegung, welche Papst selbst den bezeichneten Stellen giebt.[2]) Unter Berufung auf andere Mittheilungen Thietmars (L. VII. c. 35), die sich auf die Beilegung einzelner zwischen namentlich aufgeführten Großen Sachsens ausgebrochenen Fehden durch den Kaiser im Jahre 1017 beziehen, nimmt er an, daß Thietmar unter pax mutua (VI. c. 39) auch nur die Beilegung solcher einzelnen Fehden verstanden wissen wolle, daß auch der von Adalbold berührte Vorgang ein gleicher sei und die von diesem gemeldete Beeidigung im Einklang stehe mit den Eiden, welche die versöhnten Fürsten nach Thietmar VII. c. 35 dem Kaiser leisteten. Aber Adalbold spricht nicht von einer Beeidigung einzelner, sondern aller auf dem Züricher Tage Anwesenden, und die Verhandlungen dieses Tages bezogen sich nicht auf einzelne ausgebrochene Fehden, sondern auf die bedenkliche Zukunft ganz Schwabens. Ebenso spricht Thietmar VI. c. 39 nicht von einzelnen Fehden in Sachsen, wie VII. c. 35, sondern von einer allgemeinen Friedensstiftung im Lande und bezeichnet die Zeit, für welche der Friede geschlossen wurde, während an der anderen Stelle offenbar von einer auf die Dauer gerichteten Ausgleichung der Fehden die Rede ist.

Man hat aber nicht allein meine Auslegung der angeführten Stellen beanstandet, sondern auch mir zum Vorwurf gemacht, daß ich den Ausdruck „Landfrieden" für die Zeiten Heinrichs gebraucht habe, da er nur für eine spätere Periode anwendbar sei. Niemals ist in Abrede gestellt worden, daß zwischen den Friedensordnungen Heinrichs II. und Heinrichs IV. bei wesentlichen Analogien (beschränkter Dauer, provincieller Beschränkung, Beeidigung) auch Verschiedenheiten obgewaltet haben werden, aber unfindbar ist, weshalb sich derselbe Ausdruck nicht auf beide anwenden ließe, da sich in den Quellen die gleichen Worte pax, pax terrae hier und da gebraucht finden, denen deutsch Friede und Landfriede entsprechen.

Heinrich II. starb, als er nach langer Arbeit schon die reife Frucht des Friedens zu ernten begann, und obwohl man bei seinem Tode Besorgnisse vor neuen Friedensstörungen hegte, wurden diese doch durch die Autorität gewichtiger Männer unterdrückt; gleich bei der Krönung legte dann der Erzbischof von Mainz Konrad II. die Wahrung des Landfriedens besonders an das Herz. Dies Alles berichtet Wipo (Vita Chuonradi c. 1. 4) und unterläßt dann auch nicht hervorzuheben, wie der neue König seiner Pflicht gewissenhaft nachgekommen sei. Nachdem Wipo von Konrads Königsritt berichtet, fügt er hinzu: Quo transitu regna pacis foedere et regia tuitione firmissime cingebat (c. 6), d. h. die öffentliche Sicherheit wurde in den einzelnen Stammländern durch Friedensbund und Königsschutz erhalten. Nach dem Bericht über die Krönung des Kaisersohns finden sich bei Wipo (c. 23) folgende

1) v. Sybel, Historische Zeitschrift VIII. S. 426—428.
2) Hirsch, Heinrich II. Bd. II. S. 454 ff.

Worte: Deinde diversa regna peragrantes, caesar per se, rex sub tutore et actore Augustensi episcopo Brunone cunctos rebelles domabant et foedera pacis ubique feliciter firmabant. Es ist mir hiernach nicht zweifelhaft, daß Friedenseinigungen von provinciellem Charakter unter Konrad II. nicht allein fortbestanden, sondern auch an Kraft und Bedeutung gewannen.

Es war in den ersten Zeiten Heinrichs III., daß die Treuga Dei oder Pax Dei eine feste Gestalt erhielt, in welcher sie, hauptsächlich unter dem Einflusse Clunys, weithin in Frankreich und Burgund verbreitet wurde und dort alle Verhältnisse tief beeinflußte. Obwohl Heinrich, Cluny so nahe stehend, die Treuga Dei in Burgund nach meiner Ueberzeugung unterstützt hat, tragen seine Maßregeln zur Herstellung und Erhaltung des Landfriedens in Deutschland doch wesentlich einen anderen Charakter und schließen sich zunächst an die Einrichtungen seiner Vorgänger an.

Nach schon früher angeführten Quellenstellen[1]) ist anzunehmen, daß zur Zeit Heinrichs III. in den einzelnen Ländern Friedenseinigungen bestanden oder entstanden, die sich zuletzt über das ganze Reich verbreiteten. Abt Bern von Reichenau rühmt: universo regno vestro tanta concordiae foedera composuerunt, ut cunctis retro saeculis sint inaudita. Er meint, die göttliche Gnade selbst habe es dem Könige verliehen, ut in toto regno vestro foedera pacis coniungeretis. Er feiert den König wegen seiner Friedensbestrebungen, cum non solum inimicos diligitis, verum etiam omnes in regno vestro sub uno caritatis et pacis vinculo constringitis. Die Annales Sangallenses maiores berichten, wie der König 1043 auf der Synode zu Konstanz alle Anwesenden zum Frieden ermahnt (populum ad pacem cohortari coepit), dann Allen, die einen Fehl gegen ihn begangen, selbst verziehen und die Anderen Gleiches zu thun genöthigt habe; sie fügen hinzu, daß dieses löbliche Werk endlich für das ganze Reich angeordnet sei. Aehnliches berichtet Hermann von Reichenau und schließt mit den Worten: pacem multis seculis inauditam efficiens, per edictum confirmavit. Lambert von Hersfeld erzählt, daß Heinrich Weihnachten 1043 zu Trier eine ähnliche Amnestie, wie in Konstanz, erlassen und ein Gesetz im ganzen Reiche veröffentlicht habe, daß Alle sich gegenseitig ihre Fehle erlassen sollten. Arnulf von Mailand zeigt, wie Heinrichs Friedensbestrebungen sich auch auf die Lombardei erstreckten. Es erschienen in Mailand königliche Gesandte, welche einen unverbrüchlichen Frieden geboten und beschwören ließen (veniunt ab augusto legati, treguam inviolabilem indicentes, quam totius regni virtute et conscilio iureiurando confirmant. L. II. c. 19).

Die Friedensordnungen Heinrichs III., so weit sie sich aus diesen Nachrichten erkennen lassen, sind von der Treuga Dei darin unterschieden, daß sie nicht allein bestimmte Wochentage und Festzeiten den Waffen entziehen, sondern einen stäten Friedenszustand herzustellen und denselben nicht so sehr durch die kirchlichen Autoritäten, wie durch die Macht des Reichs zu schützen suchen. Der Unterschied von den Landfrieden Heinrichs II. scheint darin bestanden zu haben, daß alle Friedenseinigungen nicht auf bestimmte Jahre, sondern auf ewige Zeiten geschlossen wurden; damit steht es auch in Verbindung, wenn der König allen seinen Feinden feierlich einen vollständigen Erlaß ihrer Fehle gegen ihn zugestand und einen gleichen Erlaß allgemein verlangte.

Diese Erlasse treten in unseren Quellen so in den Vordergrund, daß dadurch

1) S. oben S. 651.

Steindorff[1]) zu der Meinung kam, es sei dem Könige nicht um Maßregeln zum Schutze des Landfriedens zu thun gewesen; Alles, was man darauf gedeutet, habe nur Indulgenzen verwirkter Strafen und Bußen betroffen und der König dabei nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit im Auge gehabt. Aber Steindorff scheint mir dabei alle jene Worte in den angeführten Quellenstellen außer Acht gelassen zu haben, welche wie pax, foedera pacis, concordiae foedera eine solche Auffassung nicht zulassen. So gewiß es ist, daß der König von Amnestieacten der bezeichneten Art ausging, so halte ich doch für nicht minder sicher, daß er bei jenen nicht stehen blieb. Wie hätte auch ein einfaches Beseitigen der vorhandenen Feindschaften einen so hoch gepriesenen Friedenszustand nur für die kürzeste Frist herstellen können, da ja mit Nothwendigkeit jeder neue Tag neue Verfehlungen und mit ihnen neue Veranlassungen zu Gewaltthaten erzeugen mußte?

Unzweifelhaft scheint mir hiernach, daß schon in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts Landfriedensvereinigungen in den verschiedenen Theilen des Reichs bestanden und von den Kaisern selbst hervorgerufen waren. Die bestimmtesten Zeugnisse liegen dann vor, daß in den unruhigen Zeiten nach dem Tode Heinrichs III. alsbald die Großen auf eigene Hand solche Vereinigungen schlossen. Eine Urkunde vom 28. August 1058 berichtet von einer Versammlung ostfränkischer Großen, die berufen war zu Verhandlungen de pace facienda et sedanda latronum tyrannide et raptorum compescenda seditione (Ussermann, Episcopat. Wirceb. Cod. prob. 21). Lambert von Hersfeld berichtet z. J. 1069 und 1073, wie die Thüringer sich schon mehrere Jahre zuvor eidlich verbunden hatten, allen Räubern und Wegelagern in ihrem Lande entgegenzutreten. Bekannt ist, wie im Jahre 1093 von den schwäbischen Großen ein zweijähriger Landfriede aufgerichtet und beschworen wurde, der dann auch im Elsaß, Franken und Baiern, ja selbst in Ungarn Annahme fand.[2]) Erst im Jahre 1103 gelang es Heinrich IV. nach langen Anstrengungen endlich eine allgemeine Friedensvereinigung zu Stande zu bringen, welche die deutschen Großen auf vier Jahre beschworen und welche man dann in den einzelnen Theilen des Reichs, obwohl sehr unvollkommen, durchzuführen suchte. Aufgezeichnete Bestimmungen dieses Landfriedens sind uns erhalten und auch sonst fehlt es nicht an Beweisen, daß so aufgerichtete Friedensordnungen damals beurkundet wurden. Aufzeichnungen dieser Art werden später ausdrücklich als Leges bezeichnet, und ein Schriftsteller aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts nennt sie die einzigen Leges, d. h. die einzigen geschriebenen Gesetze, welche bei den Deutschen in Gebrauch seien. Es ist dies Burchard von Ursperg, der über die von Kaiser Friedrich I. 1187 zu Nürnberg erlassenen Friedensordnungen berichtet und hinzufügt: De pace terrae disposuit et in litteras redigi iussit, quas litteras Alamanni usque in praesens fridebrief id est litteras pacis vocant nec aliis legibus utuntur (M. G. XXIII. p. 361).

Fraglich ist aber, ob solche Friedenseinigungen auch in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts bereits beurkundet waren und ob diese Beurkundungen schon damals in einem gewissen prägnanten Sinne als Leges bezeichnet wurden. Ich habe geglaubt beide Fragen vermuthungsweise bejahen zu müssen.

Die Wahrscheinlichkeit spricht meines Erachtens dafür, daß die deutschen Landfriedenseinigungen schon von Anfang an beurkundet wurden, weil sich einerseits auch

1) Heinrich III. Bd. I. S. 448 ff.

2) Bernold z. J. 1093. 1094.

in Frankreich gleichzeitige Beurkundungen nachweisen lassen und weil wir andererseits Kaiser Heinrich II. selbst der Lex scripta mehr geneigt als abgeneigt sehen. Vielleicht gehört noch ihm jener Ranshofener Landtagsschluß an, den man als den letzten Zusatz zu der alten Lex Bawariorum ansehen kann und der sehr merkwürdige Bestimmungen über den Landfrieden in Baiern enthält.[1]) Sicher sind von ihm zwei Urkunden ausgegangen, welche strenge Strafbestimmungen wegen Landfriedensbruch enthalten. Die eine betrifft Händel zwischen Worms und Kloster Lorsch (M. G. XXI. p. 405. 406. St. R. Nr. 1815), die andere Streitigkeiten zwischen Angehörigen der Abteien Fulda und Hersfeld (St. R. Nr. 1823). Beide sind freilich keine Urkunden über Friedenseinigungen, sondern vielmehr kaiserliche Friedensgebote; aber sie zeigen doch, daß das Aufzeichnen strafrechtlicher Bestimmungen, wie sie den Kern der alten Volksrechte und der späteren Landfrieden bilden, zu jener Zeit in Deutschland nicht ungewöhnlich war. Hierzu kommt, daß Hermann von Reichenau, wo er von den Maßregeln Heinrichs III. für die Durchführung des Landfriedens handelt, ausdrücklich von einem Edictum und Lambert von Hersfeld in demselben Zusammenhang von einer Lex spricht.

Ein entscheidendes Gewicht wird darauf nicht zu legen sein, daß sich keine Urkunden über deutsche Landfriedenseinigungen aus dieser Zeit bisher vorgefunden haben; denn solche Aufzeichnungen sind uns auch aus späterer Zeit nur sehr unvollständig erhalten. Man hat allerdings gemeint, daß eine auf uns gekommene elsässische Friedenseinigung schon der Zeit Heinrichs III. angehöre, weil in ihr gesagt ist, daß sie Leonis pape banno bestätigt sei. Aber Waitz, der sie in den Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte (Kiel 1871) S. 15—17 zuletzt herausgegeben hat, setzt sie wohl mit Recht in eine spätere Zeit. Bei dem keineswegs fehlerfrei überlieferten Texte scheint mir fraglich, ob nicht statt Leonis pape zu emendiren sei legati pape. Es wäre dann an Gebhard von Konstanz zu denken, der sich im Jahre 1104 die Durchführung der Pax Dei angelegen sein ließ, — und der Elsasser Friedensbrief beabsichtigt ja nichts weiter, als die stricteste Durchführung der Pax Dei unter Androhung harter weltlicher Strafen.

Wenn mir die Annahme nicht zu gewagt erscheint, daß man schon von den Zeiten Heinrichs II. an ebenso die Landfriedensbestimmungen niedergeschrieben habe, wie in der Folge, so scheint mir auch die Vermuthung nahe zu liegen, daß man solche Friedebriefe schon im elften Jahrhundert vorzugsweise als Leges bezeichnet habe, wie es für spätere Zeiten ausdrücklich bezeugt ist. Ich gehe dabei von der Ansicht aus, daß die geschriebenen Rechte der karolingischen Zeit, d. i. die Capitularien und Volksrechte, damals schon so gut wie vergessen waren und keine praktische Geltung mehr hatten, daß demnach Ausdrücke wie Lex, Leges, Lex Baioarica, Lex Saxonum u. s. w., wie sie nicht selten in jener Zeit gebraucht werden,[2]) nur entweder auf das ungeschriebene Gewohnheitsrecht oder in besonderem Sinne auf das einzige geschriebene Recht, welches für die Reichsverhältnisse und die öffentlichen Gerichte noch Bedeutung hatte, die Landfriedensordnungen,[3]) bezogen werden können.

Steindorff[4]) hat dagegen die Meinung aufgestellt, daß die alten geschriebenen

---

1) M. G. Legg. III. p. 484. 485. Vergl. Hirsch, Heinrich II. Bd. I. S. 81—84.

2) Vergl. die Uebersicht bei Waitz, Verfassungsgeschichte V. 149 ff.

3) Daß die Ausdrücke Lex, Leges außerdem noch in abstractem Sinne vielfach anders gebraucht werden können, ist selbstverständlich.

4) Heinrich III. Bd. I. S. 452—455.

Volksrechte damals noch in Uebung gewesen seien und dies theils durch Berufung auf einige Urkunden, in denen auf die Lex Bavariorum und Lex Saxonum Bezug genommen wird, theils durch die Hinweisung auf einzelne noch im elften und zwölften Jahrhundert entstandene Handschriften der alten Volksrechte zu beweisen gesucht. Aber selbst die Beweiskräftigkeit dieser Argumente zugegeben, obwohl sich dagegen manche Bedenken erheben ließen[1]), so würde sich nach denselben doch nicht mehr mit Sicherheit behaupten lassen, als daß einige Notare noch der alten Volksrechte sich beim Abfassen der Urkunden bedienten und vereinzelte Abschriften jener Volksrechte noch später gefertigt sind — daß also diese noch nicht ganz vergessen waren, und so weit habe auch ich meine Behauptung nie ausdehnen wollen. So viel ich sehe, ergiebt sich aber auch aus Steindorffs Ausführungen keineswegs, daß die alten geschriebenen Volksrechte noch im elften und zwölften Jahrhundert in praktischer Uebung gestanden hätten, und das ist es, worauf es hier hauptsächlich ankommt[2]).

Ein Beweis, daß das alte geschriebene Recht, wenn es auch niemals aufgehoben wurde, doch im Laufe des zehnten Jahrhunderts außer Uebung kam, scheint mir darin zu liegen, daß ihm die Fortbildung fehlte, und schon deshalb die alten Gesetzbücher bald auf die vielfach veränderten Verhältnisse alle Anwendbarkeit verloren. Ueberdies ist es hinreichend bezeugt, daß den weltlichen Richtern der folgenden Zeit sowohl die Neigung als die Kenntniß fehlte, die alten geschriebenen Gesetzbücher anzuwenden[3]). Wo von Leges, die in praktischer Geltung stehen, bennoch im elften Jahrhundert die Rede ist, läßt sich, wenn die Beziehung auf das bestehende Gewohnheitsrecht nicht ausreicht, nur meines Erachtens an Landfriedensordnungen denken.

Wenn der Herzog von Sachsen Heinrich II. bei der Besitzergreifung des Landes das alte Recht desselben auseinandersetzt und um dessen gnädige Anerkennung bittet, der König aber antwortet: Legem vestram non in aliquo corrumpere, sed vita comite malo clementer in omnibus adimplere (Thietmar V. c. 9), so wird sich unter Lex hier nur das gesammte, damals in Sachsen gültige Gewohnheitsrecht verstehen lassen. Wenn dagegen Thietmar[4]) den König feiert, daß er durch ein furchtbares Gesetz (dira lege) die vornehmen Räuber zu Paaren getrieben und überwältigt habe, so kann hier doch wohl nur an eine von Heinrich selbst ausgegangene Lex gedacht werden, nicht an das herkömmliche Gewohnheitsrecht, und diese wird mit den bereits erwähnten Landfriedensordnungen Heinrichs für Sachsen in Verbindung zu bringen sein. Wer die dira lex bei Thietmar so deutet, wird auch die crudelissima lex Saxonum, der Konrad II. auf den Wunsch der Sachsen eine dauernde Geltung verlieh (constanti auctoritate roboravit. Wipo, Vita Chuonradi c. 8) damit in Verbindung bringen und anzunehmen geneigt sein, daß Konrad Ordnungen Heinrichs von vorübergehender Natur für immer feststellte.

Unzweifelhaft ist, daß damals in Sachsen sehr harte Bestimmungen gegen Landfriedensbruch bestanden. Wir wissen, daß auf Einbruch in das Haus und Frauenraub Todesstrafe erkannt werden konnte, aber diese Bestimmungen beruhen nicht auf

1) Unzweifelhaft sind Bestimmungen der geschriebenen Volksrechte auch in das Gewohnheitsrecht übergegangen.

2) In Bezug auf Schwaben sehe man v. Stälin, Wirtembergische Geschichte I. S. 357. 539.

3) Vergl. die Mittheilungen oben S. 447 aus Wipo und S. 545. 546 aus der Ebersberger Chronik. Die Letztere fällt mit ihren Nachrichten hier um so mehr in das Gewicht, als gerade in Baiern das alte Volksrecht am längsten in Uebung blieb.

4) Prolog zum fünften Buche. Die Stelle ist oben S. 608 abgedruckt.

dem geschriebenen sächsischen Volksrecht, sondern sind erst später eingeführt, vielleicht von Heinrich II. Dieser König und mit ihm die sächsischen Großen wollten über Markgraf Werner wegen Frauenraubs die Todesstrafe verhängen [1]). Graf Hermann Billing bedrohte später die Mannen Heinrichs IV., welche ihm Lüneburg nahmen, mit der bei den Sachsen gesetzlichen Todesstrafe (iuxta leges gentis suae capitale supplicium sumturum) [2]). So durchgreifende Strafen auf Landfriedensbruch werden sich in den anderen Ländern des Reichs schwer nachweisen lassen.

Endlich scheint mir auch die viel besprochene Nachricht Hermanns von Reichenau, daß Heinrich III. den Ungarn auf ihre Bitten die Lex Baioarica gewährt habe, welche durch die Annales Altahenses zwar bestätigt, aber nicht aufgeklärt wird, am leichtesten verständlich, wenn man sie auf baierische Landfriedensbestimmungen bezieht. Peter bedurfte, nachdem er von den Ungarn vertrieben und von Heinrich III. wieder eingesetzt war, in seinem Reiche deutschen Schutzes. Solchen Schutz konnten er und seine Anhänger in der bairischen Besatzung finden, die Heinrich in Ungarn zurückließ, zugleich in einer strengen Landfriedensordnung, über welche die bairische Besatzung wachte. Die Verpflanzung deutscher Landfriedensordnungen nach Ungarn ist überdies nicht ohne Analogie; sie wird für eine spätere Zeit ausdrücklich bezeugt [3]).

Was es Peter hätte helfen sollen, die alte Lex Baiuwariorum, die sich nicht einmal den Verhältnissen Baierns mehr anpassen ließ, nach Ungarn zu übertragen und an die Stelle der Gesetze des heiligen Stephan zu setzen, ist schwer verständlich, und noch weniger weiß ich mir deutlich zu machen, wie man das ungeschriebene baierische Gewohnheitsrecht in Ungarn ohne eine massenhafte bairische Colonisation hätte einführen wollen. Dennoch werden diejenigen, welche die Beziehung von Lex auf Landfriedensordnungen für unstatthaft halten, entweder auf das bairische Volksrecht oder auf das bairische Gewohnheitsrecht zurückgreifen müssen. Jenes thut Steindorff; denn er versteht unter der Lex Baioarica bei Hermann nicht anderes, „als die alte, in lebendiger Uebung gebliebene Lex des baierischen Volksstammes (S. 454)". Dieses scheint Waitz mehr im Auge zu haben; denn er meint, es sei bei den betreffenden Quellennachrichten „wohl an bairische und allgemein deutsche Grundsätze in Beziehung auf Land, Lehen und dergl. zu denken" [4]). Unsere Quellen sprechen aber nicht von einer Uebertragung von Grundsätzen, sondern eines bestimmten Rechts oder Gesetzes.

---

1) Thietmar VII. c. 5. Indem ich diese vielberufene Stelle noch einmal durchgehe, bemerke ich, daß ich sie wahrscheinlich bisher irrig aufgefaßt habe, aber derselbe Irrthum scheint mir von Allen getheilt zu sein, welche sich bisher auf dieselbe bezogen haben. Man hat aus Thietmars Worten ein Gelübde des Kaisers geschlossen, daß er bei seinen Lebzeiten Frevler an dem Hausfrieden nicht dulden werde, und gemeint, daß der Chronist dieses eidliche Gelübde des Kaisers getadelt habe. Aber die Worte lassen auch eine andere Auslegung zu, ja fordern sie, wie ich glaube. Zu dem Nachsatze: elevatis manibus etc. ist, so hart dies auch erscheinen mag, nicht der Kaiser, sondern Markgraf Werner als Subject zu ergänzen. Werner hatte jenes Gelübde geleistet, und der Kaiser ergoß sich in Klagen, daß Werner den Schwur, gegen die Störer des Landfriedens einzuschreiten, so wenig erfüllt habe, daß er sich selbst an einem Friedensbruche betheiligte. Es erklärt sich, wie der Kaiser von der Frechheit sprechen konnte, mit welcher Werner sein Gelübde gebrochen habe, daß Thietmar, den Wortbruch seines Verwandten zugestehend, für ihn Gott um Verzeihung bittet, indem er auf die Schwäche der menschlichen Natur und schlechte Einflüsterungen hinweist. Die Worte: humanitatis gratia seu malo ortatu correspondiren den früher gebrauchten instinctu malesuasae iuventutis et dolosarum machinamento mulierum.

2) Lambert von Hersfeld z. J. 1073. M. G. V. 201.

3) Bernold z. J. 1094.

4) Deutsche Verfassungsgeschichte V. S. 143.

Was ich über Beurkundung des Landfriedens und den Sprachgebrauch von Lex gesagt habe, sind nur, wie ich wiederhole, Vermuthungen, die zum Theil auf Rückschlüssen aus späteren gut bezeugten Thatsachen beruhen. Was diesen Vermuthungen bisher entgegengestellt ist, beruht dagegen im Wesentlichen auf Schlüssen, die aus früheren Zuständen gezogen werden, und auch da hat man sich, soviel ich sehe, über Vermuthungen nicht erheben können.

III. Documente.

A. Die hier mitgetheilten vierzehn Briefe stammen aus sieben verschiedenen Handschriften; sie sind, seitdem ich in den früheren Ausgaben dieses Bandes sie zusammenstellte, zum Theil wieder herausgegeben worden, und ich habe auch diese neuen Editionen für meinen Text benutzt.

Nr. 1 wurde von Pertz in einer Kasseler Handschrift des Donat aus dem 11. Jahrhundert entdeckt; die erste Ausgabe besorgte nach einer späteren Copie jener Handschrift, jetzt in der Hamburger Stadtbibliothek, Hilferding in der Zeitschrift Russkaja besedau Ib. S. 1—34 (Moskau 1856). Einige Abdrücke, welche nur Hilferdings Text wiederholen, sind ohne Werth, nachdem ich bereits in der zweiten Auflage dieses Buchs Jaffés genaue Collation der Originalhandschrift benutzen konnte. Auch Bielowski hat den Brief in den Mon. Pol. I. 223—238 nach einer Vergleichung des Originals herausgegeben, von dem er ein Facsimile mittheilt; die wichtigeren Varianten seines Texts sind von mir angegeben worden.

Nr. 2a. 2b. 3 und 6 hat Schannat aus einer Pergamenthandschrift des Stifts Mons s. Petri zu Erfurt in seiner Sammlung der deutschen Concilien zuerst herausgegeben. Die Handschrift, schon damals in elendem Zustande, scheint jetzt untergegangen. Die vielfachen Lücken in den mitgetheilten Stücken habe ich nach Schannats Andeutungen auszufüllen gesucht. Den Gedanken des Briefstellers glaube ich dabei richtig getroffen zu haben; in Bezug auf jeden Ausdruck wird dies nicht gelungen sein, auch kaum im Bereich des Möglichen liegen. Statt der Siglen sind die vollen Namen nur da gesetzt, wo es mit unzweifelhafter Sicherheit geschehen konnte. Die Wichtigkeit dieser Briefe ist jetzt allgemein anerkannt. Jaffé hat dieselben in seiner Bibliotheca III. 358—365 wieder abdrucken lassen, von der Ausfüllung der meisten Lücken aber Abstand genommen.

Nr. 4 stammt aus dem Briefcodex des Abts Bern von Reichenau, jetzt in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen Nr. 898. Aus diesem hat Pez den Brief im Thesaurus anecdotorum novissimus T. VI. P. I. p. 211. 212 zuerst abdrucken lassen, doch nicht ohne Fehler. Genau nach der Handschrift ist der Brief von uns wiedergegeben worden.

Nr. 5. 8. 9 sind aus einem Lorscher Briefcodex des 12. Jahrhunderts entnommen, jetzt Cod. Vatic. Palat. Nr. 930. Aus ihm hat zuerst Mone nach einer älteren Abschrift die hier mitgetheilten drei Stücke in seinem Anzeiger (Jahrgang 1838. S. 207 ff.) abdrucken lassen. Nr. 8 und 9 hat Angelo Mai 1841 im Spicilegium Romanum T. V. p. 150 ff. abermals mit einigen anderen Stücken derselben Handschrift publicirt; endlich hat Böhmer im Notizenblatt (Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen) Jahrgang 1855. S. 520—522 das Schreiben unter Nr. 8 noch einmal herausgegeben. Auf diesen Abdrücken, von

denen die beiden letzten nach der Vat. Handschrift selbst gemacht sind, beruht der gegebene Text.

Nr. 7 bildet die Zueignung eines liturgischen Buchs, das früher dem Kloster Neu-Zelle, dann der Hedwigskirche in Berlin gehörte Buchstäblich nach dem Original, welches verloren sein soll, ist der Abdruck Dethiers in seiner nur in wenigen Exemplaren vorhandenen Abhandlung: Epistola inedita Mathildis Suevae (Berolini 1842). Diesem Abdruck bin ich gefolgt, wie auch Bielowski in den Mon. Pol. I. 323. 324.

Nr. 10 und 11 sind in einer Handschrift des sechszehnten Jahrhunderts auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien (Nr. 5584) enthalten. Die dazu gehörige Stammtafel Siegfrieds fehlt in dieser Handschrift, findet sich jedoch an anderen Orten; auf ihr beruhen die genealogischen Tafeln in den M. G. VI. 32 und III. 215. (Man vergleiche auch M. G. III. 407 die Notizen im Cod. I. des Flodoard.) M. Büdinger hat zuerst Nr. 10 im Jahre 1853 in einer Broschüre herausgegeben, welche den Titel führt: Zu den Quellen der Geschichte Kaiser Heinrichs III., aber meines Wissens nicht in den Buchhandel gekommen ist. Außer dieser Ausgabe stand mir eine von mir selbst 1843 in Wien genommene Abschrift, wie eine Collation Wattenbachs zu Gebot. Nr. 11 war bisher unedirt und ist nach einer Abschrift abgedruckt, welche ich der Güte Wattenbachs verdanke; die Ergänzung der Lücken rührt von mir her.

Nr. 12 und 13 sind von d'Achery im Spicilegium (Nova editio T. III. p. 443) aus einer nicht näher bezeichneten Handschrift herausgegeben, welche außerdem mehrere Briefe Heinrichs IV. an den Abt von Cluny enthält.

B. Die interessante Urkunde Konrads II. für die Ministerialen von Weißenburg im Nordgau ist nur im Codex Udalrici erhalten. Die Echtheit der Urkunde ist in neuerer Zeit vielfach angefochten worden (vergl. oben S. 633), aber die Bedenken richten sich mehr gegen die Form, als den Inhalt. Nach der um 1155 geschriebenen Heiligenkreuzer Handschrift des Codex Udalrici, jetzt Nr. 398 in der k. k. Hofbibliothek zu Wien, aus welcher auch der erste sehr fehlerhafte Abdruck Eckards im Corpus histor. medii aevi T. II stammt, habe ich einen berichtigten Text gegeben Ein anderer Abdruck findet sich in Jaffés Ausgabe des Codex Udalrici in der Bibl. V. p. 35. 36. Jaffé hat neben der Wiener Handschrift auch die Zwetteler benutzt, die gleichfalls noch im zwölften Jahrhundert geschrieben ist, hier aber nur unwesentliche Varianten bietet.

C. Die Königsberger Weltchronik, auf welche ich zuerst die Aufmerksamkeit lenkte, wird nicht die Bedeutung haben, welche ich ihr früher beimaß. Dennoch glaube ich, daß der Wiederabdruck des am Ende mitgetheilten Stücks gerechtfertigt ist, da diese Weltchronik doch ein literarisches Interesse besitzt und ein größerer Theil derselben so zugänglich bleibt, während eine vollständige Ausgabe kaum noch Interesse haben dürfte. Die Grundlage meines Texts bietet der Codex 1150 der k. Universitätsbibliothek zu Königsberg, eine schöne Pergamenthandschrift vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Daneben ist eine jüngere, erst dem 15. Jahrhundert angehörige Handschrift der Marienbibliothek zu Danzig (Nr. 305) benutzt worden, welche Herr Dr. W. Arndt fand und mir eine Zusammenstellung der abweichenden Lesearten gütigst übersandte. Diese Handschrift, an sich der älteren nachstehend, ergänzt doch die meisten Lücken derselben in erwünschter Weise. Die wichtigeren Abweichungen unseres Texts von der Königsberger Handschrift sind in den Noten angegeben. Im Uebrigen vergleiche man über diese Weltchronik Bd. I. S. 795.

A. Briefe.

1.

Erzbischof Brun an König Heinrich II. Winter 1008.

Viro aecclesiae pio Henrico regi B[runo][1] — hic quid nisi miser tantum! — quicquid regem decet et cuncta cernenti domino Deo placet. — Dubio procul sapiat religiosus rex: est nemo vivens super terram, qui plus diligat vestram salutem secundum Deum et qui plus velit omnem vestrum honorem secundum seculum, multo labore plenum. Frater vester optime carus, episcopus Bruno, cum moram facerem in terra Ungrorum, dixit mihi, vos, o rex, piam sollicitudinem circa me habere et valde nimis timere, ne vellem perire. Quod utique fecissem et facio, nisi prohiberet, qui adhuc prohibet, clemens Deus et senior meus sanctissimus Petrus. Reddat tibi Deus meritum in terra viventium, quia egregius rex tu, qui debes pene procurare totum mundum, de me minimo servo tuo, ne perirem, dignatus es in nomine Domini habere hanc nobilem curam. Gratias Deo! tu, cum sis rex secundum sapientiam, quam tibi Deus dedit, studium habes, ut sis bonus et catholicus rector, sis et[2]), qualem habere necesse est, sanctae aecclesiae pius et districtus auriga. Similiter et nos — miseri qualescunque, tamen tui — ne hanc vitam in vanum consumamus et nudi inveniamur in die mortis, quantum sola misericordia sancti spiritus flat, operari, laborare studium mittimus secundum illud optimi Pauli: „Non facio animam meam preciosorem quam me.“ Ergo, quantum ad me, nihil nisi malum facio tantum; quantum vero ad Deum, ubi vult, citius dicto facit[3]) omne bonum.

Opera Dei revelare et confiteri honorificum est, maxime vobis tacere non debeo, cuius sancta persuasione episcopus sum, qui de sancto Petro euangelium Christi gentibus porto. Certe dies et menses iam complevit integer annus, quod, ubi diu frustra sedimus, Ungros dimisimus et ad omnium paganorum crudelissimos Pezenegos viam arripuimus. Senior Ruzorum, magnus regno et divitiis, unum mensem retinuit me et renitens[4]) contra voluntatem, quasi qui sponte me perdere voluissem, sategit mecum, ne ad tam inrationabilem gentem ambularem, ubi nullum lucrum animarum, set solam mortem et hanc etiam turpissimam invenirem. Iam cum non potuit et de me indigno visio quaedam eum terruit, duos dies cum exercitu duxit me ipse usque ad regni sui terminum ultimum, quem propter vagum hostem firmissima et longissima sepe undique circumclausit. Sedit[5]) de equo ad terram; me preeunte cum sociis, illo sequente cum maioribus suis egredimur portam. Stetit ipse in uno, nos stetimus in alio colle; amplexus manibus crucem ipse ferebam, cantans nobile carmen: „Petre, amas me, pasce oves meas!“ Finito responsorio, misit senior

1) Die Handschrift hat nur die Sigle B. 2) So die Handschrift; etiam Bielowski. 3) facio vermuthete Jaffé. 4) retinens Bielowski. 5) So die Handschrift. Salit Bielowski; so vermuthete auch Jaffé.

maiorem suum ad nos in haec verba: „Duxi te, ubi mea desinit terra, inimicorum incipit. Propter Deum rogo, ad meum dedecus ne perdas iuvenem vitam. Scio, cras ante terciam sine fructu, sine causa debes gustare amaram mortem." Remisi: „Aperiat tibi Deus paradisum, sicut nobis aperuisti viam ad paganos!" Quid plura? Nemine nocente duos dies ivimus, tercia die, quae est VI. feria, tribus vicibus — mane, meridie, nona — omnes ad occisionem flexa cervice ducebamur, qui totiens ab occurrentibus nobis hostibus (sic dixit Deux et dux noster Petrus mirabili signo) inlaesi exivimus. Dominica ad maiorem populum pervenimus, et datum est spacium vivendi, donec per currentes nuntios universus populus congregaretur ad concilium. Ergo ad nonam alia die dominica vocamur ad concilium, flagellamur nos et equi. Occurrunt vulgus innumerum cruentis oculis et levaverunt clamorem horribilem; mille securibus, mille gladiis super nostram cervicem evaginatis in frusta nos concidere minantur. Vexati sumus usque ad noctem, tracti in diversam partem, donec, qui nos de manibus eorum bello rapuerunt, maiores terrae audita nostra sententia cognoverunt, ut sunt sapientes, quia propter bonum intravimus terram eorum. Ita, sicut iussit mirabilis Deus et preciosissimus Petrus, quinque menses in eo populo stetimus, tres partes circuivimus, quartam non tetigimus, de qua meliorum nuntii ad nos venerunt. Circiter triginta animas christianitate facta, in digito Dei fecimus pacem, quam, ut illi dixerunt, nemo preter nos facere posset. „Haec pax, inquiunt, per te facta est. Si firma erit, sicut doces, omnes libenter erimus christiani; si ille senior Ruzorum fide titubaverit, debemus tantum intendere bello, non de christianitate." Hac ratione perveni ad seniorem Ruzorum, qui satisfaciens propter Deum dedit obsidem filium, consecravimusque nos episcopum de nostris, quem simul cum filio posuit in terrae medium. Et facta est ad maiorem gloriam et laudem salvatoris Dei christiana lex in pessimo et crudelissimo populo, qui sunt super terram, omnium paganorum. Ego autem nunc flecto ad Pruzos, ubi, qui precessit, precedere debet, qui illa omnia fecit et nunc facere debet, clemens Deus et senior meus preciosissimus Petrus. Audivi etiam de nigris Ungris, ad quos, quae nunquam frustra vadit, sancti Petri prima legatio venit, quamvis nostri, quod Deus indulgeat, cum peccato magno aliquos cecarent, quia[6]) conversi omnes facti sunt christiani. Haec omnia sola gloria Dei et optimi Petri, quantum ad me, nihil nisi peccatum, et hoc ipsum bonum perditum, nisi miserans Deus propter se faciat, augeat et addat propter sanguinem sanctorum, et specialius eorum, qui nostro aevo effusus super terram.

Mi senior, omnia bona fecisti ad meam causam; Deus tibi retribuat mercedem in resurrectione iustorum, maxime quia curam geris mei, ne pro errore iuventutis secularia agam et spiritualia deseram. Inde erat, quod me abeunte videbaris irasci; inde etiam fuit, quod me et plura mea digna risui ad circumstantes heroas me absente irrisisti. Quae tria — amorem, iram et derisum —, nisi me diligeres, nunquam circa me haberes, et nisi tu bonus esses, certe nunquam, quod tibi in me malum videbatur, odio haberes. Dico pro consolatione: quantum vult sanctus Deus misereri pio Petro cogente, nolo perire, qui, cum sim in me turpis et malus, dono Dei vellem esse bonus.

---

6) quod Bielowski.

Dico pro oratione: omnipotens et misericors Deus et me corrigat, antiquum peccatorem, vosque faciat de die in diem, nunquam mortuo bono opere, meliorem regem.

Si quis etiam hoc dixerit, quia huic seniori fidelitatem et maiorem amicitiam porto, hoc verum est: certe diligo eum ut animam meam et plus quam vitam meam. Set, quem nihil latet, preciosum testem habeo communem Deum nostrum, non contra gratiam vestram diligo eum, quia, quo plus possum, ad vos volo convertere illum. Ut autem salva gratia regis ita loqui liceat: bonumne est persequi christianum et habere in amicitia populum paganum? Quae conventio Christi ad [7]) Belial, quae comparatio luci ad tenebras? Quomodo conveniunt Zuarasi vel diabolus [8]) et dux sanctorum vester et noster Mauritius? Qua fronte coeunt sacra lancea et, qui pascuntur humano sanguine, diabolica vexilla? Non credis peccatum, o rex, quando christianum caput, quod nefas est dictu, inmolatur sub demonum vexillo? Nonne melius esset talem hominem habere fidelem, cuius auxilio et consilio tributum accipere et sacrum christianismum facere de populo pagano posses! O quam vellem, non hostem, set habere fidelem, de quo dico, seniorem Boleszlavum! Respondebis forsitan: „volo!" Ergo fac misericordiam, postpone crudelitatem; si vis habere fidelem, desine persequi; si vis habere militem, fac cum bono ut delectet. Cave, o rex, si vis omnia facere cum potestate, nunquam cum misericordia, quam amat ipse bonus, ne forsitan irritetur, qui te nunc adiuvat, Iesus. Nec contradicam regi, fiat, sicut Deus vult et tu vis. Nonne melius pugnare cum paganis propter christianitatem, quam christianis vim inferre propter saecularem honorem? Certe homo cogitat, Deus ordinat. Nonne cum paganis et christianis hanc terram in viribus regni rex intravit? Quid tu [9])? Sanctus Petrus, cuius tributarium se asserit, et sanctus martyr Adalbertus nonne protexerunt? Si adiuvare nollent, nunquam sancti, qui sanguinem fuderunt et sub divino terrore multa miracula faciunt, quinque martyres occisi in terra sua requiescerent. Mi ere [10]), non es rex mollis, quod nocet, set iustus et districtus rector, quod placet, sed [11]) tantum hoc addatur, ut etiam sis misericors, et non semper cum potestate, set etiam cum misericordia populum tibi concilies et acceptabilem prepares. Videres plus beneficio quam bello populum acquirere et, qui nunc in tribus partibus, tunc nec in una parte bellum haberes.

Set hoc quid ad nos? Videat haec [12]) in sua sapientia iusti et boni tenax rex, videant et in dando consilio optimus quisque episcopus, comes et dux. Quid ad meam, immo Dei causam pertinet? Unum dicam et alterum, quibus ultra non addam. Duo magna mala, quam [13]) Deus et pugnans Petrus in rudi paganismo coepere, nova aecclesia prope sentire debet. Primum senior Boleszlavo, qui viribus animi et corporis consolari me ad convertendos Pruzos libentissime voluit et nulli pecuniae ad hoc parcere decrevit, ecce inpeditus bello, quod sapiens rex pro necessitate dedit, iuvare me in euangelio nec vacat nec valet. Rursum, cum Liutici pagani sint et idola colant, non misit Deus in cor regis, hos tales propter christianismum glorioso certamine debellare, quod est iubente euangelio compellere intrare. Nonne magnus honor magnaque salus

---

7) So Bielowski nach der Handschrift. 8) Zuarasiz diabolus Bielowski. 9) tum Bielowski. 10) d. i. here. 11) si Bielowski. 12) hic Bielowski. 13) So die Handschrift; quae Bielowski.

regis esset, ut aecclesiam augeret et apostolicum nomen coram Deo inveniret, hoc laborare, ut baptizaretur paganus, pacemque donare adiuvantibus se ad hoc christianis? Set in hac parte pendet omne malum, qua nec rex fidem habet Bolezlavoni, nec ipse irato regi. Eheu nostra infelicia tempora! Post sanctum imperium[14]) magnum Constantinum, post exemplar religionis optimum Karolum est nunc, qui persequatur christianum, nemo prope, qui convertat paganum. Unde, o rex, si dederis pacem christianis, pugnaturus propter christianitatem cum paganis, placebit tibi in die novissimo, cum, omnibus dimissis, steteris in conspectu principis eo minori dolore et gaudio maiori, quo recordares[15]) te maiora fecisse bona. Non est, quod timeat rex[16]), religionis homo memor malorum iungat se paganis. Tantum inpossibilia nolite querere; aliter, quomodo rex vult noster, hic Bolezlavo vos securum facit, quia in aeternum non debet dimittere, quin in expugnandis paganis semper debet vos diligentissime adiuvare et in omnibus libenter servire. O quanta bona et commoda in custodiendo christianismo et in convertendo paganismo concurrerent, si, sicut[17]) pater Mysico cum, qui mortuus est, imperatore, ita filius Bolezlavo cum vobis, qui sola spes orbis superstat, viveret, nostro rege.

Inter haec non lateat regem, quia[18]) episcopus noster[19]) — cum egregio monacho, quem nostis, Rodberto ultra marein euang elium Svigis transmiseram — quomodo venientes nuncii verissime dixerunt, ipsum seniorem Suigiorum, cuius dudum uxor christiana erat, gratias Deo[20])! baptizavit. Cum quo mille homines et septem plebes eandem graciam mox et[21]) receperunt. Quia ceteri indignati interficere querebant, spem habentes, iterum reverti omnes cum episcopo, ad tempus locum dederunt. De quorum habitu et reversione ad explorandum missi nuncii, cum redeunt, quaecunque docent, merito ad vos, velut ad regem, qui me perfecit in euangelio, servus vester certa mandare curabo.

Quid plura? Scitote sub testimonio Christi: ubicunque possum, fidelissimus fautor sum vestrae parti, et quamvis nesciam orare in conspectu Domini, vel non desinam latrare, ut vos benedicat salutare Dei et in omni opere comitetur vos bona gratia nostri Petri. Vos vero, quicquid in Liuticis et Pruzis convertendis consilii vel auxilii potestis dare, ut pium regem et spem orbis decet, nolite cessare, quia circa horum paganorum dura corda convertenda, flante spiritu sancto, noster labor nunc debet accingi omnisque opera et studium, pugnante Petro, indefesse consumi. Vale, o rex, vive vere Deo, memor bonorum operum; morere senex, virtutum et plenus dierum.

---

14) In der vita Adalberti (M. G. IV. 599. 1*) braucht Brun fast dieselben Worte; dort wird aber „Post sanctum imperatorem" gelesen und wahrscheinlich ist so zu verbessern, wie es auch von Bielowski geschieht. 15) So die Handschrift; recordareris Bielowski. 16) ne fügt Bielowski hinzu. 17) Sic Handschrift. 18) quod Bielowski. 19) quem fügt Bielowski hinzu; Jaffé meint, daß es zu ergänzen sei. 20) Dei Handschrift. 21) at Handschrift.

2a.

Erzbischof Aribo von Mainz an den Bischof Meginhard von Würzburg. 1024.

Domno et confratri Meginhardo Wirziburgensis ecclesiae pontifici venerabillimo (!) Aribo Moguntinae sedis provisor, quamvis indignus, servitutis et orationis sine cessatione devotissimos conatus. — Cum nobis antiquorum patrum praecipiant instituta, bis in anno generalia celebrare concilia, bonum et utile mihi videtur, ut huiusmodi institutio nostris temporibus saltem semel annuatim minus negligatur. Nam quando praedecessores nostri de conciliis faciendis vigilanter curabant, multae virtutes in sancta ecclesia quasi in iuventute sua fertiles et floriferae fuerant, quae nunc proh dolor propter illius senium et senectam pene redactae sunt in cinerem et favillam. Sed cur illius increpo senectutem, cum nostram potius increpare deberem segnitiem? Illius enim voce dicitur per prophetam: „Vetustam fecerunt pellem meam.“ Nos ergo sanctae ecclesiae pellis sumus, qui sacramenta illius et religionis observantiam amplectimur et circumdamus; quam pellem ipsa dolet et loquitur viciis nostris factam fuisse vetustam, quia non aspicit in nobis, quam aspexit in patribus virtutum pulchritudinem solitam. Unde, karissime frater et domne, discutiamus nos e pulvere pigritiae nostrae, surgamus ocius somno negligentiae et, quia sanctae ecclesiae pellis sumus, renovemur velut aquilae iuventute virtutis. Hac de causa cum fratribus nostris decrevi et statui, convenire nos in unum in vigilia ascensionis Domini in loco vicino, qui dicitur Hosteti iuxta Moguntiam[1]), ut omnibus cordis et animi viribus occurramus sanctae matris ecclesiae necessitatibus. Proinde vero seorsum cupio ex tuo caeterorumque fratrum nostrorum consilio discere, de legatione sedis apostolicae quid facturus sim; quia, sicut antea tibi per epistolam meam mandavi, ex delatione anathematizatae Imme[2]) apostolicus mihi interdixit ornatus primos dignitatis meae. Inde vero cum congredior mecum in conscientia mea, nascitur mihi consolatio summa. Sed cum intueor, quid aliis possit evenire, si istud indiscussum tam facile labitur, meror mihi continuo magnus oboritur. Unde, quoniam omnes sumus impulsi ad casum, non furoris tumultu, sed orationis obtentu contra pulsantem opponamus communiter clypeum.

---

1) Hostez iuxta Mogum. Schannat. Die Correctur ergiebt sich aus dem folgenden Briefe.
2) in me. Schannat. Die Emendation ist von Jaffé.

2b.

Aribo an die Kaiserin Kunigunde. 1024.

Divae domnae suae Cunegundi, divina disponente prudentia Romanorum imperatrici augustae, Aribo Dei gratia, quicquid est, affectu cordis avidissimo debitae servitutis et orationis devotissimas exhibitiones in Christo. — Inprimis desidero, karissima 'domna, ut nullus nisi tibi familiaris [amicus] legat huius epistolae verba. [Tanto scis me] servitute tibi alligari, quanto sine gratiae tuae [1]) dulcedine nihil mihi iucundum potest vel dulce videri. Nam ex quo primum iucundissimo gratiae tuae munere donatus sum, tam multiplex inde mihi fluxerat commodum, ut nullis possit divitiis recompensari nec facundissimi sermonis ornatu digne laudari, ut [fieret] nihil exinde mihi, quod sine tuo iudicio dulce videretur et laetum, nihil tam contrarium vel asperum, quod non aestimarem tua clementi benignitate tuoque consilio facile me [2]) superare [posse]. Caeterum meroris anxietas mentem mihi aliquot dies apostolicis legationibus turbavit, sed conscientiae consolatio tranquillam facit. Idcirco, karissima domna, abscondita est tam diu pietati tuae, quia speravi illam, antequam ad aures tuas perveniret, aliquatenus posse leniri. Non enim ignoro compassionis tuae mirandum ac laudabilem affectum, quem solius Dei dono tibi scio concessum; ideoque solus doloris volui calicem bibere, ne mens tua turbaretur compassionis merore. Sed quia non potest iste transire, nisi tu bibas paulum inde, fac[tum] confido. Quid facturus sim, in epistola tua rescribito, quoniam erit [mihi cau]sa certissima, quacunque [gratiae] dictaverit sententia tuae [niti]. Condictum iam habeo concilium, ad quod confluet fratrum meorum venerandum conlegium, eruntque ibi consilii nostri cooperatores Piligrimus Coloniensis, Poppo Trevirensis venerandi protopraesules. Sed quia de nepote meo Piligrimo [3]) timeo, ut senioris mei artificioso retardetur consilio, commendo id tuae fidelissimae pietati, ut tu illum aggrediaris seorsum et sive volentem sive nolentem in ascensione Domini ad nostrum venire facias concilium. Proinde, karissima domna, [nunc] non possum celare te, quod adhuc [tam] absconditum habeo ab omni [homine], et quidquid desidero, ut a te verbis minacibus audiat quasi me nesciente. [Romae] Coloniensis episcopus ipse [4]) na[tali] constitutus, quamvis non ignoraret, quam inrationabiliter me illusum haberet apostolicus, tamen et familiariter eius dona accepit et amicabiliter suis illum muneribus oneravit; et ubi mihi honor pallii, quamvis iniuste, est interdictus, ibi pallii sui honor non solum est melioratus, sed, ut aiunt, quodammodo deauratus, quasi sibi inde sit aucta dignitas sive duplicata festivitas, unde mihi aliquantulum oppres[sionis et] perditi honoris amara calamitas [fit]. Et quia pudore non potui, per te [opto], quasi me nesciente, [id ei du]rius imputari. Proinde [etiam] celsitudinem tuam obnixius deprecor, ut si fratrem [5]) tuum, domnum videlicet Meten-

---

1) suae Schannat und Jaffé. 2) facilime Schannat. 3) P. Schannat. 4) Breßlau (Heinrich II. Bd. III. S. 278) emendirt ipso und möchte nach natali hinzufügen Domini. 5) fratrum Schannat.

sem episcopum, antequam ego, videas, de mea parte maximas gratias referas, quoniam apud sedem suam tanta susceptus sum benignitate, ut nec utilius nec honorificius aliquid mihi posset exhiberi Mogontiae illius consiliis, cui[6]) post Deum et te maxime confido. Quoniam id devotissimo promereri [solum] habeo servitio, solotenus prostratus efflagito, ut tuis illum precibus facias apud Hosteti iuxta Moguntiam interesse conventui nostro [velle]; qui conventus in vigilia ascensionis Domini fratribus est nostris denunciatus. Valeat semper in Christo [Jhesu] veneranda dominatio [tua].

3.

Die Mainzer Suffraganbischöfe an Papst Benedict VIII. 1024.

Domno Benedicto apostolicae sedis capiti venerabilissimo Burchardus Wormaciensis, Udalricus[1]) Curiensis, Werinharius Argentinensis, Eberhardus Babenbergensis, Walterus[2]) Spirensis, Wiggerus Vardensis[3]), Meginhardus Wirciburgensis, Heimo[4]) Constantiensis, Godehardus[5]) Hildinesheimensis, Heribertus Rubilocensis[6]), Brantho Halverstadensis, Hizzo[7]) Pragensis omnes una intentione [servi]tutis et orationis instantiam pro [suo][8]) posse. — Cecidit corona capitis nostri, ablatae sunt dignitates sancti[9]) nostri metropolitani. Illud autem, sicut praemissum est, tantum audivimus; sed auditum minime credimus, et quia[10]) ipse auditus nos frangit, a paternitate tua discere cupimus, rei veritas quae sit. Si sic est, sicut audivimus, versa est in luctum cythara nostra et organum nostrum in vocem flentium. Quis enim a lacrymis se temperet, cum innocens metropolitanus ex unius mulieris delatione vel particulam dignitatis amitteret! Absit, domne, absit hoc a te, qui primus post Deum in vice sancti Petri orbem terrae regere debes in aequitate. Si vel minimus[11]) presbyter causa facti huius [gradu] deponeretur, iamdudum universae religionis ordo in favilla consumptionis[12]) marcesceret. Sed cur, [domne,] scribimus, quasi haec vera esse credamus[13])? Ea enim, quae audiuntur, [per se] esse possunt et vera et falsa; [Deus[14])] autem tribuat, ut isto auditus [specie] falsitatis exurgat. Nam si metropolitanus noster domnus Aribo propter anathematizatam dignitatis suae aliquantulum perderet, consequens ac ratum[15]) foret, ut omnium nostrum[16]) sacerdotium depositionis periculo subiacuisset. Ille enim extra commune nostrum consilium et iudicium nil habet in praefata muliere commissum; ideoque, si cum illa aliquid contra synodale decretum est perpetratum,

---

6) quia Schannat und Jaffé.

1) V. Schannat. 2) W. Schannat. 3) W. Mur...iensis. Schannat. 4) H. Schannat. 5) S. Schannat. 6) H....olacensis. Schannat. 7) H...gensis. Schannat. 8) So ergänzt Breßlau Heinrich II. Bd. IV. S. 290. 9) S. Schannat. scilicet Jaffé. 10) quin Schannat. 11) minus Schannat. 12) consensionis Schannat. Die Emendation ist von Jaffé. 13) credimus Schannat und Jaffé. 14) Die Ergänzung giebt [illegible] a. a. O. 15) tutum Schannat. Die Emendation ist von Jaffé. 16[illegible] Schannat.

nos naufragia paciemur, ille securus enatet. Credimus autem tibi, domne, et omnibus ubicunque in mundo existentibus de causa praefatae mulieris aures ita esse repletas, ut ultra opus non sit illius scribere culpas, cum illud potius procurandum sit, qualiter amputata a Christi corpore aut funditus pereat aut, si — quod minime credimus — converti voluerit, [procul] in heremum poenitentiae usque ad finem vitae gemebunda discedat. [Habuimus] nonne, quando super illam anathematis vincula dabamus, [magistratus][17]) adiutores, cum rectius possimus dicere praecessores? Ipsi enim praecesserunt, ipsi prima vincula iniecerunt, deinde noster ordo, sicut decuit, quod ab illis factum fuit, firmavit. Ipsis perniciose luditur, si causa nostra durius tractatur. Unde vero in commune prostrati[18]) rogamus, ut dignitati tuae consulas et, si quid incaute actum sit, id caute resarcias, anathemate obligatam terrore tuae sententiae stringas, domno Ariboni, tibi devotissimo filio, cur[ae et] dilectionis munus impendas, [quippe] qui propter avariciae lucrum nullum palpat peccatum, sed pro amore iusticiae semper exerto graditur mucrone. Valeat in Christo paternitas tua.

4.

Abt Bern von Reichenau an einen italienischen Bischof. Juli oder August 1024.

Domno antistiti glorioso A. B[ern][1]) Dei matris ac virginis servus debiti famulatus et orationis munus. — Licet ob primi parentis culpam assidue carorum mortem cogamur deflere, convenit tamen in illo consolari, qui est primigenitus mortuorum et princeps regum terrae. Unde de morte[2]) carissimi senioris nostri regis et imperatoris H[einrici][3]) tandem quantulumcumque velut consolati, has etiam consolatorias litteras vestrae direximus sanctitati, sollicite admonentes, tam eius digne memoriam semper habere, quam etiam de regni vestri statu non neglegere. Quod tunc recte facitis, si minus praecipites in consiliis vestris festinatis. Decet vos ut sapientes regni vestri expectare consortes, quatinus nunc iterum unius regis cara iungat societas, regat auctoritas, gloriosos reddat civilitas, quos hactenus nulla Alpium potuit separare asperitas, nec publica aut privata causarum sequestrare necessitas. Sciatis enim, publicum conventum omnium nostrum pridie Non. Sept. esse iuxta Rhenum in loco, qui dicitur Kambe; ubi, si quid utilitatis Deo adiuvante regno nostro fuerit pertractatum, vobis quoque erit proficuum. Nam omnia nostra vestra, ut versa vice omnia vestra nostra.

Te inclytam, o Italia, soror salutat Francia, suadens unitatis foedera, quoad mutua[4]) libare valeatis oscula, ut Deus pacis et consolationis velociter

---

... tuos Schannat. Breßlau ergänzt principes, filios tuos, aber selbst schwankend. ... fratres (Cardinal-Legaten)? 18) prostati Schannat.

... schrift hat hier nur die Sigle B. In anderen Briefen ist Bern ausgeschrieben. ... dschrift. 3) H. Handschrift. 4) mutria Handschrift.

conterat Sathanan sub pedibus vestris? Sic enim inter vos sociale bonum firmiter constabit, si illud antiquum vestrum: „Idem velle ac nolle"[5]) nullo modo titubabit. Hanc amiciciae legem natura velut quoddam solitarium, ex quo Karoli coeperunt, Ottones[6]) in Heinrico desierunt, vobis prae omnibus contradit munus, ut quasi unus animus esset in vobis pluribus.

Quapropter agite consulte, ius amiciciae servate, magni consilii angelum exspectate, quia scriptum est: „Omnia fac cum concilio et post factum non penitebis." Haec habui pauca, quae commemorarem benivole, vos autem suscipite amice. Leonem vestrum, immo et nostrum, fortissimum fide, et Heinricum, virum antiqua virtute, ex nostro officio salutate[7]). Proptera tibi A. seorsum gratias referimus, quia nostra acsi propria tueri cognovimus.

5.

Erzbischof Aribo an die Wormser. Herbst 1025.

Clero, militiae et familiae Wormaciensi Aribo Dei gratia, quicquid est, cum omni bono. — Legatio vestra quantum inaudita, tantum nobis mira videtur. Invitatis me ad vestram voluntatem peragendam in cauda, qui primus fore in electione praesulis Wormaciensis ecclesiae aut cum primis esse debueram. Vix aut nullo modo legatis vel litteris alterius[1]) credere potuissem, domnum nostrum regem, quae nostri iuris sunt et antecessorum nostrorum fuerunt, nobis absente velle invadere et a nobis eligendum et consecrandum episcopum sine nostro consilio et consensu statuere, nisi vestra eruditio veridica proderet, quod tam enorme et incredibile memoratu foret. De induciis autem adventus mei ad consecrationem episcopi nondum quicquam certi vobis intimare possumus. Verum, utut haec se habeant, quando opportunum fuerit, ex debito officii iuxta qualitatem rei neque canonum instituta neque fratrum consilia renuemus. Valete.

---

5) Sall. Cat. c. 20. 6) Otones Handschrift. 7) Es sind ohne Frage die Bischöfe Leo von Vercelli und Heinrich von Parma gemeint; der Brief ist wahrscheinlich an den Bischof Alberich von Como geschrieben.

1) talibus Mone.

6.

Erzbischof Aribo von Mainz an den Bischof Godhard von Hildesheim. 1026.

Domno Godehardo sanctae Hildesimensis ecclesiae pontifici venerando Aribo gratia Dei, quicquid est, debitum illud orationis, quod humanitas exigit christianitatis. — Quamvis a te, frater, multis sim lacessitus iniuriis indebitisque affectus contumeliis, memor tamen regulae nostrae, qua iubemur nos invicem diligere et in nos peccantibus usque septuagies septies peccata dimittere, nolo fraternae dilectionis erga te claudere sinum, sed dilatato corde meum tibi commendare et tuum contra suscipere libenter consilium. Sumus unius corporis membra et, ut ita dicam, quaedam in eodem corpore luminaria. Quodsi nos minus caligamus propter [dissen]siones, corpori [1]), in quo sumus, rectius [2]) ostendimus iter per [3]) vitae huius caligi[nem. Quae]rendum est ergo nobis omni modo, [ne in nos ex] sententia illa prophetica torquea[tur impre]catio: „Obscurentur oculi eorum, ne videant, et dorsum eorum semper incurva." Nam si propter nos dorsum ad peccati laqueum curvatur, quid restat, nisi ut ipse visus aeterna coecitate dampnetur et in ipsa morte sopiatur? Quid est in fratrum discordia, nisi quaedam, ut ita dicam, in ipsa vita mortis poena? Hinc Ioannes ait: „Qui non diligit, manet in morte." His et aliis auctoritatibus motus et concitatus, moneo te unum esse de nostris confratribus. Et quamvis nostram fraternitatem multis tergiversationibus effugere coneris, revocamus te tamen clarissima voce sincerae dilectionis. Praecessores enim tui huic adherebant fraternitati, nec tu inde rescindi poteris nisi lugentibus et flentibus nobis. Unde tibi, frater, concilium intimamus, quod communi consensu fratrum nostrorum in proxima festivitate s. Matthaei apostoli apud Selingestat cum caeteris fratribus et coepiscopis habituri sumus, ipsumque concilium primo rogamus, ut laudes, laudatumque cum caeteris fratribus visites, ut ibi non solum plantemus et aedificemus, sed etiam evellamus, destruamus et dissipemus. Credo, quod tibi commissam ecclesiam rite rationabiliterque habeas circumspectam et quod propter hoc nulla necessitate cogaris nostrum concilium visitare. Verum, quia praecipitur lege canonica bina a provincialibus in anno celebrari concilia, praedictum tibi terminum indicamus et ad eum te enixe rogando invitamus. Nam tibi quamvis nihil, quod corrigendum sit, obstat, [quia semper tu]a sanctitas in commisso tibi grege [defendendo diligen]tius vigilat, mihi autem in meo grege procurando propter alias occupationes nimium tremoris incutitur, et ne grex neglectu meo [destitutus inimicorum] pateat morsibus lupinis, [omnium fratrum meorum cura] exigat pastoralis. Causa vero huiusmodi iterum et iterum te, frater, obnixius rogamus, ut interesse velis fraterno conventui. Vale.

---

1) corporis Schannat. 2) rectum Schannat und Jaffé. 3) propter Schannat.

7.

Die Herzogin Mathilde an den König Mieczislaw von Polen. 1026 oder 1027.

Domno M[isegoni] virtutis verae cultori verissimo regique invictissimo M[athildis] suppremum in Christo gaudium ac felicem super hostes [1]) triumphum. — Quoniam tibi divina gratia regium nomen pariter et honorem concessit arteque regnandi ad id necessaria honestissime ditavit, felici inceptu, ut audivi, ipsi divinitati regni tui primitias devoto pectore consecrasti. Quis enim praedecessorum tuorum tantas erexit aecclesias? Quis in laudem Dei totidem coadunavit linguas? Cum in propria et in latina Deum digne venerari posses, in hoc tibi non satis, grecam superaddere maluisti. Haec et huiusmodi studia te, si in finem perseveraveris, beatissimum praedicant, teque non adeo humano quam divino iudicio electum ad regendum populum sanctum Dei veracissime testantur, qui in iudicio providus, in bonitate conspicuus, in universa morum honestate praeclarus haberis, viduis ut vir, orphanis ut pater, egenis et pauperibus incorruptus defensor ab omnibus comprobaris, non considerando personam pauperis vel venerando vultum potentis, sed libra iustitiae, quae proponantur, cuncta examinas. Christi procul dubio militem sub regalis vestitus cultu ducis absconditum, Deo tantum ut restituas animas diabolica fraude deceptas, qui talentum tibi commissum reportare centuplicatum vehementer anhelas, auditurus beatam vocem, qua dicitur: „Euge serve bone et fidelis et caetera.“ Paternis nempe exemplis ammonitus, totus pene versaris in caelestibus, qui in illa mundi parte, quam regis, quasi quidam fons et origo sanctae catholicae et apostolicae extitit fidei. Nam quos sancti praedicatores corrigere non poterant verbo, ille insecutus est ferro, compellens ad caenam dominicam barbaras ac ferocissimas nationes. Hunc autem librum ideo tibi direxi, ne quid in divinis officiis incognitum foret tuae regiae dignitati, sciens, te spiritali praerogativa preditum procul dubio habere acceptum. In quo quid significent varietates, quae per diversa tempora in eisdem recoluntur officiis, curiosus lector facile reperiet. Deus omnipotens, cuius constitutione regali diademate coronatus es, ipse tibi spacium vitae palmamque victoriae largiendo cunctis efficiat hostibus fortiorem. Ad velle vale.

---

1) hoste Bielowski.

8.

Ein Kleriker an den Bischof Azeko von Worms. November oder December 1035.

Dignissimo dilectae filiolae Wormaciae patri, domno suo Azeconi episcopo, G. infirmus et inutilis summi patris familias vespertinum denarium. — Mallem aures domini mei prosperis semper laetificare quam adverso quolibet nuncio, quod non decet, unctum dominum inquietare, sed quia vos michi iam dudum precepisse memini, ne qua vos celem, quae michi alicubi innotescant, precepto et voluntati vestrae in huiusmodi parere non ignoro oportere. A proxima, quae nuper fuit, dominica, principes [1]) regni, scilicet H. [2]) Coloniensis archiepiscopus. Bruno Wirceburgensis episcopus, cum caeteris compluribus nunc usque Moguntia [3]) se continent, multa consiliantes, multa tractantes, multa conferentes. Huius conventus summam quia intimare vobis certam non possumus, quaedam, quae ipsis referentibus reperire nos contigit, vobis scribere curavimus. Ferunt, domnum imperatorem augustum, veteris existente causa odii, vehementer animatum esse in Adalberonem ducem et marchionem, et ita animatum, quod convocatis coram se principibus, scilicet E. A. marchionibus [4]) caeterisque principibus, qui tunc ibi intererant, quatinus ipsi Adalberoni ducatum suum et marcham iudicio abdicarent, preceperat. Sed ipsi, non id nisi in presentia et iudicio filii sui Heinrici regis fieri debere, accepto consilio responderunt. Quo vocato, imperator iniuriam suam exposuit, filium suum, quatinus Adalberonem omnimodis insequeretur, ut ipse eum se diligere cognosceret, postulavit, simulque ducatum sibi iudicio abdicandum et nunciavit et rogavit. Domnus vero Heinricus rex, etsi patri per omnia obaedire et vellet et deberet, memor tamen cuiusdam pacti, quod cum Adalberoni pepigerat, quod pater rogavit, se non posse nec debere exequi constanti animo iuravit. Quod cum diu tractarent, patre semper et monitionibus et minis et prece omnibusque huiuscemodi exhortationibus incumbente, filio vero econtra obstinato animo et nil a priore sententia mutato recalcitrante, tandem imperator huius doloris immedicabili vulnere tactus, cum ita filium suae voluntati deesse videbat, ante ora omnium iam prorsus elinguis sibi excidebat, et neque loquens neque videns neque quenquam presentium, ut videbatur, agnoscens et ita in ectasy mentis positus inter brachia tollentium in lectum collocatur. Post aliquanta ad se ipsum rediens, convocari iterum iubet filium ad se et principes. Quibus convocatis sciens, quia cor contritum et humiliatum Deus non despicit, sese ad pedes filii sui humo tenus proiecit, lacrimis multum obtestatus, quatinus recordari dignaretur patris, ne inimicis gaudium augeret, ne regno dedecus, ne sibi infamiam pararet, dum a patre discordaret, ne discordando fieret Absalon, dum pacifice vivere

---

1) princeps Handschrift.

2) Die Sigle H. beruht auf einem Fehler der Handschrift; Erzbischof von Köln war noch Piligrim.

3) Moguntiae?

4) Unfehlbar Eckard von Meißen und Adalbert von Oestreich.

posset Salomon. Motus tandem filius piis lacrimis patris ad se rediit; rediit inquam ad se, quia exivit a se; rediit vero ad se, dum rediit ad obaedienciam, ad preceptum, ad voluntatem patris. Sed ita rediit: iuramentum, quod Adalberoni fecit, patri aperuit, eiusque iuramenti Egilbertum episcopum auctorem fuisse retulit. Quod cum imperator vehementer iratus ab Egilberto episcopo, an ita esset, requireret, ille non dissimulavit, non negavit, sed se id ea causa fecisse memoravit, quatinus Adalberonem regi fidum faceret; qui[5]) non aliud esse iuramentum dixit, ni quod absque iuramento custodiri oporteret, scilicet ne sibi in bonis suis dampno esset, ni forte ex iudicio perdidisset. Quo percepto imperator vehementissime in episcopum animatus, inconvenientibus et multimodis conviciis cum magna verecundia ac pudore limen excedere, caminadam egredi precepit. Quo facto redivit ad iudicium, abdicaturque Adalberoni ducatus et marcha. Ergo dicunt, ipsum Adalberonem, confisum Cruvvatis et Mirmidonibus, regiae potestati velle resistere, cuius occasionis timore cessabunt domi Bavvarii ab indicta expeditione. Marcham vero ipsius Adalberonis fertur commissam esse cuidam A. de L.[6]); ducatum autem nulli adhuc esse commissum, pro quo petendo domnus Cuono in ista ebdomada ad curtim proficiscitur. Ad ultimum, nisi infirmitas corporis me maxima detineret, videre vos tam diu non distulissem. Verumtamen vita comite videbo vos citissime et, quae nunc non scribo, tunc presens loquar[7]) vobis. Valete.

9.

Ein Kleriker an den Bischof Azeko von Worms. Juli 1036.

Azeconi presuli egregio dilectoque suo domno I., quicquid est, eodem indignus, orationis hostias in Deo mactandas. — Vestrae sanctitati obaedienter, ut dignum erat, ac decenter paruisse nunciumque vestrum domnae nostrae imperatrici studiose ac diligenter presentavisse, ex hoc aperte sciatis, quod eam ipsam vestri muneris partem propria manu recepisse non dubium est. Deinde quanta benignitate quantaque gratiarum actione vestro se patrocinio et oramine ac servitio visitari meminerit, crebra ac sollicita vestrae sanitatis interrogatio manifestat; in qua videlicet idoneos atque placidos vobis testes adfuisse credatis, domnum Heinricum scilicet cum tenera coniuge Chunigunda, quam etiam post vestrum discessum a nemine se amygdalis donatam, paternis verbis consolatam, satis muliebriter ingemuisse sciatis. Preterea iter vobis domni nostri Chuonradi imperatoris felix prosperumque, quantum adhuc sciri potest, denuncio. Audivimus enim, Saxones ad adiutorium sui uniformiter armari. Porro autem nec illud vos latere volo, quod legati Anglorum nostrae iuniori domnae, nuper infirmae, nunc autem Deo gratias! valenti, missi sunt; qui vero dixerunt

---

5) quod? 6) Arnold von Lambach ist gemeint. 7) loquor Böhmer.

sibi haec: „Infelix ergo, inquiunt, iniusta noverca vestra, Arduichenut [1]) germano vestro regnum fraude subripere cupiens, universis primatibus nostris convivia maxima celebravit, et nunc eos prece, nunc pretio corrumpere satagens, iuramentis sibi suoque nato subiugare temptavit; qui vero non solum ei in aliquo huiusmodi non consenserunt, verum etiam nuncios prefato germano vestro, quatinus ad eos cito redeat, unanimes transmiserunt." Sed illi quidem talia. Ad haec, ut fideliter semper faciam, notum vobis fieri volo, episcopum Mettensem cum gratia magna a curte recessisse, archiepiscopum vero Coloniensem atque episcopum Leodiensem, abbatem E. [2]) atque abbatem Brumiensem simul cum domna nostra usque IV. Id. Augusti [3]) manere dieque eadem ipsam a Noviomago Saxoniam tendere depositum laudatumque habere. Quando [4]) magis sapio, magis intimabo. Bene vale, pater kare.

10.

Abt Siegfried von Gorze an den Abt Poppo von Stablo. Spätsommer 1043.

Sincera dilectione et perfecta veneratione amplectendo domno abbati Popponi frater Sigifridus Gorziensis coenobii indignus minister praesentis vitae prolixam foelicitatem et futurae perpetuam beatitudinem. — Paternitatem vestram meminisse non dubito, quia dudum, cum apud Teodonis villam convenissemus, de periculis nostrae aetatis, temporibus olim ab Apostolo praedictis, de moribus et conversatione hominum, de incestibus et periuriis multorum, de defectu religionis et augmento perversitatis et, ut breviter concludam, de variis ecclesiae periculis multa conquesti sumus. Inter quae, cum pro ausu benignitatis vestrae a vobis requirerem, cur regi nostro taceretis, puellam, quam ducere disponit, adeo sibi esse consanguineam, ut ei sine gravi offensione in Dominum coniungi non possit, respondistis, nec vos tacuisse nec illum contra Dominum velle facere, sed potius plurimum postulasse, ut veritatem inquireretis et eum, antequam contra fas quicquam perpetraret, certum faceretis. Igitur de bona eius intentione plurimum confortatus, quicquid de illa parentela iampridem cognoveram, vobis retuli, sed duarum feminarum nomina, quae tunc memoriae deerant, dicere non potui. Rogastis ergo, ut et de ipsis et de aliis huius cognationis nominibus certitudinem diligenter inquirerem vobisque literis intimare curarem. Huic sane petitioni tanto libentius obedio, quanto, ne tantum malum perficiatur, sollicitior existo. Igitur postquam a vobis discessi, quod prius non audieram, a multis didici, videlicet illam, quam prius habuit, et hanc, quam nunc ducere vult uxorem, non plus quam tertia sive quarta generatione a se disiunctas fuisse. Quarum parentelam scribere supersedi cum propter barbariem Danorum sive Nortmannorum nominum tum propter cautelam, ne

---

1) Das ist Hardiknud. 2) F. bei Mone. 3) III. Id. Augusti Mone. 4) Quomodo Mone und Mai. Die Emendation gehört Wattenbach an.

minus experta pro certis ac per hoc falsa pro veris teneantur. His omissis iam nunc ad ea, quae plurimis sunt notissima, veniamus. Heinricus rex ex Mathilde genuit tres filios: Ottonem imperatorem, Brunonem archiepiscopum, Heinricum ducem; duas quoque filias, Gerbergam et Hadewidam. Quarum altera, id est Hadewidis, Hugoni; altera, id est Gerberga, nupsit Gisleberto duci eique filiam Alberadam nomine peperit. Post obitum vero Gisleberti iuncta est in matrimonium Ludovico Francorum regi, a quo filios duos, Lotharium regem et Karolum ducem, filiamque Mathildem, postea Cuonradi regis Burgundionum uxorem, suscepit. Porro ex his sororibus, non quidem de uno patre, sed de una matre scilicet Gerberga genitis, de altera quidem, id est Alberada, Ermentrudis, de altera vero, id est Mathilde, Gepa, quae et Gerberga, processit. Et haec prima generatio. Sane Ermentrudis Agnetem, Gepa vero Gislam augustam sororemque eius Mathildem genuit. Et ecce secunda generatio. Gislae autem filius domnus Heinricus rex, et Agnetis filia simulque equivoca, Agnes ipsa videlicet, de qua hoc totum agitur, in tertia genealogiae linea invenitur. Audivi autem dictum esse regi, aviam suam Gepam non ex Mathilde sed ex priore Cuonradi regis uxore fuisse progenitam. Quod non ita esse et veridicorum hominum asserit relatio et ipsa feminarum ostendit equivocatio. A Mathilde enim magni Heinrici regis coniuge usque ad Mathildem huius regis materteram genealogiae descensio per Mathildes et Gerbergas facta est, ita ut Mathildis, Gerbergae filia, aviae suae equivoca, filiam suam matris suae nomine vocaret et nepti suae nomen suum ut haereditarium relinqueret. Est et alius huius consanguinitatis descensus, cui nullus sani capitis contradicat, hoc modo: Otto magnus imperator et soror eius saepe dicta Gerberga filias procrearunt, alter Dudicham, altera Alberadam, cuius filia Ermentrudis peperit Agnetem, puellae Agnetis matrem. Otto autem dux, Dudichae filius, avi[1]) equivocus, genuit Heinricum, patrem Cuonradi caesaris, qui fuit pater huius Heinrici imperatoris. Et sic iste in quinto, puella vero Agnes in quarto genealogiae computatur loco. Ut autem evidentius haec appareant, figuram quandam facere curavimus, in qua supra memorata nec non et quaedam alia utriusque sexus nomina ad eandem parentelam pertinentia descripsimus. Hanc, si placet, regi ostendite eumque suppliter obsecrando praemonete, ut, cum ibi parentum suorum nomina invenerit eorumque pericula cognoverit, non induretur cor eius neque ad indignationem et iram, sed potius ad compunctionem et planctum commoveatur, ne (quod absit!) parentum delicta faciat esse sua. Tunc[2]) enim culpa eorum simul et culpae vindicta in ipsum redundabit, si eos in malo imitatus fuerit. Pro his enim, qui parentum vitia sequuntur, terribiliter et veridice Dominus minatur, quod reddat iniquitatem patrum filiis ac nepotibus in tertiam et quartam generationem. Rogate ergo et iterum atque iterum opportune importune eum commonete, ut hanc nimis metuendam sententiam semper in mente habeat ac tantum incurrere periculum vigilanter caveat. Verum non modo animae, sed etiam corporis ei in hac re metuenda est ultio, quia pro certo creditur, generationem ex illicita copulatione venientem diu non posse foeliciter succrescere. Hoc sane quam verum sit, liquido potest agnoscere, si

1) aut Handschrift. Die Correctur ist von Büdinger.
2) Hunc Handschrift. Hinc Glosse. Tunc ist Vermuthung Wattenbachs.

de eius nobilissima olimque amplissima parentela quam pauci supersint, prudenter voluerit attendere.

Audiat praeterea et diligenter per vos intelligat, quia, etsi omnibus cavenda est infamia, regiae tamen maiestati eo attentius est vitanda, quo omnibus sublimius apparet exaltata. Nam sicut civitas supra montem posita Domino testante non potest abscondi et sicut lucerna super candelabrum levata omnibus lucet, qui in domo sunt, sic regis sive bona fama sive infamia latere non potest plurimos intra et extra regnum suum degentes. Et quod gravius est ita sunt mores hominum, ut ignominiosa fama celerius crescat latiusque in dies diffundatur et, accrescentibus alis[3]), per ora multorum volitans semper augeatur, honestus vero rumor tardius strictiusque currat, multosque sui infamatores, paucos vero imitatores reperiens, cito minoretur et deficiat. Si ergo voluntatem suam canonicis sanctionibus (quod absit!) praeponens, hoc, quod coeptum est, perficere non timuerit, o quanti, qui eius metu coerceri, ne tale quid auderent, poterant, ipsius exemplo exhilarati audaciamque sumentes, similia multoque deteriora facient, et si ab aliquo commoneri aut argui coeperint, protinus hoc regiae celsitudinis factum in defensionem suorum malorum assument! Pro certo autem credimus, quia quotquot, quos iuvare ad salutem posset, suo exemplo peccare ac per hoc perire fecerit, eorum et culpa et poena in ipsum redundabit. Legat, si placeat, vel coram se legi faciat, quid de Jeroboam rege scriptura sancta dicat, et inveniet, crebrius commemorari, quod alios peccare fecerit, quam quod ipse peccaverit. De omnibus enim regibus, ipsum imitantibus, legitur, quia non recesserint a peccatis Jeroboam filii Nabat, et non additur, „qui peccavit", sed signanter dicitur: „qui peccare fecit Israel", ut patenter intelligamus, quam gravissime Dei indignationem incurramus, quotiens nostro malo exemplo alios ad peccandum provocamus. Attendat ergo generositas domni regis et diligenter recogitet, quam multiplex ei immineat periculum, si, quod cogitat, contra canones peregerit malum. Quod si pro timore et amore Dei propriam voluntatem a se reiecerit, si praedecessores suos in illicitis sequi noluerit, si iusticiae ac pietatis amator exstiterit, si inter regalem excellentiam et prosperos successus se pro humilitate tenuerit, si Dei potius quam suam gloriam quaesierit, si denique non modo se ipsum, sed et alios a vitiis reprimere et ad virtutes excitare strenue curaverit — si, inquam, in talibus exercitiis fine tenus vigilanter perseveraverit, profecto non modo parentum aliorumve hominum peccatis[4]) astrictus non tenebitur, verum etiam, Dei gratia se praeeunte ac subsequente, in hac vita et in futura cum Christo regnare merebitur. Sicut namque de malis filiis terribiliter scriptum est, quod peccata patrum ipsis reddantur, sic de bonis misericorditer dictum est, quia filius non portet iniquitatem patris. Iosias rex, ex flagitiosis parentibus natus, cum scelera eorum cognovisset et, libro divinae legis reperto, quanta sibi et populo vindicta immineret, ex ipsi libro addisceret, quia doluit, quia amare flevit, quia ad indicium interni doloris, ut tunc mos erat, vestimenta sua scidit, quia denique, paterna mala derelinquens Dominumque toto corde quaerens, ei studiose servire et alios ad placandam divinam animadversionem commonere curaverit, non solum ei praedecessorum suorum culpa non obfuit, sed etiam divinam con-

3) alis Handschrift. 4) Fehlt in der Handschrift.

solationem hoc modo audire promeruit: „Haec dicit Dominus Deus Israel. Pro eo, quod audisti verba voluminis et perterritum est cor tuum et humiliatus es coram Domino, auditis sermonibus contra locum istum et habitatores eius, quod videlicet fierent in stuporem et in maledictum, et scidisti vestimenta tua et flevisti coram me et ego te audivi, ait Dominus: idcirco colligam te ad patres tuos, et colligeris ad sepulchrum tuum in pace, ut non videant oculi tui omnia mala, quae inducturus sum super locum istum." Haec de Iosia rege inserere placuit, ut domnus rex, a vobis commonitus, illum imitari studeat et, cum figuram, quam fecimus, in manus sumens nomina parentum suorum inibi adnotata perspexerit, et pro his et pro se timeat, Deique indignationem in se et in populum sibi subditum provocare cavens, contra decreta canonum non faciat, sed Dei voluntatem suae praeponens in omnibus ei placere conetur, quatinus et nunc et semper cum illo gaudere mereatur.

Memini praeterea dudum, cum pater eius filiam suam regi Francorum desponsare vellet et hoc contra fas, sicut in praedicta figura cognosci potest, agere disponeret, multos fuisse, qui imperatoris maiestati placere volentes tales nuptias bene et utiliter fieri posse persuadere contenderent, eo quod per ipsas duo regna in magnam pacem confoederari vel in unum redigi sperarent. Sed et nunc tales non deesse credo, qui similiter adulantes et regiam laudem affectantes eadem dicant et, dum terreno principi placere desiderant, falsitatem proferre ac per hoc Domino displicere parvipendant, non attendentes aut parum metuentes, quod scriptum est: „Quoniam dissipabit ossa eorum, qui hominibus placent." Horum ergo, qui per transgressionem divinae legis promittunt sibi et aliis pacem, venenosam sententiam libet refellere et, quam sit veritati contraria, ostendere. Constat et indubitanter verum est, canonicam auctoritatem Dei esse legem. Qui ergo contra canones facit, contra legem Dei facit: qui autem contra legem Dei facit, impietatem facit, ac per hoc impius est. Scriptum est autem: „Non est pax impiis, dicit Dominus." Ex his igitur colligitur, praevaricatoribus canonum veram non esse pacem. Veram autem ideo diximus, quia et falsam esse pacem non ignoramus. Habent namque reprobi et transgressores pacem, scilicet adulteri cum adulteris, homicidae cum homicidis, periuri cum periuris. Nonnumquam hi[5]) hisque similes habent inter se pacem, sed simulatam, sed deceptoriam, sed sibi et aliis perniciosam. Hanc Dominus Jhesus destruere venit et de ipsa auditoribus suis dixit: „Nolite putare, quod venerim pacem mittere in terram. Non veni pacem mittere, sed gladium." Ceterum eam, quam mundus dare non potest pacem et de qua Dominus discipulis ait: „Pacem meam relinquo vobis, pacem meam do vobis", quamque angeli annunciaverunt canentes: „Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis", non nisi boni et divinorum praeceptorum observatores habere queunt, psalmista testante, qui ait: „Pax multa diligentibus legem tuam, Domine, et non est illis scandalum." Ubi diligenter attendendum, quia, cum diceret *pax*, addidit *multa*, ac datur intelligi, quoniam, qui non obediunt divinae legi, etsi videntur habere pacem, non tamen habent multam pacem, sed brevem et cito mutabilem, et si quando exterius prosperari et quiescere videntur, interius variis impulsi malis semper agitantur, et dum singulis vitiis vicissim

5) Fehlt in der Handschrift.

deserviunt, multa intra se ipsos scandala incurrunt. At[6]) diligentibus legem Dei pax multa est, et non est illis scandalum, quia, etsi exterius diversis turbationum procellis inquietantur, interius tamen in verae fidei soliditate fixi, in caritate firmiter radicati, pro spe aeternae retributionis quaeque adversa tranquilla mente tolerant et cum omnibus hominibus, si fieri potest, pacem habere desiderant, ut nec ipsi pro aliquo casu scandalizari nec, unde quisquam scandalizetur, facere volunt, dumque semper ad meliora festinant, Dominum sibi et angelos conciliant, ut eorum auxilio ad aeternam pacem perveniant. Haec per excessum proferre voluimus, ut eos decipi et alios decipere monstraremus, qui dominis suis illicita facere suggerunt et sic eis firmam pacem affuturam promittunt. Quod tale est, acsi dicant: „Faciamus mala, ut veniant bona." Si ergo talem aliquem repereritis, in faciem ei viriliter resistite et, ne ei assensum praebeat, gloriosum regem nostrum exorate. Et quia constitutus dies nuptiarum iam prope est, obsecro, beatissime pater, ut regem adire et haec ei manifestare non differatis, cum et ipse hoc vos inquirere petierit et multum vobis periculum immineat, si vobis tardante tantum malum peregerit.

Festinate ergo illi hanc epistolam cum figura ostendere, eumque obnixe precamini, ne celsitudo eius parvitati meae indignetur, quod tale quid dicere vel scribere praesumpserim, nec attendat ad rusticitatem incultae locutionis, sed consideret intentionem mei cordis et cognoscat, quantam habeam sollicitudinem eius et totius regni salutis. Ex quo enim prius Aquisgrani et postea Mettis pro se orare humiliter me petiit, in oratiunculis meis ac fratrum nostrorum memoria eius non defuit. Quod parum aut nihil profuisse dolebimus, si eum in hoc malum incidere audierimus. Porro si (quod absit!) haec nos scripsisse indigne ferens irasci voluerit, noverit, quia etsi eum, ut par est, reveremur, Dominum tamen plus timere et amare debemus, et idcirco veritatem tacere non possumus. Verum convenientius esse duximus, eum ante factum humiliter commonere, quam post factum mordacius ac per hoc periculosius arguere. Haec et his similia, o venerabilis pater, prout Deus dederit, sine taedio inculcate, quia, quicquid supererogaveritis, cum bonus Samaritanus ad iudicium venerit, multipliciter restituet vobis, et si illum ab incepto revocare potueritis, mercedem a Domino recipietis. Sin autem, vos ipsum a culpa silentii liberabitis.

Praeterea plurima videmus fieri nobis[7]) admodum displicentia et emendatione indigentia, quae interim tacemus, ne regiis auribus molestiam inferamus. Unum tamen est, quod nos plurimum angit et silentii omnino impatientes facit, videlicet quod honestas regni, quae temporibus priorum imperatorum veste et habitu nec non in armis et equitatione decentissime viguerat, nostris diebus postponitur, et ignominiosa Franciscarum ineptiarum consuetudo introducitur, scilicet in tonsione barbarum, in turpissima et pudicis obtutibus execranda decurtatione ac deformitate vestium multisque aliis novitatibus, quas enumerare longum est quasque temporibus Ottonum ac Heinricorum introducere nulli fuit licitum. At nunc plurimi patrios et honestos mores parvipendunt et exterorum hominum vestes simulque mox perversitates appetunt ac per omnia his etiam similes esse cupiunt, quos hostes et insidiatores suos esse

---

6) ac Handschrift. At Verbesserung Wattenbachs. 7) vobis Handschrift.

sciunt, et quod magis dolendum est, hi tales non modo non corriguntur, verum etiam apud regem et quosdam alios principes familiariores habentur, amplioríque mercede eo quisque donatur, quo in talibus neniis promptior esse videtur. Hoc vero alii videntes eorum similes fieri non verecundantur et, quia eos impune ferre simul et munerari considerant, maiores novitatum insanias excogitare festinant. Pro his ac talibus, o beate pater, ideo quam maxime dolebimus[8]), quia cum exterioribus permutationibus simul et mores mutari et in regno aliis hactenus honestiori cedes, rapinas, periuria, traditiones et varias deceptiones paulatim accrescere videmus, et haec maiorum malorum praecurrentia indicia esse timemus. Quocirca suppliciter imploramus et per caritatem Dei vos testamur, ut per domnum regem et per quoscumque potestis his tantis malis pro posse et nosse obviare et mederi curetis. Valete.

11.

Abt Siegfried von Gorze an den Bischof Brun von Toul. Spätsommer 1043.

Verae religionis eximio propugnatori domno B[runoni] episcopo frater Sigifridus ultimus abbatum et minister Gorziensium fratrum qualescumque oratiunculas et fidele servitium. — Ex quo sublimitas vestrae nobilitatis parvitatem meam gratiae suae participem esse voluit, dilectionis vestrae calor in me ideo non tepuit, quia zelum Dei et regis iusticiam in corde vestro fervere cognovi. Praeterea relatio consanguinei et amicissimi vestri domni Adalberonis primicerii, mihi et omnibus bonis merito carissimi, ad fidelitatem vestram plurimum me provocavit, qui me et quoscunque potuit de studio vestrae bonae conversationis admodum exhilaravit. Ut autem verum fatear, unum est, quod mihi scrupulum iniecit, meque mirari ac de vestri aestimatione aliquantulum titubare fecit, scilicet quod audieram has illicitas, quas rex vult facere, nuptias vestra legatione et ordinatione esse procuratas. Quia vero non ita esse a familiaribus vestris ac nostris nuper didici, pro fidelitate vestra Deo gratias retuli. Quod si ita, ut fama vulgaverat, esset, non latet prudentiam vestram, quantum sibi periculum instaret, cum de solo consensu vel silentio non modo vobis, sed et aliis pastoribus, ad quos regis et puellae, quam ducere vult, parentelae cognitio venerit, divinae animadversionis ultio sit metuenda, si non restiterint, si canonum defensores non fuerint, et maxime si homini plus quam Deo placere voluerint, si illicitae copulationis fautores extiterint. Quocirca generositatem vestram humiliter imploramus, ut tam magno totius regni periculo viriliter obvietis et coepiscopos vestros, ut vobiscum laborent, opportune et importune commoneatis. Nunc enim declarabitur, qui pastores, qui vero mercenarii merito [habeantur]. Expendite, quaeso, quid facerent, si Neronia-

8) dolemus?

nis et Decianis temporibus fuissent, dum sibi tormenta tanta parari viderent, quicunque nunc non solum pro metu [parvi] incommodi iusticias tacent, verum etiam [regi] transitoriae gratiae affectu ad malum favent. Mementote et aliis ad memoriam reducite Ambrosium [episcopum] et imperatorem Theodosium, et episcopos quidem ad Ambrosii constantiam animate, regem vero ad Theodosii mansuetudinem et obedientiam inflectere curate. Epistolam cum figura, quaedam regiae parentelae nomina continente, domno abbati Popponi scripsi et, ut eam domno regi insinuaret, obnixe petii. Hanc si potestis acquirere, ei [1]) legere ne, precor, differatis, ut ipsa [de periculo vos commonente] celeriter succurratis et pro laudabili studio aeternam mercedem acquiratis.

12.

Kaiser Heinrich III. an den Abt Hugo von Cluny. Anfang des Jahres 1051.

Heinricus Dei gratia Romanorum imperator augustus Hugoni venerabili abbati Cluniacensi gratiam et salutem. — Visis sanctitatis tuae litteris admodum gavisi sumus. Tuas tanto libentius suscepimus, quanto ferventiori studio divinae contemplationi te inhaerere novimus. In quibus quoniam te dixisti nimium exultasse de reddita nobis sanitate, de concessa coelitus filii adoptione, grates paternitati tuae referimus, grates ex intimo corde persolvimus. Id etiam tam summopere mandamus, quam humiliter deposcimus, ut tua apud clementissimum Dominum nostrum iugiter non desit oratio pro reipublicae commodo, pro totius regni honore, pro nostra nostrorumque salute, ut divinitus nobis collata prosperitas ecclesiarum et populi totius pax possit esse et tranquillitas. Quis enim sapiens tuam orationem tuorumque non exoptet? Quis insolubili caritatis vinculo retinere non ambiat [1]), quorum oratio tanto purior, quanto ab actibus seculi remotior, tanto dignior, quanto divinis conspectibus extat propinquior. Quod autem pro longinquitate itineris negasti potuisse venire, sicut iussimus, eo ignoscimus tenore, ut in pascha ad nos Coloniam venias, si est fieri possibile, quatinus (si audemus dicere) eundem puerum, de quo ita laetatus es, de sacro fonte susciperes et spiritualis pater tuae benedictionis munere signares, sicque simul expiati fermento delictorum paschali solemnitate mereamur perfrui coelestis gloriae.

---

1) etiam?

1) ambiget d'Achery.

13.

Die Kaiserin Agnes an den Abt Hugo von Cluny. October 1056.

Dilectissimo patri et omni acceptione digno Hugoni abbati [Agnes] [1]), quaequae modo Deo iubente sit, salutem et devotum obsequium. — Quia in luctum versa est cithara mea, pro gaudio gemitum, pro exultatione, quam litterae vestrae fecerant, refero lamentabilem planctum. Cor tamen moerore tabidum refugit ex toto referre. Quapropter et quia velox fama malorum, ut credo, meum vobis dolorem nuntiavit, precor, ut dominum meum, quem diutius in carne servare noluistis, saltem orando cum vestro conventu defunctum Deo commendetis, filiumque vestrum diu sibi heredem fore ac Deo dignum obtineatis, et turbas, si quae contra eum in vestris vicinis partibus regni sui orientur, etiam consilio sedare studeatis. Vale, pater.

B.

Urkunde Konrads für die Ministerialen in Weissenburg. 20. Mai 1029.

In nomine sanctae et individuae trinitatis. Cuonradus divina favente clementia Romanorum imperator augustus. Omnium Dei nostrique fidelium, presentium scilicet ac futurorum, universitati notum esse volumus, qualiter nos interventu ac peticione dilectae coniugis nostrae Giselae imperatricis augustae et amantissimae nostrae prolis Heinrici regis nec non fidelis nostri Ekkehardi comitis tradicionem Ernosti ducis suscepimus, scilicet Wizenburch cum appendiciis suis, ob honorem regni, petentibus quoque clientibus atque assentientibus, eo videlicet tenore, ut infra XIIII dies liceret eis cogitare, qualiter eidem regno apte possent contingere. Petebant itaque primum in hunc modum: Optamus et obsecramus, imperator auguste, ut iura beneficiorum nobis firmentur preceptis imperialis potestatis. Deinde pro filiis ac posteris nostris efflagitamus, ut, dum primum curiam vestram frequentare nituntur, per presentem annum propriis bonis suis vobis deserviant, nichil accipientes, excepto in prima anni festivitate pelles cum pellicio; expleto autem hoc anno accipiant iuxta iusticiam suam beneficium suum, scilicet mansos regales III; sin autem, potestatem habeant ubivis terrarum degere, nisi iusto beneficio revocentur. Denique pro filiabus nostris petimus, ne umquam cogantur in servicium pe-

---

1) Der Name fehlt bei d'Achery.

dissequarum, excepta Italica expedicione; tunc quidem proficiscantur Wizenburch feria II. ad resarciendas vestes seu quelibet necessaria usque in feriam IV.; his singulis ad servicium decrevimus dandum urnam unam medonis, dimidiam vini, V cervisiae, singulis diebus similaginem unam et subtilem panem unum et XII vocatias, modium unum de pabulo. Venationes nemoris, scilicet ferarum bestiarum, avium, piscium, apum examen, feni secationem eo iure petimus, quo a domino nostro hactenus habuimus. Hec est tradicio comitis Ernusti, pro qua recompensato sibi honore ducatum Baioaricum tradidimus. Primi servitorum eius fuerunt Rengoz de Salebach, Wizo de Wimeresheim[1]), Adelger de Curte. Igitur, ut hec nostra auctoritas stabilis et inconvulsa omni permaneat evo, hanc cartam inde scriptam subtusque manu propria roboratam sigilli nostri impressione iussimus insigniri. Iusticia eorumdem clientum, scilicet singulorum, est, ut in Italica expedicione singuli ab imperiali tradicione accipiant X talenta et ferramenta V equorum, pelles caprarum duas et burdonem unum, oneratum duabus manticis plenis necessariorum, cum serviente trahente, alio pellente, et uterque talentum unum et caballum accipiat; domino eorum victus post Alpes transcursas de curia detur. Ubicunque rex vadat in expedicione alterius terrae, dentur clientibus V talenta et caballus absque onere et ferramenta V equorum et duae pelles caprarum.

Oudalricus cancellarius vice Arbonis archicappellani recognovi. Data XIII. Kal. Iunii indictione XII. anno ab incarnacione dominica MXXVIIII. anno vero regni domni Cuonradi V. imperii autem III. Actum Tungirde.

C.

Aus der Königsberger Weltchronik.

Henricus dux Bavarie suscepit inperium anno domini MII., octogesimus quartus ab Augusto, et regnavit XXIII annis. Huic desponsata fuit sancta Cunegundis; ipsi tamen usque ad obitum inpolluti permanserunt, quos tamen dyabolus molestare volens egit[1]), ut Caesar ipsam consilio cuiusdam ducis de adulterio incusaret. Que cum se innocentem ostendere vellet, advenientibus multis episcopis positi sunt VII vomeres igniti, ut super ipsos domina ambularet; que elevatis manibus dixit: „Domine Deus, tu nosti solus innocenciam meam, libera me ab hac tribulacione, sicut liberasti Susannam ab iniusta persecucione." Hiis dictis calcavit vomeres et secura facta est. Hoc viso rex ad pedes eius procidit et cuncti proceres. Rex Stephanus de Ungaria accepit sororem regis

---

1) Jetzt Weimersheim, Dorf unweit Weißenburg, wo noch Spuren des Schlosses des Geschlechts von Weimersheim. Zwei Meilen von Weißenburg liegt das Dorf Burg-Salach und wahrscheinlich ist Salebach aus Salebach verschrieben. Mittheilung des Herrn Dr. W. Vogt in Regensburg. 1) egit fehlt in der Königsberger Handschrift.



Henrici, nomine [2]) Gislam, unde idem rex christianus effectus est et tota Ungaria. Idem rex Stephanus cepit [3]) avunculum suum regem Polonie, cogens eum cum toto régno suo fidem Christi recipere, et sic Ungaria et Polonia fidem Christi receperunt. Hic sanctus est rex Stephanus, ad cuius tumulum innumera fiunt miracula. Cesar Henricus, profectus in Galliam, in obsidione cuiusdam castri captus est, quem cum sui auro et argento vellent redimere; consequi non poterant, neque eciam castrum expugnare valebant. Tunc rex, quadam die de muro saliens, rupit [4]) nervos femoris et factus est claudicans usque ad mortem. Rex fundavit episcopatum in Babenberch in honore sancti Petri et sancti Georgii. In diebus illis Berwardus episcopus fundavit claustrum sancti Michahelis in Hildensem, cui successit sanctus Gothardus episcopus. Tunc eciam fuit sanctus Symeon de Treveris. Eodem tempore tanta erat pestilencia, ut pigeret homines sepelire mortuos. Silvestro pape successit Iohannes. Deinde alter Iohannes. Deinde Sergius. Deinde Benedictus. Iste Benedictus consecravit regem Henricum in cesarem. Item consecravit kathedralem ecclesiam in Babenberch. Rudolfus rex Burgundie misit regnum suum Henrico cesari. Post hec cesar Henricus egrotare cepit in Strigonio [5]) et deductus in Babenberch misit et accersivit affines coniugis sue, representans eis virginem eorum, sicut eam susceperat. Deinde obiit rex Henricus in bona fide. In illo tempore quidam hemerita audivit magnum strepitum demonum, quibus adiurans per Deum dixit [6]), quo vellent. Responderunt: „Ad obitum cesaris Henrici.“ Vir bonus adiuravit ipsos, ut renunciarent sibi, quidquid perciperent; abeuntibus demoniis, vir bonus oravit pro anima cesaris, cogitans intra se et dicens: „Quid nos miseros manebit, cum in anima tam boni viri demones partem habere desiderant?“ Revertentes dyaboli ad heremitam, interrogati responderunt: „Cum peccata cesaris sua bona opera transponderassent et nos animam in nostram potestatem redigere vellemus, venit perustus Laurencius, proiciens calicem adeo impetuose in stateram, ut una auricula calicis frangeretur, et sic perdidimus animam.“ Quo audito anachorita, gracias Deo referens, significavit hec canonicis in Mersburch, qui invenerunt eundem calicem in una auricula concisum, sicut patet hodierna die. Hunc calicem dederat cesar Henricus sancto Laurencio in Mersburch.

Conradus de Suevia cepit gubernare inperium anno domini MXXV., octogesimus quintus ab Augusto, et regnavit XV annis. Hunc principes multum inpediverunt, quem tamen Wernerus dux Burgundie adiuvabat, promittens episcopis magnos redditus et laycis magnum feodum; tunc ceperunt primo reges Romanorum eligi per munera. Rex autem Conradus cum regnare cepisset, omnia concessa ipsis principibus abstulit, volens eciam adnichilare episcopatum in Bavenberch ex consilio Brunonis episcopi de Augusta, qui fuerat frater cesaris Henrici. Cesar Henricus apparuit quadam nocte fratri suo semirasa barba, quem cum presul interrogaret, cur hec facere presumeret, quod sic rasus esset, respondit cesar: „quod per te rasus sum, me etenim privare vis meis bonis et sanctos, quibus ea donavi.“ Et sic revocatus est episcopus a suo proposito, permansitque episcopatus in Babenberch in honore suo usque

2) nomine fehlt in der Königsb. Handschrift. 3) cepit fehlt in der Königsb. Handschrift. 4) erupit Königsb. Handschrift. 5) So beide Handschriften. 6) dixit fehlt in der Königsberger und, wie es scheint, auch in der Danziger Handschrift.

ad presentem diem. Rex Conradus fecit claustrum de castro suo Limpurch et fundavit episcopatum in Spirea, quem consumavit filius eius Henricus cesar. Rex Conradus convocavit principes ad curiam suam in Minda civitate, ubi filius eius Henricus in regem promissus est. Deinde cesar Conradus, Romam veniens, consecratus est et captivavit[7]) archiepiscopum Mediolanensem et Cremonensem et Blesensem[8]), mittens eos in exilium, quia contra inperium consilium dederant. Post hec Conradus cesar, reversus in Teutoniam, tradidit filio suo Henrico filiam Knutonis regis Dacie. Rex Knuto locavit solium suum iuxta mare, dicens mari: „Tu de meo es regno; tu[9]) michi obedire debes." Mox mare, prosiliens in gremium suum, ipsum madidavit; rex exurgens dixit: „Omnium regum dominacio falsa: Deus solus est dominus." Ipse, coronam suam super crucem ponens, deinceps vivebat feliciter. Hic est de Dacia sanctus Knuto. Cesar Conradus, in pentecoste veniens in civitatem Utrecht, sedit ibidem laureatus in magna gloria, die autem sequente obiit miserabiliter in mensa, et sepultus est in Spirea. Tunc eciam obiit sancta Kunegundis.

Henricus tercius, filius Conradi cesaris, anno domini MXL. cepit gubernare inperium, octogesimus sextus ab Augusto, et regnavit XVII annis. Eodem tempore[10]) Ungari Petrum regem suum repulerunt, ponentes ipsum in clibanum. Cesar Henricus cum valido exercitu intravit Ungariam, restituens eundem Petrum in regnum suum cum magnis laboribus, et sic Ungari subiciebantur Romano inperio. Iohanni pape successit Benedictus, quo defuncto tres pape Rome eliguntur, unde multa crevit turbacio. Interea cesar Henricus duxit uxorem, nomine Agnetem, et celebratis nupciis in Engelheim, rex cum sponsa sua Romam peciit, cui obvius fuit unus papa in Longobardia, secundus inter montes Parthos, tercius in Tuscania. Rex, Romam veniens, hos III papas destituit in concilio, mittensque in exilium constituit papam de Babenberch episcopum Swidegerum, qui vocatus est Clemens, per quem rex Henricus inperator consecratus est et sponsa sua inperatrix. Clementi successit Silvester. Post hec Gregorius. Post hec Clemens*). Fuit interea quidam architectus, habens iuvenem puerum; laborante autem architecto in opere suo, puer ludens in modum litterarum hastulas composuit hoc modo: „Dominabor a mari usque ad mare." Adveniens igitur quidam presbiter legit, quod puer composuerat ex hastulis, et cognoscens, hunc puerum futurum esse papam, dixit patri suo architecto; pater vero puerum erudiri fecit. Cum igitur puer crevisset, pervenit ad curiam cesaris et dilectus est a notariis. Porro filius cesaris Henricus scolari multa intulit incomoda, ludens cum eo indecenter, quoniam cor eius pronoscitabat, quod sibi de hoc scolare affuturum esset. Cesar in iocum concitatus est ex ludo duorum. Inperatrix vero, dolens pro eo, increpabat filium suum. Inperator quadam nocte vidit in sompnis filium suum sedere ad mensam et scolari Hildebrando — sic enim vocabatur — duo crescere cornua usque in celum, cum quibus scolaris, elevans filium suum, ipsum in lutum deiecit. Hoc sompnium cesar uxori sue narravit, que interpretata est hoc modo, quod idem clericus papa fieret et filium suum a regno destiturus esset.

---

7) et captivavit fehlt in der Königsb. Handschrift. 8) i. e. Placentinum. 9) tu fehlt in der Königsb. Handschrift. 10) tempore fehlt in der Königsb. Handschrift.

*) Dieses störende Stück des Papstkatalogs findet sich in der Repgowschen Chronik an anderer Stelle.

Cesar, captivans eundem scolarem, in Hamerstein incarcerari fecit, putans, quod voluntatem Dei retractare posset. Inperatrix inproperabat cesari, quod propter sompnia scolarem vellet perimere. Transacto anno cesar scolarem emisit de carcere, qui factus monachus cum abate suo Romam profectus est et dilectus in curia novissime papatum adeptus est. Hic est septimus Gregorius, qui primus contra voluntatem cesaris papa effectus est. Tandem cesarem Henricum excommunicavit. Clementi pape successit Damasus, qui fuerat patriarcha Aquilegie, Poppo vocatus. Deinde factus est papa Bruno Tulnensis episcopus, genere Alemanicus, et vocatus est Leo; hic devotus extitit et sompniavit quadam nocte, quod sanctus Petrus V sibi daret calices coram suo altari Rome, nam ipse V annis papatum tenuit. Iste papa hospitavit quendam leprosum, nocte reponens eum lecto suo cum summa diligencia. Mane facto, virum in lecto non invenit; gavisus est, quod Christum suo hospicio receperat. Iste composuit cantum de sancto Gregorio et de sancto Gorgoneo [11]) et sancto Cyriaco. Hic, veniens in Teuthoniam, fecit concilium in Maguncia, presente cesare Henrico. Post hec Leo papa pervenit cum cesare in Ratisponam; idem canonizans transtulit corpus sancti Wolfgangi ibidem et invenit ibi reliquias sancti Dyonisii; papa et cesar in nativitate Domini permanserunt Wurmacia, coram quibus episcopus Maguncie missam celebravit. Post hec papa Romam reversus est, et cum magno exercitu intravit [12]) Apuliam contra hos de Normannia, qui sibi Siciliam et Apuliam usurpaverant; papa cum suis fugere cepit et postea subito exspiravit. Huic successit Gebehardus episcopus de Einstete [13]) et vocatus est Victor. In diebus illis multi principes mortui sunt, et facta est fames valida et alie tribulaciones multe. Gentiles Slavi multos christianos interfecerunt, unde dolens cesar Henricus omnia restituit, que quibuspiam abstulerat. Preterea filium suum iuvenem Henricum regem fecit, committens eum pape et cunctis principibus. Postea mortuus est cesar Henricus in bona fide, cuius pars corporis sepulta est in Goslaria et pars in Spirea. Inperatrix Agnes gubernabat inperium cum filio suo iuvene Henrico, cui Annas Coloniensis episcopus consilio principum puerum abstulit, removens ipsam a regno, unde multa orta est tribulacio, nam claustra desolata sunt, clerus oppressus, nec aliquis iusticiam consequi valebat. Eodem tempore Rome cuiusdam gygantis cordus, Pallantis nomine, — — more suo iacet hic *).

---

11) et de s. Gorgoneo fehlt in der Königsb. Handschrift. 12) in Königsb. Handschrift.
13) So beide Handschriften statt Eichstete.
*) Der letzte Abschnitt von Eodem tempore an ist wörtlich aus Martinus Polonus.

Nachträge.

Seite 70, Zeile 31 lies **Daß** statt: Das

Seite 71, Zeile 21 lies 1004 statt 1005. Auf derselben Seite sind Z. 24 bis 29 die Worte: „Damals vielleicht — Vermessenheit halten“ zu streichen. Man vergleiche den Excurs über die Friedenseinigungen. S. 686 Anm. 1. Erst nachdem ich diesen Excurs niedergeschrieben hatte, sind mir die Schrift von R. Goecke: Die Anfänge der Landfriedensaufrichtungen in Deutschland (Düsseldorf 1875) und die denselben Gegenstand betreffenden Ausführungen in Waitz's Deutscher Verfassungsgeschichte Bd. VI. S. 424 ff. bekannt geworden. Goecke polemisirt vielfach gegen meine Ansichten, tritt aber trotzdem in der Auslegung der Stellen bei Adalbold c. 42 und Thietmar VI. c. 39 mir näher, als Usinger und Papst, und führt, so sehr er die Bedeutung jener Stellen abzuschwächen sucht, dennoch die ersten Anfänge der beschworenen Landfrieden auf Heinrich II. zurück. Noch mehr stimme ich in den wesentlichsten Punkten mit Waitz überein, wenn wir auch in der Auffassung mehrerer die Untersuchung betreffenden Quellenstellen differiren. Waitz stellt die Beurkundung der Landfrieden für die erste Hälfte des elften Jahrhunderts nicht bestimmt in Abrede, hält dagegen die Beziehung des Wortes Lex auf Landfriedensurkunden dieser Zeit für unstatthaft. Vielleicht findet sich später Gelegenheit, auf einzelne noch streitige Punkte zurückzukommen; jetzt wäre ein Excurs zum Excurs unzeitig.

Seite 289, Zeile 7 lies **Hermann IV.** statt: Hermann II.

Zu Seite 641, Zeile 26. Waitz bestreitet (Verfassungsgeschichte Bd. VI. S. 2 Anm. 4), daß die in den M. G. Legg. II. S. 38** abgedruckten Capitula K. Konrad III. beizulegen seien, und giebt als Grund hierfür an, daß dieser König gar nicht in Italien gewesen sei. Aber Konrad III. war zur Zeit der staufenschen Kämpfe gegen Lothar in Italien und übte dort als gekröntes Haupt königliche Rechte. Gerade in diese Zeit habe ich die bezeichneten lehnsrechtlichen Bestimmungen, die Konrad II. nicht angehören können, gleich Anderen verlegt, und es wird daran festzuhalten sein, so lange nicht triftige Gegengründe bestehen.

Register

zur

Geschichte der deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm v. Giesebrecht.

Zweiter Band.

Vorbemerkung.

Das Register zum zweiten Bande ist ganz in derselben Weise angelegt, wie das zum ersten. Es bezieht sich nur auf den Text; die Verweisungen bei den einzelnen Reichen, Bisthümern u. s. w. auf die Könige, Bischöfe u. s. w. gehen allein auf die in dem Bande selbst genannten Personen; die in Klammern eingeschlossenen Zahlen betreffen die dritte Auflage. Dieses Register ist von Herrn Martin Mayr, Practicanten beim hiesigen Reichsarchiv, bearbeitet und vom Unterzeichneten revidirt worden.

München, 1. August 1875.

W. v. Giesebrecht.

Register.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 00699 5784





